ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

BAND XXXX
JAHRGANG 1909

Nach der Natur gezeichnet von E.T. Compton

Mezzotinto Bruckmann

AIGUILLE NOIRE DE PÉTÉRET VOM VENITALE AUS

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

REDIGIERT VON HEINRICH HESS

BAND XXXX

JAHRGANG 1909

MÜNCHEN 1909 :: VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

HERGESTELLT DURCH F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN

:: IN KOMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER J. LINDAUERSCHEN BUCHHANDLUNG (SCHÖPPING) IN MÜNCHEN ::

UB INNSBRUCK
+C2460300X

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten

Buchdruck, Mezzotinto- und Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. in München. Papier für Text- und Lichtdruck von der Gustav Schaeuffelenschen Papierfabrik in Heilbronn a. N. Kunstdruckpapier von Karl Scheufelen in Oberlenningen-Teck. – Kartenbeilagen von G. Freytag & Berndt in Wien

INHALTS-VERZEICHNIS

Seite

1. *Eugen Oberhummer:* Die ältesten Karten der Westalpen 1
2. *H. Steinitzer:* Menschen und Berge (in China) 21
3. *Henry Hoek:* Zehn Winter mit Schiern in den Bergen 51
4. *Ludwig Hanisch:* Eine Besteigung des Vulkans Tupungatito 97
5. *Aemilius Hacker und Dr. Günther Freiherr von Saar:* Die Berge um die Klaas-Billen-Bay 109
6. *Hans Pfann:* Eine Ersteigung des Täschhorns über den Teufelsgrat 136
7. *Dr. Karl Blodig:* Aus der Firnwelt des Montblanc 145
8. *Dr. Julius Mayr:* Am Fuße des Monte Baldo 177
9. *Dr. Hanns Schueller:* Die Heiterwand 190
10. *Hanns Barth:* „Hoch vom Dachstein an ..." 199
11. *H. Cranz:* Die Jamtalgruppe 213
12. *Frido Kordon:* Bergwanderungen in der Ankogelgruppe 238
13. *Gau Karawanken:* Aus den Karawanken 271
14. *J. Aichinger:* Die Julischen Alpen 291
15. *Johannes Emmer:* Beiträge zur Geschichte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1895—1909 319

VOLLBILDER

Seite

1 *Aiguille noire de Pétéret vom Venitale aus.* Zeichnung von E. T. Compton. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G. ..... Titelbid

2. *a) Die Schweiz (rechte Hälfte) in der Strassburger Ptolemaeusausgabe 1513* ..... } Strichätzungen 8
   b) Älteste Karte der Schweiz von K. Türst (1496) ..... }
   c) Die Schweiz (linke Hälfte) nach Tschudi bei Ortelius (1570) }
3. *Pizzo Pettano aus dem Pioratale.* Aufnahme von H. Hoek. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. 56
4. *Aufstieg zum Dossensattel.* Aufnahme von H. Hoek. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 72
5. *Schwimmendes Gletschereis.* Aufnahme von Aemilius Hacker. Autotypie von C Angerer & Göschl 120

Seite

6. *Mitternacht auf dem Klaas-Billen-Peak.* Aufnahme von Aemilius Hacker. Autotypie von C. Angerer & Göschl 128
7. *Täschhorn (mit dem Teufelsgrat).* Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 136
8. *Aiguille des Glaciers von der Aiguille de Béranger.* Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 152
9. *Aiguille de Trélatête und Tête Carrée mit Rifugio Quintino Sella.* Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 156
10. *Rochers du Montblanc gegen den Mont Brouillard.* Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 160
11. *Heiterwand von der Hinteren Tarrenton-Alm.* Aufnahme von Dr. L. L. Kleintjes. Autotypie von C. Angerer & Göschl 192
12. *Die Südwand des Dachsteinstocks.* Aufnahme von Joseph Netzuda. Autotypie von C. Angerer & Göschl 200
13. *Dachstein-Südwand von der Bachlalm.* Aufnahme von Karl Sandtner. Autotypie von C. Angerer & Göschl 208
14. *Jamtal-Hütte mit Jamtalferner.* Aufnahme von Dr. F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 216
15. *Hinterer Satzgrat vom Breiten Wasser.* Aufnahme von Dr. F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 224
16. *Fluchthorn von der Jamtalfernerspitze.* Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 232
17. *Groß-Elendgletscher mit Osnabrücker Hütte.* Aufnahme von M. H. Mayr. Autotypie von C. Angerer & Göschl 248
18. *Hochalmspitze und Säuleck von der Maresenspitze.* Aufnahme von M. H. Mayr. Autotypie von C. Angerer & Göschl 256
19. *Absturz des Hochalmkeeses mit der Preimelspitze.* Aufnahme von M. H. Mayr. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 264
20. *Hochstuhl vom Kossiak.* Aufnahme von Bruno Heß. Autotypie von C. Angerer & Göschl 274
21. *Vertatscha von der Stinze.* Aufnahme von Bruno Heß. Autotypie von C. Angerer & Göschl 282
22. *Der Triglav von der Sadnizaalpe.* Aufnahme von Dr. F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 290
23. *Der Triglav mit dem Deschmann-Haus.* Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 298
24. *Suhiplaz vom Pischenzatal.* Aufnahme von Bruno Hess. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 304

BILDER IM TEXTE

Seite

1. Aus der Weltkarte des Fra Mauro 1457 2
2. Schweiz und Tirol nach Cusanus bezw. Henr. Martellus (15. Jahrh.) 3
3. Die Westalpen nach Martellus in einer Florentiner Handschrift (15. Jahrh.) 5
4. Die Schweiz nach Seb. Münster 1544 9
5. Wallis nach Seb. Münster 1545. .. 10
6. Der Genfersee nach Seb. Münster 1550 10
7. Die Westalpen nach G. Mercator 1589 12
8. Piemont nach G. A. Magini 1620 .. 14
9. Umgebung des Montblanc nach Tom. Borgonio 1680 15
10. Der Montblanc nach M. A. Pictet 1786 16
11. Das Berner Oberland nach der Karte von Th. Schöpf 1577 17
12. Aus der Schweizerkarte von J. J. Scheuchzer 1712 19
13. Das Berner Oberland nach Rougemont 1766 und Clermont 1778 .. 20
14. Feldberg im Schwarzwald. Aufnahme von Henry Hoek 65
15. Brugnasco ob Airolo. Aufnahme von Henry Hoek 65
16. Am Saß Songher. Aufnahme von Henry Hoek 66
17. Rotenbachkopf in den Vogesen. Aufnahme von Henry Hoek 66
18. Blick auf die Sellagruppe von Colfuschg. Aufnahme von Henry Hoek 67
19. Beshö und Besvand in Norwegen. Aufnahme von Henry Hoek 67
20. Pletzeralpe bei Kitzbühel. Aufnahme von Henry Hoek 68
21. Langkofel, Fünffingerspitze, Grohmannspitze vom Pordoijoch. Aufnahme von Henry Hoek 68

Seite

22. Östliches Jotunheimen. Kartenskizze von R. Schilling 79
23. Berge um die Klaas-Billen-Bay. Kartenskizze 111
24. Terrier. Aufnahme von Aemilius Hacker 117
25. Weißwand mit Nordenskiöldgletscher-Abbruch. Aufnahme von Aemilius Hacker 117
26. Gletschertümpel und Klaas-Billen-Spitze. Aufnahme von Aemilius Hacker 118
27. Auf dem Vorgipfel gegen Klaas-Billen-Peak im Mitternachtssonnenschein. Aufnahme von Aemilius Hacker 118
28. Blick vom Klaas-Billen-Peak gegen Südwesten. Aufnahme von Aemilius Hacker 119
29. Schwarzwandmassiv von den Gänse-Inseln. Aufnahme von Aemilius Hacker 119
30. Johannisberg. Aufnahme von Aemilius Hacker 120
31. Arktisches Idyll. Aufnahme von Aemilius Hacker 120
32. Heiterwand von Süden. Zeichnung von R. Platz nach der Aufnahme von Dr. L. L. Kleintjes 195
33. Einstieg zur Torstein-Südwand. Aufnahme von Joseph Netzuda 209
34. Dachstein, Mitterspitze und Torstein vom Weg zur Adamek-Hütte. Aufnahme von Joseph Netzuda . 209
35. Torstein-Südwand (Rasenterrasse). Aufnahme von Joseph Netzuda . 210
36. Adamek-Hütte gegen Bischofsmütze Aufnahme von Joseph Netzuda . 210
37. Torstein-Südwand (Hangelstelle). Aufnahme von Joseph Netzuda . 211

Seite

38. Austria-Hütte gegen den Torstein. Aufnahme von Joseph Netzuda. 211
39. Torstein-Südwand (Einstieg in die Gratrinne). Aufnahme von Joseph Netzuda 212
40. Bachleralm gegen die Schwadering. Aufnahme von Joseph Netzuda. 212
41. Fluchthorn und Heidelbergerspitze vom Piz davo Sasse. Aufnahme von Dr. W. Paulcke 221
42. Dreiländerspitze von der Jamtalfernerspitze. Aufnahme von Dr. F. Benesch 221
43. Fluchthorn und Augstenbergstock vom Hinteren Satzgrat. Aufnahme von H. Cranz 222
44. Dreiländerspitze, Tirolerkopf vom Hinteren Satzgrat. Aufnahme von H. Cranz 222
45. Gemsspitze und Jamtalfernerspitze vom Hinteren Satzgrat. Aufnahme von H. Cranz 223
46. Rauherkopf und Totenfeld vom Hinteren Satzgrat. Aufnahme von H. Cranz 223
47. Fluchthorn und Zahnspitze von der Krone. Aufnahme v. Dr. W. Paulcke 224
48. Paulcketurm von Südosten. Aufnahme von Dr. W. Paulcke 224

Seite

49. Schema für die trigonometrische Berechnung von Karten. Zeichnung von E. Haug 237
50. Vertatscha und Hochstuhl vom Wainasch. Aufnahme von Bruno Heß 273
51. Vertatscha vom Hochstuhl-Ostanstieg. Aufnahme von Bruno Heß 273
52. Bielschitza und Bielschitzasattel. Aufnahme von Bruno Heß 274
53. Wainaschgipfel. Aufnahme von Bruno Heß 274
54. Koschuta von Norden. Zeichnung von Leopold Kainradl 289
55. Triglav vom Razor. Aufnahme von Bruno Heß 307
56. Urataweg. Zeichnung von E. T. Compton 307
57. Suhiplaz von Razor. Aufnahme von Bruno Heß 308
58. Razor vom Konsul-Vetter-Weg. Aufnahme von Dr. F. Benesch 308
59. Dr. Alexander Rigler. Naturaufnahme 323
60. Wilhelm von Burkhard. Naturaufnahme 325
61. Dr. Karl Ipsen. Naturaufnahme ... 327
62. Otto von Pfister. Naturaufnahme. 332

BEILAGEN

1. *Karte der Ankogel-Hochalmspitzgruppe.* Maßstab 1 : 50000. Bearbeitet von L. Aegerter. Druck von G. Freytag & Berndt, Wien.
2. *Karte der Umgebung der Jamtalhütte.* Maßstab 1 : 25000. Bearbeitet von E. Haug. Druck von G. Freytag & Berndt, Wien.

DIE ÄLTESTEN KARTEN DER WEST-ALPEN. VON EUGEN OBERHUMMER

MIT 16 ABBILDUNGEN

Wie der vor zwei Jahren an dieser Stelle erschienene Aufsatz über die ältesten Karten der Ostalpen[1]) sollen auch die folgenden Darlegungen und hauptsächlich die beigegebenen Abbildungen eine Ergänzung liefern zu meiner früheren Studie über die Entstehung der Alpenkarten,[2]) in welcher der Versuch gemacht wurde, die Darstellung der Alpen von den ersten Ansätzen im klassischen Altertum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts übersichtlich zu verfolgen. Der hier eingehaltene Rahmen ist ein wesentlich engerer. Nur die Westhälfte der Alpen von dem Zeitpunkt an, wo sie kartographisch einigermaßen selbständig in die Erscheinung tritt, d. i. am Ausgang des Mittelalters, bis zu den für das 18. Jahrhundert maßgebenden Karten soll hier an der Hand von solchen Originalen herangezogen werden, welche mir damals noch nicht oder nur in ungenügenden Nachbildungen vorlagen.

Ich beginne mit jener großen Weltkarte, welche in ihrer Art den Abschluß des mittelalterlichen Wissens von der Erde darstellt und gewiß auch vielen Lesern dieser Zeitschrift im Original bekannt ist, der Weltkarte des Fra Mauro im Dogenpalast zu Venedig vom Jahre 1457. Wenn ich bei meiner früheren Besprechung dieser Karte[3]) mich auf eine ungenügende Reproduktion stützen mußte, die nur in allgemeinen Umrissen den Charakter derselben erkennen ließ, so bin ich diesmal in der Lage, nach dem einzigen Faksimile, das den Inhalt derselben zwar nicht photographisch getreu, aber doch sachlich vollständig wiedergibt, hier den die Alpen betreffenden Ausschnitt mitzuteilen (Abb. 1). Diese Reproduktion in Originalgröße befindet sich in dem 1842—53 von Marquis de Santarem herausgegebenen „Atlas de mappemondes", ist jedoch nur in wenigen Exemplaren dieses seltenen und meist unvollständigen Werkes enthalten. Für die Überlassung der Vorlage bin ich ebenso wie bei mehreren der folgenden Abbildungen der k. k. Hofbibliothek in Wien zu Dank verpflichtet. Zum Verständnis des hier gegebenen Ausschnittes sei bemerkt, daß die Karte, wie so viele andere aus jener Zeit, nach Süden orientiert ist, hier also das Adriatische Meer oben und die Donau unten erscheint. Die Alpen sind durch perspektivisch gezeichnete Bergmassen dargestellt, die zwar nicht überall zusammenhängen, aber in ihrer Gesamtheit deutlich einen von Süden nach Nordost gerichteten Bogen darstellen. Bemerkenswert ist der Ansatz des Apennin, dessen Selbständigkeit als Gebirgszug ebenso deutlich hervortritt wie sein Verwachsen mit dem Alpenbogen. An seinem Fuße liegt die Stadt *zenoa* (venezianische Aussprache für Genova). Von einzelnen Bergen der Westalpen tritt besonders der Monte Viso *(Monte vixo)* hervor. Wohl zum ersten Male auf einer Karte erscheint der erst seit dem 13. Jahrhundert gangbare St. Gotthard *(S. gotardo)*, daneben ein isolierter Berg, welcher hier nach der jenseits gelegenen Ortschaft Brieg *(briga)* genannt und als Ursprung des Rheins bezeichnet ist *(ren nasce dal monte briga etc.)*. Kaum erkennbar ist die Erweiterung der Rhone zum

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1907, S. 1—14.
[2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 21—45.
[3]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 30 f.

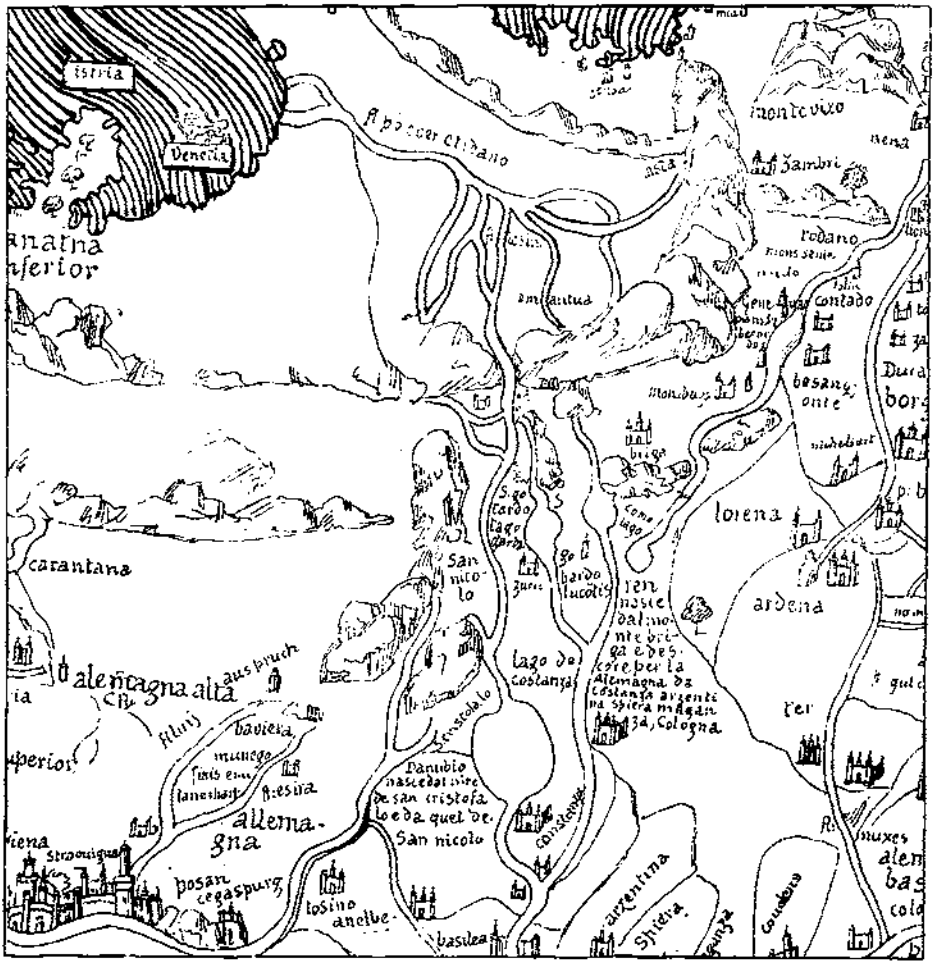


Abb. 1. Aus der Weltkarte des Fra Mauro 1457

Genfersee, deutlich jene des Rheins zum Bodensee *(lago de costanza)*. Die aus zwei Quellbächen entspringende Donau verfolgen wir auf dem Ausschnitt bis zu den dicht nebeneinander stehenden Stadtvignetten von Regensburg *(regaspurg)*, Passau *(posan)* und Wien *(Viena)*; von ihren Zuflüssen aus Bayern *(baviera)* ist die an München *(munego)* vorbeifließende Isar *(fl. esira)* besonders benannt, während der namenlose Inn uns nach *auspruch* (Wiedergabe wohl ungetreu) hinaufführt. Manche Namen bedürfen offenbar der Berichtigung nach dem Original oder einer wirklich faksimile-treuen Reproduktion, welche vorläufig noch ein Desideratum ist.

An die Weltkarte des Fra Mauro, die am Ende mittelalterlicher Kartographie steht, reihe ich wie in meinem ersten Aufsatz[1]) eine der ersten Landkarten, mit denen unter dem Einfluß des Ptolemäus das moderne Zeitalter des Kartenentwurfs einsetzt, die Karte von Deutschland oder richtiger Mitteleuropa von Nicolaus

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 31 f.

Cusanus († 1464). Bis vor zwei Jahrzehnten gänzlich verschollen, ist sie zuerst durch A. E. Nordenskiöld und S. Ruge (1891) nach einem Kupferdruck im Britischen Museum von 1491 wieder ans Licht gezogen worden. Aber dieser lange nach des Cusanus Tode ausgeführte Stich, von dem inzwischen mehrere Abdrücke, darunter der beste in der k. Armeebibliothek in München, bekannt geworden sind, gibt, wie wir jetzt wissen, nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von der Originalkarte, die ungleich größer, reichhaltiger und schöner ausgeführt gewesen sein muß als die 1491 angefertigte Reduktion. Dem unermüdlichen Spürsinn Franz v. Wiesers ist es gelungen, in einer Ptolemäus-Handschrift zu Florenz eine Karte desselben Typus aufzufinden, welche uns einen wesentlich besseren Begriff von dem Originalentwurf vermittelt.[1]) Wir werden in voraussichtlich nicht zu ferner Zeit durch A. Wolkenhauer, dem wir schon mehrere wertvolle Angaben über die Cusanus-Karte verdanken, eine vollständige Publikation des Materials erwarten dürfen.[2]) Inzwischen bin ich in der erfreu-

[1]) Hierüber hat F. Wieser 1905 auf der Naturforscherversammlung in Meran berichtet, s. Geogr. Zeitschr. 1905, S. 646, 711, u. Meraner Zeitung 1905, Nr. 120.

[2]) Vgl. einstweilen seinen Aufsatz „Die älteste Karte von Deutschland" in Beil. z. Allg. Zeitung 1905, Nr. 222 f, und den Vortrag „Der Nürnberger Kartograph Erhart Etzlaub" in

Abb. 2. Schweiz und Tirol nach Cusanus bezw. Henr. Martellus (15. Jahrh.)

lichen Lage, bereits hier einen Ausschnitt aus der noch nirgends publizierten Karte der Florentiner Ptolemäus-Handschrift[1]) mitteilen zu können, welche nach v. Wieser eine von Henricus Martellus Germanus gegen Ende des 15. Jahrhunderts ausgeführte Umarbeitung der Cusanus-Karte ist (Abb. 2).

An der Darstellung überrascht vor allem das in den wesentlichen Grundzügen richtig erfaßte Bild von Tirol mit den deutlich hervortretenden Haupttälern des Inn, der Etsch und des Pustertals, sowie der allerdings in der Richtung verschobenen Brennerlinie. Hierdurch kommen zum ersten Male die natürlichen Hauptgruppen des Tiroler Gebirgs, die Nördlichen Kalkalpen, der Zentralkamm, die Dolomiten und die Ortler-Adamello-Alpen als selbständige Glieder zum Ausdruck. Auch die hauptsächlichsten Ortschaften sind schon ziemlich richtig angegeben, so von Süden nach Norden *Verona, rouero* (Rovereto), *trento, s. michele, igna* (Neumarkt), *bulsano* (Bozen), *meran, clausen, brixen, bruneck, stercing, prenner* (wo auch der See angegeben ist!), *matron, ispruk, zirel, imst* usw. Viel weniger als Tirol befriedigt das Bild der Schweiz *(Swizeri)*, das um 45—90° aus der Richtung gedreht ist und scheinbar nordwestlich von Tirol zu liegen kommt. Der Oberlauf des Rheins verläuft fast West—Ost vom Ursprung *(fons reni)* über *curia, meienfelt, feltkirch* bis zum Bodensee *(lacus constantie)*, dementsprechend ist der weitere Lauf an *Constantia, Sangallen, stein, schaffhausen* vorüber fast nach Norden gerichtet und die Biegung bei Basel *(basilea)* nur schwach angedeutet. Zürich und Luzern mit den zugehörigen Seen und den Flüssen Limmat *(limac fluio)* und Reuß *(reus flio)* sind in der Reihenfolge verwechselt, doch ist die Lage von *altorff* und *rapersbeil* mit der den Zürichersee abschnürenden Halbinsel relativ richtig angegeben. Von anderen Schweizer Städten sind *berna, friberg, munster, Sedunensis* (Sitten) nur ganz ungefähr verzeichnet, während das Hochgebirge je weiter nach Westen je mehr schematischen Charakter trägt und dem Zeichner offenbar weit weniger vertraut war als die Tiroler Alpen. Bergnamen finden wir weder hier noch dort, wohl aber die nach Italien führenden Pässe Septimer *(sepner)* und Splügen *(spl.)*, wie auch die oberitalienischen Seen *lago maior, Lago di como*, der unbenannte Iseo-See und der *Lago di garda* ziemlich richtig verzeichnet sind.

Die Karte, deren Ausschnitt wir hier besprochen haben, ist eine der ersten jener modernen Landkarten, durch welche man seit dem 15. Jahrhundert den antiken Atlas des Ptolemäus zu ergänzen bemüht war. Zu den wenigen schon im 15. Jahrhundert nachweisbaren Karten dieser Art gehört auch die *Tabula moderna Galliae*, die Darstellung Frankreichs durch Martellus, welche wir ebenfalls in der erwähnten Florentiner Handschrift finden. Ich verdanke ebenso wie von der Karte Deutschlands Herrn Hofrat von Wieser in Innsbruck eine Photographie des Originals, nach welcher ich den beifolgenden Ausschnitt (Abb. 3) hier wiedergebe. Es ist die erste selbständige Darstellung der Westalpen nach der ganz schematischen Zeichnung des Ptolemäus in der Karte Galliens. Wie in der Karte Deutschlands die Schweiz aus ihrer Lage verschoben ist, um sie noch in den Rahmen des Kartenbildes zu bringen, so erscheint hier Schweiz und Tirol nach Nordwest hinüber geschoben, so daß das ganze Etschtal in Westost-Richtung zu liegen kommt und der Oberrhein *(Renus fluvius)* nach Westen zu in den Bodensee *(Lacus constancie)* fließt, also gerade umgekehrt wie auf der vorigen Karte. Derartige Verschiebungen einzelner Teile zugunsten des Gesamtbildes waren damals vielfach üblich und wurden ebensowenig als eine Entstellung empfunden wie die Verzer-

„Deutsche Geogr. Blätter" XXV, 1907, sowie Verhandlungen d. 16. deutschen Geographentages zu Nürnberg 1907, S. 139 ff.

[1]) Cod. Magliabecch. lat. Cl. XIII, Nr. 16 der Biblioteca Nazionale in Florenz.

rungen der Peutingertafel oder die bewußten, aber naiv gemeinten Fälschungen der historischen Überlieferung. Von Einzelheiten des Gebirgs sind hervorzuheben der St. Gotthard *(Mons S. Gothardi)*, die Furka *(Brige mons*, vergl. auch die Fra Mauro Karte), der Große St. Bernhard *(Mons sancti bernardi)*, das besonders auffällig gezeichnete Hospiz *(hospitale)* auf dem Mont Cenis (von Ludwig dem Frommen im 9. Jahrhundert angelegt), östlich unter demselben der italienische Ort Novalesa *(neualesa)* bei Susa (in zeitgenössischen Quellen als Novalicium erwähnt), dann südlich der Graischen Alpen *(Mons graus)* die Städte Briançon *(briason)* und Embrum *(Ambrum)*. Der Genfersee *(Lacus geneure)* ist im Süden von einer isolierten Bergmasse begrenzt, während sich nördlich desselben aus der Furkagegend die Berner Alpen als ein mächtiger Ast vom Hauptstamme des Gebirgs abzweigen.

Wir wenden uns von den ältesten Landkarten Deutschlands und Frankreichs, in denen die Alpen nur als Teil eines größeren Ganzen erscheinen, zur ältesten Spezialkarte eines Alpenlandes, der Karte der Schweiz von Konrad Türst aus Zürich (1495—97). Auch diese Karte wurde schon in meinem ersten Aufsatz besprochen und nach der Reproduktion der Züricher Handschrift zum größeren Teil abgebildet.[1]) Wenn ich hier nochmals darauf zurückkomme, so sehe ich mich

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 32 f.

Abb. 3. Die Westalpen nach Martellus in einer Florentiner Handschrift (15. Jahrh.)

dazu durch die Tatsache veranlaßt, daß die k. u. k. Hofbibliothek in Wien das erste (lateinische) Original der Schrift und Karte von Türst besitzt und durch das Entgegenkommen der Direktion es möglich war, dieses Original hier zum ersten Male zu publizieren. Über die Handschrift als solche haben bereits die Schweizer Herausgeber des lateinischen und deutschen Textes der Beschreibung von Türst, welche von einem Faksimile der deutschen Bearbeitung der Karte begleitet ist, nähere Mitteilungen gemacht.[1]) Hienach enthält die Wiener Handschrift[2]) den ursprünglichen lateinischen Text und ist zwischen 1495 und 1497 niedergeschrieben; sie war (nach der Überschrift) dem Schultheiß und Rat zu Bern gewidmet. Die deutsche Handschrift, dem Berner Altschultheißen Rudolf von Erlach zugeeignet, scheint ebenfalls von Türsts eigener Hand zu stammen und nur wenig jünger zu sein; sie blieb lange Zeit im Besitz von Erlachs Nachkommen zu Spiez und kam 1875 in Privatbesitz nach Zürich. Von der Wiener Handschrift wissen wir jetzt, daß sich dieselbe bereits 1507 in der kaiserlichen Bibliothek zu Wiener Neustadt befand, also anscheinend bald nach der Widmung an den Berner Rat durch Kaiser Maximilian I. erworben wurde. Unter Kaiser Rudolf II. kam das Buch 1577 nach Prag und von dort nach Ambras, wo wir es 1596 im Verlassenschaftsinventar Ferdinands von Tirol verzeichnet finden.[3]) Kaiser Leopold I. brachte es 1665 aus der Ambraser Sammlung nach Wien, wo es seither in der Hofbibliothek aufbewahrt wird.[4]) Wie der deutsche Text sich als eine unmittelbare Übersetzung des lateinischen darstellt, so weicht auch die deutsche Karte von dem hier zum ersten Male in (verkleinerter) Nachbildung vorliegenden Wiener Original (Abb. 5, s. Beilage) nur unwesentlich ab. Die Größe beider Karten (41 × 55 cm einschließlich der doppellinigen Umrahmung) und die ganze Situation stimmen vollständig überein, ebenso die Ausführung in Farben (Berge grün, Gewässer blau, Schrift sepiabraun). Die Orientierung ist natürlich beidemal gleicherweise nach Süden gerichtet, so daß *Norden unten, Osten zur Linken liegt.* Der Hauptunterschied besteht darin, daß in der Wiener Karte, entsprechend dem lateinischen Text der Handschrift, die Ortsnamen in lateinischer Form gegeben sind, die aber nur dort wesentlich abweicht, wo antike Überlieferung vorliegt, z. B. *Turegum* für *Zürich, Sedunum* für *Sitten,* während andere nur leicht latinisiert sind, wie *Lucerna, Berna* usw. Die kleineren Ortschaften sind auch hier meist in ihrer gewöhnlichen Namensform belassen. Die Ortsvignetten sind wenigstens ähnlich gehalten und streben offenbar, z. B. bei Konstanz, Zürich, Solothurn, Bern eine lokale Individualisierung an. Die geringen Unterschiede, welche in der Zeichnung zwischen beiden Karten bestehen, kann man leicht durch einen Vergleich der hier vorliegenden Reproduktion der Wiener Karte mit dem in dieser Zeitschrift 1901 gegebenen Ausschnitt aus der deutschen Karte der Spiezer (Züricher) Handschrift feststellen. Leider wird das Bild in Schwarzdruck dadurch undeutlich, daß die im Original durch die Farbe unterschiedene Zeichnung der Berge und Seen sich hier nicht scharf abhebt.

[1]) Conradi Türst, De Situ Confoederatorum Descriptio. Herausgegeben von G. v. W(yss) u. H. W(artmann). Quellen zur Schweizer Geschichte VI, 1884. S. 1—21 enthält den lateinischen Text d. Wiener Handschrift, S. 22—43 den deutschen Text der Spiezer (Züricher) Handschrift, S. 44—58 die Namen der Karte (des deutschen Textes), S. 59—72 Mitteilungen über beide Handschriften u. Karten. Beigegeben ist das Faksimile der deutschen Karte. Einen Nachtrag gibt E. Motta auf S. 311—333 über eine in Mailand befindliche, dem Kaiser Maximilian gewidmete Abschrift des lateinischen Textes von 1499. Vgl. auch G. Meyer v. Knonau, Die älteste schweizerische Landkarte. Jahrb. d. Schweiz. Alpenkl. 18 (1882/83), S. 328—352. „Bibliographie der Schweizer. Landeskunde" III, 18.

[2]) Cod. 567 membr. 17 fol. 4°. Kurze Beschreibung in Tabulae cod. manuscr. bibl. Pal. Vindob. I, 97.

[3]) Th. Gottlieb, Die Ambraser Handschriften I, 1900, S. 118 f.

[4]) P. Lambecius, Comment. de Aug. Biblioth. Caes. Vindob. II p. 608, 796.

Doch wird man bei genauerer Betrachtung leicht die Formen des Bodensees (links am Rande), des Züricher-, Luzerner-, Thuner-, Brienzer-, Neuenburger und Biehlersees ausnehmen können. Auch vom Genfersee ist (rechts am Rande) noch ein Zipfel sichtbar. Wer aber den vollen Eindruck des Originals gewinnen will, muß eben zu der Faksimile-Reproduktion[1]) der deutschen Karte greifen.

Manche bemerkenswerte Einzelheiten wären noch hervorzuheben; doch fehlt dazu der Raum. Nur ein Moment soll hier noch in Kürze besprochen werden, die Darstellung des Gebirgs, die natürlich nur wenig befriedigen kann. Wir müssen uns hierbei vor allem gegenwärtig halten, daß hier der erste Versuch des Entwurfs der Spezialkarte eines deutschen Landes vorliegt und es dabei in erster Linie darauf ankam, die Lage der wichtigsten Ortschaften, Flüsse, Seen usw. zu einander zum Ausdruck zu bringen. Das Gebirge als solches hatte dabei eine ganz untergeordnete Bedeutung; es ist gewissermaßen nur markiert und in lauter einzelne Berge und Berggruppen aufgelöst. Es ist nicht als ein zusammenhängendes Ganze aufgefaßt, wie das in den früher besprochenen Karten, ja schon bei Ptolemäus und in der Peutingertafel der Fall ist, wo die Darstellung eines größeren Gebiets die freilich schematische Zusammenfassung der Hauptgebirgszüge (Alpen, Apennin usw.) erforderte. Hier ist eben alles Gebirgsland, die Berge bilden den allgemeinen Hintergrund der Landschaft; aber zur Ausführung von Einzelheiten fehlen die Voraussetzungen. So finden wir denn auch nur ganz wenige Bergnamen eingezeichnet. Die Benennungen *Alpes Rhaetiae, A. Graeji, A. Leopontii, Adula* sind natürlich nur gelehrte Reminiszenz aus der antiken Literatur, aber insofern von Interesse, als sie zeigen, wie diese antiken Namen von den ersten Karten der Neuzeit an sich bis in unsere Periode fortgepflanzt haben. Sonst finden wir *Crispalt mons* (Cristallino?), *Mons Jubet* (in den Walliser Alpen) und eine Anzahl Pässe wie *furga, Mons Sümpelen, Grimsel,* wie sich überhaupt die großen Paßübergänge nach den Ortschaften gut verfolgen lassen.[2]) An Stelle des *Mons Jovis* unserer Karte liest man in der deutschen Bearbeitung *S. bernhartz berg,* unter *Adula* steht dort *gotzhart.* Bemerkenswert ist die ausdrückliche Verzeichnung der Flußquellen *(fons Rhodani, f. Ticini, f. Arae, f. Sanae* etc.), die in der deutschen Karte meist fehlen. Weitere Einzelheiten muß ich dem Leser überlassen.

Die Karte Türsts stellt den ältesten Typus der Schweizer Karten dar und wurde deshalb, bis etwas Neues geschaffen war, durch etwa ein halbes Jahrhundert allgemein zugrunde gelegt. So finden wir sie wieder in der berühmten Straßburger Ausgabe des Ptolemäus von 1513 (und 1520) unter der Überschrift *Tabula nova Heremi Helvetiorum* („neue Karte der Schweizer Einöde", womit anscheinend auf die Unwegsamkeit und Einsamkeit des Hochgebirgs Bezug genommen ist). Ich habe diese Karte in meinem ersten Aufsatz[3]) besprochen, aber nicht abgebildet und gebe hier einen Ausschnitt (Abb. 4, s. Beilage), der die unmittelbare Verwandtschaft mit der Türstkarte in Bezug auf die Situation wie auch hinsichtlich der Auffassung des Geländes ohne weiteres erkennen läßt. Auch die Namen der Vorlage kehren fast unverändert wieder. Dagegen gibt die Bearbeitung für den Holzschnitt der Karte ein anderes zeichnerisches Gepräge, das auch in der verkleinerten Reproduktion vorteilhaft zum Ausdruck kommt. Das Blatt mißt 40×52 *cm*, hat also fast genau die Größe der Türstkarte.

Der größte Fortschritt in der Entwicklung des Kartenbildes der Schweiz vor dem 18. Jahrhundert knüpft sich an den Namen des Geschichtschreibers Aegidius Tschudi, von dessen großer Schweizerkarte aus dem Jahre 1560 (die

[1]) Quellen zur Schweizer Gesch. VI, dazu Text S. 44 ff, 57 f, 64 f, 69 f.

[2]) Die Zusammenstellung ebd. S. 56 f.

[3]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 32–34.

erste Ausgabe von 1538 ist nicht mehr erhalten) ich bereits in dieser Zeitschrift 1901 eine Beschreibuung mit den nötigen Literaturnachweisen und Abbildung des mittleren Teils gegeben habe. Da neues Material seither nicht vorliegt, habe ich dem dort Gesagten nichts hinzuzufügen als eine Wiedergabe der von A. Ortelius in seinem „Theatrum orbis terrarum" (Antwerpen 1570 u. ö.) herausgegebenen reduzierten Bearbeitung der großen Tschudikarte, von welcher hier die reichhaltigere linke (östliche) Hälfte abgebildet ist (Abb. 6, s. Beilage). Wie man sieht, hat Ortelius die nach Süden gerichtete Orientierung beibehalten und schließt sich auch sonst in der Situation dem Original an. Das gilt auch für die Bergzeichnung, die jedoch weit weniger kräftig und charaktervoll erscheint wie bei Tschudi. Letzterer ist auf der (hier nicht wiedergegebenen) rechten Seite des Kartenblattes ausdrücklich als Urheber genannt.

Durch das in zahlreichen Auflagen und verschiedenen Sprachen herausgegebene „Theatrum" des Ortelius erlangte die Tschudikarte eine ungemein große Verbreitung, während das Original bald in Vergessenheit geriet. Auch die rührigen italienischen Kartographen des 16. Jahrhunderts konnten nichts Besseres tun, als für die Darstellung der Schweiz sich die Tschudikarte zum Vorbilde nehmen. Bereits 1555 erschien zu Rom eine Karte der Schweiz von Ant. Salamanca, dem Hauptmann der päpstlichen Leibgarde, Jodocus von Meggen aus Luzern[1]) gewidmet, welche inhaltlich offenbar auf der Tschudikarte beruht und auch deren dachziegelähnliche Bergzeichnung nachahmt.[2]) Sie ist jedoch nicht wie jene nach Süden, sondern nach Nordwest orientiert, sodaß z. B. der Genfersee links nach oben gerückt erscheint. Aus dem Datum der Karte sehen wir, daß die erste Ausgabe der Tschudikarte von 1538 zugrunde gelegen haben muß, deren Existenz mir 1901 noch zweifelhaft schien. Dieser Typus (Tschudi mit veränderter Orientierung) wurde für die italienische Kartographie maßgebend, denn wir finden ihn in gleicher Ausführung in mehreren venezianischen Nachstichen.[3])

Auf Tschudis erstem Entwurf beruht auch die Karte der Schweiz in der Kosmographie des Sebastian Münster (1544 u. ö.), der ja Tschudis „Rhaetia" samt der Karte, ohne Vorwissen des Autors, 1538 im Druck erscheinen ließ.[4]) Schon vorher hatte Münster die Schweiz für seine Ausgabe des Solinus und Mela (1538), dann für jene des Ptolemäus von 1540 zusammen mit der Karte des Rheinstromes bearbeitet, doch ist die Darstellung anders begrenzt und auch inhaltlich etwas verschieden von jener der Kosmographie, welche für das Gebirge charakteristischer ist. Wir geben von letzterer hier (Abb. 7) die linke Hälfte wieder, welche das ganze Schweizer Hochgebirge enthält, soweit es überhaupt im Rahmen der Karte liegt, die westlich nur bis Leuk und Thun reicht. Die Zeichnung ist nach Westen orientiert, Norden also zur Rechten. Wir finden die wichtigsten Pässe mit Namen angegeben, so Gotthard, Furka, Grimsel, Gemmi, Septimer; der Theodulpaß ist wie auf Tschudis großer Karte mit dem Wort

[1]) Über Jodocus von Meggen s. Kas. Pfyffer, Gesch. d. Stadt u. d. Kantons Luzern (Zürich 1850), S. 263 u. 322 f.

[2]) Herausgegeben in den „Remarkable maps" von Fred. Muller, Amsterdam (1897) Part V/VI 21. Die Karte trägt den Stichvermerk *Jacobus Bossius Belga in aes incidebat.*

[3]) Einen solchen von 1566 habe ich kürzlich in Genf für das Geographische Institut der Universität Wien erworben; die römische Widmung ist, jedoch mit Weglassung des Autornamens, wörtlich nachgedruckt, der Name des Verlegers radiert. Einen anderen venezianischen Stich von 1567 sah ich in der Stadtbibliothek in Zürich. Die „Bibliographie der Schweiz. Landeskunde" II, 28, erwähnt einen solchen von 1556.

[4]) Näheres über Seb. Münster und seine Schweizerkarten bei R. Wolf, Gesch. d. Vermessungen in der Schweiz (Zürich 1879), S. 7—13, sowie bei V. Hantzsch, Seb. Münster (Leipzig 1898), S. 42 f, 76, 80, 96, 104 f, 114 ff, 164.

Abb. 4. Die Schweiz (rechte Hälfte) in der Straßburger Ptolemaeusausgabe 1513

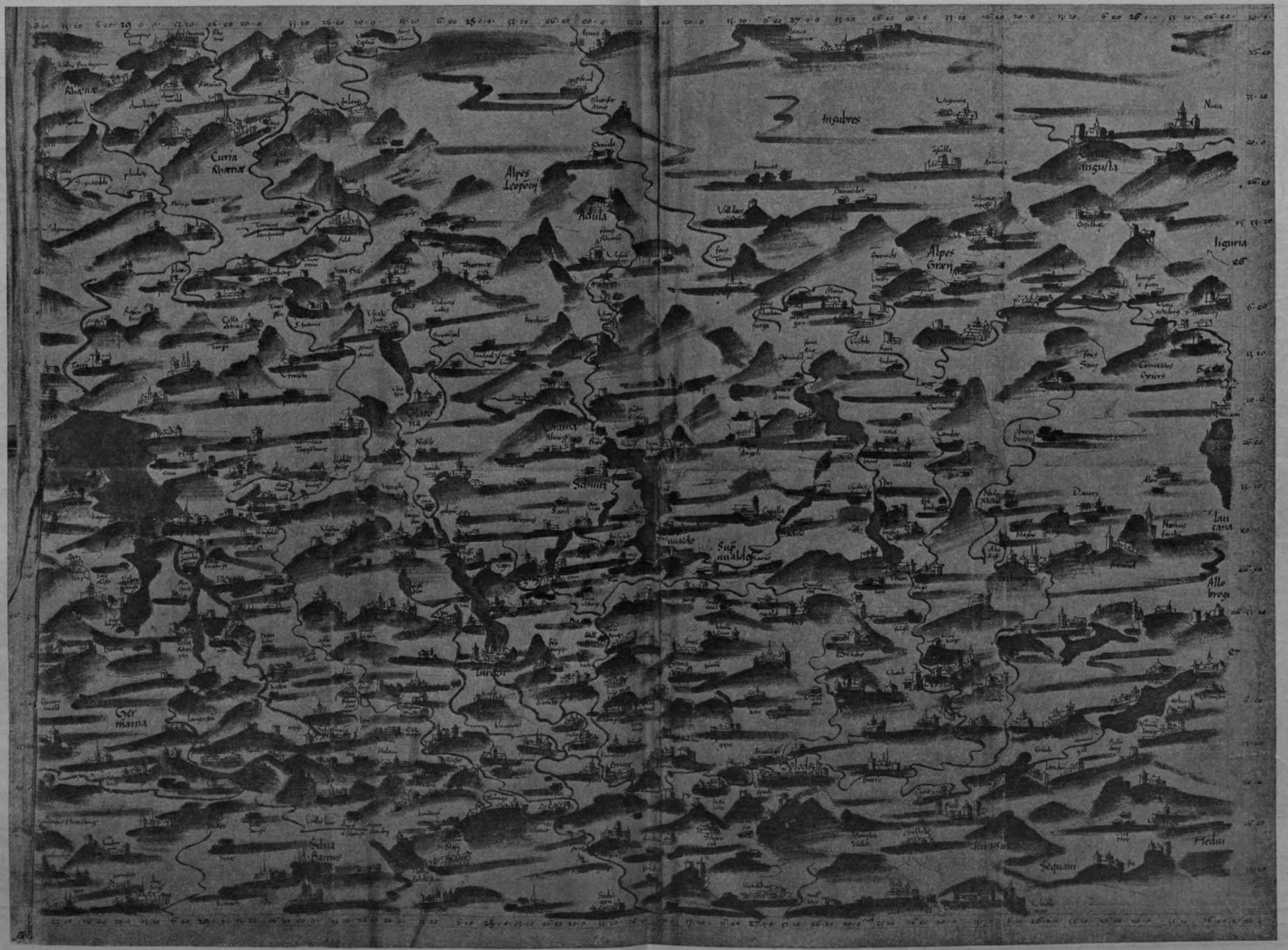


Abb. 5. Älteste Karte der Schweiz von K. Türst (1496) nach dem Original der Wiener Hofbibliothek

Abb. 6. Die Schweiz (linke Hälfte) nach Tschudi bei Ortelius 1570

Abb. 7. Die Schweiz nach Seb. Münster 1544

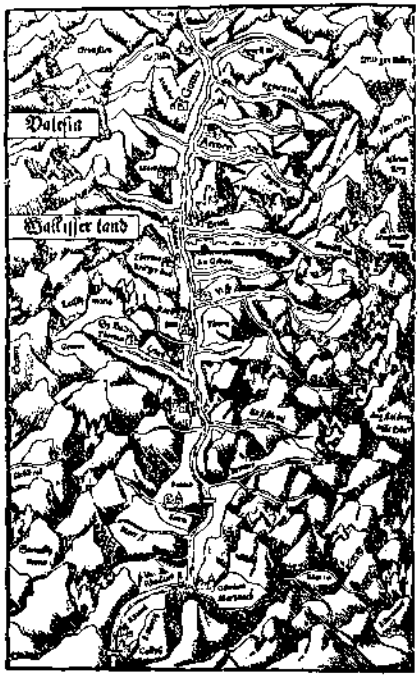


Abb. 8. Wallis nach S. Münster 1545

bildet. Der Zusammenhang mit franz. *glacier* ist klar; doch dürfte eher dessen rätoromanische Entsprechung die Grundlage gebildet haben, s. F. Kluge, Etymol. Wörterb. d. deutschen Spr. Nach dem „Schweizer Idiotikon", II 655 ff, entspricht dem deutschen Gletsch und Gletscher, Churwälsch glatsch (Eis) und glatschèra. Das deutsche „Gletscher" scheint vom Wallis ausgegangen zu sein, jedenfalls westlich der Gotthardlinie. In Glarus war der Ausdruck „Firnen" gebräuchlich, der auf Westtirol weist, in Graubünden die Lokalbezeichnung Wadrer. Es dauerte lange, bis die Gletscher in den Karten auch graphisch unterschieden wurden. Das erste mir bekannte Beispiel ist der Vernagtferner in Ygls Karte von Tirol (1604), s. diese Zeitschrift 1907, S. 8, 10; allgemein wurde die Ausscheidung der Gletscher erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; s. u. S. 18 zu Abb. 13.

Gletsther, dem ältesten Beleg hierfür in Karten, bezeichnet.[1]) Der Gebirgsknoten des St. Gotthard tritt wie bei Tschudi deutlich hervor und erklärt die lange nachwirkende Vorstellung, daß hier die höchste Erhebung der Alpen sei, weil von hier die meisten Flüsse (Rhone, Tessin, Vorderrhein, Reuß und Aar) ihren Ausgang nehmen. Abgesehen von den Pässen sind weder Berggipfel noch Gebirgszüge mit Namen benannt; eine Ausnahme macht *Der vogel* (Vogelberg beim Rheinwaldhorn). Mit *Perlinger* (bei Tschudi *Perninna mons Der Berlinger*) ist jedenfalls nicht der Piz Bernina, sondern der Berninapaß gemeint. Der

[1]) Die erste deutliche Beschreibung der Gletscher und der früheste Beleg des Wortes in der Literatur findet sich in Seb. Münsters Kosmographie von 1544, S. CCCLIX; s. A. v. Böhm, Gesch. der Moränenkunde (Wien 1901), S. 1 f. Tschudis Karte, die das Wort gewiß schon in der ersten Ausgabe enthielt, würde das Zeugnis bis 1538 zurückführen. Daß das Wort ein Schweizer Lokalausdruck war und in den Ostalpen erst im 19. Jahrhundert durch die Wissenschaft und die Turistik eingeführt wurde, ist bekannt. Die deutschen Bewohner der Ostalpen kannten nur die Bezeichnungen „Ferner" und „Kees", für welche die Brennerlinie die Grenze

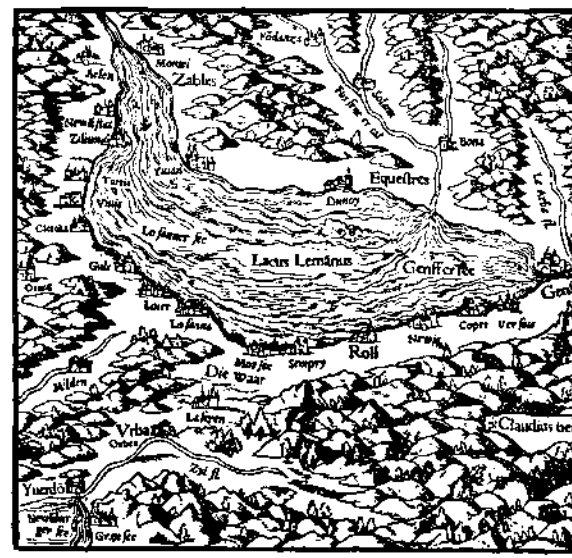


Abb. 9. Der Genfersee nach Seb. Münster 1550

Splügen ist mit *der vrssler* (bei Tschudi *Der Vrschler,* darunter *Speluca, Splügen* als Name des Dorfes) bezeichnet, entsprechend der älteren italienischen Benennung als Colmo d'Orso.[1]) Tiergeographisch sind die Berner Alpen durch einen Bären, die Walliser Alpen durch einen Steinbock, jene von Graubünden durch Gemsen gekennzeichnet; das Tier über dem Septimer scheint ein Luchs zu sein, auf den ein Jäger die Armbrust richtet.

Außer der Übersichtskarte der Schweiz finden wir bei Münster noch mehrere Einzelkarten, unter denen jene des Wallis wohl die merkwürdigste ist. Sie erschien zuerst in zwei Teilen in der dritten Auflage seiner Ptolemäus-Ausgabe von 1545, dann verkleinert und in ein Blatt (26½×16½ cm) zusammengezogen in der Kosmographie, wonach sie hier (Abb. 8), nochmals auf fast ⅓ reduziert, wiedergegeben ist. Das Blatt ist nach Osten orientiert und enthält das Rhonetal von der Furka bis St. Maurice. Sie kann als die älteste Spezialkarte eines einzelnen Schweizer Kantons gelten. Die Lage der Hauptorte und der Seitentäler ist ziemlich richtig angegeben. In der Gegend der *Dent Blanche* liest man *Augstalberg Mons Sylvius.*[2]) Der Simplon ist als *Sempronius mons* bezeichnet. Der Name *Letsth mons* über Gemmi und Leuker Bad könnte auf das Aletschhorn oder den Lötschenferner bezogen werden; wahrscheinlich ist aber, da im Sprachgebrauch der Zeit unter *mons* gewöhnlich Paßhöhen zu verstehen sind, die damals allein ein praktisches Interesse hatten, der Lötschen Paß gemeint. Ebenso bezeichnet *Sanetsth mons* den Sanetsch Paß zwischen Wildhorn und Diablerets. Die Ortsnamen sind teils lateinisch und deutsch oder nur deutsch, niemals aber in romanischer Form gegeben, also *Sedunum=Sitten, Octodurum= Martinach, Castrum* bei *St. Moritz.* Wie Münster selbst (in der ersten Ausgabe) mit Stolz bemerkte, ist diese Karte die erste, welche jemals vom Wallis entworfen wurde. Das Material dazu erhielt er von seinem Freunde Johannes Kalbermatter, Landvogt des Bischofs von Sitten.[3]) Letztere Stadt selbst wird durch eine, die beiden Burghöhen Tourbillon und Valeria scharf markierende Ansicht dargestellt, welche für eine Reihe späterer Bilder der Stadt maßgebend geworden ist.

Von den zahlreichen Spezialkärtchen, die Münster seiner Kosmographie beigegeben hat, bringe ich hier noch jenes vom Genfersee (Abb. 9), da dieser Teil der Schweiz auf seiner Übersichtskarte nicht mehr enthalten ist. Ein Vergleich mit der Tschudikarte zeigt, daß auch dieses älteste Bild des Genfersees ganz auf jener beruht. Orientierung (nach Süden), Umrisse und Bergzeichnung sind fast identisch, ebenso die Folge der Ortschaften, deren Namen, obgleich teilweise entstellt, man leicht auf einer modernen Karte wieder findet. Die gegenwärtig wieder vielbesprochene Frage der Benennung des Sees (Léman oder Lac de Genève) erscheint hier in der Weise gelöst, daß neben der lateinischen Bezeichnung *Lacus Lemannus* im westlichen Teil *Genffer see,* im östlichen *Losanner see* eingeschrieben ist (Tschudi schreibt *der Lossner oder Jenffer see* unter *L. Lem.*) Die einzige Bergbezeichnung des Kärtchens *St. Claudiusberg* gehört nicht mehr den Alpen an, sondern jenem Teil des Jura, an dessen Westabhang die französische Stadt St. Claude gelegen ist.

Wie Münster und die italienischen Kartographen,[4]) so zehrten auch andere

[1]) Egli, Nomina geographica, 2. Aufl., S. 871.
[2]) S. über diese Namen u. S. 13.
[3]) Hantzsch, Seb. Münster, S. 104 f, 114 f. Hienach ist der Maßstab der ersten Doppelkarte des Wallis c. 1 : 200000, jener der Einblattkarte c. 1 : 500000. Für letztere scheint auch die Landtafel des Wallis in Stumpfs Schweizerchronik (1548) benutzt worden zu sein.
[4]) Eine ebenfalls auf Tschudi beruhende Wandkarte der Schweiz von P. Ignazio Danti (1570) in der Sala delle carte geografiche des Palazzo Vecchio in Florenz hat A. Züricher im Jahrb. d. Schw.A.-Cl. 26 (1890/91), S 333ff., abgebildet u. besprochen. Der Künstler ist derselbe, welcher auch die z. T. sehr interessanten Karten in der Galleria geografica des Vatikan fertigte.

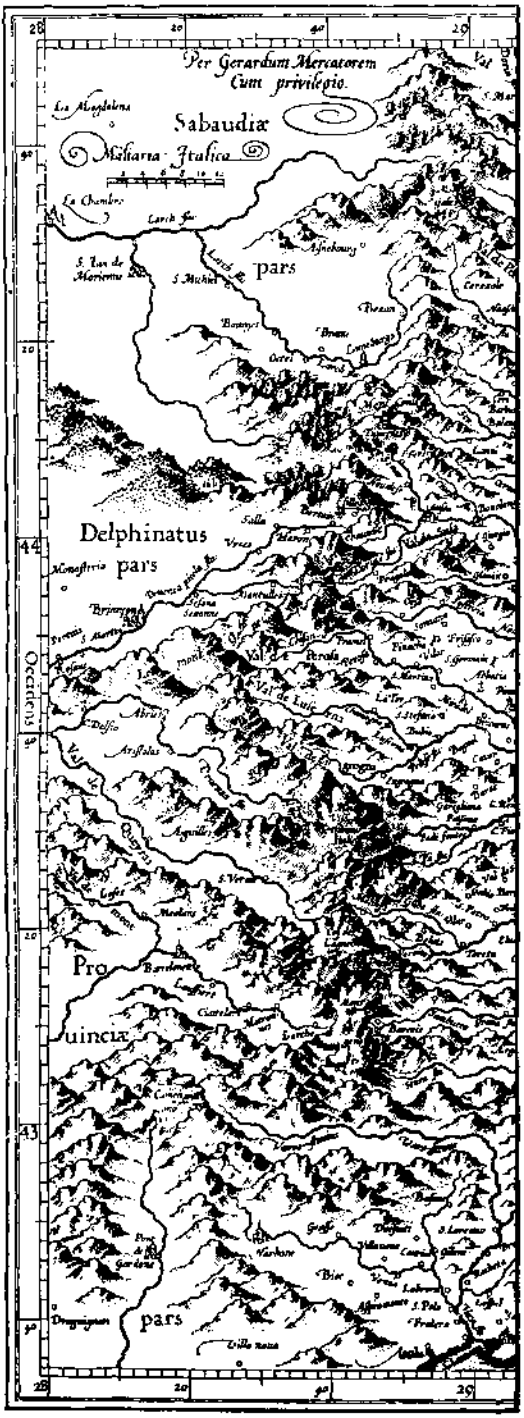


Abb. 10. Die Westalpen nach G. Mercator 1589

Schilderungen der Schweiz von dem reichen Erbe Tschudis. Dies gilt sowohl von der bekannnten „Schwyzer Chronik" des Johannes Stumpf (Zürich 1548), dem natürlich auch die erste Ausgabe der Tschudikarte von 1538 vorgelegen haben muß, und den hieraus von dem Verleger der Chronik, Christoph Froschouer, zusammengestellten „Landtaflen" (1562), welche R. Wolf[1]) als den ersten Schweizer Atlas bezeichnet, wie auch von der Schweizerkarte in dem berühmten Atlas des Gerhard Mercator (1595 u. ö.). Von dem älteren, aber neben Mercator noch in zahlreichen Neuauflagen verbreiteten „Theatrum" des Ortelius unterscheidet sich die Kartensammlung des Mercator, die erste, welche den Namen „Atlas" führte, dadurch, daß jener seine Vorlagen fast unverändert oder doch nur verkleinert übernahm, während Mercator sein Material selbständig verarbeitete und dadurch den Karten einen mehr einheitlichen Charakter aufprägte. Natürlich war auch er von seinen Vorlagen abhängig und so erkennen wir in seiner Schweizerkarte trotz neuer Orientierung (nach Norden) und in einzelnen Partien verbesserter Situation die Grundlage der Tschudikarte. Die Bergzeichnung bietet wenig Bemerkenswertes (doch siehe unten S. 13), weshalb wir von einer Wiedergabe der Karte an dieser Stelle absehen.

Aus den übrigen die Alpen betreffenden Karten Mercators, denen H. Ferrand[2]) eine besondere Studie gewidmet hat, möchte ich für die Gebirgsdarstellung der Westalpen den beifolgenden Ausschnitt (Abb. 10) der Karte von

[1]) A. a. O. S. 14 f.
[2]) Les cartes alpines de l'Atlas de Mercator. Grenoble 1905.

Oberitalien, Lombardei und Piemont herausheben, welcher den ganzen Hauptkamm vom Meer bis gegen den Montblanc hin im Norden enthält. Der Monte Viso, welcher schon auf den Karten des 15. Jahrhunderts (siehe oben S. 1) unverhältnismäßig stark hervortritt, ist als „höchster Berg Italiens" bezeichnet; die Benennung *Le mont Genebre* wird auf eine ganze Gebirgsgruppe ausgedehnt, der Mont Cenis als vielbegangener Übergang gekennzeichnet; der Name *Mont Gales* scheint auf die Pointe beziehungsweise den Col de la Galisse beim Mont Iséran zu gehen; er kehrt auch in anderen Karten des 17. Jahrhunderts wieder. Mercator bringt in seinem Atlas auch eine große, gegen Tschudi und Münster wesentlich verbesserte Karte des Genfersees, als deren Autor der Genfer Jacques Goulart genannt wird.[1]) Orographisch bemerkenswert ist in dieser Karte die Bezeichnung *La Mont Maudite* in der Gegend des Montblanc, dessen Name erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf Karten erscheint (siehe unten).

Viel früher als der tief im Gebirge gelegene Montblanc ist der Monte Rosa bekannt und auch auf Karten verzeichnet worden. Eine viel besprochene Stelle aus den Schriften des großen italienischen Künstlers Leonardo da Vinci († 1519), eines Vorläufers der alpinen Landschaftsmalerei und des modernen Naturempfindens,[2]) spricht von einer Besteigung des *Monboso*, ein Name, der nach den gründlichen Untersuchungen von G. Uzielli[3]) nur auf den Monte Rosa bezogen werden kann. Ist auch die von manchen geäußerte Vermutung, Lionardo könne einen der Hauptgipfel der Gruppe erstiegen haben, nach der damals noch ganz unentwickelten alpinen Technik von vornherein auszuschließen, so ist er nach seiner Schilderung jedenfalls bis zur Gletscherregion gelangt.[4]) Aus den von Uzielli beigebrachten Belegen ersehen wir nun, daß die Bezeichnung *Mons bosus*, d. h. bewaldeter Berg, für die Monte Rosa-Gruppe vom 15. bis 18. Jahrhundert tatsächlich in Gebrauch war, ja im Val Sesia soll der Name Mon Boso heute noch üblich sein. Nun haben wir in der Karte des Wallis von Münster (o. S. 11) die Bezeichnung *Augstalberg Mons Sylvius* gefunden und in der Schweizer Karte Mercators kehrt der *Mons Sylvius* in derselben Gegend wieder, ja er ist in der Zeichnung sogar deutlich als ein besonders hoher und massiger Gebirgsstock gekennzeichnet. Wie bereits Uzielli hervorhob, ist die auch in der Literatur bezeugte Benennung *Mons Silvius* nichts anderes als eine gelehrte Übersetzung des spätlateinischen *Mons bosus* und zweifellos auf die Gruppe des Monte Rosa zu beziehen; sie kehrt auch in den unten (S. 16 f) angeführten französischen Kartenwerken des 17. Jahrhunderts häufig wieder. Die Bezeichnung *Augstalberg* bei Münster bestätigt diese Tatsache, denn unter dem „Augsttale" ist, wie aus Tschudis Karte deutlich zu ersehen, das Tal von Aosta (römisch Augusta praetoria, vgl. „Augst" bei Basel für röm. Augusta Rauracorum) gemeint.

Der Name Monte Rosa selbst begegnet uns zuerst in der Form *Monte Rosio* auf einer Karte des Herzogtums Mailand von J. G. Septala, welche Ortelius in sein Theatrum aufgenommen hat, dann als *M. della Roisa* in dem 1600—1617 entworfenen Atlas Italiens von G. A. Magini.[5]) Nach letzterem geben wir hier einen Ausschnitt (Abb. 11), der die italienischen Alpen von der Sesia

[1]) Verschiedene Stiche dieser Karte aufgezählt in der Bibliogr. d. Schweizer Landesk. II, 233. S. auch R. Wolf a. a. O., S. 42. Eine große handschriftliche Karte des Genfersees von Gabriel du Villard († 1588) besitzt die Öffentliche Bibliothek in Genf, worüber ich mir bei anderer Gelegenheit Mitteilung vorbehalte.

[2]) Hierüber s. E. W. Bredt in dieser Zeitschrift 1906, S. 87 f.

[3]) Leonardo da Vinci e le Alpi. Torino 1890 (aus Boll. C. A. It., vol. 23).

[4]) Näheres hierüber in meinem Aufsatz „Leonardo da Vinci and the Art of the Renaissance in its relations to Geography" im Journ. R. Geogr. Soc. 1909.

[5]) Italia. Bonon. 1620. Taf. 2. Piemonte et Monferrato.

bis zum Mont Cenis umfaßt. *M. della Roisa* steht rechts unter dem Tal der Sesia; die beiden St. Bernhardpässe sind auffällig bezeichnet, Courmayeur erscheint als *Cortemaggiore*, vom Montblanc selbst findet sich noch keine Spur. Die Etymologie von „Monte Rosa" ist noch durchaus unsicher; mit der rosa Farbe hat der Name wohl nichts zu tun, so naheliegend die Deutung schon im Hinblick auf „Mont Blanc" erscheint. Man denkt an keltisch *ros* (Gipfel) oder

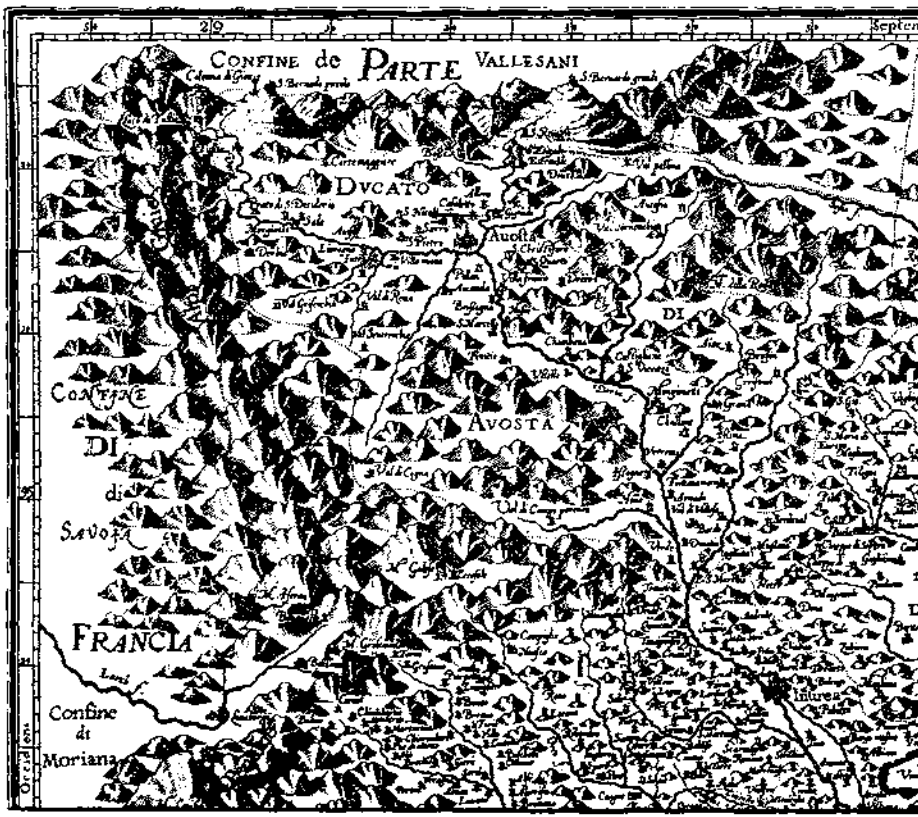


Abb. 11. Piemont nach G. A. Magini 1620

(besser) an einen im Val de Aosta gebräuchlichen Lokalausdruck *roisa, ruiza* für Gletscher.[1]) Die Karte Maginis spricht für diese Deutung.

Wenden wir uns den Darstellungen der Alpen von französischer Seite zu, so können wir uns am besten der Führung des Herrn Henri Ferrand in Grenoble anvertrauen, welcher sich seit Jahren speziell mit der Geschichte der Kartographie der Westalpen beschäftigt und hierüber eine Reihe von Schriften veröffentlicht hat.[2]) Als ersten französischen Geographen von Bedeutung müssen wir Orontius Finaeus aus Briançon (geb. 1494) betrachten. Seine große Karte Frankreichs von 1525, welche in späteren Drucken und italienischen Nachstichen

[1]) Uzielli p. 38 f. Egli, Nom. geogr. 2. A. S. 789.

[2]) Hauptschrift „Essai d'histoire de la cartographie alpine pendant les XV e, XVI e, XVII e et XVIII e siècles". Grenoble 1903. S.-A. a. d. Bull. Soc. Statist. Dép. Isère, 56 S., mit zahlreichen Abbildungen.

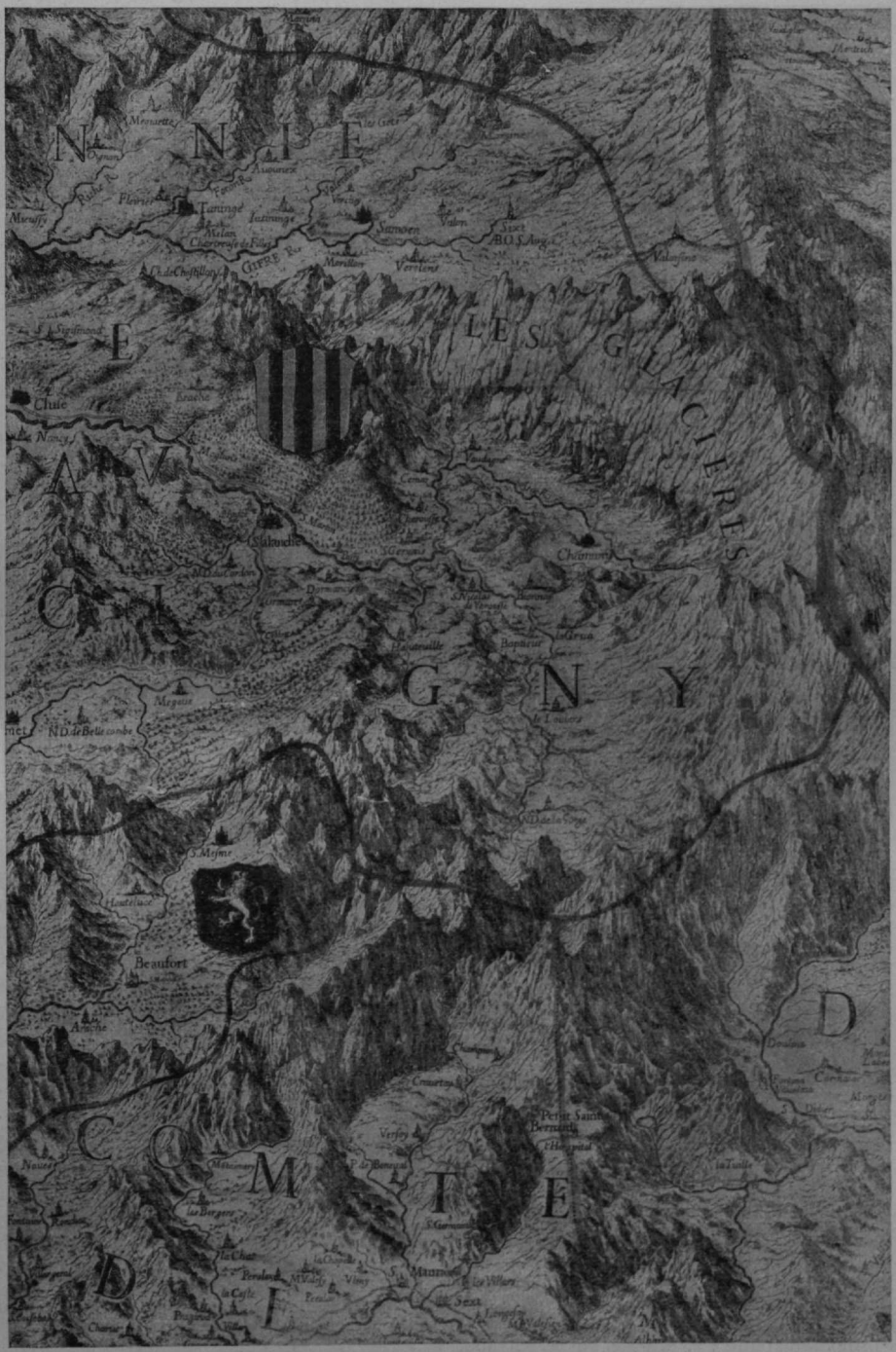


Abb. 12. Umgebung des Montblanc nach Tom. Borgonio 1680

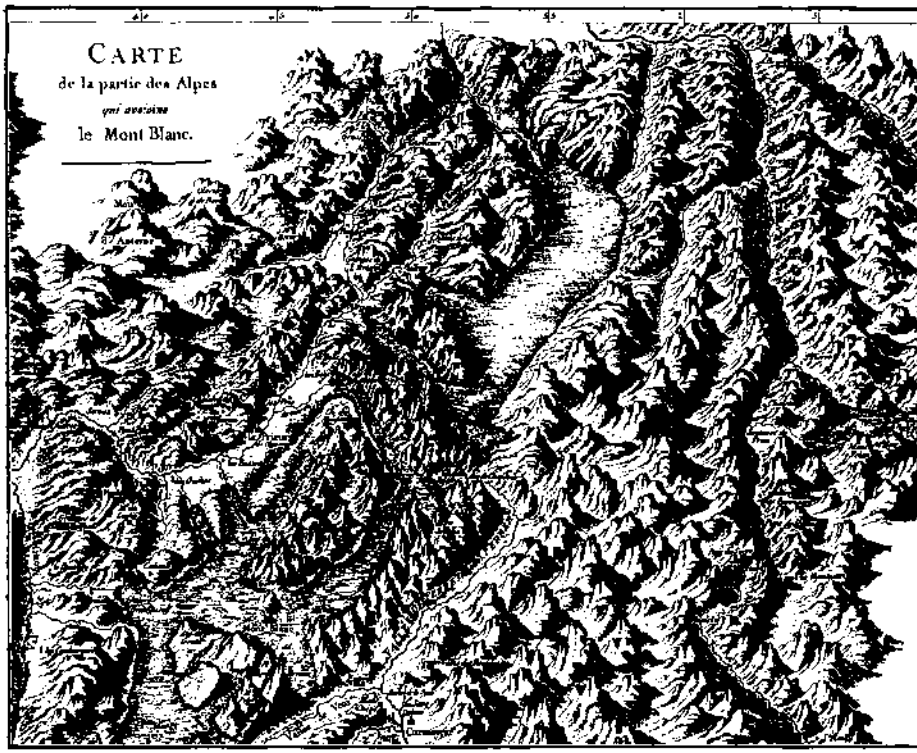


Abb. 13. Der Montblanc nach M. A. Pictet 1786

erhalten ist, war der erste Fortschritt nach der „Tabula moderna Galliae" und hat die Darstellung der französischen Alpen bei Münster u. a. beeinflußt.[1])

Das erste Teilgebiet der französischen Alpen, welches eine spezielle Darstellung erfuhr, war Savoyen. Die älteste bekannte Karte dieses Landes rührt von dem italienischen Kartographen Giacomo Gastaldi (1556) her, welchem bald jene von Paolo Forlani (Venedig 1562) folgte.[2]) Die Karte ist nach Osten orientiert und zeigt die üblichen Maulwurfshügel, unter denen der Große und Kleine St. Bernhard und der *M. Senis* als besonders hohe Berge hervorgehoben sind, aber keine Andeutung der Montblancgruppe. Auf ihr beruht auch die Karte „Sabaudiae Ducatus" von Aegidius Bouillon (zwischen 1562 und 1570), welche von Ortelius in sein Theatrum aufgenommen worden ist und dadurch weite Verbreitung erlangt hat, aber gegen Forlani keinen Fortschritt bedeutet.[3]) Einen solchen erzielte erst Jean de Beins, der Ingenieur und Begleiter des Hugenottenführers Lesdiguières auf dessen Feldzügen im Dauphiné und in Savoyen (1592—1601). Auf ihn geht nicht nur die älteste bekannte Spezialkarte des Dauphiné (1617), sondern auch, wie H. Ferrand nachge-

[1]) L. Gallois, De Orontio Finaeo gallico geographo. Paris 1890, mit Reproduktion der Karte Frankreichs nach dem Druck von 1538. Seine Weltkarte auch bei Nordenskiöld, Faksimile-Atlas, Tafel 41.

[2]) Abgebildet und beschrieben bei H. Ferrand, Les premières cartes de la Savoie. Paris 1907. S.-A. a. Bull. de géogr. hist. et descriptive 1906, S. 331–353.

[3]) Abgebildet bei Ferrand l. c., S. 335, und „Essai", S. 27.

wiesen hat,[1]) das anonyme Blatt „Sabaudia Ducatus“ zurück, welches seit 1630 im Atlas des Mercator und anderen niederländischen Kartenwerken Aufnahme gefunden hat. Weitere Karten des Dauphiné lieferten Tassin (1637) und Nicolas Sanson (1652), der auch eine solche von Savoyen (1663) herausgab.[2])

Eine neue Ära der Kartographie der Westalpen beginnt mit der großen Karte Savoyens von Tomaso Borgonio, ausgeführt 1672/77 im Auftrage der Herzogin-Regentin Johanna, Witwe des Herzogs Karl Emanuel II. und Mutter des Herzogs Viktor Amadeus II., nachmaligen ersten Königs von Sardinien. Die Karte wurde von Belgrano in Kupfer gestochen und erschien 1680 in Turin in 15 Blättern; der Maßstab schwankt zwischen 1 : 144000 und 1 : 166000. Sie ist eines der großen Meisterwerke alter Kartographie und bis zu den Aufnahmen des 19. Jahrhunderts maßgebend geblieben.[3]) Wir geben hier einen Ausschnitt der Gegend von Chamonix (Abb. 12), für dessen Überlassung ich dem k. u. k. Kriegsarchiv in Wien zu besonderem Dank verpflichtet bin. Wir sehen die Berge perspektivisch gezeichnet, doch nicht mehr in der Form der schematischen

[1]) La carte „Sabaudia Ducatus“. Paris 1904. S.-A. a. Comptes rendus de l'Assoc. franç. p. l'avanc. d. sciences, Congrès de Grenoble 912 (44). Die Karte des Dauphiné erschien zuerst im „Théâtre géographique de Jean Leclerc“ (Paris 1622); abgebildet u. beschrieben bei Ferrand, Essai, S. 34 f.

[2]) Näheres bei Ferrand, Essai, S. 34—45 u. Cartes de la Savoie, S. 342 ff.

[3]) Über Borgonio handeln F. Rondolino, Per la storia di un libro. Torino 1904. — Carlo Errera, Sull' opera cartografica di Giov. Tom. Borgonio. Firenze 1904. — H. Ferrand, Les destinées d'une carte de Savoie. Grenoble 1905. S.-A. a. Bull. de géogr. hist. et descr. 1904, Nr. 2 u. Rev. d. Alpes Dauphin. 1905, Nr. 9. Ders., Essai, S. 46 ff u. Cartes de Savoie, S. 346 ff.

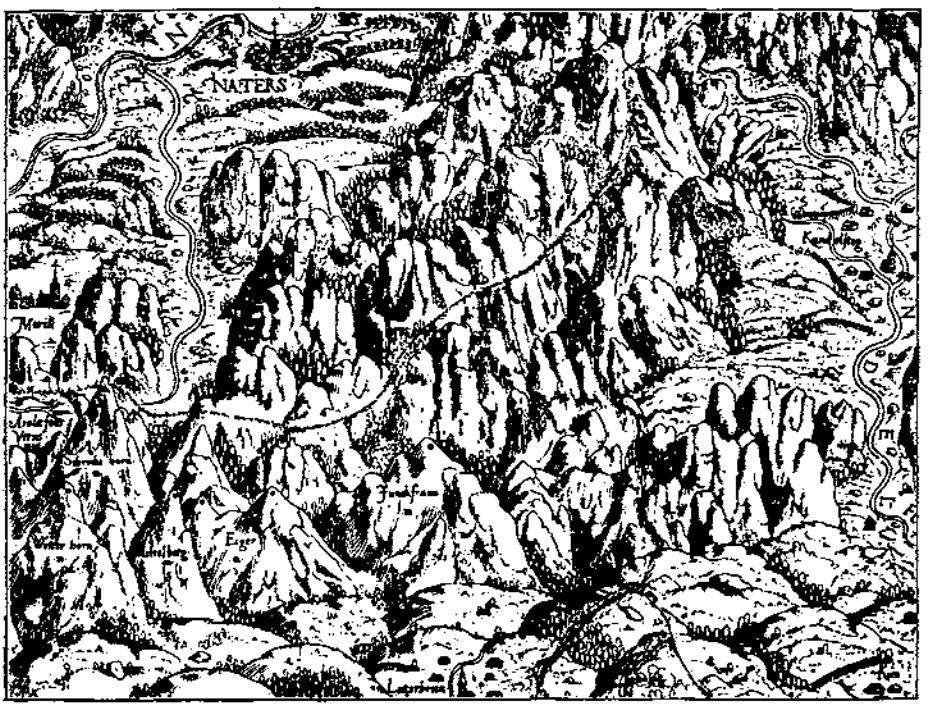


Abb. 14. Das Berner Oberland nach der Karte von Th. Schöpf 1577

Maulwurfshügel, sondern als schroffe Felskämme künstlerisch individualisiert. Die plastische Wirkung wird durch den von links angenommenen Lichteinfall erhöht. Den Namen Montblanc kennt die Karte noch nicht; das ganze Massiv ist, wie auch auf anderen Karten jener Zeit, als *Les Glacières* bezeichnet und fällt zu den Hochtälern von Chamonix und Courmayeur *(Cormaior)* ab. Dieselbe Bezeichnung finden wir auch noch auf der Karte von J. Stagnoni (1772), für welche teilweise die Kupferplatten der Karte Borgonios benützt sind.[1])

Inzwischen war der Montblanc durch die Engländer W. Windham und R. Pococke (1741) und den Genfer P. Martel (1742) für die Welt entdeckt worden.[2]) Die eigentliche Erforschung des Bergs beginnt mit Horace Bénédict de Saussure, welcher die Ersteigung durch den Führer Balmat (1786) veranlaßte und im folgenden Jahre selbst den Gipfel erreichte. Er selbst bezeugt, daß man in Genf und Umgegend für die ganze Gruppe nur die Bezeichnung „Montagnes Maudites" kannte, die wir schon auf Goularts Karte des Genfersees (1606, o. S. 13.) gefunden haben.[3]) So darf es uns denn nicht wundernehmen, daß wir auf allen älteren Karten den Namen Montblanc vermissen. Wenn wir von ein paar Skizzen absehen, in denen der Name zwar in der begleitenden Legende, aber nicht im Kartenbilde selbst figuriert,[4]) so können wir als erste wirkliche Spezialkarte des Gebiets ein 41 : 49 *cm* großes Blatt betrachten, welches den Titel führt „Carte de la partie des Alpes qui avoisine le Mont Blanc" und mit dem Autorvermerk *M. A. P. fecit* versehen ist. Sie trägt kein Datum, ist aber dem zweiten Bande der Originalausgabe von Saussures „Voyage dans les Alpes" (Genf 1786) beigegeben, aus dessen Vorrede erhellt, daß die Karte von dem Genfer Naturforscher Marcus Auguste Pictet auf Grund einer Triangulierung mit zwei Basismessungen entworfen ist. Ich gebe hier (Abb. 13) einen das eigentliche Montblancmassiv enthaltenden Ausschnitt wieder, aus welchem zu sehen ist, daß sich außer dem Montblancgipfel zahlreiche der heutigen Touristik geläufige Namen (Aigu. du Goûter, Aigu. du Midi, Ch. du Montanvert, Mt. Brévent, Aigu. Rouges usw.), sowie die Hauptgletscher (Gl. des Bossons, Gl. des Bois = Mer de Glace, Gl. d'Argentière usw.) verzeichnet finden. Die Gletscher sind zum erstenmal durch eigene Signatur hervorgehoben.[5])

Zur Schweiz zurückkehrend, muß ich es mir leider versagen, auf die seit dem 16. Jahrhundert auftretenden Spezialkarten einzelner Kantone, in denen die Schweiz Hervorragendes geleistet hat, näher einzugehen.[6]) Die bedeutendsten Werke dieser Art sind wohl die große Karte des Berner Gebietes von Thomas Schöpf,[7]) von welcher ich hier noch einen den Hauptkamm der Berner Alpen enthaltenden Ausschnitt (Abb. 14, Verkleinerung fast $^1/_3$, Orientierung nach Süden) der Direktion der Stadtbibliothek in Bern verdanke, dann die von mir schon früher besprochene Karte des Kantons Zürich von Hans Konrad Gyger.[8]) Ich beschränke mich

[1]) Carta geografica degli Stati di S. M. il. Re di Sardegna, 25 Bl. Turin 1772. Ferrand II. cc.
[2]) Literaturnachweise bei A. v. Böhm, Gesch. d. Moränenkunde, S. 7 f.
[3]) Voyage dans les Alpes II, 144.
[4]) H. Ferrand, Les cartes du Mont-Blanc. Lyon 1906. S.-A. a. d. Rev. Alp. Mars 1906.
[5]) Vgl. o. S. 10 f.
[6]) Für den Kanton Freiburg liegt mir eine Zusammenstellung vor von L. Glasson, Notice sur la cartographie du canton de Fribourg jusqu'à la fin du 18. siècle. S.-A. a. „Etrennes fribourgeoises pour 1901". Im übrigen ist zu verweisen auf die „Bibliographie der *Schweizerischen Landeskunde*" Faszikel II a—d (Bern 1892—96), redig. von J. H. Graf, u. auf den „Katalog der historisch-kartographischen Ausstellung der Schweiz" im Anhang zu den Verhandl. d. 5. intern. Kongresses der geographischen Wissenschaften zu Bern 1891.
[7]) Bernatum urbis cum—agro et provinciis delineatio chorographica. Bern 1577. 9 Blatt. Maßstab c. 1 : 120000. Näheres bei R. Wolf, Gesch. d. Vermess. S. 18—21 u. in dem vorerwähnten „Katalog" S. 9 f.
[8]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1904, S. 18 f. Zur dort angef. Lit. vgl. noch die wichtige Unter-

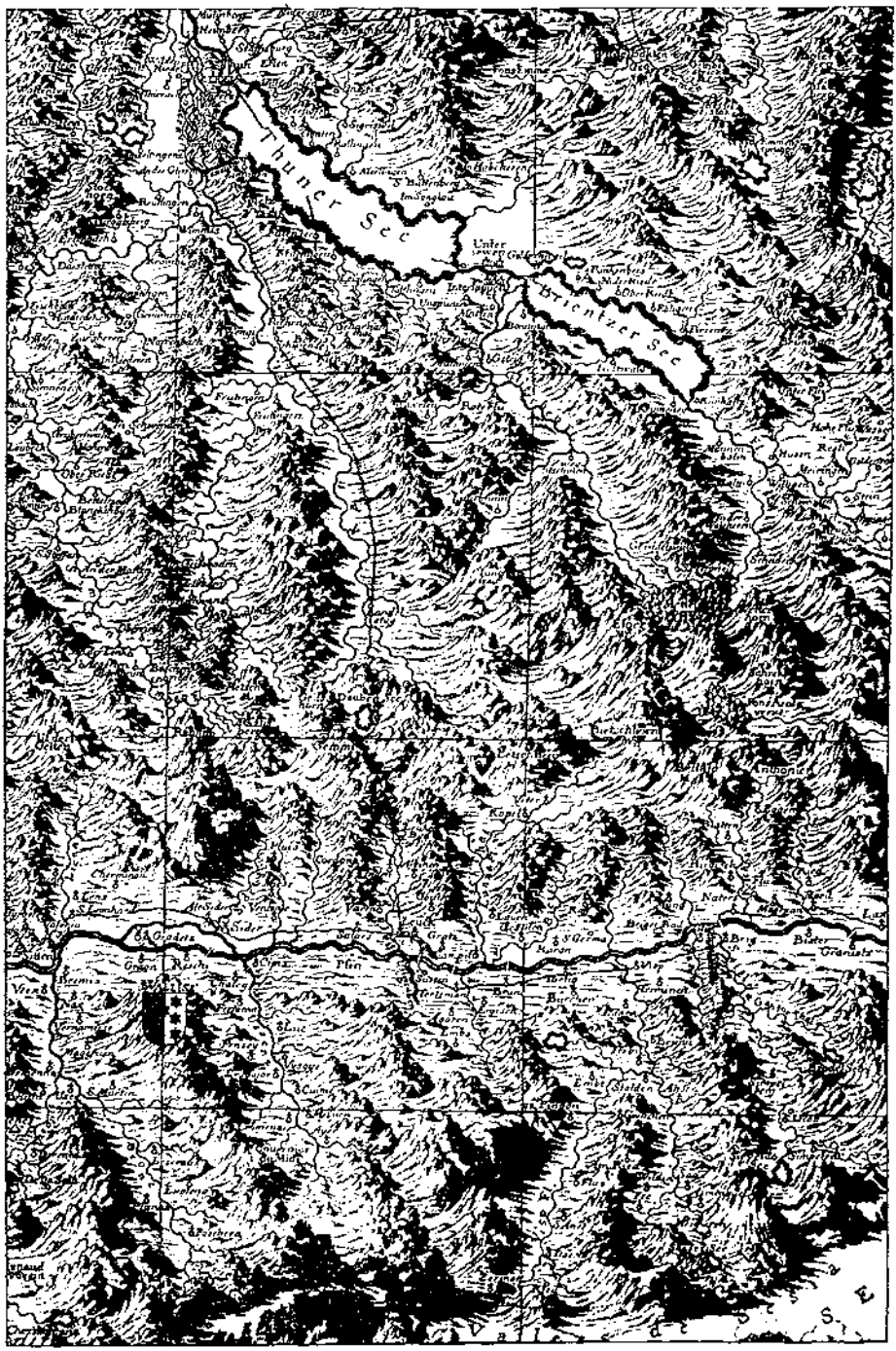


Abb. 15. Aus der Schweizerkarte von J. J. Scheuchzer 1712 2*

Abb. 16. Das Berner Oberland nach Rougemont 1766 und Clermont 1778

darauf, zum Schluß je einen Ausschnitt aus der für das ganze 18. Jahrhundert maßgebenden Schweizerkarte von Joh. Jak. Scheuchzer[1]) (Abb. 15), sowie aus einer durch die Plastik der Terrainzeichnung bemerkenswerten Karte des Berner Oberlandes[2]) (Abb. 16) zu geben. Beide Ausschnitte sprechen für sich selbst und bedürfen keiner näheren Erläuterung.

Es ist wohl überflüssig, zu betonen, daß vorstehende Ausführungen nach keiner Richtung erschöpfend sein können und wollen. Meine Absicht war, an der Hand einiger typischer Beispiele die Entwicklung der Kartographie der Westalpen von der Renaissance bis zur Schwelle des Zeitalters topographischer Vermessungen zu verfolgen und durch die ausgewählten Proben das in meinen früheren Aufsätzen gebotene Material zu ergänzen. Vielleicht bietet dasselbe auch einige Anregungen für unser geplantes alpines Museum, das gewiß der Technik und Geschichte der Alpenkarten einen entsprechenden Platz einräumen wird.

suchung von H. Walser im 15. Jahresb. d. Geogr. Ges. v. Bern 1896, S. 1—124. Die Kopie der Gygerschen Karte auf losen Blättern, welche der Reproduktion von Hofer und Burger zugrunde liegt, befindet sich im Staatsarchiv zu Zürich, während die große, zu einem Tableau vereinigte und durch die Farbengebung besonders wirksame Originalzeichnung Gygers daselbst im Turmzimmer des Schweizer Landesmuseums aufbewahrt wird.

[1]) Nova Helvetiae Tabula 1712. Vgl. meine Bemerkungen in dieser Zeitschrift 1904, S. 19.

[2]) Carte de la partie occidentale de l'Oberland au canton de Berne. Réduite par le Sr. Clermont Ingénieur Géographe d'après la copie publiée à Londres en 1766 par Samuel Loup de Rougemont, 1778.

MENSCHEN UND BERGE (IN CHINA)

VON H. STEINITZER

In den Beziehungen des Menschen zu den Bergen bedeutet der Alpinismus die zeitlich letzte Phase. Man hat sich daran gewöhnt, ihn als die überhaupt einzig mögliche Art solcher Beziehungen zu betrachten, und die erstaunte Frage getan, wieso es komme, daß ein Gebiet der Erdoberfläche, das seit Erschaffung der Welt lediglich Abscheu und Schauder erweckt habe, plötzlich zur Quelle des reinsten Naturgenusses geworden sei.

Die Antwort auf diese Frage wird unbefriedigend ausfallen müssen, da die Behauptungen, von denen sie ausgeht, unrichtig sind. Die Freude an der Bergwelt ist nicht in unserer Zeit entstanden, auch nicht etwa von Geßner oder Rousseau entdeckt worden, sondern sie war und ist bei fast allen Völkern der bewohnten Erde vorhanden, und wenn sie zeitweise aus dem Gefühlskreise einer Epoche verschwand, so teilt sie dieses periodenweise Erscheinen mit allen menschlichen Empfindungen. Man muß sich eben sehr hüten, einer Zeit nur deshalb den Besitz eines Gefühles abzusprechen, weil es einen, von dem heutzutage üblichen, abweichenden Ausdruck fand. Die Ansicht, daß Freude an den Bergen und Besteigen derselben identisch sei, beruht auf einer Verwechslung von Form und Inhalt, von Äußerungsart eines Gefühles und diesem selbst. Erst wenn bewiesen wäre, daß es keine andere Möglichkeit gibt, die Eigenart der Berge und ihre Verschiedenheit von allen andern Objekten der Erdoberfläche zu empfinden, als sie zu besteigen, würde diese Ansicht bis zu einem gewissen Grade Berechtigung haben – – auch dann nur bis zu einem gewissen Grade, weil Berge, wenn auch nicht so häufig als jetzt, zu allen Zeiten bestiegen wurden. Nun zeigt sich aber im Gegenteil, daß alle Gefühle, die wir in den Schriften und Aussagen der modernsten Alpinisten finden, aus früheren Zeiten stammen und nur in ihrer Kombination ein neuartiges Produkt vorstellen, indem der Naturfreude unserer Vorfahren zwei psychische Ingredienzien, etwas, das wir wissenschaftlichen Sinn nennen wollen, und die schwer löslichen Derivate des Sportes, beigemischt wurden.

Die Alpinisten haben selbst zugegeben, was sie auf der andern Seite hartnäckig bestritten. Sie führen nämlich den heutigen Alpinismus im letzten Grunde auf einen geheimnisvollen Trieb zurück, der zur Bildung des eigentlichen und echten Alpinisten genau so notwendig ist, wie etwa die Leidenschaft für Klänge und Töne für den Musiker. Ein Trieb ist nun aber stets ein Resultat, niemals ein Anfang. Wie die Kraft eines Flusses sich erst bei einer gewissen Mächtigkeit der Wassermasse bemerkbar macht, diese Masse aber aus dem Zusammenströmen zahlreicher, unscheinbarer Wässerlein entsteht, so ist der Trieb, wennschon er erst spät so stark auftritt, daß ihm schwer zu widerstehen ist, aus vielen einzelnen Quellen hervorgegangen, die weit hinten in der Vergangenheit der Menschengeschichte entspringen; und gerade die Kraft und Mächtigkeit der Strömung ist der Beweis eines langen, und viele Gebiete umfassenden Oberlaufs. Und so ist der alpine Trieb das Erbe von vielen Generationen, die alle in die Bergwelt ihre Bewunderung und ihre Sehnsucht hineingetragen haben.

Die Bewunderung machte die Berge zu Trägern geheimnisvoller, ja göttlicher Kräfte und Gestalten, und legte in ihre Flanken, auf ihre Gipfel alle jene schwer erreichbaren Gaben nieder, deren Besitz das Streben der Alpinisten bildet. Tote

Gesteinsmassen wären die Berge, wenn nicht die Vorzeit sie mit einem schimmernden Gespinste auszeichnender Vorstellungen umgeben hätte.

Die Sehnsucht aber sah in der Bergwelt von jeher den stärksten Kontrast gegen Menschensatzung und Menschenwillen. Ihr wurden die Berge zum Asyl der Einfachheit und der Abkehr von den alltäglichen Sorgen und Mühen, und lange schon, ehe der erste Alpinist sein hohes Gipfellied von Verachtung alles Irdischen sang, hatte der primitive Glaube zahlreicher Völker das Paradies auf die höchsten Spitzen der Berge verlegt.

Wir wollen nun in folgendem versuchen, diese beiden Faktoren des alpinen Triebes, ihre Entstehung, Ausgestaltung und Bedeutung in den Glaubensvorstellungen, Sitten und Gebräuchen eines Volkes aufzusuchen und zwar der Chinesen; einmal, weil wir in den weit zurückreichenden Urkunden chinesischen Lebens eine Fülle von Material finden werden, dann aber auch, weil die Kultur Chinas sich selbständig und im ganzen und großen unabhängig von der des Westens entwickelt hat. Diese Unabhängigkeit gestattet uns die mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum so nötige örtliche Beschränkung, sowie den Verzicht auf Erwähnung von Zusammenhängen mit verwandten Vorstellungen anderer Kulturkreise. Wer sich dafür interessiert, wird genug, zum Teil überraschende Parallelen finden.

Wenn es daher auch ausgeschlossen ist, daß das chinesische Fühlen und Denken auf die Bildung unseres alpinen Triebes eingewirkt haben könne, so ist anderseits die Selbständigkeit des chinesischen Geistes ein Beweis für die Universalität der Voraussetzungen jenes Triebes. Und diese Universalität aufzuweisen, war das Hauptmotiv, das die vorliegende Arbeit veranlaßte. Später einmal kann vielleicht zu begründen versucht werden, warum es in China bei den Voraussetzungen geblieben ist, und jene Faktoren klarzulegen, die bei uns die Weiterarbeit übernommen haben.

Was nun die Methode dieser Arbeit anbelangt, so wurden alle zugänglichen Schriften nach Material durchsucht, seien sie historischen, religiösen oder philosophischen Inhaltes, nicht zum wenigsten auch Märchen, Gedichte und Romane, aus denen nach der Aussage kompetenter Sinologen über chinesische Denk- und Gefühlsweise mehr zu erfahren ist als aus irgend einer andern Quelle.[1]) Vollständigkeit konnte natürlich weder erstrebt noch erreicht werden, nachdem von den 34 Schriften über Berge, deren Titel Bretschneider in seinem Botanicon Sinicum anführt, meines Wissens keine einzige übersetzt wurde. Sie behandeln entweder monographisch einzelne Berge und Berggruppen oder die Gebirge einer Provinz oder sie geben eine Übersicht sämtlicher berühmten Berge Chinas (Nr. 519 und 110a).[2]) Auch von den 18 Büchern des Shan-hai-king, des Klassikers der Berge und Meere, sind bisher nur die ersten fünf Bücher, der älteste Teil, in eine europäische Sprache übertragen und kommentiert worden. Eine deutsche Übersetzung ist angekündigt, aber noch nicht erschienen.*)

*) Zur Orientierung des Lesers sei folgendes vorausgeschickt: So weit es möglich war, wurde jeder Beleg zeitlich bestimmt. Bei Zitaten aus den kanonischen Büchern, dem Yih-king (Buch der Verwandlungen), Shu-king (Buch der Urkunden), ferner dem Li-ki (Aufzeichnungen der Gebräuche), Chou-li (Riten der Chou-Dynastie 1122–249 v. Chr.), sowie aus den sogenannten Bambusannalen konnten genauere Zeitbestimmungen nicht angegeben werden. Die Abfassungszeit dieser Bücher ist nicht genau bekannt, und ihr Inhalt erstreckt sich über zeitlich ausgedehnte Perioden. Zum größten Teile reicht er in die älteste Zeit der chinesischen Geschichte bis weit vor unsere Zeitrechnung zurück. — Shan heißt Berg und Gebirge und wird dem Namen nachgestellt, z. B. Tai-shan = großer Berg, Tien-shan = Himmelsgebirge. — In den Anmerkungen finden sich lediglich Literaturnachweise, alles Inhaltliche ist in den Text verwiesen, um ein ungehindertes Weiterlesen zu ermöglichen. — Eine elementare Kenntnis chinesischer Kultur und Denkweise muß vorausgesetzt werden.

Die älteste Geschichte der Chinesen ist uns so gut wie unbekannt; auch wissen wir nicht mit Sicherheit anzugeben, ob die Chinesen in China eingewandert sind oder, wie sie selbst glauben, von jeher dort ansässig waren.[3]) Ihre frühesten Urkunden zeigen sie uns im Süden der heutigen Provinz Shansi an den Ufern des Hoangho und seiner Nebenflüsse. Sie hatten sich damals in den Flußtälern angesiedelt, wie wir aus den Berichten über häufige, verheerende Überschwemmungen wissen. Die Berge müssen ihnen aufgefallen sein, einerseits als Orientierungspunkte, durch ihre Sichtbarkeit auf weite Entfernungen hin, anderseits dadurch, daß sie den Lauf der Flüsse bestimmen. Letztere Beobachtung konnten sie besonders gut am Knie des Hoangho machen, der durch den Hwa-shan, den hl. Berg des Westens, gezwungen wird, seine Richtung um 90° zu ändern.

ÄLTESTE FORM DER BERGVEREHRUNG

Die Erfahrung, daß bei Ortswechsel innerhalb der gänzlich veränderten Landschaft die Gestalt des Berges sich ähnlich blieb, erweckte das Gefühl der Ruhe und des Vertrauens; — die Erfahrung, daß die Berge der Bewegung des Wassers sich erfolgreich entgegenstemmten, das Gefühl des Widerstandes. Daher heißt es im Yih-king, dem ältesten Dokumente chinesischen Schrifttums[4]) von Ken (Berg), dem 52. der 64 geheimnisvollen Hexagramme, die den Inhalt ausmachen, es sei aktiv und passiv, verharrend und aufhaltend. Es bedeutet den geistigen Charakter des Beharrens im Rechten in der absoluten Idee des Geistes und in jedweder Lage.[5]) Dazu sagt der älteste Kommentator, König Wen (12. Jahrh. v. Chr.): „Ken bedeutet aufhaltend oder ruhend — ruhend, wenn es Zeit zum Ruhen ist, handelnd, wenn es Zeit zu handeln ist."[6]) Der Sinn dieses Satzes ist klar: Die Berge, als Teile der Natur, erfüllen stets den ihnen innewohnenden Zweck. Später tritt die aktive Bedeutung in den Vordergrund: Ken symbolisiert das Aufhalten und Inordnunghalten der Dinge (6. Jahrh. v. Chr.).[7]) Konfuzius dagegen (6. Jahrh. v. Chr.) bezieht sich in seinem bekannten Ausspruche: „Die Weisen finden Freude am Wasser, die Tugendhaften an Bergen"[8]) auf die Ruhe der Berge im Gegensatze zur Beweglichkeit des Wassers und Geistes; eine Stelle im Shi-king „Dazu drei Alte, treu bewährt, wie Berg und Gipfelhöh' der Erd'"[9]) (Strauß), (7. Jahrh. v. Chr.) zeigt das Vertrauen auf Dauer und Festigkeit der Berge.

SCHUTZBERGE

Die Gefühle des Vertrauens und Widerstandes, welche der Berg erweckte, verdichteten sich zur Vorstellung des Schutzbergs. Der Berg wurde, ursprünglich wohl so weit er sichtbar war, als Beschützer eines bestimmten Gebiets aufgefaßt. „Ken erinnert an einen Hund", heißt es im Yih-king.[10]) Später wurde für jedes abgegrenzte Gebiet ein Schutzberg aufgestellt. Der sagenhafte Kaiser Shun (2258—2206 v. Chr.) setzt in jeder der 12 Provinzen seines Reiches einen Schutzberg ein.[11]) Ebenso verfahren die Chous (1122— 249 v. Chr.) bei ihrer Reichseinteilung in neun Provinzen.[12]) Diese Schutzberge hießen tschin =beschützen.[13]) Außerdem gab es noch lokale Schutzberge[14]) und eine außerordentlich große Anzahl von „berühmten" Bergen. Bretschneider nennt deren 70,[15]) das Shan-hai-king gibt ihre Zahl auf 5370 an.[16])

HEILIGE BERGE

Auch das ganze Reich als solches besaß Schutzberge (Yo), die heilig sind und eine besondere Verehrung genießen. Sie liegen, nach jeder Himmelsrichtung hin, an den vier Grenzpunkten des damaligen Reichs, später kam noch ein Zentralberg dazu.[17]) Diese heiligen Berge oder besser Gebirgsstöcke sind: Im Osten der Tai-shan, Prov. Shantung (1545 *m*, Fritsche); im Norden der Heng-shan, Prov. Shansi, früher in Tschili; im Westen der Hwa-shan, Prov. Shensi (zirka 1000 *m* rel. Höhe, Richthofen); im Süden der Heng-shan, Prov. Hunan und im Zentrum der Sung-shan, Prov. Honan (zirka 2500 *m*, Richthofen). Sie sind gleichsam als Wahrzeichen des Reichs zu denken, als Reichsschutzberge, primi

inter pares; als solche sind sie besonders ausgezeichnet worden und besaßen einen hohen Wert für das Reichsoberhaupt. Dem Kaiser war es sehr wichtig, alle heiligen Berge in seinem Erblande zu haben, als Symbol der Macht über das ganze Reich[18]) (122 v. Chr.); schon früher wurden sie ausdrücklich vom Lehen an die Feudalfürsten ausgeschlossen.[19])

Richthofen gibt als äußere Attribute heiliger Opferberge an: Wilde Zerrissenheit, bedeutende Höhe und granitische Zusammensetzung, ferner eine isolierte Lage, damit die barocken, bizarren Formen vom Tale aus in voller Mächtigkeit zur Geltung kommen.[20]) Aber diese alpinen Charakteristika teilen die heiligen Berge mit vielen anderen in China. Auch ist die Heiligsprechung dieser Berge etwa nicht in dem Umstande zu suchen, daß sich dort die Gräber der Heroen chinesischer Vergangenheit befänden; Berge, die dadurch denkwürdig sind, wurden zu berühmten oder Schutzbergen, niemals jedoch zu heiligen Bergen ernannt. Das Zurückführen des chinesischen Bergkultus auf Manenverehrung erscheint mir daher als nicht gerechtfertigt.[21])

GRÄBER AUF BERGEN Viel wahrscheinlicher ist es, daß hervorragende Persönlichkeiten auf Bergen begraben wurden, um sie unter den Schutz des Bergs und dessen Lokalgottheit zu stellen. Aber auch das ist für das chinesische Altertum schwer nachzuweisen. Zwar wurden mehrere Kaiser der sagenhaften Zeit auf Bergen begraben: Hoang-ti 2704—2595 auf dem Kiao, Prov. Kansu oder Shansi,[22]) Shun 2258—2206 auf dem Kieu-ni, dem Berg der neun Zweifel (wegen der Ähnlichkeit der Gipfelformen so genannt) (Prov. Hunan[23]), Yü, 2205—2189 in einer Höhle des Kuai-ki, Prov. Tsche kiang,[24]) aber Hoang-ti und Yü starben auf diesen Bergen, letzterer auf der Jagd, und wurden nicht erst absichtlich dort hingebracht. Andere Bergbegräbnisse, wie das des Ministers Hoangtis Ta-hong auf dem Hong-tschong[25]) oder der Töchter Kaiser Yaos auf dem Siang-shan[26]), gehören der Legende an.

Aus späterer Zeit (3. Jahrh. v. Chr.) wird von der Aushöhlung von Hügeln zur Herstellung von Grabkammern berichtet. Berühmt ist der unterirdische Grabpalast Shi-hoang-ti's († 210) in dem Berge Li geworden.[27])

In den südlichen und südwestlichen Teilen Chinas scheinen die Beisetzungen stets auf den Flanken und Gipfeln der Berge stattgefunden zu haben. Aber diese Maßregel wurde durch praktische Erwägungen veranlaßt, um die Leichen vor den Angriffen weißer Ameisen, wilder Tiere oder vor Räubern zu schützen.[28]) Doolittle führt mehrere im Gebirge gelegene Begräbnisplätze an und berichtet, daß die Gräber unter den Schutz der Lokalgottheiten gestellt werden, zu denen die Freunde der Verstorbenen beten.[29]) Im nördlichen China, wo besondere Vorsichtsmaßregeln gegen Ungeziefer und wilde Tiere unnötig sind, erfolgt die Beisetzung der Toten nach anderen Gesichtspunkten. Der Begräbnisplatz gilt für günstig, wenn die Berge ihn in Gestalt eines Hufeisens, Lehnstuhls oder großen griechischen Omega umgeben.[30]) Über Ursprung und Bedeutung dieses Glaubens werden wir später sprechen.

Der von Pfizmaier erwähnte Gebrauch, Grabhügeln die Gestalt bestimmter Berge zu geben, ist wohl aus dem Verlangen entstanden, die Gräber unter den Schutz der betreffenden Berge zu stellen.[31]) Als Grund der Bestattung auf Bergen wird auch der Wunsch angegeben, die Geister der Toten durch den Genuß der Aussicht zufrieden zu stellen.[32]) In einem Falle wird von der Tochter eines Fürsten selbst begehrt, auf einem Berggipfel begraben zu werden, um ihr Heimatland überblicken zu können.[33])

Wenn sonst in China zeitweise und von Einzelnen hoch gelegene Grabstätten besonders geschätzt wurden,[34]) geschah dies wahrscheinlich in Hinblick auf die auszeichnende Bedeutung der Höhe, d. h. des sich über andern Befindens. So dürfte auch die Angabe Eitels zu verstehen sein: „Schon zur Zeit der Chou-

Dynastie (1122—249 v. Chr.) war es Sitte, daß das gemeine Volk in der Ebene, die Fürsten in niederen Hügeln, die Kaiser dagegen auf einer hohen Bergspitze unter Grabhügeln begraben wurden."[35]) Ebenso heißt es in einem Romane, der Vorgänge aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts (Cordier) behandelt: „Aus Ehrfurcht vor ihrem erhabenen Charakter wurde sie in einem Hügel begraben,"[36]) und an anderer Stelle verspricht ein Wettkämpfer, seinen Gegner im Falle des Unterliegens auf einem hohen Hügel beerdigen zu lassen.[37]) —

Bisher haben wir als ursprüngliches Motiv der Bergverehrung in China festgestellt: Die aus den bereits besprochenen Beobachtungen hervorgegangenen Gefühle der Ruhe, des Vertrauens, der Kraft und Ordnung, die zur Konzipierung des Schutzbegriffs führten. Ein weiteres Motiv liegt in der Beobachtung der Höhe und Größe des Berges, die einerseits zur menschlichen Größe im realen und übertragenen Sinne, anderseits zur Höhe des Himmels in Beziehung gesetzt werden.

SYMBOL DER HÖHE Die symbolische Bedeutung der Höhe als ein auszeichnendes Moment treffen wir bei den Chinesen sehr häufig und schon in den ältesten Zeiten an. Im Li-ki steht: „Bei anderen Gebräuchen gab die Höhe die Unterscheidung. Die Halle des Kaisers wurde auf neun Stufen erstiegen, die eines Prinzen auf sieben, eines hohen Beamten auf fünf, eines Subalternen auf drei."[38]) Auch die Höhe der Grabhügel richtete sich nach dem Range des Toten.[39]) Eine Verordnung aus dem 14. Jahrhundert n. Chr. bestimmt sie auf 18′ für Mandarinen 1. Klasse bis herab auf 6′ für die siebente Rangklasse etc.[40]) Ebenso wird die Höhe der Gebäude bemessen. Der Kaiser und die Prinzen hatten ein turmartiges Tor. Nur dem Kaiser war es gestattet, jene bis zu 100 *m* hohen Türme zu errichten, die von außen bestiegen und bis zum 14. Jahrhundert gebaut wurden.[41]) Besonders bei Kultgebäuden wurde auf entsprechendes Höhenmaß gesehen. „Man gibt", sagt der Komentator des Shan-hai-king, „den wichtigen Kultgebäuden eine größere Höhe als anderen."[42]) Daher hat der Altar des Himmels in Peking drei Terrassen, der der Erde nur zwei. Auch die Errichtung von Gebäuden in mehreren Etagen geht auf diese Vorstellung zurück.[43])

Noch klarer tritt das symbolische Moment in folgenden Stellen des Li-ki zutage: „In alter Zeit übertrugen die Fürsten durch die Art der Zeremonien die Idee der betreffenden Eigenschaften — — — wo es sich um eine hohe Sache handelte, benützten sie Hügel und Erhebungen;"[44]) oder „Die Verhältnisse von edel und niedrig wurden festgestellt in Beziehung auf die Höhen und Tiefen, welche die Oberfläche der Erde zeigt."[45])

Handelte es sich in vorstehendem um den Vergleich von moralischen und ethischen Qualitäten mit den Erhebungen der Erde, so sollen in folgendem einige Beispiele angeführt werden für die Verwandtschaft von Himmel und Bergen in der Vorstellungswelt der Chinesen.

BERGE UND HIMMEL Der Himmel wurde selbstverständlich als hoch gedacht. „Die Eigenart des Himmels," heißt es im Chung-Yung (5. Jahrh. v. Chr.) „— ist Weite, Höhe — ".[46]) Wenn ein Kaiser — der Sohn des Himmels — starb, sagte man „er ging hoch".[47]) Die Berge wurden bis in die Nähe des Himmels reichend vorgestellt, wie schon die Namen andeuten: Tien-shan = Himmelsgebirge, Tien-tai-shan = Himmelsaltarberg, Tien-ti-shan = Himmelsherrscherberg u. a. m. Es gibt Berge, die Himmelsohr, Himmelsauge heißen, auch Himmelssäulenberge werden erwähnt im Shan-hai-king[48]) und in einer merkwürdigen Stelle bei Lieh-tszĕ (5. Jahrh. v. Chr.). „Als Kung-Kung mit Tschuen-Huh 2513 v. Chr. um die Kaiserwürde stritt, stieß er im Zorne gegen den Peh-Tschao-Berg, zerhieb die Säulen des Himmels und zerriß die Bande der Erde."[49]) Bei Szĕ-ma.

Ts'ien heißt es: „Er rannte mit dem Kopf gegen den Berg und stürzte ihn um.“ [50]) Himmel und Berge setzt auch Wang Ch'ung (1. Jahrh. n. Chr.) in Beziehung, wenn er sagt: „Wenn wir (im Traume) zu dem Kaiser des Himmels reisen, ziehen wir in der gleichen Richtung als bei der Reise auf einen Berg.“ [51]) Ebenso haben die ungeheuern Übertreibungen bei Höhenangaben von Bergen den Zweck, die Berge dem Himmel zu nähern und dadurch wichtiger und heiliger zu machen. Die Höhe z. B. des Tai-shan wurde auf 20 Li angegeben [52]) (1 Li = 536 *m* C. B. R. A. S., XXIV, S. 97, 556,5 *m* Richthofen), jene des Kuen-lun-Gebirgs auf 2500 Li, [53]) die des Tien-shan auf 11655 *m*, [54]) etc. und von einem Gipfel des Lofau-shan sollte man sogar schon um Mitternacht die Sonne erblicken können. [55]) Richthofen [56]) und Imbault-Huart [57]) geben ergötzliche Beispiele, wie Priester und Dichter ihre Lieblingsberge als die höchsten der Welt oder wenigstens des Reichs erklären.

Die Verehrung des Himmels erfolgte ursprünglich auf erhöhten Punkten der Erdoberfläche. „In Übereinstimmung mit der Höhe des Himmels,“ sagt das Li-ki, „verehrten die Fürsten von alters her den Himmel, indem sie die berühmten Berge bestiegen und dem Himmel die gute Regierung der Prinzen verkündeten.“ [58]) Der Kommentator (c) des Chou-li (8. Jahrh. n. Chr.) schreibt: „Um den Himmel zu verehren, wählte man einen hochgelegenen Ort“ [59]) und Siün K'ing (3. Jahrh. v. Chr.) „Wenn man nicht einen hohen Berg erklimmt, erkennt man nicht die Höhe des Himmels.“ [60]) Nach dem Glauben der Taoisten fuhren die Heiligen von den Gipfeln der Berge in den Himmel auf. [61])

GRÖSSE DER BERGE Daß die Berge als hoch und mächtig empfunden wurden, geht aus zahlreichen Stellen hervor. Im Shi-king heißt es: „Nichts ist höher als ein Berg“ (8. Jahrh. v. Chr.) [62]) und: „Ungeheuer sind die Berge, deren Riesenmassen bis zum Himmel reichen“ [63]) (zirka 9. Jahrh. v. Chr.); für Verleumdung wird das Gleichnis gewählt: „Jemand würde sagen, ein Berg wäre niedrig,“ [64]) für die relative Machtlosigkeit des Menschen: „Menschen treten nicht auf Berge, sie treten auf Ameisenhaufen.“ [65]) Aus dem gleichen Grundgedanken gehen auch die Vergleiche der Berge mit dem Kaiser hervor, z. B.: „Nichts ist höher als ein Berg — Unser Herrscher sollte nicht unbedacht sprechen“ [66]), oder „Hoch ragen jenes Südens Berge — Ähnlich bist du, Beherrscher Yün, das Volk zu dir empor die Blicke richtet.“ [67]) —

BERGE UND GESTIRNE Ein weiteres Motiv für die Verehrung der Berge ist in ihren Beziehungen zu Sonne und Mond gegeben, indem diese beiden Himmelskörper, vom Standpunkt des im Tale befindlichen Beschauers aus, auf den Bergen auf- und unterzugehen scheinen.

Szĕ-ma Ts'ien, der chinesische Herodot (2. Jahrh. v. Chr.), erwähnt den Glauben an das Untergehen von Sonne und Mond auf dem Kwen-lun-Gebirge, scheint ihn aber selbst nicht geteilt zu haben; die Namen von Bergen im westlichen Sz'tschwan „Sonnenbrücke“ und „Goldner Gipfel“ weisen wohl auf ähnliche Vorstellungen hin. [68]) Direkte Beweise für eine weite Verbreitung dieses Glaubens in China sind mir nicht zugänglich geworden; wohl aber spricht indirekt für einen Zusammenhang von Gebirge und Aufgang der Sonne in der chinesischen Vorstellungswelt die besondere Verehrung, welche seit alters her der Tai-shan, der heilige Berg des Ostens genießt.

DER HEILIGE OST-BERG Schon Konfuzius gebraucht ihn als Symbol der Beständigkeit. „Wenn der Tai-shan einstürzt, ist das Ende da,“ [69]) bei Moh Tih und Meng Tszĕ (5. und 4. Jahrh. v. Chr.) erscheint er als Symbol des Größten, Schwersten und Höchsten. [70]) Später wurde er als der erste aller Berge Chinas angesehen und erhielt den Beinamen des „Verehrungswürdigen.“ [71])

Unter taoistischem und buddhistischem Einflusse wurde er zum Vorsteher der ganzen Erde,[72]) zum berühmtesten und höchsten Berg Chinas.[73]) In der chinesischen Geographie wird er folgendermaßen beschrieben: „Der Tai-shan ist das Haupt der fünf heiligen Berge; er wird von den umliegenden Bergen gestützt, ist voll von Quellen, die Fluten über seine Abhänge herabfließen lassen, sammelt die Wolken und sendet den Regen herab. Sein Verdienst ist gleich dem des Himmels, daher wird er der Himmelsgleiche genannt, der gütige und heilige Herrscher. Er ist Herr dieser Welt und bestimmt Geburt, Tod, Unglück und Glück, Ehre und Schande, alles, Großes und Geringes. Berge gibt es viele unter dem Himmel, aber von allen ist dieser der Würdigste, besucht zu werden."[74])

Die Verwandlung des Bergs in eine unterweltliche Gottheit geschah zweifellos sehr spät und ist mehr buddhistisch als chinesisch.[75]) Der Gott des Tai-shan wurde allmählich zum Richter der Toten,[76]) dem Herrscher der siebenten der zehn (buddh.) Höllen;[77]) aber er wird auch als Herr über Geburt und Tod verehrt.[78]) Andere sehen in ihm nur eine der vielen gleichberechtigten unterweltlichen Gottheiten.[79]) Jedenfalls wurde er sehr populär und ist sowohl in die lyrische[80]) als dramatische Dichtung[81]) übergegangen. Auch das Märchen weiß von ihm zu erzählen.[82]) Er hat in den meisten Städten Tempel, wo sein Geburtstag am 28. des 3. (chin.) Monats gefeiert wird,[83]) auch wird ihm jährlich ein besonderes Opfer dargebracht.[84])

In der Schrift- und Umgangssprache bedient man sich noch heute des Tai-shan als eines Symbols der Erhabenheit, Größe, Dauer, Festigkeit, Mächtigkeit, Höhe etc., z. B. beim Gesange des zweimal jährlich dem Konfuzius vom Kaiser dargebrachten Opfers: „Wir segnen die Weisen und Heiligen, die erhaben sind wie der Tai-shan,"[85]) in den Sprichwörtern, Redensarten und Metaphern: Ameisen, die den Tai-shan bewegen (Unmöglichkeit);[86]) Augen haben und den T.-s. nicht sehen (Verblendung);[87]) auch der T.-s. ist nichts anderes als Staub;[88]) die Welt ist so sicher, als wäre sie der T.-s., der von vier Seiten festgebunden ist;[89]) niemand vermeidet die Übel der Seele, die schwerer sind als der T.-s.;[90]) auf dem T.-s. ist der Himmel nur noch 2—3 Zoll hoch und die Erde ist nicht größer als ein Fisch[91]), u. a. m.

Auch im Volksglauben spielt der Tai-shan eine besondere Rolle und figuriert als kräftiges Schutzmittel gegen böse Geister. Über der Haustüre sieht man manchmal einen „charm" in Gestalt eines rohgemalten Berges und des Meeres.[92]) Dieser Berg soll wahrscheinlich der Tai-shan sein. In Straßen, auf Brücken, Kreuzwegen etc. legte man früher einen kleinen Stein mit drei eingegrabenen Schriftcharakteren, denen oft das Wort „Tai-shan" beigefügt war,[93]) und gegenüber von Straßen und Gebäuden werden manchmal Steinsäulen errichtet mit der Inschrift: „Dieser Stein vom Tai-shan wagt es, diesen ungünstigen Einflüssen zu widerstehen."[94])

Gegenwärtig befinden sich auf dem Tai-shan im ganzen 81 Tempel aller Konfessionen, und zur Frühlingszeit wird er von unzähligen Wallfahrern bestiegen.[95])

Ob nun wirklich die besondere Verehrung des Tai-shan nur darauf beruht, daß er im östlichen Teile des Reichs liegt und „der aufgehenden Sonne als Schemel dient,"[96]) wage ich nicht zu entscheiden, jedenfalls ist es bemerkenswert, daß zur Zeit Shi-hoang ti's dem Herrn der Sonne auf dem Tai-shan geopfert wurde,[97]) und daß es in der Inschrift, die dieser Kaiser oben hinterließ (219 v. Chr.), ausdrücklich heißt: „Er umfaßte mit seinem Blicke den äußersten Osten."[98]) Da der Tai-shan ganz frei steht, ist diese Beschränkung auf den Osten zum mindesten auffallend.[99]) —

FORM DER BERGE In den Vorstellungsverbindungen, die aus der äußeren Gestalt der Berge abgeleitet wurden, liegt ein weiteres Motiv der chinesischen Bergverehrung. Wir haben bereits früher gesehen, daß die heiligen Berge sich durch wilde, phantastische Formen auszeichneten. Vom Tai-shan sagt Richthofen: „Ich bewunderte die imposante Gestalt des Bergs, der sich unvermittelt mit schroff geformten Abhängen aus der Talebene erhebt,“ [100]) und an anderer Stelle nennt er den landschaftlichen Charakter des Tai-shan „außerordentlich pittoresk“. [101]) Williamson, der ihn mit Markham am 19. März 1869 bestieg, schreibt von „großartiger Szenerie“, [102]) ebenso Hesse-Wartegg, der eine ausführliche Beschreibung seiner Besteigung geliefert hat. [103]) Die Form des Sung-shan, des heiligen Zentralbergs, zieht Richthofen mächtig an, er nennt ihn „ein kastellartiges Massiv“. [104]) Auch der Hwa-shan, der heilige Berg des Westens, bietet mit seinen kühnen und abenteuerlichen Umrißformen einen imposanten Anblick, [105]) und „erinnert an die Dolomiten Südtirols“. [106]) Williamson nennt ihn einen elephantengleichen Berg, [107]) Rousset, der den Vorgipfel unter großen Schwierigkeiten bestieg, beschreibt die Kühnheit seiner Formen. [108])

Ebenso wie die heiligen Berge sind auch die berühmtesten der vielen chinesischen Wallfahrtsberge durch schöne und wilde Formen ausgezeichnet wie z. B. der Tien-tai-shan, Prov. Tschekiang, [109]) der Wu-tai-shan, Prov. Shansi, [110]) der Lofau-shan, Prov. Kwantung, [111]) der Po-hua-shan, Prov. Tschili, der Omi-shan, Prov. Sz'tschwan, der Hsüfongshan, Prov. Kiangsi u. a. m. [112])

Die Vorliebe der Chinesen für bizarre Formen in der Natur, die auch in ihrer Kunst zum Ausdruck kommt, werden wir später besprechen, ebenso wie die chinesische Naturphilosophie, für die physische Größe eine Wirkung spiritueller Kraft ist. Der Glaube an diese Kraft, zusammen mit dem Eindruck der phantastischen Gestalt der Berge, erleichterte es den Chinesen, vage Vorstellungen eines göttlichen oder übermenschlichen Wesens mit ihnen zu verbinden, doch ohne diese Vorstelllungen begrifflich genau zu fixieren.

Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß sie jemals in den Bergen nur Gottheiten sahen, aber jedenfalls Konzentrationsstätten der göttlichen und Naturkräfte, wobei beide Auffassungen ineinander flossen. Derartige Zwittervorstellungen finden wir zahlreich in der Ideenwelt primitiver Völker, und auch unseres Mittelalters. Jetzt wird es uns allerdings schwer, sie in uns zu reproduzieren.

Ausschließlich der Phantasie und dem Fabulierungsbedürfnisse entsprangen die Legenden, welche sich an die Ähnlichkeit gewisser Felsformationen mit menschlichen und tierischen Gestalten u. dergl. knüpfen und den Stoff aus Volkserzählungen und Anekdoten beziehen. Sie gehören wohl alle einer späten Zeit an. So gibt es z. B. bei Canton ein „wartendes Weib“, in der Prov. Kwangsi einen „zurückgehaltenen Gatten“, „Hundekopffelsen“, „Geschwisterfelsen“, „die fünf Jungfrauen“, „die keusche Jungfrau“, „die zwei Brüder“ u. a. m. [113]) Ganze Berge, die versteinerte Gebilde darstellen, sind mir nicht bekannt geworden.

BERGE ALS WAHRZEICHEN Das letzte ideelle Motiv des Bergkultus in China liegt in der Beziehung einzelner Berge oder Berggruppen zu dem Ursprunge der Rasse und Dynastie.

Daß die Chinesen ursprünglich in Höhlen wohnten, wissen wir aus dem Yih-king, [114]) auch scheint die alte Form des ideographischen Zeichens für Berg (= überhängende Felsen) das anzudeuten. [115]) Wahrscheinlich sind jedoch darunter künstliche, im Löß ausgehöhlte Wohnräume zu verstehen, wie sie im nördlichen China noch heutzutage benützt werden, und nicht in Bergen befindliche, natürliche Höhlen. Eine Tradition darüber hat sich nicht erhalten.

Auch die Heimatsberge der verschiedenen, in China zur Regierung gelangten Dynastien werden nicht besonders erwähnt, etwa als verehrungswürdige Erinnerungszeichen. Die bekannte Stelle des Shu-king: „Von diesen Bergen ward ein Geist herabgesandt, der die Prinzen von Fu und Shin hervorbrachte",[116]) muß nach Legge anders aufgefaßt werden. Die jetzt regierende Dynastie der Mandschus hat das lange weiße Gebirge bei Mukden unter die Schutzberge aufgenommen. Bei dem großen, alle drei Jahre stattfindenden Ahnenfeste wird gesungen: „Seht unsere verehrungswürdigen Vorgänger. Der erste Ursprung ihrer Nachkommenschaft ist der weiße Berg".[117]) Ein Mandschukaiser nennt auch (1748) den Kiao-Berg, auf dem Hoangti begraben liegt, „das alte Land seiner Familie".[118]) Auf verwandte Vorstellungen der Mongolen zur Zeit ihrer Herrschaft über China kann hier nicht weiter eingegangen werden.[119])

BERGE UND GEWÄSSER Wir haben bisher die ideellen Grundlagen des Bergkultus in China betrachtet; eine weitere Reihe von Motiven entspringt aus der Erkenntnis der Nützlichkeit der Berge für das allgemeine Wohl. In erster Linie werden sie verehrt als Spender des Wassers. Die Bewässerung spielt bei einem sich größtenteils vegetarisch ernährenden Volke, wie es die Chinesen sind, eine entscheidende Rolle. Es ist schon oft bemerkt worden, daß zahlreiche der ältesten ideographischen Schriftzeichen sich auf Wasser beziehen.[120]) Nun mußten schon die allerprimitivsten Beobachtungen lehren, daß die Flüsse von den Bergen herabkommen und daß die atmosphärischen Niederschläge im Gebirge stärker sind als in der Ebene. Was lag also näher, als Berge, Flüsse, Regen und Wasser in all seinen Formen ursächlich zu verbinden.

Berge und Flüsse werden in den ältesten Schriften fast stets zusammen erwähnt, so z. B. im Shu-king,[121]) I-li[122]) und Li-ki.[123]) Kouo-Yü (4. Jahrh. v. Chr.) sagt: „Ein Reich hat zum Grundstein seine Berge und Flüsse — —".[124]) Auch verschiedene Stellen des Yih-king beziehen sich, soweit sie zu enträtseln sind, auf den „Austausch der Einwirkungen von Wasser und Bergen."[125]) Im Li-ki wird von den Altären der Berge und Flüsse gesprochen,[126]) und von den Bergen gesagt, sie brächten Wolken und Wind hervor.[127]) Sehr bezeichnend für die Vorstellung des Mechanismus in der Natur ist die Stelle: „Der Himmel sendet den der Jahreszeit entsprechenden Regen herab und die Berge bringen die Wolken hervor";[128]) später heißt es: „Die fünf Yo (heiligen Berge) sind die höchsten der Berge, sie können Wolken und Regen hervorbringen",[129]) vom Tai-shan wird berichtet: „Er sammelt die Wolken und sendet den Regen herab".[130]) Sung Yüh (3. Jahrh. v. Chr.) läßt die Göttin des Wu-shan singen: „Des Morgens führe ich die Morgenwolken, des Nachts lasse ich regnen."[131]) Wen-tszĕ (ca. 6. Jahrh. v. Chr.) schreibt: „Lao-tszĕ sagt: „Wolken und Regen formen sich auf den Gipfeln der hohen Berge — die Geister der Berge verbreiten Wolken und Regen,"[132]) und ein später lebender Taoist, Hoai-nan-tszĕ (2. Jahrh. v. Chr.) erklärt dies näher: „Die Wolken sind der Khi (Substanz) der Berge und Flüsse; die Substanz der Erde gestaltet aufsteigend die Wolken, die des Himmels bringt herabsteigend den Regen hervor."[133]) Auch lokale Beobachtungen über die Beziehungen atmosphärischer Verhältnisse zu den Bergen liegen aus dem Altertum vor. Im Shan-hai-king werden Berggeister erwähnt, bei deren Erscheinen der Wind heult, der Sturm losgelassen wird und der Platzregen fällt; ein anderer Gebirgsgeist zeigt sich im Gewitter; auf einem Berge gibt es einen See, dessen Geister „die Nebel sind, die sich in den Bergen erheben"; ein anderer See ist stets umhüllt von heiligem Nebel; auch gibt es im Gebirge eine Gottheit des Schnees und übernatürliche heilkräftige Quellen.[134])

Die eigentlichen chinesischen Regengeister, die aus Wolken entstandenen Drachen, wohnen zuweilen auf Bergen; an mehreren Stellen Chinas gibt es Drachenberge.[135])

Vereinzelt kommen auch Regenaltäre und Tempel im Gebirge vor, so auf dem Lofau-shan, wo einst ein Tang-Kaiser (7.—10. Jahrh. n. Chr.) durch Beamte zur Zeit einer großen Dürre opfern ließ.[136]) Einen andern Fall aus der Mandschuzeit erwähnt Barrow.[137])

Im offiziellen Kultus wird der Regen jedoch vom Himmel und nicht von den Bergen erbeten, bei den großen Regenopfern werden sie nicht erwähnt, und erst, wenn diese erfolglos sind, wird noch im ersten Sommermonat den Bergen und Flüssen zu diesem Zwecke auf dem Altare der Erde geopfert; auch gibt es dafür in jeder Provinz einen eigenen Altar.[138]) Von den hierher gehörenden Texten des vom Kaiser Kien-lung (1736—95) herausgegebenen Zeremonialbuches der Mandschudynastie seien die folgenden erwähnt. Beim großen Opfer der Erde, Gesang Nr. 13, Zeile 4: „Die heiligen Berge, die großen Flüsse sind bedeckt von hin- und herwogendem Nebel."[139]) Beim Opfer an Kuan-ti, Gebet, Zeile 2: „Hier ist das Prinzip — der Wasserquellen, die auf den erhabenen Bergen geboren werden und von den heiligen Bergen herkommen." —[140]) Bei dem Jagdopfer-Gebet, Zeile 3: „Die Berge lassen die Wolken ausgehen und den Regen fallen."[141]) — Beim Bergopfer, Zeile 1—5: „Die Geister sind es, die der Erde Feuchtigkeit geben und Saft und Kraft verbreiten, die zur richtigen Zeit alle lebenden Wesen begünstigen. Die Quelle der perlenden Gewässer sprudelt auf die Erde, das Leben spendend in Wäldern und auf Bergen, und dadurch Flüsse bildend, rein wie Kleinodien."[142])

Auf einigen der liturgischen Gefäße waren Berge und Wolken dargestellt. Zwei davon werden schon im Li-ki erwähnt,[143]) und auch jetzt noch ist eines der Opfergefäße in dieser Art verziert.[144])

Auch manche Gebräuche weisen auf die nahe Verwandtschaft von Bergen und Wasser im Volksglauben der Chinesen hin, z. B. die Verehrung des Herrschers des Sszĕ-shan, der gegen Dürre und Regenüberfluß angerufen wird. Der Sage nach verheiratete er seine drei Töchter an den Wind, den Regen und den Schnee, ist also eine richtige Wettergottheit.[145]) Doolittle erzählt, daß bei Dürre manchmal statt des Drachenkönigs das Bild der Göttin des Mitleids in der Bittprozession für Regen herumgetragen wird. Es wird auf ein festes Rahmenwerk gestellt, auf dem ein kleiner Papierberg aufgebaut ist. Von den beiden begleitenden Knaben stellt der eine den Blitz, der andere den Donner vor,[146]) und Trenchant berichtet: „Das Volk trägt bei Dürre in Sz'tschwan die Götterbilder, denen es am meisten Vertrauen schenkt, auf die Berge und wallfahrtet täglich, einen Monat lang, zu ihnen. Als sich kein Regen einstellte, wurden die Götter in der Stille zurückgeholt. Die Regierung verbot diese Wallfahrten."[147]) Auch die Donnertrommel auf dem Gipfel eines Bergs der Halbinsel Léi-tschóu in Kwantung erinnnert an den Zusammenhang von Bergen und Gewitter.[148]) Den ganzen Kreislauf endlich des Geschehens in der atmosphärischen und Pflanzenwelt geben die Tafeln auf dem Altare der Landwirtschaft in Peking, die die Götter der Berge, des Meeres, Windes, Donners und Regens, des Grases und der jungen Getreidehalme darstellen.[149]) —

BERGE UND MINERALE Ferner werden die Berge verehrt als Fundstätten edler und seltener Metalle und Steine. China ist ein sehr mineralreiches Land, wie schon aus den Namen zahlreicher Berge hervorgeht: Goldberg, Silberberg, Kupferberg, Berg des Goldsandes und andere mehr. In dem, dem Enkel des Konfuzius zugeschriebenen Chung-Yung (5. Jahrh. v. Chr.) heißt es: „Hier ist dieser Berg — — — die kostbaren Dinge, die die Menschen schätzen, werden in ihm

gefunden." [150]) Eine besondere Vorliebe haben die Chinesen für Nephrit (chin. Yü, bestehend in der Hauptsache aus Kieselsäure, Magnesia, Kalk und ein wenig Eisenoxydul), dem sie eine spezifische Kraft zuschreiben. Mehrere Berge tragen den Namen Yü-shan. Die Taoisten glaubten, daß das Yü direkt von den Bergen hervorgebracht werde. [151]) Auch vom Glase scheint das angenommen worden zu sein. [152]) Im Shan-hai-king werden Gold- und Silberminen und Nephrit öfters erwähnt. [153])

Der geheimnisvolle Reichtum der Berge an kostbaren Mineralien und Steinen hat auch in China Ausdruck in den typischen Schatzmärchen gefunden, wie sie überall auf der Erde vorkommen. [154]) Ein etwas abweichendes erzählt Pfizmaier: „Ein armer Korbmacher hält seine Ware auf dem Marktplatze feil, als ein Käufer kommt und alle Körbe um einen hohen Preis für seinen Herrn kauft. Er führt den Korbmacher in das Gebirge vor einen vornehmen alten Mann, der ihm das Zehnfache des Preises der Körbe zahlt und ihn dann entläßt. Der Reichbeschenkte geht und als er sich umwendet, war an Stelle des vornehmen Mannes ein hoher Berggipfel." [155]) (Abgekürzt.)

BERGE UND PFLANZEN Ein weiterer Nutzen der Bergwelt liegt in ihrem Reichtum an Wäldern, alten Bäumen und seltenen heilkräftigen Pflanzen. Im Altertum waren die Gebirge Chinas mit dichten Wäldern bedeckt, und Berge und Wälder werden daher oft zusammengenannt.[156]) Die Vegetation wird als zum Gebirge gehörend betrachtet. Shi-hoang-ti umwickelte, als er 219 v. Chr. auf den Tai-shan fuhr, die Räder seines Wagens mit Binsen, um die Erde, Steine, Kräuter und Bäume nicht zu verletzen,[157]) und als ihn der Siang-shan mit Gewitter empfängt, bestraft er ihn, indem er durch 3000 Soldaten alle seine Bäume umhauen läßt.[158])

Schon die sagenhaften Kaiser beschäftigen sich mit der Ausrodung der Wälder,[159]) so besonders Kaiser Yü;[160]) und sie scheint so gründlich betrieben worden zu sein, daß Mencius (4. Jahrh. v. Chr.) bereits sagen konnte: „Wenn der Wald umgehauen und die Knospen weggefressen sind, bekommt der Berg ein kahles und nacktes Aussehen. Aber ist dies die Natur des Berges?" [161]) Um die im Vorgebirge gelegenen Wohnstätten herum wurden Nutzbäume gepflanzt, wie Pflaumenbäume, Kastanien, Mispeln, Maulbeerbäume; einzelne Waldbäume, Eichen, Fichten, Ulmen ließ man stehen.[162])

An besonders alten, schönen und starken Bäumen scheinen die Chinesen von jeher Freude gehabt zu haben. Es werden welche erwähnt, die sprechen können[163]) und sich durch Sturm und Regen verteidigen, wenn sie umgehauen werden sollen.[164]) Das Holz gewisser Gebirgsbäume wird von alters her bei der Herstellung von Särgen bevorzugt.[165]) Die Bergfichten, Tannen und Zypressen, die ein hohes Alter erreichen, sind zu dessen Sinnbildern geworden; ihre Früchte und Samenkerne verleihen daher langes Leben und Unsterblichkeit.[166]) Ebenso werden auf den Bergen Schwämme und Kräuter gefunden, aus denen heilkräftige und unsterblich machende (berauschende?) Tränke bereitet werden.[167]) Bezeichnend ist, daß jene zuweilen in menschlicher zwerghafter Form erscheinen, und nur an steilen, gefährlichen Stellen gefunden werden; auch gibt es solche, die verwandelte Menschen sind.[168]) Alle diese Pflanzen sind den Bergen eigentümlich und gedeihen nur dort. „Auf den höchsten Bergen gedeihen alle Pflanzen", sagt Kaiser Wu in seiner sechsten Ode.[169])

Unter dem Einflusse des Taoglaubens entstand allmählich ein Kranz von Legenden und Märchen, der sich an die Unsterblichkeitspflanzen knüpft,[170]) so besonders an den Kassia- und Pfirsichbaum.[171]) Über den Zusammenhang dieser Legenden mit der chinesischen Paradiesesmythe werden wir später sprechen.

Bisher haben wir uns mit jenen Eigenschaften der Berge beschäftigt, die für eine werdende Kultur ideelle und reale Werte bedeuten. Es ist begreiflich, daß der Geist eines naiv empfindenden Volkes die Träger dieser Werte zu verehrungswürdigen, heiligen oder göttlichen Wesenheiten machte. Nun besitzen aber die Berge auch Eigenschaften, die sie geradezu als Feinde der Zivilisation erscheinen lassen. Davon, daß sie Hindernisse des Verkehrs sind, wollen wir hier nicht sprechen, obwohl sie von alters her als solche in China empfunden wurden, und besonders in der Lyrik, fast genau wie bei uns, als Symbol der Trennung und weiten, unerreichbaren Ferne vorkommen.[172]) Viel allgemeiner tritt die Zivilisationsfeindlichkeit der Berge in ihrer Unwirtlichkeit hervor, welche jede Besiedelung in größerem Maßstabe vereitelt. Nun kann Öde und Einsamkeit einerseits zum Glauben an böse Geister und an alles, was damit zusammenhängt, führen — darauf werden wir später zurückkommen —, anderseits aber kann sie bei fortgeschrittener Kultur als Kontrast gegen die ungünstigen Lebensumstände auf dichter besiedelten Teilen der Erdoberfläche aufgefaßt werden. Dann erscheint die Bergwelt als letztes, unangreifbares Bollwerk, das die Natur dem Menschen entgegenstellt, und geradezu als Sinnbild der Natur überhaupt.

BERGWELT ALS SINNBILD DER NATUR

Als solches wurde sie von den Vertretern einer großen chinesischen Geistesrichtung, des Taoglaubens, angesehen. Zwar wird dies von den Begründern dieser Lehre, Lao-tszĕ (6. Jahrh. v. Chr.), Lieh-tszĕ (5. Jahrh. v. Chr.) und dem bedeutendsten unter ihnen, Chuang-tszĕ (4. Jahrh. v. Chr.) nicht direkt ausgesprochen, aber die praktische Ausübung führte sie von selbst in die Berge als die einzigen Orte, wo die Natur noch rein war von dem ihnen verhaßten Menschenwirken. Sie konstruierten sich ein Paradies in der Vergangenheit, das wieder hergestellt werden sollte. „Im Zeitalter der vollendeten Tugend", sagt Chuang-tszĕ, „waren auf den Bergen keine Fußwege noch ausgehöhlten Gänge (bezieht sich vermutlich auf Hohlwege im Löß), auf den Seen gab es keine Boote noch Dämme — — — —; zu dieser Zeit lebten die Menschen mit Vögeln und wilden Tieren zusammen und verkehrten auf gleichem Fuße mit allen Geschöpfen, als wären sie eine große Familie."[173]) Das Mittel, diesen paradiesischen Zustand wieder herbeizuführen, ist der Besitz des Tao.[174]) Tao aber hinwiederum ist nichts anderes als die Natur oder vielmehr die Kunst und Methode, so zu leben wie die Natur, d. h. ohne bewußtes Denken und ohne eigenen Willen das Höchste und Beste hervorzubringen.[175]) Den Tao nun, d. h. die Natur, erlangt man am leichtesten selbstverständlich nicht unter den eigenwilligen Menschen, sondern dort, wo die Natur am reinsten und unberührtesten ist — in der Bergwelt. Wie sehr dieses taoistische Ideal in den chinesischen Geist eingedrungen ist, zeigt eine kaiserliche Verordnung aus dem Jahre 1724, die den Satz enthält: „In den abgelegenen Orten sind die Sitten rein und ehrenhaft."[176])

Daß zur Zeit, als der Taoglaube entstand, in China bereits Bergkultus ausgeübt wurde, ist als sicher anzunehmen; denn nicht nur reicht dieser, wie wir gesehen haben, bis in die ersten Anfänge chinesischer Kultur zurück, sondern der Taoglaube konnte auch erst entstehen, als Kultur und Zivilisation schon verbreitet waren und ihre Schäden allgemein empfunden wurden. Daher lag es für die Taoisten nahe, sich auf die Berge, als auf besonders heilige Stellen der Natur zurückzuziehen. Ein weiteres seelisches Moment hat, wie überall die Weltflüchtigen, auch die Taogläubigen ins Gebirge getrieben. Der Wunsch nämlich, den Kontrast zwischen der umgebenden Natur, in der das neue Leben sich abspielt, und der tief unten liegenden Erde, die mit all ihrem Hasten und Treiben überwunden werden soll, recht vor Augen zu haben. Dieser Grund hat auch zur Erbauung von Klöstern und Tempeln auf aussichtsreichen Höhen beigetragen. Endlich war auch damals

schon die Sehnsucht nach Einsamkeit und Ruhe vorhanden. „Gegen Himmel erheben sich die Berge, dort ist Ruhe", sagt Wen-szĕ.[177]) Die Gebirgseinsamkeit wurde nicht nur zur Vertiefung in die zur höheren Vollkommenheit führenden Lehren aufgesucht,[178]) sondern auch zu profanen Studien. Sogar Schulen zur Vorbereitung für die Staatsexamina wurden in den Bergen errichtet.[179]) In erster Linie aber war es der Asket, der dort lebte und den man fragen konnte: „Welches ist der erhabene Berg, auf dem du wohnst?"[180]) Bereits bei Chuang-tszĕ werden erfolgreiche Taogläubige Herren einzelner Berge genannt.[181])

BERGEINSIEDLER Ein Bergeinsiedler wird schon in den Bambusannalen erwähnt (9. Jahrh. v. Chr.), König Li, der sich auf den Kungberg zurückzog,[182]) ein anderer im Shi-king. Von ihm heißt es: „Einsamkeit auf Gipfelhöh — Ist des Hohen Wonnepfand — Einsam schläft er, wacht, hält stand. — Schwört, er tu' es nie bekannt."[183]) — In den taoistischen Schriften spielen die Einsiedler natürlich eine große Rolle, so z. B. bei Chuang-tszĕ,[184]) auch mythische Kaiser werden nachträglich unter sie versetzt,[185]) selbst Einsiedlerinnen kommen vor.[186]) Als im 1. Jahrhundert n. Chr. der dem Taoglauben in mancher Hinsicht verwandte Buddhismus in China sich ausbreitet, bevölkern sich die Gebirge mit Asketen und Weltflüchtigen. Mit ihnen dringt ein gewissermaßen unverantwortliches Element in die Bergwelt. Bisher hatte sich die Bergverehrung auf Beobachtungen der Berge und der mit ihnen in Verbindung stehenden Natur aufgebaut, und was der Mensch aus sich selbst hinzugetan hatte, bestand in naiven Analogien menschlicher Verhältnisse mit den Erscheinungen und Regeln der Natur. Jetzt aber belebten sich die Berge mit Phantasien, die in keinerlei natürlicher Beziehung zu ihnen standen, die die Weltflüchtigen in ihren eigenen Seelen gefunden hatten, und es ergoß sich ein Strom seltsamen, weltfremden Fühlens und Bildens in die Bergwelt. Es beginnt die Blütezeit der Märchen und Legenden, der religiösen und poetischen Romantik.[187]) Die Berge werden zu Sammelpunkten spiritueller Wirksamkeit und die dort Wohnenden zu Unsterblichen und Heiligen. Sie heißen daher Sien, d. h. wörtlich: Mensch in den Bergen. Wo es keine Berge gibt, gibt es nach taoistischer Anschauung auch keine Unsterblichen.[188])

Der Entwicklungsgang dieses Glaubens ist klar.

Jede Askese, d. h. jede absichtliche Abkehr von den natürlichen Lebensbedingungen setzt den Glauben an die Möglichkeit voraus, als Frucht des Strebens das zu erreichen, was als höchstes Glück geschätzt wird. Nun betrachteten die Chinesen von jeher langes Leben als die beste Gabe des Schicksals,[189]) daher mußte ihnen Unsterblichkeit zum Ziele und zum Lohne der Askese werden. Schon Lao-tszĕ sagt, daß der Tod in denen, die den Tao besitzen, keinen Platz habe[190]) und Chuang-tszĕ verheißt ihnen Gleichheit mit spirituellen Wesenheiten.[191]) Da nun die Taogläubigen aus den früher entwickelten Beweggründen zur Ausübung der Askese und Erlangung des Tao sich in die Berge zurückzogen, ist es einleuchtend, daß an den Gewinn der Unsterblichkeit die Bedingung eines Einsiedlerlebens in den Bergen geknüpft war.[192])

Schon sehr frühe jedoch (4. Jahrh. v. Chr.) wurden auch rein materielle Mittel angewandt, die Unsterblichkeit zu erlangen. Aus im Gebirge wachsenden Pflanzen und Schwämmen und aus Mineralien, hauptsächlich Zinnober und Nephritfett (?)[193]) bereitete man Zaubermixturen, die die gewünschte Wirkung im Gefolge haben sollten. Die Lehre des Tao endete wie unsere westliche Mystik in okkultistischen und alchemistischen Spielereien und Träumereien.

PARADIES AUF DEN BERGEN Der Glaube an die inmitten der Gebirgswelt zu erlangende Unsterblichkeit mußte notwendig auch zur Vorstellung eines dau-

ernden Aufenthaltsortes, eines Paradieses, für die unsterblich Gewordenen führen. Es lag nahe, dieses Paradies auf die höchsten und unerreichbarsten Berggipfel, auf die des Kuen-lun-Gebirgs zu verlegen. Für die Wahl des Kuen-lun war wohl nur seine Höhe, Größe und Mächtigkeit maßgebend, nicht aber die Lage im Westen gegen Untergang der Sonne zu, die die Paradiesesvorstellungen anderer Völker so oft in diese Richtung geführt hat. Gelegentlich wurden die Gipfel des Tien-shan ebenso als Ort des Paradieses bezeichnet.[194]) Auch indischer Einfluß kann nicht gut als entscheidend angenommen werden,[195]) da das Paradies auf Kuen-lun schon erwähnt wird, als ein Ideenaustausch mit Indien aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht stattgefunden hatte. Bei Lieh-tszĕ und im Shan-hai-king finden wir zuerst Andeutungen: Kiüh Yüan (4. Jahrh. v. Chr.), der Dichter des Li-sao, betritt das Paradies bereits in Gedanken[196]) und von da an ist es in das Glaubensinventar erst der Taogläubigen und bald des chinesischen Volks übergegangen. An der Ausschmückung nahm später auch der Buddismus weitesten Anteil, so daß der Kuen-lun geradezu mit dem Sumeru identifiziert, und als Zentrum der Erde und Erzeuger aller anderen Berge betrachtet wird.[197]) Unabhängig davon, jedoch in engster Verbindung, entstand die Legende von Si-wang-mu, der königlichen Mutter des Westens, die über das Paradies auf dem Kuen-lun herrscht und Haupt aller Feen und Genien ist. Ursprünglich bedeutet der Name eine Gegend im Westen, die König Mu Wang (944 v. Chr.) besuchte; Lieh-tszĕ scheint der Urheber der Legende zu sein.[198])

In das Paradies Si-wang-mu's wurden allmählich alle Bestandteile des chinesischen Unsterblichkeitsglaubens versetzt: Der Pfirsichbaum, dessen Früchte nur alle 3000 Jahre reifen, der wunderbare Kassiabaum, der See der Edelsteine, die Sesamum- und Korianderfelder etc.;[199]) ihr Palast wurde mit allen Farben orientalischer Phantasie ausgeschmückt und sie selbst zu einer Art taoistischer Heiligen erhoben, der jeder neue Unsterbliche sich vorzustellen hat,[200]) die den Tao besitzt und selbst taoistiche Werke verfaßt.[201])

Das Märchen von der Si-wang-mu ist in China sehr populär geworden, auf die Bühne[202]) und in Volkslieder übergegangen.[203])

Eine andere, wahrscheinlich auch auf Lieh-tszĕ[204]) zurückgehende Legende verlegte das Paradies auf drei übernatürliche Inselberge im Ostmeere, wo die Unsterblichen zusammen mit Geistern und Genien wohnen sollten; und wo auch der Unsterblichkeit verleihende Pfirsichbaum wuchs. Vom 4. Jahrhundert v. Chr. an wurden wiederholt Expeditionen zur Auffindung dieser Inseln ausgesandt.[205])

Wie tief diese Legenden in die chinesische Volksseele eindrangen, beweist ein Bericht des Mönches Rubruquis, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts schreibt: Sie pflegten auch als Tatsache zu erzählen, obwohl ich kein Wort davon glaube, daß es eine Provinz auf der andern Seite von Cathay (China) gibt, die irgend ein Mensch, was auch sein Alter sei, nur zu betreten brauche, um niemals älter zu werden.[206])

BERGMÄRCHEN UND LEGENDEN Einem verwandten Vorstellungsgebiete gehören jene Märchen an, die das über die ganze Erde verbreitete Motiv einer andern Zeitempfindung im Feenlande verwerten. Da das Feenland eben die Gebirgswelt ist, so befindet sich auch dort der Schauplatz dieser Märchen. Das bekannteste ist die Geschichte der beiden Freunde, die von dem wunderbaren Pfirsichbaum essen, sich mit zwei Feen vermählen und, als sie endlich ihre Heimat wieder aufsuchen, erfahren, daß sieben Generationen seit ihrem Auszuge ins Gebirge verflossen sind.[207]) Dieses Märchen wurde unter dem Namen „Die Pfirsichgrotte" auch dramatisiert.[208])

Ähnlich ist die Geschichte von dem Holzhauer, der in einer Höhle einige

Greise beim Schachspiele trifft. Er erhält von einem von ihnen etwas wie einen Dattelkern, den er in den Mund steckt, worauf er sofort das Gefühl von Hunger und Durst verliert. Als er nach Hause zurückkehrt, sind Jahrhunderte verstrichen.[209])

Das Leben der Einsiedler in Klüften und Höhlen der Berge, ihre Entwicklung zu Unsterblichen und Himmelfahrt,[210]) der Verkehr gewöhnlicher Menschen mit ihnen[211]) oder mit den auf Berggipfeln wohnenden Feen,[212]) die Verwandlung von Menschen in Pflanzen, Tiere und Edelsteine[213]) usw. bilden den hauptsächlichen Inhalt zahlreicher Märchen, deren Schauplatz die Gebirgswelt ist. Außerdem knüpfen sich fast an jeden berühmten Berg Lokalsagen und Volksüberlieferungen, so an den Lofau-shan,[214]) Siang-shan,[215]) Min-shan;[216]) an den Wu-shan, dessen Fee die Heldin eines berühmten Gedichtes aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. ist,[217]) dann selbstverständlich an den Tai-shan,[218]) Hwa-shan, Omi-shan,[219]) etc. etc.

Soweit diese Märchen und Sagen zu dem Bergkultus in Beziehung stehen, enthalten sie stofflich nichts, was wir nicht schon an andern Orten behandelt haben oder noch besprechen werden. Andrian führt eine Reihe von Legenden an,[220]) die aber größtenteils dem Bedürfnis der taoistischen Verfallzeit nach Ausschmückung entsprungen sind und daher lediglich literarisches Interesse beanspruchen dürften.

Alles, was die Chinesen von der Bergwelt wußten und in ihr empfanden, hat sich in einer naturphilosophischen Theorie konzentriert, zu deren Verständnis es absolut nötig ist, die allgemeine chinesische Kosmologie wenigstens in ihren Grundzügen zu erwähnen.

CHINESISCHE NATURPHILOSOPHIE

Als die Chinesen etwa im 6. Jahrhundert v. Chr. versuchten, ihre Erfahrungen und Vorstellungen in ein philosophisches System zu bringen, stellte sich ihnen das Universum als Wirkung zweier Kräfte dar. „Der Himmel", heißt es im Li-ki, „übt die Gewalt über die starke und lichte Kraft aus und bringt Sonne und Sterne hervor, die Erde übt Gewalt über die dunkle und schwächere Kraft aus und gibt ihr freien Lauf in den Bergen und Flüssen."[221]) Diese beiden geistigen Kräfte sind „Verbündete", der Atem (Einfluß) der Erde steigt empor, der des Himmels steigt herab.[222]) Im Yih-king werden die zwei Kräfte benannt und weiter erklärt:[223]) Yang ist der Weg des Himmels, er ist licht, stark, hart, bedeutet Kraft, Herrschaft und Güte. Es ist das männliche Prinzip und wird später, zur Zeit der Sung-Dynastie (11. Jahrh. n. Chr.) unter indischem Einflusse zum Prinzip der Tätigkeit und Ausdehnung. Yin ist der Weg der Erde; er ist dunkel, schwach und weich, bedeutet Schwäche, Unterwerfung, Gehorsam und Rechtschaffenheit. Es ist das weibliche Prinzip und wird später zu dem der Untätigkeit und des Zusammenziehens. Das geheimnisvolle Trigram Ken=Berg ist erst Yin, später Yang,[224]) was vielleicht mit der Verschiebung der chinesischen Wohnungsweise von Höhlen in Flußtäler und später auf das Hügelland zusammenhängt.

In den mir zugänglichen chinesischen Schriften habe ich keine bestimmten Angaben darüber gefunden, ob die Berge als Yang oder Yin aufgefaßt werden. Als Bestandteile der Erde scheinen sie Yin zu sein, doch sind sie besonders stark dem Einflusse Yang ausgesetzt, da sie näher dem Himmel und seinem Lichte sich befinden als die tiefer liegenden Gebiete der Erdoberfläche. Von der Verteilung des Sonnenlichtes macht Kuoh-poh, der Kommentator des Shan-hai-king, die Frage abhängig, wenn er sagt: „Die Südseite eines Bergs ist Yang, die Nordseite ist Yin."[225])

Jedenfalls können gewisse äußerst wichtige Zeremonien wie das Opfer Fong und chan nur auf Bergen ausgeführt werden, und diese strömen eine starke spiri-

tuelle Kraft aus, die sich nun allem günstig zeigt, was mit den Bergen zusammenhängt. In einem chinesischen Lexikon aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. wird shan erklärt = eine Erhöhung usw., um welche die lebenspendenden Prinzipien der Natur kreisen, die alle Wesen erzeugen.[226]) Ein ungenannter Autor sagt: „Seit dem Altertum sind sehr hoch gelegene Orte Stätten göttlicher Geister“[227]) und von dem mythischen Kaiser Hoang-ti (28. Jahrh. v. Chr.) wird berichtet: „Er besuchte häufig die fünf heiligen Berge und traf sich dort mit den Geistern“.[228]) Daß die Taogläubigen die Kraft der Berge herausstrichen, ist natürlich, so sagt z. B. Hoai-nan-tszĕ (2. Jahrh. v. Chr.): „Die Berge lieben die Wesen und bringen sie hervor, sie erzeugen männliche Wesen, die Täler weibliche.“[229]) Je höher ein Berg ist, desto mächtiger sind auch die in ihm wirkenden übernatürlichen Wesen, da ja sie das Großartige in der Natur hervorbringen.[230]) Ebenso wie das Schöne und Liebliche. Eine oft angewandte dichterische Phrase lautet: „Das junge Mädchen war wirklich eine Zusammensetzung der reinsten Ausströmungen der Berge und Flüsse.“[231])

Auch offiziell hat der Glaube an die Kraft der Berge Ausdruck gefunden. So heißt es in einem noch jetzt üblichen Grabgebete am Schlusse: „Voll Ehrfurcht nennen wir Dich (den Herrn des Bodens) die spirituelle Kraft der Berge“[232]) und in einem kaiserlichen Edikt aus dem Jahre 1378 werden die Geister der Berge und Flüsse angewiesen, Befehle vom höchsten Himmelskaiser und dem Gott der Erde anzunehmen, wenn sie ihre Macht ausüben wollen, „Glück den Guten zu verleihen und die Bösen mit Unglück heimzusuchen.“[233]) Die Sung Schule systematisierte im 11. Jahrhundert die Naturgeister, welche der Volksglaube in die Berge versetzte. Es wurden Kwei, die schon Chuang-tszĕ erwähnt,[234]) und Shen angenommen. „Berge, Hügel, Flüsse, Ströme, Sonnenschein und Regen, Donner, Blitz und Sturm zeigen klar das Wirken der Kwei und Shen.“[235]) Ihre Erscheinung und Kraft sollte sich nach der Größe der Berge richten.[236])

BERGPHYSIOGNOMIK Allmählich bildete sich eine Physiognomik der Erde aus, d. h. der Wissenschaft von jenen Kräften, welche sich in der Verschiedenheit der Erdoberfläche äußern, denn „wo immer der Atem der Natur pulsiert, ist auf der Erde irgend eine Erhebung sichtbar“.[237]) Im allgemeinen wurden zu diesem geomantischen Systeme, Feng-shui d. h. Wind und Wasser genannt, nur Elemente genommen, die bereits im Vorstellungsleben der Chinesen vorhanden waren, wobei auch einige recht gute Naturbeobachtungen, allerdings in denkbar unwissenschaftlichem Gewande, Aufnahme fanden. Jedoch die Hauptfaktoren des Feng-shui sind die Bergverehrung und der das ganze chinesische Fühlen beherrschende Ahnenkultus.

Die Chinesen sind zu dem Glauben erzogen worden, daß ihre Vorfahren auch nach dem Tode noch im Stande sind, einen günstigen oder ungünstigen Einfluß auf das Schicksal ihrer Nachkommen auszuüben. Daher gilt es, durch die Wahl des Begräbnisplatzes einerseits die Geister der Toten zufriedenzustellen, und anderseits dadurch das Gedeihen der eigenen Familie zu sichern. Da es nun äußerst schwierig ist, alle, durch die Verschiedenartigkeit der Erdoberfläche angezeigten spirituellen Einflüsse zu kennen und nach ihrer Wichtigkeit abzuschätzen, wurden bei der Wahl eines Grabplatzes, beim Bau eines Tempels etc. Sachverständige zugezogen, in deren Interesse es hinwiederum lag, ihre Wissenschaft so kompliziert zu machen, daß ein Uneingeweihter überhaupt nichts mehr davon verstehen konnte. Das Prinzip, bei der Gründung von Städten usw. Wahrsager zuzuziehen, ist ein uraltes,[238]) und erst seine Ausgestaltung führt zu den tollsten Phantasien. Schon aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. wird z. B. berichtet, daß ein alter Mann einem hohen Beamten bei der Wahl eines Begräbnisplatzes sagte: Dieser Hügel da vorn wird

einen Mann mit den höchsten Ehrenstellen bekleidet hervorbringen, jener dort ist einen Grad weniger wirksam usw. [239])

Den Bergen fällt in diesem System hauptsächlich eine beschützende Rolle zu, indem sie schlechte Einflüsse von den Gräbern, Tempeln, Dörfern und Städten abhalten sollen. [240]) Diese Fähigkeit der Berge tritt oftmals in ihren Namen zutage. So heißen jene, welche die Gräber der Ming Dynastie (1368—1644) schützen. „Berge flammend von spiritueller Wirkung," „Berge, die die Basis des Schicksals der Dynastie bilden," „Berge, die ein ruhmvolles Kaisertum schaffen," und jene, die die Gräber der jetzt regierenden Dynastie schützen: „Stützen des Himmels oder der kaiserlichen Würde und Berge, die der kaiserlichen Herrschaft Gedeihen sichern." [241])

Eine Unzahl besonderer Bedeutungen erschweren das Aufsuchen der einen günstigen „Atem der Natur" versprechenden orographischen Konfiguration ins Ungemessene. Die Form der Berge im allgemeinen ist zu berücksichtigen, ihre Namen, die Art ihres Aufbaues, die Gipfelgestalt, die Beziehungen zu Sternen, Planeten und Elementen usw. Dazu kommt noch eine Art Geheimsprache, so daß selbst die Professoren der Geomantie einer äußerst komplizierten Kompaßtafel [242]) bedürfen, um sich auszukennen. Ihr Einfluß ist ein ungeheuer großer, was nicht hindert, daß sie von Gebildeten und selbst dem Volke verlacht werden. [243])

Im Feng-shui sehen wir den populären Niederschlag der chinesischen Naturphilosophie. Von anderen die Berge betreffenden volkstümlichen Vorstellungen in China wissen wir nur wenig, da die ältesten Überlieferungen, wie das Yih-king, bereits der Spekulation angehören. Immerhin gestattet uns eine spezifische Abweichung von der offiziellen Lehrmeinung in der Beurteilung der Bergwelt sichere Rückschlüsse auf deren Auffassung im Glauben des Volkes zu ziehen. Religion und Philosophie waren von alters her bestrebt, den ideellen und materiellen Nutzen der Berge zu betonen und daraus Gründe für ihre Verehrung abzuleiten, — im naiven Menschen dagegen mußte die Gebirgswelt geradezu entgegengesetzte Gefühle hervorrufen.

BERGE IM VOLKSGLAUBEN Wie überall auf der Erde, so hat auch in China das Unbekannte und Unwirtliche des Gebirges die Menschen ursprünglich mit Schrecken erfüllt. Die in den Bergen mit besonderer Wucht erscheinenden atmosphärischen Phänomene wie Blitz, Donner, Sturm, die dort hausenden wilden Tiere, die phantastischen Formen der Felsen, das Dunkel des Urwalds, der Höhlen und Klüfte — — alles zusammen durchtränkt mit dem Grauen des Geheimnisvollen, mit der Angst vor unbekannten Gefahren, mußte die Bergwelt nach der Vorstellungsweise des primitiven Menschen zum Lieblingsaufenthalt von Dämonen und bösen Geistern machen.

Das älteste Schriftwerk, das diesen Glauben auch für das chinesische Altertum bestätigt, ist das Shan-hai-king, der Klassiker der Berge und Meere. Die Frage nach der Zeit seiner Abfassung ist noch nicht entschieden (12.—3. Jahrh. v. Chr.), ja es gibt Sinologen, welche es überhaupt für ein willkürliches Phantasieprodukt erklären. [244]) Wenn nun auch eine redaktionelle Überarbeitung in taoistischem Sinne angenommen werden darf, so erscheint eine solche Ansicht doch unhaltbar. Wir brauchen das Shan-hai-king nur mit den verwandten Überlieferungen anderer Völker zu vergleichen, um zu sehen, daß es nichts enthält, was nicht der menschliche Geist an vielen Orten der Erde ins Gebirge hineingetragen oder aus ihm herausgelesen hat. Wer die in ihm erwähnten Fabeltiere als Beweis der Unechtheit ansieht, der betrachte doch z. B. die Kupfer in Schencks „Monstrorum Historia" von 1609; die Drachenabbildungen in Scheuchzers „Itinera Al-

pina" von 1723 oder in Hellbrunn bei Salzburg das Steinbild eines 1531 gefangenen „Forstteufels"! Bei uns wurde noch vor wenigen Jahrhunderten an die Existenz derartiger Monstra geglaubt.

Im Shan-hai-king werden erwähnt Geister, die Sturm und Regen, Nebel, Schnee und Eis, Blitze und Lichterscheinungen, Echo und verschiedene Geräusche hervorbringen, Tätigkeiten, die typisch für Gebirgsdämonen sind.[245]) Außerdem wird erzählt von in Tiere verwandelten Menschen, Genien, lokalen Schutzgottheiten und Fabeltieren in den seltsamsten Zusammenstellungen mit Drachenkörpern, Menschengesichtern, Vogelschnäbeln usw. Über Wettergeister wird auch an anderen Stellen berichtet.[246]) Die eigentlichen und gefährlichsten Gebirgsdämone heißen Shan siao oder sao. Sie suchen den Menschen in jeder Weise zu schaden.[247]) Auch an menschliche Zauberer, die ihre Frevel in wilden Berggegenden ausüben, glaubten die Chinesen noch im 18. Jahrhundert.[248])

Natürlich betrachtete man somit das Betreten des Gebirges als mit großen Gefahren verknüpft. Der Reisende wird krank oder geht zugrunde, sieht seltsame Dinge, Lichterscheinungen und schattenhafte Gestalten, Bäume, die bei Windstille umfallen, Felsen, die ohne sichtbaren Grund herabstürzen usw. Andere werden wahnsinnig oder fallen in Abgründe.[249]) Oder die Drachen der Berge erregen furchtbare Stürme und begraben die Reisenden unter Sand und Schutt.[250]) Außerdem hausen im Gebirge in Füchse, Schlangen, Affen, Tiger usw. verwandelte Menschen und auch echte wilde Tiere, deren Begegnung sehr gefürchtet ist.[251]) Um allen diesen Gefahren zu entkommen, gibt es verschiedene Mittel, die zum Teil schon in sehr alter Zeit angewendet worden sein sollen.[252]) Die in wilde Tiere verwandelten Menschen braucht man nach dem internationalen Geisterrechte nur bei ihrem menschlichen Namen anzurufen, um sie unschädlich zu machen. Ferner hilft gegen sie, wie gegen alle bösen Geister, das Feuer. Am wirksamsten ist das Anzünden von Bambus, der unter lautem Krachen verbrennt. Schon Marco Polo erzählt von dieser Eigentümlichkeit des Bambus, die später zum in ganz China verbreiteten Gebrauche der firecrackers gegen böse Geister geführt haben soll.[253]) Auch Fackeln, die zuweilen aus besonderem Material hergestellt werden mußten,[254]) werden erwähnt[255]), z. B. beim Überschreiten einer natürlichen Felsenbrücke. Pauthier selbst, der davon berichtet, gibt diese Erklärung nicht, die aber wahrscheinlich scheint; wenigstens wird ein anderer Brückendämon unsichtbar, „wenn man ihm mit einem Lichte folgt."[256]) Andere Mittel bestehen im Niederlegen von „charms" auf von Dämonen besuchten Plätzen, z. B. bei den eingeborenen Bewohnern Südwest-Chinas,[257]) in der Vermeidung jeglichen Lärms, bestimmter Geräte und roter Kleidung,[258]) die sonst gerade als gegen böse Geister wirksam angesehen wird;[259]) in der Wahl eines glücklichen Tages beim Betreten der Berge, Tragen von Amuletten, in Fasten und anderen Arten der Reinigung vor Antritt der Gebirgsreise.[260]) Sehr merkwürdig ist der von Pfizmaier erwähnte Brauch, Spiegel, die in ganz China zum Schutze gegen böse Einflüsse benützt werden,[261]) beim Betreten der Berge auf den Rücken zu hängen. „Sehen die Dämonen darin ihr Bild, so wagen sie nicht sich zu nähern."[262]) — Auch heute noch, sagt Richthofen, wird vom niederen chinesischen Volke jeder, der von einem hohen Berge herabkommt, für einen Berggeist gehalten.[263])

Allmählich wurden auch die offiziellen Anschauungen von dem wohltätigen Einfluß der Berge und Berggötter vom Volke übernommen. Dies zeigte sich in der Einrichtung von zahllosen Bergzeichen: „Obos", von kleinen Tempelchen und „Bildstöckeln" auf Berggipfeln, Pässen und an einsamen Stellen des Gebirgs. Sie entsprechen einem doppelten Zwecke: einmal die Gegend von bösen Geistern zu reinigen, zweitens, ihr den Schutz der Lokalgottheit zuzuziehen. Meist befinden sich

in diesen Bildstöckeln Holztafeln oder Figuren aus gebranntem Lehm, die die drei Heiligen darstellen: Den Berggott Shan-wang, der die Schätze der Berge bewacht und in den Wäldern vor wilden Tieren schützt, eine Gottheit, die Hilfe gegen Dämonen gewährt und den Schutzheiligen des Bodens.[264]) Die Obos, Steinhaufen, verziert mit Stoffetzen, buddhistischen Gebetsfahnen usw. finden sich überall auf exponierten Punkten im nördlichen China, Tibet, der Mongolei usw. Ob sie auch in Zentral- und Südchina errichtet werden, ist mir nicht bekannt geworden. Sie haben offenbar nicht nur den Zweck, den Berggeist zu ehren, sondern auch die Gegend, soweit sie sichtbar sind, zu beschützen. Sie sind wohl buddhistischen Ursprungs, ebenso wie die Sitte der Pilger, Stein für Stein auf die Spitze der Berge zu schleppen.[265])

WALLFAHRTEN AUF BERGE Die Pilger- und Wallfahrten zu hochgelegenen Klöstern und auf die Gipfel heiliger Berge sind ein allgemeiner, schon vorbuddhistischer Brauch des chinesischen Volks. Sie werden zu verschiedenen Zeiten, meist im April und Oktober, unternommen und dauern oft ziemlich lange.[266]) Heutzutage scheinen sie nicht mehr so eifrig betrieben zu werden wie früher, als z. B. die Kopien der Pilgerinschriften auf dem Lofau-shan sechs dicke Bände füllten.[267]) Daß sie aber durchaus nicht ausgestorben sind, beweist die Apostrophe eines europäischen Missionärs, der die Leute vor allzuvielen Wallfahrten abzuhalten sucht: „Es gibt dumme Menschen, die, weil ihre Eltern krank sind, ein Gelübde machen — — — —, die irgendwo Weihrauch anzünden wollen, sei es auch noch so entfernt, sei der Berg auch noch so hoch, und bei jedem Schritte bis zur Pagode einen Fußfall machen — - - — andere verunglücken beim Besteigen der Berge, brechen sich Arme und Beine und werden Krüppel.“[268])

STELLUNG DER BERGE INNERHALB DER RELIGION Nachdem wir nun die Motive der Bergverehrung in China kennen gelernt haben, sind wir auch imstande, die Frage zu beantworten, welche religiösen Vorstellungen die Chinesen mit den Bergen verbanden. In der ältesten uns bekannten Zeit sahen sie in ihnen Helfer und Beauftragte des allgemeinen Himmelsgottes, die dem Menschen wohlgesinnt sind, ihm Schutz verleihen, ihm Wasser und andere wertvolle Produkte spenden. Später wurden sie unter dem unpersönlichen Einflusse taoistischer Denkweise zu Konzentrationsstätten wohltätiger Naturkräfte. Als solche waren sie heilige, von Natur- und Himmelsgöttern bewohnte und gern besuchte Plätze. Das Volk fürchtete die Berge als Aufenthaltsort böser Geister und Dämonen und verehrte sie als Wohnsitz mächtiger Lokalgottheiten. Endlich wurden die Berge noch verehrt als heilige, durch Jahrtausende hindurch ausgeübten Kultus geweihte und durch vielfältige Stammeserinnerungen ausgezeichnete Wahrzeichen des Reiches und seiner Herrscher. Diese verschiedenen Auffassungen sind jedoch kaum jemals rein vorhanden, sie treten in den wechselnden Epochen chinesischer Kulturgeschichte oft gleichzeitig auf, manchmal sogar in ein- und demselben Individuum. Der Buddhismus fügte ihnen nichts wesentlich Neues hinzu als einige dem Sumerukultus entnommene Legenden.[269])

Daß die Chinesen die Berge jemals als solche, d. h. als persönliche Wesen verehrt haben, ist auf einem Gebiete, wo schwankende Vorstellungen die Regel sind, wohl anzunehmen. Einige Gebräuche aus der Zeit der Chous scheinen aus dieser Auffassung hervorgegangen zu sein, z. B. die Entfernung der Musik zum Zeichen der Trauer bei einem Bergsturze[270]) oder das Tanzen bei Bergopfern;[271]) die erst viel später (7. Jahrh. n. Chr.) auftretende Sitte dagegen, den heiligen Bergen Ehrentitel und sogar Gattinnen zu verleihen,[272]) ist wohl nur als spezielle Anwen-

dung einer allgemeinen chinesichen Anschauungsweise zu deuten, die auch, uns unpersönlich erscheinende, Dinge zur Auszeichnung für geeignet hält.

— —

Die große Verehrung der Chinesen für ihre Berge äußerte sich in Opfern. Wir müssen hier unterscheiden zwischen den Opfern, die man auf Bergen als auf den würdigsten Plätzen darbrachte, und den Opfern, die den Bergen selbst dargebracht wurden.

OPFER AUF BERGEN Schon im Yih-king wird ein Opfer des Königs auf dem Berge Khî erwähnt,[273]) ebenso sollen mehrere der sagenhaften Kaiser wie Hoang-ti und Yü bereits Berge zu Opferzwecken bestiegen haben.[274]) Im Shuking und im Shan-hai-king wird von Opferaltären auf zahlreichen Plätzen berichtet.[275]) Daß Shi-hoang-ti und Wu-ti (3.—2. Jahrh. v. Chr.) auf Bergen opferten, ist durch Szĕ-ma Ts'ien bezeugt,[276] ersterer errichtete auch Gedenksteine auf dem Kuai-ki,[277]) dem I-shan[278]) und dem Tai-shan,[279]) den er öfter bestieg.[280] Wu-ti, der dessen Besteigung auch mehrmals unternommen hatte, beging auf ihm die Feier des geheimnisvollen Opfers Fong und Chan, durch das die übernatürliche Bestätigung der kaiserlichen Macht gefeiert werden sollte, und das bis zum 9. Jahrhundert in Schwang war.[281]) Auch im Shi-king wird die Besteigung hoher Berge, augenscheinlich zur Vornahme ritueller Handlungen, erwähnt.[282]) An die Erreichung der höchsten Punkte brauchen wir dabei wohl nur in den seltensten Fällen zu denken. Von Hoang-ti heißt es, daß er ein Opfer auf einem Vorgipfel des Tai-shan für unter seiner Würde hielt[283]), und von Shi-hoang-ti und Wu-ti wird ausdrücklich berichtet, daß sie bis auf den Gipfel gelangten[284] (219 und 106 v. Chr.). Später scheint die Besteigung der Berge zu Opferzwecken durch den Kaiser außer Gebrauch gekommen und durch die Besteigung der Terrassen des Altares symbolisiert worden zu sein.

BERGOPFER Die Verehrung der Berge durch Opfer wird in den ältesten uns erhaltenen chinesischen Schriften bezeugt. Hoang-ti opferte den Bergen und Flüssen,[285]) ebenso Shun[286]) und Yü.[287]) Schon in sehr früher Zeit wird dieser Gebrauch als allgemein bekannt vorausgesetzt.[288]) Man unterschied bereits damals zwischen berühmten Bergen, denen zweimal jährlich, und anderen, weniger bedeutenden, denen nur einmal geopfert wurde.[289])

Die große Wichtigkeit des den Bergen und Flüssen dargebrachten Opfers geht aus allem hervor, was uns darüber überliefert wurde. Einmal aus der Wirkung, die ihm zugeschrieben wurde. „Wenn der Bergkultus", sagt das Shan-hai-king, „nach den Regeln ausgeführt wird, genießt das Reich Frieden,"[290]) und im Shuking heißt es in ähnlichem Sinn: „Die alten Kaiser übten ernstlich die Tugend, darum schickte der Himmel keine Unglücksfälle, und die Geister der Berge und Ströme waren in Ruhe."[291])

Es war ein ausschließliches Privilegium des Kaisers, allen berühmten Bergen und Flüssen unter dem Himmel oder den fünf heiligen Bergen als Vertretern aller Berge zu opfern, die Feudalfürsten durften nur jenen opfern, die sich in ihrem Gebiete befanden.[292]) Nur im Falle von Krankheit konnte der Kaiser sich durch die Fürsten vertreten lassen;[293]) die eigenmächtige Vornahme des Opfers zu einem heiligen Berg wird von Konfuzius als Selbstüberhebung streng getadelt.[294]) Versäumte ein Fürst die ihm obliegenden Opfer, so konnte er mit Gebietsverlust bestraft werden.[295]) Wenn der Kaiser auf der Reise in die Nähe eines heiligen Berges kam, mußte er ihm ein Opfer bringen lassen,[296]) ein Brauch, der sich bis heute in fast genau gleicher Weise erhalten hat;[297]) auch wurden die heiligen Berge von besonders wichtigen Ereignissen, z. B. Kriegstaten[298]) oder der Ankunft des Kaisers bei einem Feudalfürsten in Kenntnis gesetzt.[299]) Die fünf heiligen

Berge erhielten dieselben Ehrenbezeigungen wie die drei höchsten, herzoglichen Würdenträger;[300]) über das Zeremonial hatte der Oberzeremonienmeister, über die allgemeine Verwaltung, auch bei Jagden, Opfern usw., der Inspektor der Berge zu wachen.[301]) Außerdem gab es einen Herrn der vier (heiligen) Berge, dessen Funktion nicht genau bekannt ist.[302]) Jedenfalls sollte durch den Titel angedeutet werden, daß sie das ganze Reich umfaßte.

Mit Bergopfern waren auch die alle fünf Jahre stattfindenden Inspektionsreisen des Kaisers verbunden, die ihn im Laufe eines Jahres zu den vier heiligen Bergen, in der Reihenfolge von Osten über Süden und Westen nach Norden führten, wo die Feudalfürsten sich versammelten und der Kaiser Institutionen, Rechte und Bräuche, Maße und Gewichte, bis zu den Kleidermoden herab bestätigte und bestimmte und Beförderungen erteilte.[303]) Schon Hoang-ti soll die Belehnung der Vasallen auf einem Berge vorgenommen haben.[304]) Yao und Shun führten bereits die eben erwähnten Inspektionsturen aus.[305]) Später wurden sie auf jedes 13. Jahr verschoben[306]) und scheinen mit der Zentralisierung der Reichsgewalt in eine große Versammlung zusammengezogen worden zu sein, wenigstens befiehlt Wu-ti (110 v. Chr.) den Adeligen, am Fuße des Tai-shan für diese Gelegenheit Unterkunftsstätten zu errichten.[307]) Aus der großen Anzahl der Teilnehmer an diesen Zusammenkünften läßt sich schließen, daß sie nicht auf den Bergen, sondern an ihrem Fuße abgehalten wurden. Die Berge dienten dabei wahrscheinlich als Orientierungspunkte.

Die Opfer, die den Bergen und Flüssen im ersten (chin.) Monat des Frühlings und dritten des Winters dargebracht wurden,[308]) finden auch jetzt nach mehr als zwei Jahrtausenden in wesentlich derselben Weise statt. Nach dem von Harlez herausgegebenen Zeremonialbuch der Mandschudynastie (2ème ed. v. 1825) opfert der Kaiser in Person den heiligen Bergen und Schutzbergen. Es werden zehn angenommen, fünf heilige und fünf Schutzberge, wozu noch das lange, weiße Gebirge kommt, von dessen Fuße das regierende Herrscherhaus stammt.

Dabei werden folgende, auf die Berge bezüglichen Gebete gesprochen: An den Ostberg (Tai-shan): „Wir betrachten den himmlischen Palast, der sich auf den fernen Höhen befindet," an den Zentralberg: (Sung-shan) „Auf diesen heiligen Bergen nimmt der Schutzgeist die Mitte ein," ferner „die Berge Honans strahlen vom Blau des Himmels" und „Der Himmel hat die Schutzberge geschaffen und die Gaben ausgebreitet, die sie hervorbringen," endlich „das lange und weiße Gebirge gefällt durch seine Schönheit" und „Der Himmel hat die hohen Berge geschaffen, er schuf sie und erhält sie glücklich."[309])

Außerdem werden alle oder einzelne Berge erwähnt bei dem großen Opfer an die Erde am Tage der Sommersonnenwende: „O, daß die heiligen Berge und großen Flüße Ruhe um sich regieren sähen,"[310]) bei dem alle drei Jahre abzuhaltenden Ahnenopfer;[311]) bei dem dem Kriegsgotte dargebrachten Opfer,[312]) dem Opfer zu Ehren des Konfuzius und kaiserlichen Urgroßvaters,[313]) beim Jagdopfer und allgemeinen Bergopfer.[314]) Auch bei verheerenden Naturereignissen werden die Berge und Flüsse der betreffenden Gegend angerufen.[315])

Daß die Bergverehrung auch in der allerletzten Zeit ebenso ausgeübt wird wie im chinesischen Altertum, zeigen die folgenden Stellen aus der Jubiläumsproklamation zu Ehren der Kaiserin-Regentin von 1894: Art. 1) Zufolge alter Sitte werden die Mandarinen angewiesen zu opfern — — — — den fünf Bergen.

Art. 3. Sollten die Tempel irgend einer Berg-, Meer- oder Flußgottheit in Verfall geraten sein, so werden die Ortsbehörden angewiesen, dem Kaiser darüber zu berichten und einen Kostenvoranschlag (für die Wiederherstellung) einzusenden, da wir diesen Gottheiten aufrichtige Ehrfurcht beweisen möchten.[316])

Von Gebräuchen nicht ausschließlich religiöser Art, die der Bergverehrung entsprungen sind, sollen noch angeführt werden: die bereits erwähnte Aufstellung von Gedenksteinen und Tafeln auf Bergen,[317]) das Anbringen von auf verschiedene Weise ausgeführten Bergbildern auf liturgischen Gefäßen[318]), Kleidungsstücken[319]), Stickereien[320]), Säulenkapitälen[321]); ferner die urkundliche Aufzeichnung aller bestimmte Berge betreffenden Ereignisse, wie Bergstürze usw.[322]). Die Vorschrift, Kindern nicht den Namen eines Berges usw. beizulegen, gehört wohl nicht hierher, sondern war eine einfache Zweckmäßigkeitsmaßregel.[323])

Daß übrigens die Chinesen trotz aller Bergverehrung der Unwirtlichkeit der Bergwelt sich bewußt blieben, beweisen die als Strafe ausgesprochenen Verbannungen auf Berge[324]) oder der Schauder vor der „Einsamkeit auf einem Berggipfel", der zur Vorstellung dieses dauernden Zustandes als Strafe in der achten (buddh.) Hölle führte.[325])

NATURGEFÜHL Ein Motiv der Bergverehrung haben wir bisher nicht erwähnt, um seine Entwicklung jetzt ausführlicher und zusammenhängend betrachten zu können, nämlich den ästhetischen Sinn für die Schönheiten der Bergwelt. Die Frage, ob ihn die alten Chinesen besessen haben, muß unbedingt von jedem bejaht werden, der auch nur das Shi-king kennt, dieses uralte Liederbuch, dessen einzelne Stücke bis ins 12. Jahrhundert v. Chr. zurückreichen. In vielen seiner Gedichte finden wir jenen naiven Einklang von Natur und dem Empfinden des menschlichen Herzens, der nicht Parallelen schafft, wie die Kunstpoesie, sondern auf dem tiefen Gefühle der Einheit alles Seienden beruht, das wir in unserem Kulturkreise nur in den glücklichsten Erzeugnissen der Lyrik und im Volksliede wiederfinden. Da das Shi-king in einer relativ erträglichen deutschen Übersetzung vorliegt, können wir auf jene Gedichte verweisen, in denen die Natur des Gebirgs als Hintergrund des menschlichen Geschehens erscheint und gleichsam zum Zeugen aller Freude und alles Schmerzes angerufen wird.[326]) Diese Lieder stammen aus dem 12.—8. Jahrhundert v. Chr., gehören also den frühesten Partien der Sammlung an. Eines (I. VII. 10.), das wahrscheinlich älteste Schnaderhüpfel der Welt, ist ein Jahrhundert später entstanden. Der Versuch einer Inhaltsangabe wäre wenig ersprießlich, sie würde gerade auf das Charakteristische verzichten müssen, denn es kommt hier weniger auf Inhalt und Detail an, als auf die Art der Behandlung, aus der die Liebe zur heimischen Gebirgsnatur und die völlige Vertrautheit mit ihr hervorgeht.

GEFÜHL FÜR DAS ROMANTISCHE IN DER NATUR Die monumentale Einfachheit des Shi-king haben die Chinesen nie mehr erreicht; dagegen entwickelt sich immer stärker ihr Sinn für das Romantische in der Natur. Richthofen hat darauf aufmerksam gemacht, daß die heiligen Berge ihrer bizarren und seltsamen Formationen wegen als besonders verehrungswürdige Naturobjekte angesehen wurden. Diese Vorliebe für das Romantische hat sich durch drei Jahrtausende hindurch erhalten. Es ist einleuchtend, daß wir nicht erwarten dürfen, in Schriften religiösen und historischen Inhalts, oder in Ritualbüchern Angaben über ästhetische Empfindungen anzutreffen; wir sind auf gelegentliche absichtslose Bemerkungen, auf Beispiele und Vergleiche angewiesen, um etwas zu unserem Thema in Beziehung Stehendes zu finden. So erwähnt Chuang-tszĕ, daß Konfuzius einen Wasserfall besuchte, bestätigt, daß die Menschen an großen Wäldern, Höhen und Bergen Wohlgefallen haben, und führt in einem höchst merkwürdigen Beispiele das Schwindelgefühl auf einem steilen Berggipfel an.[327]) Siün K'ing liebt es, seine Thesen mit Vergleichen aus der Bergwelt zu belegen[328]), und eine allerdings dunkle Stelle des Yih-king scheint zu beweisen, daß die alten Chinesen

bereits das Gefühl der Kleinheit des Menschen gegenüber der Erhabenheit des Gebirges kannten. [329])

Am klarsten tritt das Naturgefühl für das Romantische begreiflicherweise in der schönen Literatur zutage. Schon in den Prosaschriften des Wang Hi-chi (321—79) [330]) und bei T'ao Ts'ien (365—427) [331]) finden wir die Freude an hohen Gipfeln, schroffen Gebirgszügen und tiefen verborgenen Schluchten, und in der Poesie der T'ang Periode können wir geradezu von einer Überwucherung des romantischen Elementes sprechen. „Man sieht eine literarische Schule sich bilden", sagt Hervey St. Denys, „deren besonderes Streben darauf gerichtet ist, die seltsamsten Schauspiele der Natur zu beschreiben, die wildesten und pittoreskesten Gegenden — — — den phantastischen Anblick von Wäldern und Felsen, von Höhlen und Bergen bei Mondschein — — — und diese Schule bietet in ihren Gedanken und ihrem Stile geradezu überraschende Analogien zu unserer modernen, romantischen Schule". [332]) Die literarische Geschmacksrichtung dieser Zeit hat offenbar auch die Malerei beeinflußt. Etwas später, im 12. Jahrhundert, treffen wir Künstler, die ausschließlich romantische Landschaftsmotive wiedergeben. [333])

In den Dichtungen der T'ang-Periode finden wir jenes Verständnis für die Stimmungsschattierungen der Bergwelt und ihr Widerspiel in der menschlichen Seele, das wir gewohnt sind, allein unserer Zeit und unserer Rasse vorzubehalten, so bei Li-T'aih-poh (699–762) z. B. in den Gedichten „Der Dichter steigt vom Tschong-Nan Berge herab" und in den „Herbstgedanken", bei Tu Fu (712–770) in dem „Spaziergange am See von Méi-Péi", im „Dorf Kiang", und im „Flüchtling", bei Wang-Poh († 618) in der „Vergnügungstour auf den Wenberg", bei Wen-Tsching in „Der Dichter erklärt seine Gefühle", und in verschiedenen Gedichten von Sung Chi wei, Chao Chi, Wang-Wei u. a. m. [334])

Eine Probe muß bei der Beschränktheit des mir zur Verfügung stehenden Raumes genügen. Aus der „Betrachtung" von Wang Chang-ling: „Dann beginne ich an die Berge zu denken, an die Bewohner ihrer bläulichen Gipfel, die, wenn sie das Haupt senken, sich von der Welt durch weiße Wolken getrennt sehen. — Von ihrer erhabenen Höhe aus hegen sie nichts als Verachtung für die Leidenschaften dieser Erde." [335])

Schilderungen von der Schönheit der Bergwelt treffen wir in allen Perioden der chinesischen Literatur, z. B. bei Ngou Yang-siu (1007—1072) in seiner Beschreibung des „Lusthauses des alten Zechers", bei Su-Shih (1036–1101) in seinen beiden Gedichten „Die rote Wand", [336]) in dem Gedichte „Lob auf Mukden" des Mandschukaisers" Kien Long (1748), in älteren und modernen Romanen wie Yu Kiao Li oder „Die Wanderungen des Kaisers Tcheng Té", [337]) ja selbst in Liedern, die noch heute auf der Straße gesungen werden. [338])

Eine Stelle aus dem „Lob auf Mukden" sei als Beispiel der poetischen chinesischen Naturschilderung aus später Zeit angeführt. Sie dürfte auch deshalb von besonderem Interesse sein, weil sich hier jene Verquickung von Bewunderung und Schauder zeigt, die wir in so vielen ästhetischen Urteilen und literarischen Produkten unseres Kulturkreises finden, und die zu dem Glauben beigetragen hat, die Freude an der Natur des Gebirgs gehöre erst der allerneuesten Zeit an. Kien Long hat durch den Schlußsatz glücklicherweise jede Mißdeutung ausgeschlossen. Er schreibt: „Diese Berge übertreffen alle anderen an Höhe, und erheben majestätisch ihre Gipfel. Ihre doppelten Reihen häufen sich unregelmäßig aufeinander. Diese Berge sind durchschnitten von schauerlichen Abgründen und tiefen Schluchten; sie sind erfüllt von Rissen und ausgedehnten Höhlen; ihre schroffen und steilen Gipfel ragen drohend zum Himmel, und ihre tiefen Abgründe erfüllen den Beschauer mit Entsetzen — — —. Die Wunder, die diese Berge

einschließen, sind so verschiedenartig, daß ihre Schönheiten wirklich die tiefste Ehrerbietung verdienen." [339])

In anderer Weise hat die Freude der Chinesen an romantischer Szenerie in ihrer Gewohnheit Ausdruck gefunden, an alle hervorragenden Naturpunkte Geschichten, Anekdoten und Märchen zu knüpfen. „Ganz China", sagt Dennys, „ist von Legenden überschwemmt — — — alle Felsen — — — haben ihre Feen, ihre Erzählung von Zauber und Blendwerk. Daher die Namen: Hügel des gelben Ochsen, Berg des fliegenden Phönix, Spitze des aufsteigenden Drachen, Abgrund der elternliebenden Jungfrau usw." [340])

Auch in der Gartenkunst zeigt sich die Vorliebe der Chinesen für das Romantische in der Natur und ihre Absicht, es in kleinem Stile nachzubilden, um es immer vor Augen zu haben. [341])

KENNTNISSE VON DER BERGWELT

Diese Vorliebe hat nun aber keineswegs etwa nur den literarischen und künstlerischen Geschmack der Chinesen beeinflußt oder ihren Trieb zur Bildung von Mythen und Märchen befruchtet, sondern sie auch sehr frühzeitig veranlaßt, die Berge selbst zu betreten und ihre Eigenart zu erforschen. Bereits im Shan-hai-king finden wir Beobachtungen niedergelegt über die Unersteiglichkeit von Bergen wegen Steilheit und Höhe, [342]) über Waldbedeckung, [343]) Schneebedeckung, [344]) allgemeine meteorologische Verhältnisse, [345]) über Felsformationen, Höhlen und andere besondere Merkmale. [346]) Schon in ältester Zeit wurden Wege durch die Bergwälder angelegt, [347]) die durch Einkerben der Bäume, wie es bei uns geschieht, markiert waren. [348]) Teilweise waren sie sogar fahrbar. [349]) Zu Besteigungen bediente man sich der Bergstiefel, d. h. mit eisernen Stiften versehener Stroh- oder Holzschuhe. [350])

BESTEIGUNGEN

Die Berge wurden betreten zu Zwecken der Holzgewinnung (gelegentlich auch der Schneegewinnung, R. G. S. Suppl. Pap. I, p. 152), der Jagd und des Kultus. Wie wir gesehen haben, führten die sagenhaften Kaiser Hoang-ti, Shun und Yü (28.—22. Jahrh. v. Chr.) und später Shi-hoang-ti und Wu-ti (3.—2. Jahrh. v. Chr.) zahlreiche Besteigungen aus.

Auch nachdem der Gebrauch, Opfer auf den Bergen darzubringen, nicht mehr ausgeübt wurde, unternahmen chinesische Herrscher noch Bergbesteigungen. Auf dem Po-hua-shan (westl. v. Peking, ca. 2500 *m*) steht eine steinerne Bank, auf der ein Tatarenkaiser des 12. Jahrhunderts zu sitzen liebte; [351]) die Besteigung des Tai-shan durch den ersten Kaiser der jetzt regierenden Dynastie (1644—61) ist im großen Tempel von Taingan-fu am Fuße des Tai-shan im Bilde dargestellt, [352]) und sein Nachfolger Khang-sü (1662—1722) bestieg alle Gipfel des heiligen Ostberges und verfaßte dort Verse zu seinem Lobe. [353])

Da alle diese Besteigungen jedenfalls meist mit großem Gefolge ausgeführt wurden, ist es sicher, daß verhältnismäßig viele Chinesen des höchsten Ranges die Bergwelt durch den Augenschein kennen lernten.

Man machte auch geradezu Rundreisen zu den berühmten Bergen. So besteigt der zwanzigjährige Szĕ-ma Ts'ien 125 v. Chr. den Kuai-ki, um dort die Höhle zu sehen, wo Kaiser Yü der Sage nach begraben liegt, dann den Berg der neun Zweifel, der Kaiser Shuns Grab trägt, beteiligt sich an dem Wettschießen auf dem Berge I, besteigt den Berg Ki, auf dessen Gipfel er das Grab eines mythischen Weisen findet, und ferner noch die Berge Lu und Ku-su. [354])

Eine solche Reise zum Besuche der Naturmerkwürdigkeiten und zugleich historisch denkwürdigen Stätten scheint durchaus nichts Vereinzeltes gewesen zu sein. Als Anfang des 16. Jahrhunderts der Kaiser Tscheng Tè inkognito sein Reich bereist, frägt er den Besitzer eines Unterkunftshauses, „ob es berühmte Berge in der Nähe gebe und besonders schöne Plätze". Jener antwortet: „Die Gegend

ist voll von Bergen und Wäldern, Klöstern, heiligen Stätten und Denksteinen" und gibt einen Führer mit, der ihn überall hin geleite.[355])

Gerade der gebildete Chinese ist zum Reisen gezwungen, da die Prüfungen, durch die der Weg zu jeder Sparte des Staatsdienstes führt, in den Provinzialhauptstädten und teilweise in Peking selbst abgehalten werden. Bei dem hohen Interesse des Chinesen für alles, was mit dem Altertum zusammenhängt, ist es wahrscheinlich, daß diese Prüfungsreisen auch zum Besuche von am Wege liegenden berühmten Bergen, Bergheiligtümern usw. benützt werden.

Den stärksten Antrieb zum Besuche der Bergwelt hat aber der ganze Betrieb des Taoismus und Buddhismus gegeben. Die Zahl der auf Bergen gelegenen Pagoden, Wallfahrtspunkte und Klöster ist Legion. Auf dem Wu-tai-shan gibt es deren 100 (früher 360),[356]) auf dem Tai-schan 81, dem Omi-schan 62, zahlreiche in den Bergen westlich von Peking, z. B. dem Miaofeng-shan, Pohua-shan, ferner auf dem Tien-tai-shan, Lo-fau-shan usw. usw. Manche dieser Heiligtümer sind nur äußerst beschwerlich auf künstlichen Steinstufen und mit Hilfe von Ketten zu erreichen, wie z. B. die auf dem Hwa-shan, oder dem 3380 *m* hohen Omi-shan, der jährlich von Hunderttausenden von Pilgern besucht wird.[357]), oder sie sind so luftig und unzugänglich gelegen, daß die Sage entstehen konnte, sie hätten sich selbst auf den Berg gestellt, wie ein Kloster bei Canton.[358]) Die fast durchwegs äußerst pittoreske und malerische Lage der Klöster, Tempel und Pagoden in China wird von allen Reisenden bemerkt und bestätigt,[359]) so daß Edkins mit Recht sagen kann: „Die Liebe zur äußeren Natur war außerordentlich entwickelt. Jeder schöne Platz zwischen Seen, an Wasserfällen oder auf Bergen wurde für eine Einsiedelei oder ein Kloster ausgesucht.[360])

Auch bei Anlage von Profangebäuden, Villen und Lusthäusern legten die Chinesen Wert auf romantische Umgebung und schöne Aussicht. Als Beispiel sei der See Si-ho angeführt (Prov. Tche kiang), von dem Marco Polo eine begeisterte Schilderung entwirft, und dessen Ufer zur Zeit der Mongolenherrschaft einen ausnehmend pittoresken Anblick geboten haben müssen. Seine Schönheiten beschreibt ein chinesisches Werk in 18 Quartbänden. Spätere Reisende haben teils in das Lob Polos eingestimmt, teils es stark übertrieben gefunden.[361])

FREUDE AN FERNSICHT Daß die Chinesen von jeher Freude an weiten Fernsichten hatten, erfahren wir aus dem Li-ki. Dort heißt es: „Im zweiten Sommermonate soll das Volk in hohen und hellen Gebäuden wohnen. Es mag sich an Fernsichten erfreuen, Berge und Höhen besteigen, und Türme und luftige Pavillone besuchen.[362]) Selbst die Toten wollen in die Ferne sehen können, weshalb Grabplätze, die eine weite Aussicht beherrschen, bevorzugt werden.[363]) Die Pagoden an aussichtsreichen Punkten sind von allen Reisenden bemerkt worden; Richthofen erwähnt eine offene Halle im Gebirge, die anscheinend allein zum Genusse der Aussicht errichtet worden war.[364]) Von den buddhistischen Mönchen sagt Edkins, sie wüßten sehr wohl Plätze ausfindig zu machen, die ihnen in der Aussicht auf die schöne Landschaft Ersatz für die Entsagungen gäben.[365]) Auch sprichwörtliche Redensarten zeigen, daß die Chinesen für die Besteigung eines Berges der Aussicht wegen Verständnis besitzen, z. B. „Wer nicht den Berg besteigt, wird die Ebene nicht sehen", „Nur wer auf Berge steigt, kann die Höhe des Himmels erkennen" oder (als Höhepunkt des Unsinns) „Ein Blinder einen Berg besteigend, um die Gegend zu überschauen."[366])

AUSFLÜGE Ausflüge in unserem Sinne kennt das chinesische Volk freilich nicht, doch benützt es bestimmte Festtage, um die Hügel und Berge in der Um-

gebung der Städte zu besuchen. In den einzelnen Provinzen des ausgedehnten Reichs scheinen verschiedene Gebräuche zu herrschen. Groot und Doolittle sagen, die Chinesen liebten Picknicks im Freien in romantischer Umgebung,[367] während Richthofen behauptet, Landausflüge und Picknicks gäbe es in China nicht.[368] Vielleicht ist dieses Urteil darauf zurückzuführen, daß Richthofen China während einer wirtschaftlichen Depression nach dem Taiping-Aufstande durchreiste. Daß in früheren Zeiten Picknicks und Trinkgelage im Freien äußerst beliebt waren, kann man in vielen chinesischen Romanen lesen.

Am 4. und 5. April ziehen die Chinesen aus der Stadt, um die Gräber zu besuchen, die sich in Südchina auf den umliegenden Bergen befinden. „Sie benützen diesen Tag auch zu fröhlichen Spaziergängen." [369] Am 14. des achten (chin.) Monats besuchen Scharen des Volkes die Gipfel der Hügel des Nachts, um „Himmel und Erde zu opfern" (Fuchan).[370] Der 9. des neunten (chin.) Monats endlich ist dem Drachenfeste geweiht. Die Chinesen pflegen an diesem Tage die höchsten Punkte der Gegend zu erklimmen, um dort Drachen steigen zu lassen. „Dazu verfassen sie Gedichte und lyrische Kompositionen und plaudern über die alten Texte." Den Ursprung der Sitte erzählt uns eine alte Legende.[371]

Dennoch scheint für die in Städten wohnenden Chinesen der Berggipfel das Unerreichbare zu symbolisieren. Zahlreiche Volksgesänge beginnen mit den Worten: „Auf einem sehr hohen Berge," [372] wo wir vielleicht sagen würden: Irgendwo, in Drippstrill oder etwas Ähnliches, um die Unwirklichkeit des Orts zu bezeichnen.

SPORT Als Sport ist das Bergsteigen in China gänzlich unbekannt, wenn auch gelegentlich von der Besteigung schwieriger Gipfel aus uns unbekannten Gründen berichtet wird (Baber p. 38 N.), nicht jedoch der Sport überhaupt als Mittel, die kriegerischen Fähigkeiten des Volkes zu üben und zu steigern. Von altersher wurde zu diesem Zwecke wie überall in der Welt die Jagd ausersehen. „Im letzten Monate des Herbstes", sagt das Li-ki, „lehrt der Sohn des Himmels durch das Mittel der Jagd den Gebrauch der fünf Kriegswaffen und die Behandlung der Pferde," [373] Kien-Long schreibt einige Jahrtausende später: „So ist die Übung der Jagd vorteilhaft für Himmel und Erde, sie gewöhnt die Truppen daran, Mühsale zu ertragen." [374] Vor der allzu großen Jagdleidenschaft wird schon im Shuking gewarnt.[375] Die Jagdgebiete lagen größtenteils in den gebirgigen Teilen Chinas,[376] auch heute noch werden in den Gebeten des Jagdopfers die Berge angerufen, besonders der grosse Berg King-ngan, wo die kaiserlichen Jagden im Herbste abgehalten werden.[377]

Alle Beobachter stimmen in der Ansicht überein, daß der moderne Chinese keinerlei Neigung zur Ausübung von Bewegungssporten besitze. Doch scheint er dort, wo Anregung von europäischer Seite kommt, schnell Gefallen daran zu finden.[378] Daß der Chinese imstande ist, Gefühle, die wir als Haupttriebfedern des Sportes betrachten, in sich zu erleben, beweist der Ausspruch eines Kommentators zum Yih-king. Er bemerkt zu einer Stelle, wo von den schwierigen Orten der Erde die Rede ist, den Bergen, Flüssen, Hügeln und Höhen: „Ein Mittel, Charakter zu bekommen und ihn zu stählen, ist, sich selbst im Bestehen von Schwierigkeit und Gefahr zu üben." [379]

* * *

Aus dem vorliegenden Materiale, das an dieser Stelle nur kurz zusammengefaßt werden konnte, geht hervor, daß die Eigenart der Bergwelt von den Chinesen

schon frühzeitig erkannt und gewürdigt wurde und daß sie aus ihr vielseitige und mannigfaltige Eindrücke und Anregungen empfingen. Wenn diese sich auch von den unsrigen in vielem, besonders formal, unterscheiden, so kann doch anderseits eine weitreichende innere Ähnlichkeit nicht abgeleugnet werden. Dort wie hier Bewunderung der Berge, ihrer Schönheiten, ihres Nutzens, Verständnis für ihre verschiedenen Beziehungen zur Kultur, Vermenschlichung ihrer Eigenschaften in Märchen, Mythe und Sage — dort wie hier die Sehnsucht nach der Ruhe und Einsamkeit des Gebirges, der Ruf nach „Rückkehr zur Natur". Nur erscheint, was sich bei uns jetzt in einem kräftigen seelischen Vorstoße konzentriert hat, dort ausgestreut über die Jahrtausende.

Aber es gibt keinen sichereren Besitz der Völker als die Gefühle ihrer Vorfahren. Sie schlafen durch langgedehnte Zeiträume hindurch und brechen bei günstigen Lebensbedingungen plötzlich mit ungeschwächter Kraft wieder hervor, gehen Verbindungen und Kombinationen ein, und erscheinen dann als etwas „Neues und noch nie Dagewesenes".

So auch unser Alpinismus.

Seinen Ursprung haben wir in den erwähnten Gefühlen und Vorstellungen zu sehen; und wenn wir diese in China aufgesucht haben, statt in unserer Vorzeit, so geschah es teilweise deshalb, um ihre Allgemeinheit auf der Erde nachzuweisen, des weiteren, weil dort die Entwicklung einheitlicher, unbeeinflußter und vor allem konstanter war als in unserem Kulturkreise und daher eine Lösung unserer Aufgabe mit unverhältnismäßig geringerer Mühe versucht werden konnte.

ANMERKUNGEN

[1]) Stent in J. N. C. B. R. A. S. N. S. VII., p. 94; Biot cit. bei Hervey, Poésies V. — [2]) J. N. C. B. R. A. S. N. S. XVI., pp. 138–216. — [3]) Vgl. B. O. R. Vol. III–VI; Richthofen, China; Hirth, The Ancient History of China N. Y. 1908. (Ist mir nur aus Besprechungen zugänglich geworden.) — [4]) Legge, Yi-king; Grube, S. 33 f. — [5]) Text Sect II. LII. — [6]) Yi-king App. I. Sect. II. LII. — [7]) Yi-king App. V. Ch. IV. 7. — [8]) Anal. VI. XXI. — [9]) IV. IV. IV. 4. — [10]) Yi-king App. V. Ch. VIII. 12; Mémoires T. II., p. 36. — [11]) Shu-king. II. I. III. 10 s. a. Proleg., p. 194. — [12]) Tcheou-Li XXXIII. 1–49. — [13]) ibid. XX. 36. N.; Andrian 166/7. — [14]) Chavannes III. p. 440, 487. — [15]) J. N. C. B. R. A. S. N. S. XVII., pp. 223–228. — [16]) p. 300. — [17]) Schem. Abh. s. Mémoires II, pp. 182–184; Karte Shanhai-king, p. 37. — [18]) Chav. III. 469. — [19]) Li-ki III. I. 8, III. V. 22. — [20]) I. 307. 311. — [21]) Andrian, S. 158 f.; vgl. a. Tcheou-li XXXIII. 1–49 Shu-king Prol. p. 194. Harlez Cérém. p 454. — [22]) Chav. I. 36. v. N. 3. — [23]) ibid. I. 91; vgl. Hervey Li-sao p. 51 u. N. 95. — [24]) Chav. I p. 162 u. N. 4.; Pfizmair, Kusi-ki S. 1 ff. — [25]) Chav. III., p. 440. — [26]) Shan-hai-king, p. 294. N. 1., Chav. II. 154. — [27]) Chav. II., p. 193; Andrian, S. 197 f. — [28]) Yule, Polo II. LVIII.; Yule, Cathay I. CXXXVII.; Williams II., p. 265; Colquhoun I., S. 173; Baber, p. 20. — [29]) I., p. 32, 206. — [30]) Doolittle II., p. 338; Williams II. 265. — [31]) Heerführer, S. 34. — [32]) Williams II., p. 265. — [33]) Groot, System I[2], p. 379. — [34]) vgl. Chav. II., p. 18, 90; Pfizm., Heerführer, S 30. A. 1.; Groot Syst. I[2], p. 442. — [35]) Feng-shui, p. 82; Edkins, p. 351. — [36]) Rambles I., p. 118. — [37]) ibid. II., p. 68. — [38]) VIII. I. 11. — [39]) Li-ki XXV. I. 15. cit. bei Groot, Syst. I[2], p. 420. — [40]) Groot, System I[2], p. 451. — [41]) Paléologue pp. 98 sulv. — [42]) p. 192. N. 4. — [43]) Chav. III., p 508. — [44]) VIII. II. 10. — [45]) VII. I. 30. — [46]) XXVIII. II. — [47]) Bamb. Ann. Proleg Shoo-king, p. 109. — [48]) p. 6. N. 2 vgl. Pauthier p. 81 N.; ein anderer bei Scarborough Nr. 2368 N. — [49]) V. 1. — [50]) Chav. I., p 11. — [51]) Groot, Syst III, p. 111. [52]) Richthofen, Tag. I., S. 173. — [53]) Chav. I. CLXXXIV., vgl. Mayers Nr. 330, 903. — [54]) Pauthier, p. 81, N. — [55]) Krone, S. 288. — [56]) Tag. II., S. 21 ff. — [57]) J. N. C. B. R. A. S. N. S. XVIII., p. 117. — [58]) VIII. II. 12. — [59]) XXII. 20. Note. — [60]) Grube, S. 135. — [61]) Harlez, Esprits, p. 385; Mayers Nr 35 etc. — [62]) Shi-king, II. V. III. 8 — [63]) ibid. III. III. V. 1. — [64]) ibid. II. IV. VIII. 5. — [65]) ibid. Proleg. Anc. Poetry Nr. 4. — [66]) Shi-king. II. V. III. 8. — [67]) Pfizm, Antworten, S. 37; vgl. a. Yih-king App. II. Sect. I. XXIII. — [68]) Chav. I. CLXXXIV.; Baber, p. 115. — [69]) Li-ki II. I. II. 20. s. a. Grube, S. 21, vgl. Anal. III. VI. — [70]) Legge II. Prol., p. 109; Mencius I. I. VII. 11, II. I. II. 28, VII. I. XXIV.; s. a. Grube, S. 103. — [71]) Shu-king II. I. III. 8. N. — [72]) Harlez, Esprits, p. 114. — [73]) Pauthier, p. 104. — [74]) Williamson II., pp. 250 sq.; s. a. Andrian, S. 169. — [75]) vgl. Groot, System II[2], p. 442. — [76]) ibid. II[2], p. 806. — [77]) Doolittle I., pp. 258 sq. — [78]) Harlez, Esprits, p. 118. — [79]) Edkins, p. 393. — [80]) Forke, S. 83. — [81]) Bazin, p. 435. — [82]) Pfizm. Geisterglaube, S. 61. — [83]) Doolittle I., pp. 258 sq. — [84]) Harlez, Cérem., pp. 464 sulv. — [85]) ibid., p. 380. — [86]) Scarborough Nr. 55. — [87]) Yu-kiao-li II., p. 148, Rambles II., p. 62. — [88]) Wieger IV., p. 617. — [89]) Pfizm., Statthalter, S. 16. — [90]) Groot, System II[2], p. 41. — [91]) Bazin, p. 428. — [92]) Doolittle II., p. 310–311. — [93]) Harlez, Esprits, p. 383. — [94]) Doolittle II., pp. 312–313; Edkins, p. 338. — [95]) Williams I., p. 75; Edkins, p. 393; Richthofen II., S. 195; Williamson I., pp. 430 sq.; II., p. 250 sq.; Hesse-Wart., S. 158 ff. — [96]) Harlez, Esprits, p. 114. — [97]) Chav. II., p. 143. — [98]) ibid. App. III., p. 553. — [99]) vgl. Harlez,

Cérém., pp. 464 suiv. — [100]) China II., S. 195. — [101]) Tageb. I., S. 70 f. — [102]) Williamson I., pp. 430 sq., II., pp. 250 sq.; Markham, s. N. C. B. R. A. S. N. S. VI., pp. 13 sq. — [103]) S. 158 ff.; vgl. a. Meyer, S. 224. — [104]) China. II., S. 503, 507. — [105]) Ibid. II., S. 547. — [106]) Richt. Tag. II., S. 193. — [107]) I., pp. 366 sq. — [108]) pp. 378 suiv. — [109]) Richth. Tag. II., S. 21 ff.; Edkins, pp. 137, 176 sq. — [110]) Richth. Tag. II., S. 363; Edkins, p. 128. — [111]) Krone, S. 283—292. — [112]) Bretschneider, S. 30ff.; Baber, p. 30; Hackmann S. 6; Wegener (Jahrb. d. Weltreisen) VII. 1908. S. 167. — [113]) Dennys, p. 128; Colquhoun I., p. 34, 135, 193, II., p. 154; Groot, System II³, p. 333, 340; Williams I., p. 144; Rousset, p. 23. — [114]) App. III. sec. II. II. 21. — [115]) J. C. B. R. A. S. XXIV., p. 176. — [116]) III. III. V. I. — [117]) Harlez, Cérémonies, pp. 214 et 454. Üb. den sagenh. Ursprung des Mandschus, s. Plath, Mandschurey I., p. 229. Klaproth, pp. 247 suiv. 248 N. 3. [118]) Klaproth, p. 241. — [119]) vgl. Yule, Polo I., pp. 241 sq. — [120]) vgl. Richth., China I., S. 341 A. I. — [121]) II. I. III. 6., IV. IV. II. 2., V. III. 3. u. a. m., s. a. Chav. XCVII., CXLVII., CL. — [122]) Harlez im Jour. Asiat. XIII. 8. Sér., p. 254. — [123]) vgl VII. III. 8. N. 1, VIII. II. 6. A. 3. — [124]) Chav. I., p. 280. — [125]) App I. Sec. II. XXXI. 2; App. II. II. XXXI, XLI; App. V. Chap. III. 5, VI. 10. — [126]) VII. IV. 2. [127]) XX. 3. — [128]) Li-ki, XXVI. 8. — [129]) Shen-tien-tong-kien cit. bei Harlez, Espr., p. 116. — [130]) Williamson II, p. 250. — [131]) Mayers Nr. 873. — [132]) Harlez, Text. Tao., p. 137. — [133]) Harlez, Esprits, p. 178; s. a. ibid., pp. 143—144, 331 suiv. u. Groot, Syst. II¹, p. 19. — [134]) Shan-hai-king V. 83, 188, 72, 25, 26, 149, p 40 N. 4, p. 202 N. 5; s. a. Pfizm., Geisterglaube, S. 49. — [135]) Harlez, Espr., pp. 160, 169, 173, 174, 212; Shan-hai-king II. 25 etc. — [136]) Krone, S. 288. — [137]) cit. bei Andrian, S. 172. — [138]) Harlez Cérém., pp. 427 suiv. Plan des Opfertisches, p. 437. — [139]) ibid., p. 167. — [140]) ibid., p. 422. — [141]) ibid., p. 456. — [142]) ibid., p. 466. — [143]) Li-ki VIII. II. 13, XII. 18. — [144]) Harlez, Cérém., p. 171; s. a. N. 2. — [145]) Harlez, Esprits, p. 326. — [146]) II., p. 118. — [147]) Nouv. Lettr. Edif. T. III. cit. bei Plath, Relig. u. Cult. der Chin., München 1862, II., S. 934. — [148]) Macgowan, J. C. B. R. A. S. 1853 cit. bei Dennys, p. 121 N. 1. — [149]) Doolittle II., pp. 455—456. — [150]) XXVI. 9. — [151]) Mayers Nr. 937; vgl. Paléologue, pp. 185—170. — [152]) Pfizm., Edelsteine, S. 204; s. a. Andrian, S. 183. — [153]) II. 43, p. 21 N. 1; p. 40 N. 4. — [154]) vgl. Pfizm., Edelsteine, S. 253—254; Krone, S. 285. — [155]) Pfizm., Reichtum, S. 92. — [156]) Li-ki IV. I. II. 16, 17; XX. 3, 9. — [157]) Chav. III, pp. 430—431. — [158]) Shan-hai-king, p. 294 N. 1; Chav. II, p. 154. — [159]) Shu-king III. II. II. III 14. — [160]) ibid. III. I. I. 1; s. a. Chav. I., S. 145. — [161]) VI. I. VIII. 1. — [162]) Vgl. Shi-king I. II. III. 2, VII. 10, X. 2, XI. 7; II. V. X. 4, VII. IV. 4, IV. I. 5 etc. — [163]) Groot, System II¹, p. 267. — [164]) ibid. II¹, p. 279. — [165]) ibid. I², p. 313. — [166]) ibid. I², p. 299, II³, pp. 296 sq. — [167]) ibid. I², p. 272, II¹, pp. 306, 313—314, 319. — [168]) ibid. I², p. 272, II¹, pp. 285, 312. — [169]) Chav. III., pp. 607—608. — [170]) vgl. Andrian, S. 191 ff., Krone, S. 285, Pfizm., Lösung, S. 60, Reichtum, S. 107. — [171]) vgl. Mayers Nr. 300, 317, 330, 572, 707. — [172]) vgl. Prol. She-king N. 27; N. C. B. R. A. S. N. S VII, p. 118, Forke, S. 11—13, 26, 73, 83; Hervey, Poés., p. 100. — [173]) IX. 2; vgl. Douglas, p. 231; Tao-teh-king LV. — [174]) Chuang-Asze XII. 1, 13; XVI. 2; XXIV. 13; XXVIII. 8; XXXIII. 1, 4. — [175]) vgl. Legge, Taoism, pp. I—38, Introduction; Balfour in J. C. B. R. A. S. N. S. XV., pp. 311 sq.; Grube, S. 145 f. — [176]) Wieger IV. Nr. 10, p. 115. — [177]) Harlez, Text. Tao., p. 134. — [178]) Groot, Syst. I², p. 201. Pfizm., Lösung, S. 10. — [179]) Krone. — [180]) Julien, Blanche. passim. — [181]) VI. 7. — [182]) V. X.; s. a. Legge, Prol., p. 154 N. — [183]) I. V. 2; s. a. Grube, S. 428 A. 1. — [184]) I. 5, 6, XV. 1, XXIV. 9, XXVIII. 1; s. a. Proleg. z. Shu-king, p. 67; Groot, Fêtes II, p. 666; Mayers Nr. 28, 35, 214, 274, 301 etc. Pt. II. Nr. 83. — [185]) Harlez, Espr., p. 36; Groot, Fêtes, p. 93. — [186]) Harlez, Espr., p. 251. — [187]) vgl. Hervey, Poésies, XVIII. — [188]) Harlez, Esprits, p. 11, 16; Groot, Fêtes II., pp. 696 suiv.; System. II², p. 295. — [189]) Shu-king V. IV., 30. — [190]) Tao-teh-king L. 4; s. a. LV. 1. — [191]) XXXIII. 1. — [192]) vgl. Pfizm., Lösung, S. 10, 42. — [193]) s. Shan-hai-king, p. 40; Groot, System II, p. 272. — [194]) s. Andrian, S. 180. — [195]) vgl. B. O. R. VI., p. 181. — [196]) Hervey, Li-sao XL. VII., LIV.; s. a. N. 57. — [197]) vgl. Mayers Nr. 317, 330; Harlez, Textes, p. 178, Chav. I., CLXXXIV., Mémoires VIII., p. 302; Groot, System I², p. 1009, Dennys, p. 97; Pfizm., Edelsteine, S. 204, Lösung, p. 15; Harlez, Espr., p. 94. — [198]) Bamb. Ann. II. 2, 3. V. V. 11. Notes to, p. 115, Prol. Shooking. Kingsmill in J. C. B. R. A. S. XXXVII, p. 185, Chav. II., p. 6 N. 1. Faber, S. 60. — [199]) Mayers Nr. 300, 572, 707, 903; Dennys p. 97; Andrian, S. 184 f. — [200]) Harlez, Espr., p. 185 N. 2; s. a. pp. 177, 189 suiv. — [201]) Chuang-tszè VI. 7; Harlez Textes, p. 75. — [202]) Gottschall, S. 76, 145 f. — [203]) Vitale Nr. CLXVI. — [204]) Faber II. 2. — [205]) Chav. II., p. 152, III., pp. 436 - 437, 499—500, 504; Groot Fêtes II., pp. 598 suiv. — [206]) Yule, Cathay I. CXXVI. — [207]) Mayers Nr. 959; Yu-kiao-li, p. 311 N. 1. — [208]) Bazin, p. 463; Gottschall, S. 145. — [209]) Mayers Nr. 794; Dennys, p. 98. — [210]) Harlez, Espr., p. 385. — [211]) Krone, S. 285, Harlez Espr., p. 18. — [212]) St. Julien, Blanche. passim; Pfizm., Geisterglaube, S. 13; Gottschall, S. 146 f., 167 f. — [213]) Shan-hai-king III. 63, V. 70, 77. — [214]) Krone, S. 285, 288. — [215]) Shan-hai-king V. 188. — [216]) Mayers Nr. 784. — [217]) ibid. Nr. 873; Forke, S. 49, A. 3. — [218]) Pfizm., Geistergl., S. 61. — [219]) Williamson I., pp. 366 sq.; Heckmann, S. 8 f.; Baber, pp. 31 sq. — [220]) S. 181 ff. — [221]) VII. III. 2; s. a. VII. IV. 2. — [222]) Li-ki VII. III. 8; Yo-ki in Li-ki XVII. I. 31; s. a. Lichtszè cit. bei Grube, S. 149—150. — [223]) Yih-king, p. 16, App. 3 u. 5. — [224]) ibid. App. III. II. IV. Not. — [225]) Shan-hai-king, p. 10, N. 5. — [226]) Pauthier, p. 306. — [227]) Chav. III., p. 421. — [228]) ibid. III., p. 487. — [229]) Harlez, Textes, pp. 192—193. — [230]) Julien, Blanche, p. 11; Edkins, p. 176; Harlez, Espr., p. 116. — [231]) Julien, Yu-kiao-li, p. 4 N. 2. — [232]) Groot, System I², p. 233. — [233]) Ibid. II³, p. 479. — [234]) XIX. 7. — [235]) Groot, System II¹, p. 52. — [236]) ibid. II², p. 500; Harlez, Esprits, p. 110. — [237]) Eitel, Feng-shui, p. 49. — [238]) Shu-king V. XIII, 3. — [239]) Groot, System I³, p. 981; vgl. Edkins, p. 339. — [240]) vgl. Edkins, p. 333. — [241]) Groot, System I³, pp. 1256 sq., 1275, 1358. — [242]) ibid. I³, Taf. XXVI. — [243]) ibid. I³, p. 1013; Wieger IV., pp. 839 suiv. Feng-shui, s. Groot, System I³, pp. 935—1055; Edkins Chapt. XXI, pp. 327—52; Eitel, Feng-shui, Andrian, S. 173 ff. — [244]) vgl. Wylie, Notes on Chin. Liter. cit. bei Rosny, p. 1; Grube, S. 111—112; Harlez, Esprits, pp. 404 suiv.; B. O. R. III., p. 83 N. 91; VI., p. 127 N. 617; Chav. I. CLXXXIV. — [245]) Shan-hai-king V. 72, 94, 188; V. 25, p. 40 N. 4; p. 202 N. 5; V. 29, 88, 139, 197; p. 295 N. 4; II. 43, 56. — [246]) Pfizm., Geisterglaube, S. 13, 16, 49; Dennys, p. 132. — [247]) Groot, System II², pp. 500 sq. — [248]) ibid. II., p. 871. — [249]) Groot, Fêtes I., p. 323, System II³, p. 500; Pfizm., Lösung, S. 60. — [250]) Beal. I., p. 25. — [251]) Groot, System. II¹, pp. 168, 189, 216, 259, 283 sq., II², pp. 503, 548, 556. — [252]) ibid. II², p. 506. — [253]) ibid. II², p. 509; Dennys, p. 46; Yule, M. Polo II., Ch. XLV. — [254]) Shan-hai-king II. 1., p. 58. — [255]) Chav. III. 512; III. App. I., p. 627. — [256]) Pauthier, p. 128; Watters in N. C. B. R. A. S. N. S. VII. — [257]) J. C. B. R. A. S. XXXIII., pp. 84 sq. — [258]) Beal. I., p. 25. — [259]) Doolittle II., pp. 308 sq.; Edkins, p. 335. — [260]) Groot, System II², p. 500, Fêtes, p. 323. — [261]) Williams II., p. 272; Doolittle II., pp. 302, 313, 316—317; Dennys, p. 35. — [262]) Pfizm., Denkwürdigkeiten, S. 9. — [263]) Tageb. I., S. 142. — [264]) Macintyre (Roadside Religion in Manchuria). J. C. B. R. A. S. XXI., pp. 43 sq.; s. a. Harlez, Espr., p. 466; Hackmann, S. 14 u. 236. — [265]) Filchner, Kloster Kumbum, S. 22; Rätsel d. Matschu, S. 248—251, 342—343; Prschewalski, Mongolei, Jena 1877, S. 64; Rousset, pp. 37 suiv. — [266]) Edkins, pp. 269 sq.; Bretschneider, S. 30; Williamson II., pp. 250 sq.; Andrian, S. 204; Hackmann, S. 8. — [267]) Krone, S. 291. — [268]) Wieger IV., p. 149. — [269]) vgl. Edkins, p. 336. — [270]) Tscheou-li XXII. 36. — [271]) ibid. XXII. 14. s. a. Shan-hai-king, p. 217. — [272]) Harlez, Espr., p. 114. — [273]) Yih-king II. XLVI. 4. — [274]) Chav. I., p. 29, 128. III., p. 487. — [275]) Shu-king II. I. III. 10; Shan-hai-king, pp. 192, 217, 243, 255, 265, 269, 289, 299. — [276]) Chav. II., pp. 140, 143; III., pp. 498—499, 496. — [277]) Chav. II., p. 186; s. a. Pfizm., Hoeiki, S. 7. — [278]) Chav. II., p. 140. Inschrift ibid. II. App. III., pp. 551 suiv. — [279]) ibid. II., p. 140. Inschrift ibid. II. App. III., pp. 553 suiv. — [280]) ibid. III., pp. 430 suiv. — [281]) ibid. III., pp. 413 - 520. — [282]) She-king IV. I. (III.) XI. — [283]) Chav. III., p. 517. — [284]) ibid. II., p. 143, III., p. 513. — [285]) Ibid. I., p. 32. — [286]) Shu-king II. I. III. 6, 8. — [287]) Chav. I., pp. 128 suiv. — [288]) s. Shi-king IV. I. VIII. 1; Chav. III., pp. 418 suiv. Tcheou-li XVIII. 1, 8, 9, XXXII. 31. Li-ki I. II. III. 4, 8, III. III. 6; IV. I. II. 17; IV. IV. III. 8, VII. IV. 2, XX. 3; I-li Jour. As. XIII., p. 254. — [289]) Chav. III., p. 440. — [290]) Shan-hai-king, p. 228. — [291]) Shu-king IV. IV. II. 2. — [292]) Li-ki I. II. III. 4, 6, III. III. 6. — [293]) Bamb. Ann.

V. IX. 6. Prol. Shu-king, p. 153. — [294]) Anal. III. VI. — [295]) Li-ki III. II. 15. — [296]) Tcheou-li XXXII, 31; s. a. Plath, Rel. u. Cult. d. alt. Chin., S. 76. — [297]) Harlez, Cérém., pp. 427, 445, 509. — [298]) Shu-king V. III. 3, 6. — [299]) Li-ki I. II. 1. 16, 31. — [300]) ibid. III. III. 6. — [301]) Tcheou-li XVIII. 1, VIII. 29, XVI. 23. — [302]) Shu-king I. III. 11, 12, II. 1. III. 7, II. 1. V. 15, 17, 23. Bamb. Ann. II. 1. 14; Grube, S. 41 A. 1; Andrian, S. 166; Richthofen, China I., S. 289; Chav. I., p. 50. [303]) Li-ki III. II. 13, 14, 16; Shu-king II. 1. III. 8, V. XX. 14. — [304]) Chav. I., p. 31 N. 1. — [305]) Bamb. Ann. II. 1, 2; 1, 17; 2, 10; III. 1, 3; V. 2, 16. — [306]) Shu-king V. XX. 14. — [307]) Chav. III., p. 503. — [308]) Li-ki IV. I. II. 17. — [309]) Harlez, Cérém., pp. 448–454. — [310]) ibid., p. 175. — [311]) ibid., p. 214. — [312]) ibid., p. 419 — [313]) ibid., pp. 380, 421. — [314]) ibid., pp. 456, 466. — [315]) ibid., p. 454. — [316]) Fraser in J. C. B. R. A. S. N. S. XXX., pp. 161 sq. — [317]) vgl. Shu-king. Proleg., pp. 67 sq. — [318]) Li-ki VIII. II. 13, XII. 18; Tcheou-li XX. 15 N. — [319]) Li-ki XI. II. 22 N. 1, XII. 29; Shu-king II. IV. I. 4; Chav. III., p. 203 N. 2. — [320]) Tcheou-li XLII. 4. — [321]) Li-ki XII. 14; Anal. V. XVII. — [322]) Bamb. Ann. III. XIV. 3, XVI. 2, XVII. 17, IV. XXVIII. 8, XXX. 25, V. XII — [323]) Li-ki I. I. III. 9, 42; s. a. p. 78 N. 2; Pfizm. Zeiten, S. 12f; Andrian, S. 158. — [324]) Shu-king II. I. III. 12, Chav. I. LV. I., p. 68. — [325]) J. C. B. R. A. S. N. S. XXVIII., p. 305. — [326]) Shi-king I. I. 3, II. 3, 8, V. 2, IX. 4, X. 2, XI. 7; II. I. 9, V. 10, VI. 1, VII. 4, VIII. 8; III. III. 5; IV. I. 5. Proleg., p. 18 Nr. 22. — [327]) XIX. 9; XXVI. 9; XXI. 9. — [328]) s. Grube, S. 135–136. — [329]) App. II. I. XV. — [330]) Grube, S. 252 f. — [331]) ibid., S. 254 f. — [332]) Hervey, Poésies, XXV; s. a. Simcox II., p. 128; Forke, S. XVI. — [333]) Paléologue, p. 271; Hirth, Quell. z. Gesch. chin. Malerei, München u. Leipzig 1897, S. 22 ff. — [334]) Hervey, Poésies, pp. 42, 64, 82, 105, 123, 164–165, 170 suiv, 185, 189, 200 suiv, 204, 211–212, 218–219 — [335]) ibid., pp. 225–226. — [336]) Grube, S. 344 f., 347 ff. — [337]) s. a. a. O. — [338]) Stent, pp. 41 sq., 125. — [339]) Klaproth, p. 244; vgl. a. Cermenati, Rivist. Mens. d. C. A. I. XVIII., pp. 307–310 cit. nach der Uebersetzung v. P. Amiot, Paris, 1770. — [340]) Dennys, p. 129. — [341]) Williams II, p. 9; Yule, Cathay, p. 486; Paléologue, pp. 107–108; Mémoires VIII., p. 301–326, J. C. B. R. A. S. N. S. XIX. II., pp. 14 sq. — [342]) Shau-hai-king III. 16; I. I. 4. — [343]) ibid. I. III. 35, III. 30, I. II. 12, 22. — [344]) ibid. II. 69 u. a. a. O. — [345]) ibid II. 54; I. II. 14. — [346]) ibid. II. 3, III. 36, 49, IV. 12, I. III. 40, II. 27. — [347]) Shi-king IV I. 5; Liehtszĕ VIII. 22. — [348]) Chav. I., p. 100. — [349]) ibid. III., p. 520. — [350]) Chav. I., p. 100; III., p. 520 N.; Richthofen, China I., S. 288 A. 1; Plath, Nahrung, Kleidung u. Wohnung d. a. Chin Abh. d. k. b. Akad d. Wiss I. XI. III. München, 1868, S. 43. — [351]) Bretschneider, S. 30 f. — [352]) Hesse-Wartegg, S. 156. — [353]) Pauthier, p. 104. — [354]) Chav. I., pp. XXI–XXXI. — [355]) Rambles II, p. 2. — [356]) Edkins, p. 128; Richthofen, Tag. II., S. 157. — [357]) Rousset, pp. 378 suiv; Hackmann, S. 9; Baber pp. 31 sq. — [358]) Imbault-Huart in J. C. B. R. A. S. N. S. XXX., pp. 31–36. — [359]) vgl. Williams I., pp. 35, 144; Edkins, p. 176; Pauthier, pp. 72–73 u. s. a. O. — [360]) Edkins, p. 394. — [361]) vgl. Yule, Polo II., pp. 170–177, 186–188 (Karte Tafel p. 176), 179 N. 4, Williams I., pp. 96 sq.; Pauthier, pp. 68, 111; Richthofen, Tag, S. 58 bis 59; Julien, Yu-kiao-li II., p. 217 u. a. a. O.; s. a. Meyer, S. 209–211. — [362]) Li-ki IV. II. II. 18. — [363]) loc. cit. — [364]) Richthofen, Tag II., S. 91 — [365]) Edkins, p. 138. — [366]) Scarborough Nr. 17, 18, 599 — [367]) Groot, Fêtes II, p. 533; Doolittle II., p. 215. — [368]) China I., S. 382. — [369]) Groot, Fêtes, p. 533. — [370]) Doolittle II., pp. 67 sq. — [371]) s. Wieger IV, p. 679; Doolittle II., p. 70; Groot. Fêtes, II., p. 532. — [372]) Vitale Nr. 27, 42, 52, 71, 76, 81, 84, 109, 142, 158. — [373]) Li-ki IV. III. III. 13. — [374]) Klaproth, p. 264. — [375]) Shu-king IV. IV III. 7. — [376]) vgl. Shi-king II. III. VI; Bamb. Ann. II. XIV. 3. — [377]) Harlez, Cérém., pp. 428, 456 — [378]) vgl. J. T Headland in J. C. B. R. A. S. XXXVII., p. 52; E. Ruhstrad, Sittenbild a China, 1906, S. 46 ff.; G. L. Hummel, Kultur-Skizzen a. China, 1900, S. 27. — [379]) Yih-king App. I. I. XXIX. 4.

VERZEICHNIS DER ÖFTER ALS EINMAL ANGEFÜHRTEN BÜCHER

(Die in den Anmerkungen angeführten Stichworte sind gesperrt)

Andrian, F. Freih. v., Der Höhenkultus asiat. u. europ. Völker, Wien 1891.

Baber, E. C., Travels and Researches in Western China. R. G. S. Suppl. Pap. Vol. I. London 1886.

Beal, S., Buddhist. Records of the Western World, 2 Vol. London 1884.

Biot, Ed., Le Tcheou-li, 2 Vol. Paris 1851.

B. O. R. = Babylonian and Oriental Record, London.

Bretschneider, Dr. E., Die Pekinger Ebene u. das benachb. Gebirgsland. Petermann, Erg. Heft Nr. 46. Gotha 1876.

Chavannes, Ed., Les Mémoires Historiques de Se-Ma-Ts'ien T. 1—4. Paris 1895–1901.

Colquhoun, A. R., Quer durch Chryse, 2 Bde. Leipzig 1884.

Dennys N. B., The Folklore of China and its Affinities with that of the Aryan and Semitic Races. Lond. a. Hongkong 1876.

Doolittle, Rev. J., Social Life of the Chinese, 2 Vol. London 1866.

Douglas, R. K., Confucianism and Taoism. London 1879.

Edkins, J., Chinese Buddhism. London 1880.

Eitel, E. I., Feng-shui, The Rudiments of Natural Science in China. Lond. 1873.

Faber, Ernst, Der Naturalismus bei d. alt. Chin. od. d. sämtl. Werke d. Philos. Licius. Elberfeld 1877.

Forke, A., Blüten chines. Dichtung. Magdeburg 1899.

Gottschall, R. v., Das Theater und Drama der Chin. Breslau 1887.

Groot, J. J. M. de, Les Fêtes Annuellement Célébrées à Emoui Ann. d. Mus. Guimet XI. XII. Paris 1886.

— The Religious System of China. Book I. II. Vol. 1—5. Leyden 1892—1907.

Grube, Prof. W., Geschichte der Chin. Literatur. Leipzig 1902.

Hackmann, Lic. H., Vom Omi bis Bhamo, Wanderg. a. d. Grenzen von China, Tibet und Birma. 2. A. Berlin 1907.

Harlez, C. de, Le Livre des Esprits et des Immortels, Mem. Acad. Roy. Belg. LI. Bruxelles 1893.
— Tà Ts'ing tsi' lï. La Religion et les Cérémonies Impériales de Chine Moderne etc. Mém. Acad. Roy. Belg. LII. Bruxelles 1893/4.
— Textes Tâoïstes, Ann. d. Mus. Guimet XX. Paris 1891.
Hervey, St. Denys Marquis de, Le Li-Sao. Paris 1870.
— Poésies de l'Epoque des Thang. Paris 1862.
Hesse-Wartegg, E.v., Shantung u. Deutsch-China. Leipzig 1898.
J. N. C. B. R. A. S. = Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society. N.S.= New Series, Shanghai.
Julien, Stanislas, Blanche et Bleue ou Les Couleuvres Fées, Roman Chin. Paris 1834.
— Yu Kiao Li, Les deux Cousines. Rom. Chin. 2ème Ed. 2 Vol., Paris 1864.
Klaproth, J., Chrestomathie Mandchou, Paris 1828.
Krone, R., Der Lofau-Berg in China. Peterm. Mitth. 1864.
Legge, James, The Chinese Classics. I. Confuc. Analects. The Great Learning and The Doctrine of the Mean. II. The Works of Mencius. III. Pt. I. and II. Shoo-king. (Proleg. Bamboo-Annals) IV. Pt. I. and II. She-king, Hongkong and London 1865/71.
— The Sacr. Books of China. The Texts of Confucianism. The Li-kï, Sacr. Books of the East XXVII, Oxford 1885; The Yi-king, Sacr. Books of the East XVI. Oxford 1862.
— The Texts of Taoism. (The Tao-Teh-king. The Writings of Chuang-Tszë.) Sacr. Books of the East. XXXIX. XL. Oxford 1891.
Mayers, W. F., The Chin. Readers Manual. Shanghai and Lond. 1884.
Mémoires, concernant L'Histoire etc. des Chinois. Paris 1776/91.
Meyers Reisebücher. Weltreise. Leipz. und Wien 1907.
Paléologue, M., L'Art Chinois. N. E. Paris 1897.
Pauthier et Bazin, Chine Moderne. Paris 1853.
Pfizmaier, Dr. A., Üb. d. Berg Hoei-ki; Die Heerführer Wei-Tsing u. Hŏ-khiú-Ping; Die Antworten Tung-Tschung-Schü's auf die Umfragen des Himmelssohnes; Zwei Statthalter der Landschaft Kuei-ki; Der Geisterglaube im alten China; Beiträge z. Geschichte der Edelsteine u. des Goldes; Reichtum u. Armut im alten China; Die Lösung der Leichname u. Schwerter; Denkwürdigkeiten von Chinas Werkzeugen u. Geräten; Die Zeiten der Fürsten Hoan, Tschuang u. Min v. Lu Sitzungsber. der Akad. d. Wiss., Wien 1855—73.
Rambles, The, of the Emperor Ching Tih in Këang Nan. 2 Vol. London 1843.
Richthofen, F. Freih. v., China I. II. 2 Bde. Berlin 1877/82.
— Tagebücher aus China, 2 Bde. Berlin 1907.
Rosny, Léon de, Chan-Hai-King. Ant. Géogr. Chin. T. I. Paris 1891.
Rousset, Léon, A Travers la Chine, 2ème Ed. Paris 1886.
Scarborough, William, A Collection of Chin. Proverbs, Shanghai 1875.
Simcox, E. J., Primitive Civilisations. T. II. (China). London 1894.
Stent, G. C., The Jade Chaplet, A Collection of Songs, Ballads etc. London 1874.
Strauss, V. v., Schi-king, Das Kanonische Liederbuch der Chin. Heidelbg. 1880.
Vitale, G. v., Chinese Folklore (Pekin. Rhymes). Peking 1896.
Wieger, L., Rudiments de Parler Chinois. T. IV. Morale et Usages Populaires. Hokien-Fu 1894.
Williams, S. Wells, The Middle Kingdom. 2 Vol. N. Y. and Lond. 1848.
Williamson, Rev. A., Journeys in North China, Manchuria and Eastern Mongolia. 2 Vol. Lond. 1870.
Yule, Col. H., The Book of Ser. Marco Polo, 2nd Ed. 2 Vol. Lond. 1875.
— Cathay and the Way Thither, Being a Collect. of Medieval Notic. of China, I[1] I[2], 2 Vol. Lond. 1866.

ZEHN WINTER MIT SCHIERN IN DEN BERGEN. VON HENRY HOEK

Motto: Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf.
Goethe

Schilauf und Alpinismus hat man als säuberlich getrennte Begriffe einander gegenübergestellt, wie ja der Mensch überhaupt eine Vorliebe hat für das Machtgefühl des Einteilens.

Sobald man aber über den Schilauf „an sich", über den Schilauf losgelöst von aller Relation, schreiben will, so stößt man auf eine eigenartige Schwierigkeit: diese Ablösung ist fast unmöglich. Und am allerschwersten lösbar erweist sich alsbald das Verhältnis zwischen Alpinismus und Schilauf, zwischen dem Schi und den Bergen. Die Frucht dieses Verhältnisses ist der Gegenstand des folgenden Aufsatzes, der vom Schilauf in den Bergen handelt. Es ist also wohl natürlich, daß zur Einleitung von diesen Beziehungen selbst kurz die Rede sei, das so verschiedene Beurteilung erfahren hat, je nach dem Standpunkt des Beobachters. Der Leser kann verlangen, über des Autors Standpunkt aufgeklärt zu werden.

Nicht als ob es derartiger Erörterungen nicht schon viele gäbe! Schon oft wurde z. B. die Klage laut: Der Schilauf hat der Ausführung wirklich guter winterlicher Hochturen Abbruch getan. Und er hat nicht die Hoffnung erfüllt, daß dieser Abbruch an Güte wettgemacht würde durch eine starke Zunahme weniger schwieriger Hochturen. Diese Klagen sind zum Teil unberechtigt, zum Teil beruhen sie auf einer mangelnden Kenntnis des Schilaufens und des winterlichen Hochgebirges. Die erwartete starke Zunahme großer Hochturen wird und muß stets ausbleiben; Sommerzahlen werden hier nie erreicht werden, auch nicht annähernd. Ursache davon ist mitnichten, wie man oft zu hören bekommt, der „rein sportgemäße" Betrieb des Schilaufens, das, was man mit Worten „Rennen, Springen und Schwingen" meint. Daß dies nicht so ist, daß sich die große Mehrzahl der Läufer aus diesem Betriebe und Getriebe wenig macht, das beweist schon allein die riesige Zunahme subalpiner Fahrten. Es liegt die Sache eben so, daß sehr viele Bergsteiger, die den Schilauf aufnahmen, auf diesen subalpinen Turen reichlich das an körperlicher Anstrengung, an Gefahr, an geistiger Inanspruchnahme und an sportlicher Betätigung finden, was sie auf sommerlichen Hochturen mittlerer „Güte" zu leisten gewohnt sind; wirkliche Schihochturen können nur von einer kleinen Minderheit mit Genuß gemacht werden — und auch das nur an einer kleinen Auswahl von Tagen.

Und ob nun die Qualität der winterlichen Hochturen wirklich nachgelassen hat, wäre zuerst auch noch zu untersuchen. Sicher ist jedenfalls, daß, um einmal von den Westalpen zu reden, z. B. Finsteraarhorn, Jungfrau, Monte Rosa, Strahlhorn, Montblanc u. a. m., nie so oft im Winter bestiegen wurden, als seit dazu der Schi zu Hilfe genommen wurde, vor allem aber nie von so kleinen, oft führerlosen Partien. Das sind gewiß ganz ansehnliche Hochturen, denen zuliebe man verschmerzen kann, daß einige wirkliche Klettereien nicht ausgeführt wurden. Aber die schmollend abseits stehenden Vertreter des reinen Alpinismus hätten auch sonst noch Grund, nicht gar zu böse zu sein, daß so mancher aus ihren Reihen den langen Hölzern verfiel.

Ich sehe davon ab, daß doch tatsächlich der Schi technisches Hilfsmittel geworden ist, ähnlich den Steigeisen und Kletterschuhen. Etwas anderes soll hier dargetan werden. Mit ziemlichem Recht kann man sagen: Schilaufen ist seinem innersten Wesen nach Bergsteigen, ist Bergsteigen, sobald man sich vom Massenübungsplatz trennt, ist Bergsteigen insofern, als ständig Probleme gestellt werden, die gelöst, ständig Fragen aufgeworfen werden, die beantwortet werden müssen. Es kommt natürlich sehr darauf an, was man unter „Bergsteigen" versteht. Zählt man aber die Erkletterung der Sandsteintürme der Sächsischen Schweiz dazu, so ist nicht einzusehen, weshalb eine im Schneesturm erzwungene Wanderung über den Riesengebirgskamm nicht dazu gehören, weshalb man die Abfahrt über einen schweren, gefährlichen, zerrissenen Schwarzwaldhang nicht dazu rechnen sollte.

Das Wesentliche, das Wesen ausmachende, ist in beiden Fällen das Erfordernis eines bestimmten erlernten technischen Könnens, verbunden mit einer gewissen Gefahr; es muß aber ein Können sein, das bei der Ausführung von Hochturen mit Nutzen anwendbar, wenn nicht gar erforderlich ist. Nehmen wir also einstweilen ruhig den Satz an: „Schilaufen ist Bergsteigen".

Es ist auch schon deshalb wahr, weil alles sportliche Schilaufen sich stets in den Bergen abspielen wird. Der Schi führt seinen Besitzer, der ihn nicht zu Berufszwecken benutzt, unabweislich in die Berge, wenn auch zunächst nur in das Wald-, in das Mittelgebirge. Er führt in ein winterliches Gebirge, das oft ein alpines Gewand angezogen hat, und das — beklagenswerte Unfälle führen den Beweis — oft auch alpine Schwierigkeit und Gefahr bietet. So ist der Schilauf für manche tatsächlich eine Schule des Alpinismus, eine Schule, die keine vollständige Ausbildung gibt, die aber viele Eignungen lehren kann, die wünschenswert sind: Ausdauer, Geistesgegenwart, Genügsamkeit, Verantwortungsgefühl und Naturbeobachtung.

Es ist ja auch umgekehrt kein Zufall, daß aus den Reihen der Bergsteiger so mancher in der Schar der Schiläufer zu finden ist. Es zeigt, daß beide Sportarten nahe verwandt sind, gleiche geistige, körperliche und seelische Eigenschaften erfordern und etwas sehr Ähnliches an Freude und Gefahr, an Anstrengung und Sportreiz bieten.

Durch das Schilaufen in den Alpen ist schließlich nur wieder einmal nachdrücklich betont worden, daß Fels- und Eisarbeit allein nicht den Begriff des Bergsteigens ausfüllen; zum anderen sind — wenigstens für einige Zeit — neue, einfache, selbstverständlichere und, wenn man so will, auch einwandfreiere Ziele gegeben worden; es sind endlich auch weniger beachtete und weniger bekannte Schönheiten der Gebirge einem großen Kreise erschlossen worden.

Es ist nun einmal unmöglich, die Taten unserer alpinen Pioniere ungeschehen oder vergessen zu machen, so unmöglich, wie die Seile und Nägelspuren am Matterhorn verschwinden zu lassen. Die Alpen haben ganz sicher an Reiz etwas eingebüßt, sind streckenweise sogar in der betrübendsten Weise vulgarisiert worden. Auch die tollkühnsten Anstiege von den allerunrichtigsten Seiten vermögen ihnen diesen Reiz nicht zurückzugewinnen; der Schi hat es in gewissem Sinne vermocht. Der Schilauf hat wirklich ungelöste Aufgaben gezeigt, hat grundsätzlich neue Möglichkeiten geschaffen und hat uns in ein Bergland geführt, von einer im Sommer längst verlorenen, längst schon nicht mehr gekannten Stille und Unberührtheit, Einsamkeit und Größe.

Für manche Leser dieses Buches, namentlich soweit sie am Rande der Alpen oder in manchen Städten des Südens wohnen, ist alles, was in diesen Zeilen steht, etwas beinahe schon Selbstverständliches. Sie sehen es täglich mit Augen,

daß der Schi ein Gerät des Alpinisten ist. Aber für viele andere, vielleicht sogar für die Mehrzahl, ist es auch heute noch am Platze, das Verhältnis zwischen Alpinismus und Schilauf einmal ausführlich klarzulegen. Abgesehen davon, zu zeigen, was mit Schiern in den Alpen geleistet werden kann, handelt es sich auch darum, klarzumachen, daß der Schiläufer vielerorts noch stets die erste aufklärende Arbeit leistet, daß winterliche Hochturen mit ganz anderem Maße zu messen sind als Sommerfahrten, die oft bis weit über die Hälfte des Anstiegs auf gebahnten Wegen sich abspielen. Und es handelt sich darum, begreiflich zu machen, daß der Winterturist mehr als irgend sonst jemand abhängig ist von der Unterkunft, den Hütten, daß er in hervorragendem Maße das Entgegenkommen der Hüttenbesitzer verdient, daß diese ihm ihre Hütten offen lassen sollten, selbst auf die Gefahr hin, daß sie einmal ausgeplündert werden.

Von dem, was ich in zehn Wintern in den Bergen erlebt habe, soll in folgendem die Rede sein. Manches hat sich in diesen zwei Lustren geändert. Man könnte sie als die Jünglingszeit des Schilaufs in Mitteleuropa bezeichnen. Die eigentlichen Kinderjahre waren vorbei in der Zeit, da diese Erzählung anhebt, aber seither hat sich doch noch vieles geändert, Ausrüstung sowohl wie Technik des Fahrens, und vieles hat sich überraschend in die Breite entwickelt. Gerade davon wird am meisten zwischen den Zeilen zu lesen sein. Von mancher geglückten und von mancher mißglückten Expedition werde ich berichten; „wie man es nicht machen sollte", wird manchmal in diesen Blättern zu finden sein. Doch auch diese Fahrten bereue ich nicht; köstlich ist jeder Tag in den Bergen in der Erinnerung, und wenn unsere Dummheiten die anderer verhindern, haben sie doch ihr Gutes gehabt. Um des Lesers Nachsicht muß ich bitten für die ungleiche Art der Darstellung. Sie ist die Folge davon, daß manche dieser Turen schon veröffentlicht wurden und ich deshalb hier nur das Fazit aus ihren Lehren ziehe. Und schließlich noch einige Worte über die Inkonsequenz, des Winters erhabene Stille in den Bergen zu loben und durch dieses Preisen andere, die den Zauber brechen, hineinzulocken. Vielfältig sind die Wurzeln dieser verbreiteten Erscheinung; doch dreierlei ist stets dabei: das soziale Pflichtgefühl des ethischen Menschen, der auch andere will teilhaftig werden lassen, der Instinkt des Sportsmenschen, der ein Publikum schaffen will für seine Taten, und das oft unbewußte, aber richtige Empfinden des philosophierenden Menschen, daß er sich durch Mitteilung über die Sache stellt.

SCHWARZWALD 1897—1900 Meine ersten Versuche mit den schmalen Brettern, die uns so viel gesundes Glücksgefühl bedeuten, waren alles andere als ermutigend und erfreulich. Mitte der neunziger Jahre bekam einer meiner Freunde ein Paar Schneeschuhe zu Weihnachten, plumpe Hölzer, nur mit einfachem Weidenbügel als Bindung versehen. An einem hellen Januarnachmittag nahmen wir sie hinaus auf eine stille Wiese vor der guten Stadt Freiburg. Wir trugen sie bergan, stellten uns darauf und fuhren zehn oder gar zwanzig Meter weit bergab, bis wir fielen, und trugen sie wieder hinauf. Einmal aber glückte eine längere Fahrt; bei dem bald folgenden Sturze lösten sich die Schier von den Füßen, sie schossen bergab, rannten gegen eine Mauer und beide Spitzen brachen. Da gaben wir das Spiel als unerfreulich und kostspielig auf.

Den nächsten Versuch unternahm ich als Einjähriger im Weihnachtsurlaub mit entlehnten Schiern auf dem Feldberg (Abb. 1, S. 65). Er endete schon in der ersten halben Stunde mit einem Beinbruch. Diesmal war die Sache noch unerfreulicher und entschieden auch noch kostspieliger.

Doch kaum hatte der Frühwinter 1898 seine weiße Decke über die Schwarz-

waldberge gebreitet, so war ich zu neuen Taten bereit. Diesmal wollte ich's ernstlich packen und hatte mir eine feine Ausrüstung zusammengekauft. Und da Übung bekanntlich den Meister macht, so hatte ich mir gleich einen tüchtigen Weg ausersehen und verließ morgens in aller Frühe den Bahnhof Posthalde, um dem Feldberghof zuzustreben.

Wer heute dort mit meiner damaligen Ausrüstung anrücken wollte, würde von recht belustigten Gesichtern empfangen werden. Die einzelnen Teile kann man zwar auch jetzt noch gelegentlich sehen, ihre Häufung auf eine Person leider nicht mehr.

Ein breitkrempiger, mit breitem Bande unter dem Kinn festgebundener Hut beschattete die Augen, eine dicke Wollhaube darunter bedeckte Gesicht, Ohren und Hals, soweit das nicht der wollene Schwitzer tat. Ein rauher Lodenanzug mit langen Haaren, mit riesigem Kragen und ungezählten zuknöpfbaren Taschen war gewiß sehr malerisch, aber wenig praktisch, da er alsbald voller Eiszotteln hing. An den Füßen hatte ich etwas ganz Wunderbares, sogenannte Injektionsschuhe, das waren Schuhe mit Pelz innen und außen; in den Raum zwischen den beiden Pelzwänden wurde Öl eingespritzt. Diese Schuhe sahen ungeheuer arktisch aus und waren sehr teuer. Die Beine steckten in langen, dicken, weißen Überziehgamaschen, die hoch oben am Schenkel durch Knöpfe festgehalten wurden. Da die Pumphose sie am Knie sehr auftrieb, so behinderten sie die Bewegungsfähigkeit nicht wenig und rieben mich auch abscheulich wund. Auch einen schönen Stock besaß ich. Er hatte unten eine schwere Holzscheibe, über deren Zweck ich mir lange im unklaren war, und eine gefährliche Spitze, war etwa zweiundeinhalb Meter lang und so dick, daß man einen Bären damit hätte erschlagen können. Die Schier waren bestes Fabrikat von unangenehm gelber Farbe, mit einer Spitze, daran man sich spießen konnte, und aufgebogen wie ein halber Reif. Der Rucksack, mit dickstem Leder besetzt, enthielt weiß Gott was alles, wog fast zwanzig Pfund, und daran baumelten zwei riesig große, blankbeschlagene Überziehsandalen, in denen ein kleiner Mann eine Kahnfahrt hätte riskieren können.

Damals war es noch ein Glücksfall, wenn man auf dem Wege von Posthalde zum Feldberge Spuren fand. Mir blühte diese Blume nicht. Nach einer Stunde Steigens wurde des Schnees so viel, daß ich die Schier anzog. Die nächsten Stunden standen dann unter dem Zeichen des Versuches, ob es besser mit oder ohne Schier voranginge. Schließlich entschied ich mich für mit. Leider begann es zu schneien, und da Schiwachs mir unbekannt war und ich keine Ahnung hatte von einer Art des Laufens, die Stollenansatz vermeidet oder verringert, so wurde das Ganze eine Schinderei. Ziemlich erschöpft, bis auf die Haut durchnäßt und unter Verlust fast meines ganzen Tascheninventars, des Hutes und des Riesenprügels, der bei der letzten Abfahrt in den Schnee schoß und verschwand, erreichte ich abends spät den Feldberger Hof.

Der nächste Tag brachte guten Schnee und eine strahlende Sonne und damit eine Ahnung der schisportlichen Wonnen. Im Verlaufe dieses Winters und der folgenden erklomm ich fast alle die damals für den Schilauf entdeckten Gipfel: Feldberg, 1497 *m* (Abb. 1, S. 65), Herzogenhorn, 1417 *m*, Spießhorn, 1350 *m*, Belchen, 1415 *m*, Stübenwasen, 1388 *m*, und Schauinsland, 1286 *m*. Es waren köstliche, fast stets einsame Fahrten über einen selten von Spuren gestörten Schnee. Schon hauste eine ziemlich zahlreiche Schigemeinde auf dem Feldberg, aber abgesehen von sehr wenigen Ausnahmen kamen ihre Mitglieder kaum über das eigentliche Feldberggebiet hinaus. Und auch diese wenigen hatten nur ein kleines Repertoir weiterer Fahrten. Über die „Technik", die damals geübt wurde, kann ich mich sehr kurz fassen: Es gab einfach keine. Da der Einfluß einiger anerkannten

Größen eifersüchtig darüber wachte, daß keine Spur der Lilienfelder Lauftechnik eindränge in den Kreis der Reinen, so blieb das Schilaufen ein mutiges und wildes Drauflosfahren unter Vermeidung wirklich schwierigen Geländes; es blieb ein genügsames Warten, bis uns das Heil aus dem Norden in Gestalt persönlich fahrender Beispiele kam; denn mit der Anleitung, die Nansen in seinem Grönlandbuche gab, konnten wir wenig anfangen, und auch ihre Verarbeitung durch deutsche Autoren machte sie nicht brauchbarer.

OBERALPPASS, 2048 *m*
SCOPI, 3200 *m*, LUKMANIER, 1900 *m*

Ohne irgendwie Schilaufen zu können — im heutigen Sinne des Wortes — unternahm ich meine erste Fahrt in die Alpen, zu der mich Dr. O. Schuster einlud. Man kann übrigens ruhig sagen, daß alle Alpen-Schituren vor 1900 ohne technisches Können unternommen worden sind; um große hochalpine Turen durchzuführen, ist dies auch nicht unbedingt erforderlich, wenn man wenigstens seine Ziele entsprechend auswählt. Eine andere Frage ist allerdings die nach dem Mehr von Genuß, das man aus ihnen ziehen kann.

Nach langem Zuwarten fuhren wir an einem bitterkalten Tage Ende Januar 1900 nach Göschenen. Bitterkalt war auch die nächtliche Schlittenfahrt nach Andermatt. Lang vor Sonnenaufgang zogen wir unsere Schier an und klommen die Hänge des Oberalppasses empor. Es war ein grauer, trüber Tag, die Ferne war nicht sichtbar und die Landschaft hatte etwas trostlos Einförmiges. Sehr gefreut hatte ich mich auf die erste große alpine Schlemmerabfahrt, erlebte aber eine grausame Enttäuschung. Über verkrusteten und zerblasenen Schnee in einer diffusen Beleuchtung und beschwert mit dem ungewohnten langen und schweren, eigens gebauten „Schipickel" wurde das Vergnügen eher zum Schmerz. Gegen Mittag brachte uns ein Schlitten nach Dissentis und ein zweiter gleich weiter die Lukmanierstraße aufwärts, soweit sie gebahnt war, bis zum Orte Perdatsch. Spät abends erreichten wir das einsame Hospiz Santa Maria. Am folgenden Morgen erzwangen wir, fast ganz zu Fuß, die Ersteigung des Scopi bei Sturm, Nebeltreiben und großer Kälte. Mittags zogen wir über den Lukmanierpaß Olivone zu. Eine weniger zum Schilauf geeignete Straße wird kaum zu finden sein. Die Kerbe der Straße in den steilen Felsen war auf weite Strecken durch Lawinen verschüttet. Wir mußten die Sandalen anziehen und lange Zeit Stufen schlagen und kamen erst sehr spät nachts unten im Tale an. Damals war ich sehr erfreut über diese wohlgelungene Fahrt, auf der wir nur in der oberen Val S. Maria einen schönen Blick auf die Rheinwaldhorngruppe gehabt haben. Heute muß ich rückblickend sagen: Wir hätten die ganze Tur, abgesehen vielleicht von kleinen Stücken des Aufstiegs zum Oberalppaß, geradesogut ohne Schier machen können, mit annähernd derselben Anstrengung, aber gewiß mit viel leichterem Gepäck. Auf der Lukmanierstraße hätten wir die Schier selbst nicht zu schleppen brauchen und auf dem ganzen Wege hätten wir uns Sandalen, Reparaturzeug und den ungefügen Schipickel erspart. Den Rest des Winters durchstreifte ich den Schwarzwald. Daneben wurde aber auch fleißig geübt. Denn inzwischen hatten wir bei uns den ersten guten norwegischen Läufer gesehen. Telemarkschwung, Bogen, Stemmfahren, schmalspurige Abfahrt und Balance ohne Stock hatten wir gezeigt bekommen und es dämmerte manchem eine Ahnung, daß man vom Turenlauf, besonders aber von dem in den Alpen, viel mehr Genuß haben kann, wenn man seiner Schier wirklich Herr ist. Da gleichzeitig die ersten zu solchem Fahren brauchbaren Bindungen mit Metallbacken sich einzubürgern begannen und eine Beherrschung der Schier auch ohne Übung von Kindesbeinen an ermöglichten, so machte die Fahrkunst große Fortschritte.

Der erste Schwung, der erste Sprung erregte überall eine staunende, begeisterte Freude. Es wurde gezeigt, daß das, was uns vorgeschwebt, ausführbar und erreichbar war. Es war, als sei uns Heil widerfahren. Wer heute, von kundigen Freunden beraten, mit geeigneten Schiern zu einem gut geleiteten Schikurs zieht und spielend in drei Tagen erlernt, was wir in drei Jahren nicht hatten lernen können, der wird das alles leicht und einfach finden und belustigt lachen über unsere kindliche Begeisterung.

GEISSBÜTZISTOCK, 2720 *m*
CLARIDENSTOCK, 3270 *m*
GEMSFAYRENSTOCK, 2976 *m*

Schon Mitte Dezember 1900 hatte ich Gelegenheit, das neugelernte Können auf alpinen Hängen zu erproben. Am 16. des Wintermonats machten Herzog, Reichert und ich uns auf, um von Linthtal aus zur Clariden-Hütte emporzusteigen. Wir kamen indes an jenem Tage bloß bis zur Alp Käsboden, 1336 *m*, und waren herzlich froh, daß da noch ein alter Mann mit einigem Vieh war, welches das letzte Sommerheu aufzehren sollte. So fanden wir wenigstens eine warme Hütte und ein gutes Feuer. Den ganzen folgenden Tag brauchten wir dann, um die Clariden-Hütte zu erreichen, die nur wenige Schritte unterhalb des Gipfels des Altenorenstocks steht, 2490 *m*. Ich glaube, dieser Anstieg kann manchmal lawinengefährlich sein und ist nicht immer so harmlos wie damals. Übrigens läßt sich die Hütte ganz gut in einem Tage von Linthtal aus erreichen, zumal wenn man Felle mitnimmt, auf welche wir törichterweise verzichtet hatten, und wenn man nicht, wie wir, geradenwegs von einer Weihnachtskneipe in die Bahn gestiegen ist. Sodann hatten wir auch viel zu schwere Säcke. Reserveschneereifen, Sandalen und Steigeisen sind für eine Fahrt in das Claridengebiet recht unnütze Gegenstände. Doch die Erleuchtung, daß gewöhnliche Nagelschuhe, wenn nur gut dicht, auch auf Schituren recht brauchbar, ja vielleicht das einzig Richtige sind, ist uns erst viel später gekommen. Und dabei hatte ein bekannter Österreicher dies sowohl wie den Nutzen des Stemm- und Bogenfahrens schon seit Jahren gepredigt.

Das Gebiet des Claridenfirns ist ein kleines Dorado für Schiläufer, sobald man einmal oben ist. Eine ganze Reihe mehr oder minder bedeutender Gipfel ist leicht erreichbar. Uns fielen damals Claridenstock, Gemsfayrenstock und Geißbützistock bei glanzvollstem Wetter zur Beute. Der Schnee war geradezu ideal und die leichten Abfahrten waren dementsprechend genußreich. Auch eine Tur zur Hilfhütte hinüber ist schön und lohnend. Besonders reizvoll ist auf dem ganzen Claridenfirn der Anblick des mächtigen Tödi, der als massige, geköpfte Pyramide im Süden steht. Über Nacht einfallender Föhn machte damals unserm Aufenthalt ein Ende. Fast fluchtartig zogen wir uns in das Linthtal zurück. Auch diese Abfahrt, von der ich gewiß bin, daß sie mir heute sehr schön vorkäme, fanden wir alle drei durchaus nicht köstlich. Sobald der Schnee eben nicht wirklich gut war, wußten wir auch damals noch wenig mit ihm anzufangen.

FURKA

Schon die ersten Tage nach Weihnachten sahen mich auf der Furka. Wir waren eine größere Anzahl Freiburger Schiläufer und der Anstieg auf der überall noch gut sichtbaren Straße war uns leicht genug geworden. Da wir nur kurze Zeit zur Verfügung hatten und ohne Rücksicht auf das Wetter losgezogen waren, so mußten wir nach zwei Tagen ohne jeden Erfolg abziehen. Abgesehen von einem blutigroten, fast theatralisch wirkenden Sonnenuntergang zwischen wild zerrissenen Wolken hatten wir von dieser Tur weder ästhetisch noch sportlich etwas gehabt. Denn die Abfahrt der Furkastraße entlang nach Realp verdient kaum diesen Namen.

Aufnahme von Henry Hoek

Bruckmann aut. et impr.

Pizzo Pettano aus dem Pioratale

IN DEN VOGESEN Recht gut hob das neue Jahr 1901 an. An seinem Geburtstage fuhr ich mit drei Freunden vom Gebweiler Belchen hinüber zur Schlucht. Nachts waren wir zum höchsten Berge der Vogesen aufgestiegen und hatten dicht unter dem Gipfel in dem bescheidenen Gasthause übernachtet, dessen Eingang nur durch einen langen Schneetunnel erreichbar war. Am Morgen brachen wir auf zu der etwa 40 *km* langen Kammwanderung. Es war kalt, klar und windstill. Dicker weißer Anraum verhüllte jeden Stein und jeden Busch; wir fuhren durch eine vollständig weiße Wunderwelt. Leicht bläulich grüßten die Schwarzwaldberge von jenseits des breiten Rheintals und wie Silbergespinst standen blaß und zart die Alpen im Süden unter einem bleichen Himmel von der Farbe lichter Türkise. Ein wundervoller Schischnee, wie er wohl selten auf dem sturmumbrausten Hochkamm zu finden ist, deckte jede Unebenheit des Bodens. In gehobener Stimmung, in einem fast suggestiven Glücksrausch zogen wir von Berg zu Berg und erklommen im Laufe der nächsten sechs Stunden den Belchen selbst, 1424 *m*, Storkenkopf, 1360 *m*, Hundskopf, 1237 *m*, Heidelbeerkopf, 1238 *m*, Markstein, 1241 *m*, Jungfrauenkopf, 1267 *m*, Trehkopf, 1265 *m*, Breitfirst, 1282 *m*, Hundskopf, 1235 *m*, Schweiselwasen, 1270 *m*, Batteriekopf, 1310 *m*, Rôthenbachkopf, 1315 *m* (Abb. 4, S. 66), Rainkopf, 1298 *m*, Kastelberg, 1345 *m*, und Hohneck, 1396 *m*, und eine prächtige Schlußabfahrt brachte uns mittags zu unserem Ziele, dem Hotel Schlucht. Nur selten habe ich je später eine so wundervolle Schitur gemacht; seltsamerweise aber noch zweimal in den Vogesen. Das liegt zum Teil an dem absonderlichen Wetterglück, das ich dort stets hatte, zum Teil aber auch am Gebirge selbst. Eine solch prächtige Folge von wenig ermüdenden Aufstiegen und abwechselungsreichen, schneidigen Abfahrten, die doch wieder nicht so lang sind, daß sie zur Anstrengung werden, wird man kaum sonst irgendwo finden. Alle Kammfahrten in den Vogesen sind natürlich von Süd nach Nord zu unternehmen. Dann hat man bei den Abfahrten gewöhnlich Schatten und Pulverschnee, bei den Anstiegen einen leichten, fördernden Harscht. Die Tur vom Belchen zur Schlucht hat dabei den Vorteil, durch einen anmutigen Wechsel des Landschaftscharakters nie eintönig zu werden und nie die untere Höhengrenze von etwa 1000 *m* zu überschreiten. Stets hat man nach Osten freien Blick über steil abfallendes Gebirge, in tiefe Täler und in das Rheintal, wo dunstige Stellen die Städte bezeichnen, und darüber auf des Schwarzwalds sanft geschwungene Höhen, nach Westen zuerst auf den Parallelkamm vom Ballon d'Alsace zum Hohneck und später über ein in schönen Wellen allmählich auslaufendes Bergland weit nach Frankreich hinein. Wir übernachteten in dem Hotel „Schlucht", das in der Einsenkung des gleichnamigen, bedeutendsten Passes der Südvogesen steht. Die Straße wird im Winter nicht offen gehalten, und in den weiten Räumen des großen Gasthauses herrschte eine gähnende Öde. Da wir uns auf französischem Boden befanden, so konnte uns der gute, billige Champagner leicht über die katerliche Stimmung hinweghelfen, die uns nach des Tages Sonnenglanz und Wärme zu überfallen drohte. Weniger lohnend war die Fortsetzung der Wanderung nach Norden bis zum Weißensee; einen schönen Abschluß aber fanden wir in der langen Abfahrt von der Kammhöhe nach Urbeis. Das Nachspiel in Gestalt der endlosen Fahrerei auf Straßen- und Nebenbahnen ist dann allerdings das wenig erhebende, aber unabweisbare Ende aller Südvogesen-Fahrten.

ST. GOTTHARD, 2112 *m*
PASSO DEL UOMO, 2212 *m*
SCAÏ, 2760 *m*, OBERALP, 2048 *m*

Der Gotthard, ein klassischer Boden des Schilaufs, der Schauplatz der ersten Schitur in den Westalpen, unternommen von Mitgliedern des Schi-Klubs Todtmau im Jahre 1892, sollte für Reichert und mich

das Ziel unserer nächsten Fahrt werden, wenn auch ein wenig gegen unsere Absicht. Die ging eigentlich dahin, zur Furka zu steigen und den Dammastock anzugehen. Als wir uns aber am 16. Februar früh in Basel trafen, zeigte es sich, daß meine Schier in Freiburg am Bahnhof geblieben waren. Es war damals noch nicht die Zeit, da man sicher sein konnte, in Göschenen oder Andermatt alsbald ein Paar Hölzer nach Wunsch aufzutreiben. Geduldig warten, war das einzige, was wir tun konnten. Und dieser Geduld verdankten wir es, daß wir abends nicht auf der Furka saßen, sondern erst in der warmen Wirtsstube der „Krone" in Andermatt und Betrachtungen anstellen konnten über des Wetters Unbestand. Mit großem Mißvergnügen mußten wir am Morgen feststellen, daß fast ein halber Meter Neuschnee lag, daß es lustig weiter schneite und daß an ein Begehen der lawinengefährlichen Furkastraße nicht zu denken sei. Was dann? Ein Aufstieg zum Gotthardhospiz war wohl noch zu verantworten und von da aus lockten gepriesene Schiziele: Fibbia und Piz Lucendro.

Bis Hospental hatten wir ein garstig Mühen in tiefem, klebendem Schnee. Von da an ging es besser und mittags klopften wir an die Türe des alten, inzwischen abgebrannten Hospizes. Ein alter, 70jähriger Knecht hauste allein da droben und war recht erfreut über den seltenen Besuch. Als Kutscher war er weit in der Welt herumgekommen, und seine Erzählungen verscheuchten bei uns während des Essens die quälende Frage: „Was nun?"

Auch hier oben war das Wetter alles andere als schön, es lag aber bedeutend weniger Neuschnee als in Andermatt. Offenbar standen wir auf der Wetterscheide. Im Tremolatale sollte fast gar kein Schnee liegen — also zunächst hinab nach Süden, nach Airolo! Wir überschritten die Paßhöhe und kamen alsbald auf steilere Hänge. Von den Kehren der Straße war nichts zu sehen, trotzdem überzeugten wir uns bald, daß auch nicht die Spur einer Lawinengefahr vorlag. Über beinharten, tief hinab verfirnten Schnee ratterten wir talwärts. Es war ein häßliches, unangenehmes Fahren, meistens ein Seitwärtsrutschen, aber wenigstens sicher, was hier wohl die Ausnahme sein mag. Unter einem grauen Himmel hielten wir unseren Aufsehen erregenden Einzug in Airolo.

O. Schuster hatte mir einmal in begeisterten Worten vom Pioratal und einer Besteigung des Pizzo Columbe erzählt. Als am 18. ein strahlender Morgen über das Tessin heraufzog, stand unser Plan alsbald fest: Val Piora, Passo del Uomo, Santa Maria — wenn möglich mit Besteigung des Scaï.

Über Brugniasco (Abb. 2, S. 65) und In Valle, das letztere ein vollständig verlassenes Hirtendorf, stiegen wir empor zum Ritomsee. Dieser Anstieg dauerte fast drei Stunden und war harte Arbeit. Zuerst gab es enge italienische Wege zwischen Mauern, dann ging es durch steilen, schütteren Lärchenwald im Zickzack empor und schließlich kam ein schluchtartiges Tal, darin des Saumpfades Kerbe am Hang durch abgerutschten Schnee vollständig ausgefüllt war. Im Frühwinter muß es hier wohl viel bequemer gehen. Für alle Mühsal wurden wir belohnt durch prächtige Ausblicke auf die Berge jenseits des Tessin und hinab auf die enggebauten Steinnester, denen dieses Schneekleid so gar nicht zu passen schien. Hat man einmal die Höhe des Hotels Piora erreicht, so öffnet sich eine andere Welt: zuerst der gestreckte Ritomsee, von stillen, ruhigen, welligen Höhen eingesäumt, auf denen alte, dunkle Arven stehen, und dahinter die steilen Felsmauern der Taneda, später das weite, in sanften Wellen steigende Hochtal Piora. Pizzo Pettano. (siehe Bild bei S. 56) zur Rechten und Columbe in der Mitte schließen das Bild, dessen Mittelgrund tief im Schnee vergrabene Hütten eines Hinterdörfchens bilden. Stundenlang zogen wir gemächlich dieses schöne Tal aufwärts und wandten uns mit ihm nach Norden, nach links zum flachen Sattel des Passo del Uomo (2212 *m*), den

wir um 3 Uhr erreichten. Auf seiner Höhe steht eine dreiwandige, offene Unterkunftshütte. Dort gedachten wir etwas zu essen und dann den Scaï anzugehen, der sich unmittelbar östlich des Passes erhebt. Doch Brot und Speck zeigten sich als eisdurchzogene, hartgefrorene und ungenießbare Massen. Wir bauten nun den Kochapparat auf, füllten den Brenner bis zum Rande mit Spiritus und den Kessel mit Eissplittern und hofften nach dem Scaï ein wenig warme Milch zu trinken. Es war ein Unsinn, daß wir nicht gleich zum Hospiz fuhren, denn es war schon erschreckend kalt und wir waren so gut wie nüchtern.

Unser gesamtes Gepäck ließen wir in der Hütte, warfen einer zutraulichen Meise, die bis auf Greifnähe herankam, einige Brotkrumen hin und stiegen dann die Hänge des Scaï empor. Ohne besondere Mühe, teils auf Schiern, teils zu Fuß, erreichten wir den Gipfel bei kräftigem Wind und Nebeltreiben. Gesehen haben wir nichts. Es dunkelte schon ein wenig, als wir die Hütte wieder erreichten. Da fanden wir den Spiritus verbrannt, das Eis geschmolzen und wieder gefroren, und das Vögelchen tot neben dem Kessel. Der Wind pfiff jetzt in unsere kalte Stube. Die Temperatur konnten wir leider nicht feststellen, denn mein Schleuderthermometer ging bloß bis 25°, und diese Grenze war mittags schon erreicht. Gegen einen kräftigen Ost fuhren wir im Halbdunkel nach Santa Maria. Bis ins Mark durchfroren und matt vor Hunger fielen wir oft, und ich weiß heute noch, daß es mich manchmal große Überwindung gekostet hat, wieder aufzustehen. Es hat damals wohl nicht sehr viel gefehlt, daß wir weder an diesem Abend, noch am folgenden Tage zum Hospiz gekommen wären.

Endlich, wie uns däuchte, in Wirklichkeit wohl nach ziemlich kurzer Zeit, leuchtete ein Licht durch den dünnen Nebel. Einige Minuten später stolperten wir über die Schwelle der Wirtsstube, hinein in eine verbrauchte, überhitzte Stubenluft, darin einige Menschen, zwei Ziegen und eine Hühnerfamilie hausten. Die arme, einsame, halbblinde Frau, die hier oben mit zwei Mädchen und zwei Säuglingen wohnte, tat was sie konnte; wir aßen etwas und fragten dann nach dem Thermometer. Das des Hospizes zeigte — 37°. Das erklärte uns manches. Auf solch außergewöhnliche Temperatur waren wir mit unserer Ausrüstung nicht eingerichtet. In der großen allgemeinen Stube wollte die Wirtin auch uns aufbetten. Doch lieber froren wir. In einem Märchenkämmerchen, dessen Wände ganz mit Reif bedeckt waren und darin morgens unsere rauhen Wolldecken mit zarten Eiskristallen überzogen waren, haben wir unter dem Einfluß vieler wärmender Krüge gar nicht übel geschlafen. — 34° war die Temperatur des folgenden Morgens. Da es aber windstill und klar war, so brachen wir ohne Säcke auf, um die Rondadura zu besteigen. Es blieb aber bei dem Versuche dazu. Bei etwa 2600 *m* kamen wir wieder in den Ostwind und gaben die Sache ein wenig höher auf, weil ich begann für meine Zehen zu fürchten. Die Schier hatten wir bloß bis etwa 2150 *m* in der Val Rondadura gebrauchen können.

Mittags zogen wir hinab nach Dissentis und fuhren am Aschermittwoch über den Oberalppaß nach Andermatt. Einen Versuch, zur Fellilücke zu gelangen, mußten wir wegen Zeitmangels aufgeben.

DAMMASTOCK, 3633 *m* Zum zweiten Male war es also mit dem Dammastocke nichts gewesen. Auf der schönen Siegfriedkarte sah er aber gar zu verlockend aus. Ordentlich blau und weiß sah ich immer wieder das große Becken des Rhonegletschers vor mir und zog im Geiste schöne Schispuren durch die sanft steigende Fläche und mit der Hand eine hübsch geschwungene rote Tintenlinie. Fast den ganzen Monat März lang hofften Freund Schottelius und ich bald zu Hause in Freiburg, bald irgendwo im Schwarzwald auf gutes Wetter. Und

gelegentlich eines unfreiwilligen Biwaks auf dem Feldbergkamm wurde uns sehr deutlich vor Augen geführt, daß man mit Hochturen besser noch ein wenig warte.

Doch schließlich sah es nach Besserung aus, und am 29. März stiegen wir die wohlbekannte Furkastraße empor zum Hotel auf der Paßhöhe. Diesmal bot die Straße ein ganz anderes Bild als zu Weihnachten: Nirgends fast war die Trasse erkennbar und vielerorts schossen jähe, lawinendrohende Hänge in die Tiefe. Der Winterhüter Führer Hischier empfing uns mit Freuden und leider auch mit der Nachricht, daß der Proviant fast alle sei; nur Kartoffel und Erbsen hätte er noch. Den Nachmittag lang übten wir Springen und Schwingen, und lehrten unseren Wirt unsere bescheidenen Schikünste, sehr zur Aufregung des großen Bernhardiners, der uns stets auf der Kante des kleinen Sprunghügels aufhalten wollte und sich gar oft als formloser Schneeklumpen mit uns im tiefen Schnee wälzte. Nachts sang schon wieder der Sturm sein Lied um des Hauses Dach; doch als wir um 3 Uhr vor die Türe traten, flimmerte noch der ganze Himmel voller Sterne in leuchtender Hochgebirgspracht. Unter Führung Hischiers querten wir die Hänge des Furkahorns bis zu den Galenhütten und stiegen dann hinab auf den Gletscher, wo wir uns von dem gefälligen Mann verabschiedeten. Hat man den Rhonegletscher etwa in der Höhe von 2400 *m* einmal betreten, so ist der Rest des Anstiegs nur noch eine leichte und fast gefahrlose, aber endlose Gletscherwanderung. Viele dem Schiläufer bequem erreichbare Gipfel stehen im Kranze um der Rhone Wiege; ihr König ist der Dammastock. Durch das Seil verbunden stiegen wir rastlos und stetig empor. Weiter und weiter dehnte sich der Berner Alpen Panorama und der Oberaargletscher führte als scheinbar fast ebene Schistraße tief in sie hinein. Bis 200 *m* unter dem Gipfel behielten wir die Schneeschuhe an den Füßen, bis ganz hinauf hätten wir's gekonnt, doch der eisige Harscht auf dem steilen Hang ließ uns zu Fuß bequem vorankommen. Ein dichtes Nebelmeer hüllte im Osten alles bis gegen 3000 *m* ein; nur die höchsten Gipfel schauten heraus. Ein eisiger Südwest blies lange gelbliche Schneefahnen von unserer luftigen Warte hinab in das graue Meer unter uns im Osten, und der Himmel bezog sich mählich, aber merklich.

Schon nach kurzem Aufenthalt hasteten wir zurück zu den Schiern. Ohne Seil, im ganzen der Aufstiegsspur folgend, die zahlreichen Serpentinen aber abschneidend, sausten wir hinab zum ebeneren Gletscherboden — 800 *m* in 12 Minuten, ohne Sturz. Bei unseren damaligen Schikünsten spricht das beredt von der Güte des Schnees und der Leichtigkeit der Hänge. Ein stechender Kopfschmerz, den Schottelius auf die schnelle Druckzunahme zurückführte, verkümmerte uns einigermaßen den Genuß des Heimwegs. Nach genau 12 Stunden empfingen uns die beiden Bewohner des Hotels mit freudigem Juchzer und Gekläff. Wenige Wochen später hat ihnen beiden eine Lawine der Furkastraße ein kühles Grab bereitet. Das Wetter schlug nun vollends um. Wir eilten hinab nach Realp und waren froh, die gefährlichen Hänge hinter uns zu haben, ehe Neuschnee uns, wer weiß wie lange, festgehalten hätte.

Der Dammastock ist gewiß eine der idealsten Schituren im Bereich der Gotthardbahn, vorausgesetzt, daß man einmal auf der Furka ist. Vor diesem Teil des Wegs muß man bei einigermaßen unsicherem Schnee aber nachdrücklich warnen. Es gibt kaum eine Straße, die gefährlicher wäre. Und dasselbe gilt auch von den meisten der größeren und kleineren Täler der Gotthardberge im engeren Sinne. Es gibt da manche Talwände, an denen buchstäblich jeder Quadratmeter von Lawinen bestrichen werden kann und wo sich die Abrißlinien beinahe berühren. Und ebenso der Abstieg von der Furka nach Gletsch. Er kann alles andere als harmlos sein, so daß Furkafahrten nur bei guten Verhältnissen zu empfehlen sind oder beizeiten abgebrochen werden müssen.

LAWINE BEI MONTANVERT

Ohne irgendwelche Rücksicht auf die allgemeine Wetterlage fuhr ich im April noch einmal zu Berge mit einem Karlsruher Bekannten. Über Lausanne und Genf ging die Reise nach Fayet und weiter im Schlitten nach Chamonix. Ein Aufenthalt von morgens 3 bis 6 Uhr in Genf und ein Bummel durch die nächtlich öden, trostlosen Straßen einer Vorstadt in Kälte und Sprühregen waren die stilgerechte Einleitung dieses Aprilscherzes. In Chamonix schneite und regnete, fror und taute es durcheinander. In den Bergen lagen dichte Wolken und wütete der Schneesturm; auf Stunden gab er leuchtende Firnen frei, um dann mit doppelter Wucht wieder einzusetzen. Zu unternehmen war rein gar nichts. Von dieser durch unsere Schuld gänzlich verfehlten Expedition hätte ich gar nicht erzählt, wenn sie nicht ein Lawinenabenteuer gebracht hätte, wie ich so großartig nie mehr eins erlebt habe. Nur um uns Bewegung zu machen, wollten wir einen Bummel machen nach Montanvert. Der Saumpfad war größtenteils sichtbar. Ein schwerer, nasser Schnee mit dünner Glaskruste lag darauf und mißmutig und langsam stapften wir empor. So gegen 11 Uhr erreichten wir den gerundeten Rücken, der sich als letzter Ausläufer von der Crête de Charmoz herabzieht. Der Weg quert weiterhin einen muldig eingebogenen, breiten Hang, der mit schütterem Lärchenwald bestanden ist. Ich glaube, es war eine apere Stelle auf diesem Rücken, sowie der schöne Blick auf die Drus, was uns veranlaßte, hier zu frühstücken, statt gleich weiter zu gehen. Wir saßen kaum einige Minuten, als ein zischendes Geräusch von oben an dem Hange vor uns kam und uns aufsehen hieß. Zunächst sahen wir nur einige große, schneckenförmig aufgerollte Schneeklumpen. Teils glitten sie über die oberflächliche Kruste, teils rollten sie bergab und rissen tiefe Furchen in den nassen Schnee. Hinter ihnen her aber kam eine richtige Schneewoge geglitten, ein Wall, wohl an die zwei Meter hoch, als er neben uns war. Die Welle bestand aus stets sich überkugelnden Schneebrocken und Klumpen, war stellenweise zungenförmig vorgebuchtet wie eine Wasserwoge und pflügte den ganzen über einen Meter tiefen Schnee des Hanges auf und fraß ihn in sich hinein. Der seitliche Rand der gleitenden Masse war nur einige Meter von uns entfernt. Fast beängstigend langsam, nur mit leisem Zischen schob sie sich bergab und brach Bäume bis zu Schenkeldicke dicht über dem Boden ab. In allmählich wachsender Geschwindigkeit fegte diese Woge der Vernichtung an uns vorbei. Umgelegtes gelbes Gras und ausgefüllte Löcher bezeichneten ihre Bahn. Mit fast 500 *m* Breite stürzte sie dann über den unteren Steilrand des Hanges auf die Zunge des Glacier des Bois. Ein donnerndes Brüllen aus der Tiefe und langhinrollendes Echo verkündeten die Schwere und Wucht der Lawine.

Ohne weitere Worte packten wir unsere Sachen. Da kam aus höheren Regionen eine zweite Lawine, diesmal auf geglätteter Bahn wesentlich schneller mit fast pfeifendem Ton herabgeschossen.

Ich muß gestehen, daß mir der Schrecken einigermaßen in die Glieder gefahren ist und daß ich mir nicht ohne gelinden Schauder ausgemalt habe, was unser Schicksal gewesen wäre, wenn wir zufällig nicht den Gedanken einer Rast gehabt hätten.

OBERAARJOCH, 3233 *m*
FINSTERAARHORN, 4275 *m*
GRÜNHORNLÜCKE, 3305 *m*
MÖNCH BIS 4075 *m*

Auf nicht mehr ungewöhnlichem Wege, nämlich durch ein Inserat, lernte ich meine beiden Begleiter für die nächste Schifahrt, für die Durchquerung des Berner Oberlandes im November 1902, kennen. Im August hatte ich in der „Alpina" eine Anzeige gefunden, nach der ein Führer einen Herrn für Winterturen suchte. Schilaufende Führer

waren damals noch sehr dünn gesät, zum mindesten hatte ich die Gewißheit, es mit einem energischen und einsichtigen Mann zu tun zu haben. Als Suchender entpuppte sich Alex. Taennler aus Innertkirchen-Hof. Von dem bekannten Sportsmann Herrn A. Weber in Bern waren er und sein Schwager K. Moor für den Wintersport gewonnen und angelernt worden. Und mit diesen beiden habe ich in der Folge eine Reihe schöner Winter- und Sommerturen gemacht. Was durch die Führung der beiden, durch den Verzicht auf das Wegsuchen auf diesen Turen an Genuß verloren gegangen ist, das ist mir reichlich ersetzt worden durch größere Bequemlichkeit, namentlich in Bezug auf Rucksackgewicht und einer daraus entspringenden größeren Aufnahmefähigkeit für Natureindrücke.

Im November bekam ich eine Reihe Telegramme von Taennler, die zuerst starke Schneefälle und dann Aufklarung und gutes, sicheres Wetter ankündigten. Ich beschloß, mir den Mann einmal anzusehen, und reiste über den Brünigpaß nach Meiringen. In Innertkirchen traf ich Taennler und Moor, und wir verabredeten, das Berner Oberland zu queren, faßten Proviant für sieben Tage und zogen am nächsten Tag zur Grimsel. Das Haslital war windig, kalt und unerfreulich. Guttannen lag schon im Winterschlaf und nichts erinnerte an den Sommerbetrieb, abgesehen von der naiven Unverschämtheit, mir für das zerschlagene Bassin einer Petroleumlampe 5 Frs. abzuverlangen mit der verblüffenden Erklärung, es könnte ja das Ersatzreservoir auf dem Transport vielleicht einige Male zerbrechen.

In der Grimsel fanden wir liebenswürdigste Unterkunft bei den Winterknechten, bei den „Gäumern", wie sie vielfach in der Mittelschweiz heißen; noch waren unsere Schier Gegenstand aufmerksamen Interesses und vieler Fragen. Abends banden wir schöne kompakte Bündel aus kurz geschnittenem Tannenholz. Es sollte uns den Aufenthalt in der Oberaarhütte erträglich machen, und es nahm sich außen auf unseren Säcken gar malerisch aus. Doch hat es uns zunächst wenig Freude gemacht. Stieg doch das Gewicht meines Rucksackes auf 45 Pfund, die meiner Führer waren noch schwerer.

Auf dem Unteraarboden schleiften wir die Schier über harten, tragfähigen Schnee, und die sogenannte Zinkenwand trugen wir sie hinauf. Den Oberaargletscher aber deckte ein tiefer, sandiger Schnee, der uns auf der ganzen Fahrt bis beinahe zum Hotel Eggishorn treu geblieben ist. Zum ersten Male hatte ich einen kurzen Sommerpickel mitgenommen und fand ihn derartig bequem, auch zum Bremsen, daß mein langer, schwerer Schipickel seitdem nur noch als kurioses Demonstrationsstück seine Ecke verlassen hat. Auch hatte ich diesmal einen Versuch gemacht mit aufgenagelten Fellen, deren Kanten versenkt waren, und fand alsbald, daß sie bergauf ein großer Vorteil seien und bergab ein kaum nennenswertes Hemmnis. Für wirklich hochalpine Fahrten ist meiner Einsicht nach solche Fellbespannung immer noch das beste, weil festeste und leichteste. Gibt man nur einigermaßen acht, wohin man fährt, so halten sie eine ganze Reihe von Turen aus, jedenfalls soviele, daß ihr Preis gegenüber den sonstigen Kosten — wenn man wenigstens nicht unmittelbar am Fuße der Berge wohnt — gar nicht in Betracht kommt. Auch halten sie viel mehr aus, als man zuerst glaubt. Eis schadet ihnen so gut wie nichts, und es ist schon ein besonders unglücklicher Zufall, wenn ein Stein einmal einen kleinen Schnitt macht. Daß sie sich allmählich abnutzen, ist eine Eigenschaft, die sie mit anderen Fellen teilen, und ist ebenso selbstverständlich, wie daß man sie ein wenig pflegen muß.

Erst abends erreichten wir die Höhe des Oberaarjochs, alle drei so ziemlich am Ende unserer Kräfte. Die Lasten waren zu schwer gewesen. Außerdem war ich völlig ohne Training und meine Leute waren durchaus keine guten Schi-

läufer und hatten eine Unsumme von Kraft durch falsches, besonders durch zu steiles Bergaufgehen, durch Zurückrutschen, Fallen und Aufstehen vergeudet. Und das Aufstehen aus tiefem, sandigem Schnee mit mehr als einen halben Zentner schweren Säcken ist wirklich auf die Dauer eine Anstrengung, die selbst Berner Oberländer Führer klein kriegen kann. Es war aber wenigstens ein glanzvoller Tag gewesen; kein Wölkchen trübte den Himmel und Berner wie Urner Berge standen in einer Pracht und Klarheit, wie sie nur die durchsichtige Luft des Frühwinters verleihen kann. Die Kälte kam uns erst in der Oberaarhütte zum Bewußtsein, und da wurden wir denn unseres Holzes sehr froh, denn die Hütte war klein und gut heizbar; war sie auch für die Sommeransprüche bereits zu klein, für den Winter war sie gerade recht.

Unsere geheime Hoffnung war natürlich, bei der Durchquerung auch den einen oder anderen Gipfel mitzunehmen, am liebsten natürlich den Kaiser des Berner Oberlandes, das Finsteraarhorn. Sieht man von der Oberaarhütte aus diesen Berg in seiner ganzen wundervollen Steilheit sich in kühnen Linien aufbauen, so gehört schon ein liebevolles Studium der Karte dazu, um zur Überzeugung zu kommen, daß man ihm von der anderen Seite bis hoch hinauf mit Schiern beikommen kann.

Auf 3 Uhr war der Abmarsch festgesetzt. Doch um diese Stunde hüllte dicker Nebel alles ein. Erst um ½6 Uhr kochten wir unsere Schokolade und erst um 6 Uhr schlossen wir die Hüttentür. Etwas Holz blieb zurück, da wir sparsam gebrannt hatten. Ich habe mich später sehr gefreut, zu hören, daß es anderen wertvolle Dienste geleistet hat nach harter Arbeit. Das Wetter sah jetzt wieder viel verheißungsvoller aus, auch schien in der Höhe wenig Wind zu herrschen. Wir stellten also das Finsteraarhorn endgültig auf unser Programm und zogen dem entsprechend zunächst dem Rothornsattel, 3390 *m*, zwischen Finsteraarhorn und Finsteraar-Rothorn zu; denn es ist bedeutend näher, diesen unbedeutenden Paß zu überschreiten, als den Weg unten herum über den Galmifirn zu nehmen. Allerdings muß man auf der Südseite des Sattels fast 250 *m* Höhe wieder aufgeben und der Abstieg ist so steil, daß an ein Benutzen der Schier nicht zu denken ist. Nachher querten wir lange an den Südwestflanken unseres Bergs empor in einem Schnee, der offenbar eigens zum Schilaufen geschaffen war. Erst gegen ½12 Uhr erreichten wir den sogenannten Frühstücksplatz; wir hatten fast eine ganze Stunde dadurch verloren, daß mir beim Abstieg vom Rothornsattel ein Schi durchgegangen und fast ganz bis auf den Fiescherfirn hinabgesaust war.

Nach ganz kurzer Rast schon stiegen wir in der Richtung des Hugisattels empor; bald aber kamen wir auf Schneehänge, die stark schneebrettverdächtig waren, und mußten uns nach einem anderen Weg umsehen. Die genau südsüdwestlich vom Gipfel ausstrahlende Rippe bot einen solchen dar. Kurz nach 1 Uhr rammten wir die Schier in den Schnee und begannen die Kletterei. Ich bin überzeugt, daß diese im Sommer gar nicht besonders schwer ist, im Winter aber, wenn dicker Anraum und glasiges Schmelzwassereis jeden Stein überziehen, verdient sie diese Bezeichnung sicherlich. Jedenfalls hat sie uns 4½ Stunden gekostet, und erst um ¾6 Uhr, schon nach Sonnenuntergang, standen wir auf dem Gipfel des Finsteraarhorns.

Aber wenigstens hatte der Aufstieg wundervolle Bilder gegeben. Im Wallis lag bis gegen 3500 *m* dicker Nebel. Nur die höchsten Gipfel standen in goldenem Schein gegen den abendlich dunklen Himmel. Auch jenseits des Kammes Agassizhorn-Fiescherhorn lag ein hochwallendes Wolkenmeer, von dem ab und zu ein vergänglicher Fetzen, vom Westwind gehoben, abgetrennt und uns zugejagt wurde. Stöhnend und pfeifend, eisig kalt fuhr der Wind durch die Zacken unseres

Grates und überstäubte uns mit ganzen Wolken feinsten Schneepulvers, die gegen das Licht der untergehenden Sonne wie ein feiner Goldregen aussahen.

Von einem Verweilen auf dem Gipfel konnte keine Rede sein. Wir eilten nach Möglichkeit über den Grat zum Hugisattel, eilten so sehr, daß der vorangehende Moor eine kleine Wächte abtrat und eine Eisrinne hinabglitt. Zum Glück hatte ich gerade guten Stand und konnte den Ruck aushalten. Es war uns aber eine Mahnung, etwas langsamer und vorsichtiger zu gehen. Mit dem Verschwinden des Lichtes siegte auch im Westen der Nebel und stieg. Beim Leuchten der Sterne sah ich, wie die Wolken sich einem träge fließenden Strome gleich durch die Einschnitte des langen Grates, der zum Fiescherhorn führt, nach Süden wälzten. Bald hüllten sie auch uns ein und es wurde stockdunkle Nacht, in der die kleinen, gelben Lichtpünktchen unserer Laternen sich geradezu hoffnungslos ausnahmen. Nach kurzem Suchen fanden wir unsere Schier und später auch unsere Säcke auf dem Frühstücksplatz und standen dann vor dem Problem des Abstiegs über die steilen Eis- und Firnhänge zum Walliser Fiescherfirn. Es wurde in praktischer, wenn auch nicht eleganter Weise gelöst, indem wir uns auf die zusammengebundenen Schier setzten, gute Seilabstände nahmen und so jeweils eine Länge abfuhren, uns dann seitwärts in den Schnee legten und den nächsten nachkommen ließen; die Laternen hielten wir mit den Zähnen und kamen ziemlich rasch voran.

Recht durchkältet, wie wir waren, empfanden wir die Windstille auf dem Gletscher sehr angenehm. Auch gab uns der Aufstieg zur Grünhornlücke wieder tüchtig zu schaffen. Erst lange nach Mitternacht erreichten wir die Höhe dieses Gletscherpasses, von dem eine prächtige Abfahrt zum Concordiaplatz hinabführt, prächtig wenigstens am Tage. Für uns hob ein böses Fahren an, denn ohne Seil wagten wir bei Nacht und Nebel nicht den Gletscher zu begehen. Nun bin ich überzeugt, daß es für drei geübte Läufer, besonders wenn sie die Stemmtechnik und den Christianiaschwung gut beherrschen, gar keine schwere Aufgabe ist, diese verhältnismäßig flachen Hänge am Seil zu befahren. Wir drei waren ihr aber nicht gewachsen! Jeden Augenblick rissen wir uns gegenseitig um, verwickelten uns im Seil und verloren und verlöschten unsere Laternen. Es war einfach eine Qual. Ein Versuch ohne Schneeschuhe fiel noch unerfreulicher aus, da wir fast bis an die Hüften in den Schnee versanken. Wir quälten uns also langsam weiter und es wurde 4 Uhr, bis wir endlich in der Concordia-Hütte saßen.

Diese Hütte war 1901 noch nicht vertäfelt und im Winter konnte man sie ruhig als ein feuchtes Steinloch bezeichnen. Am schlimmsten war es, daß sie nicht dicht war und daß wir eine Menge Schnee in ihr fanden. Ein Einbruch in Herrn Cathreiners Pavillon verhalf uns zu Holz; wir tranken Tee, aßen Suppe, schliefen bis gegen 1 Uhr mittags und blieben auch den ganzen übrigen Tag, abgesehen von Essen und Kochen, unter den wärmenden Decken.

Das verführerischste Ziel im Gebiet des Concordiaplatzes war damals die Jungfrau, die schon zweimal erfolglos von Schiläufern bestürmt war. Als wir aber am nächsten Morgen früh 6 Uhr den Jungfraufirn hinaufzogen, belehrte uns die Beschaffenheit des Schnees alsbald, daß auch wir wohl am Rotalsattel würden umkehren müssen, wenn wir wenigstens nichts Unvernünftiges wagen wollten. Wir wandten uns daher dem Mönch zu, der als schöner Schneedom rechts vor uns stand, und erreichten fast mühelos das Obermönchjoch. Zu Fuß nahmen wir den Ostgrat des Berges in Angriff und kamen ohne nennenswerte Schwierigkeit bis etwa 30 *m* unterhalb des Gipfels. Dann zwangen uns die Wächten in die Südflanke hinauszuqueren und damit wurden wir der vollen Wucht des

Weststurmes preisgegeben. Und der packte und schüttelte uns derart, daß es unmöglich war, in den Stufen zu stehen. Wir versuchten vier- oder fünfmal in die Flanke hinauszukommen, aber es ging nicht. Um lange zu warten, ob der Wind etwas nachlassen wollte, dazu war es zu kalt. Es blieb nichts übrig als wenige Meter unterhalb unseres Zieles umzukehren.

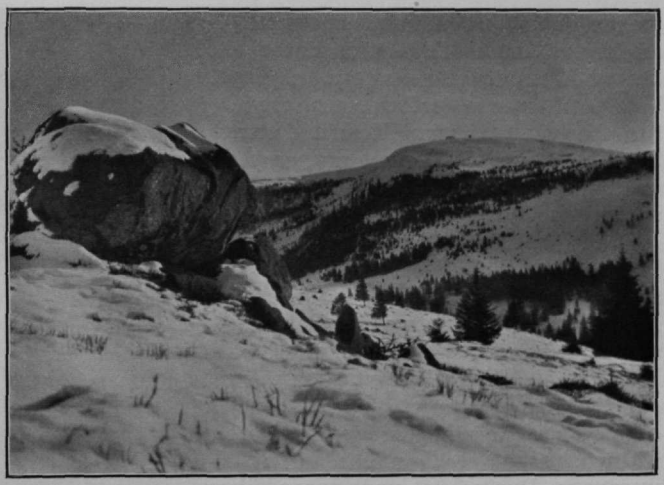


Abb. 1. Feldberg im Schwarzwald (Text S. 53 u. 54)

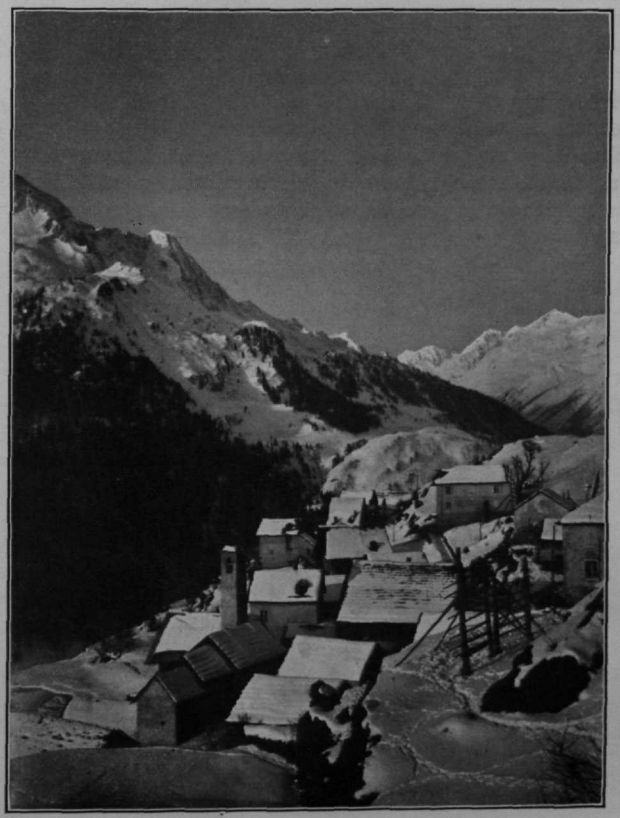


Abb. 2. Brugnasco ob Airolo (Text S. 58)

Die Abfahrt vom Mönchjoch zum Jungfraufirn mit ganz leichten Rucksäcken war wirklich sehr schön, es war aber auch die einzige sportlich genußreiche der ganzen Tur. Wer sich überhaupt einmal ganz klar darüber werden will, daß bei hochalpinen Unternehmungen der Schi nur Mittel zum Zweck ist, der kann dazu nichts geeigneteres unternehmen als eine Fahrt durch das Berner Oberland. Sie führt ihn durch eine der großartigsten Hochalpen-Szenerien, über die größten Gletscher der Alpen — von Schigenuß, von schöner Abfahrt wird man aber wenig entdecken. Denn auch die Talfahrten in das Rhonetal sind alles andere als sportlich erfreulich. Etwas günstiger liegen die Verhältnisse, wenn man die umgekehrte Richtung einschlägt. Doch das hat einen anderen

großen Nachteil, den, daß man das Haslital hinaus muß. Die Fahrt durch die Berner Alpen dauert stets etwa drei Tage. Was das Wetter in der Zeit macht, ist vorher schwer zu sagen. Kommen starke Schneefälle und ein Wettersturz, so kann man im Grimselhospiz schön in der Falle sitzen.

Die unheimlich klare Aussicht vom Mönch, der starke Weststurm, sowie die schnell segelnden Wolken, die wie zerfaserte Knäuel weißer, weicher Seide aussahen, hatten uns eine Änderung des Wetters angekündigt. Tatsächlich war es am nächsten Morgen warm und schneite ein wenig. Wir reinigten die Hütte nach Kräften, schulterten unsere dünn gewordenen Rucksäcke und zogen über Märjelensee und Eggishorn-Hotel ins Rhonetal. Eine schauerliche Nachtfahrt mit stundenlangem Aufenthalt in Lausanne beschloß die schöne Reise.

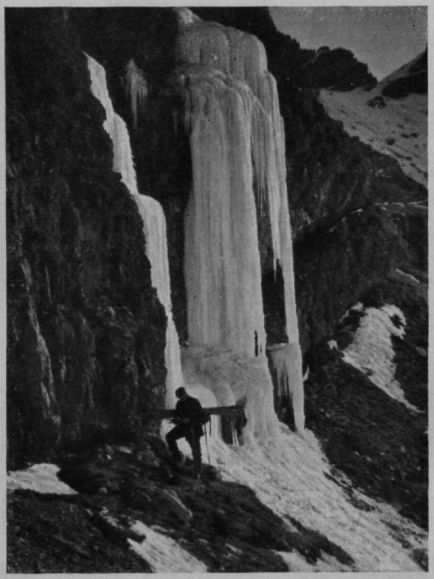


Abb. 3. Am Sass Songher

STRAHLHORN, 4191 *m* Ende Dezember 1901 traf ich mich wieder mit Taennler und Moor, und zwar in Visp; diesmal machte auch Freund Schottelius die Reise mit. Das Ergebnis dieser Fahrt war die Besteigung des Strahlhorns am Silvestertage. Mein Freund hat darüber ausführlich im Band XXXV dieser Zeitschrift berichtet, so daß sich weitere Worte erübrigen.

Für Hochturisten ist Zermatt auch im Winter ein gelobtes Land. Zu machen ist um diese Zeit des Jahres eine ganze Menge und es ist auch schon sehr vieles gemacht worden. Der Schiläufer wird aber kaum auf seine Rechnung kommen; er sei denn einer von jenen, die nur eine halbe Stunde vom Hotel sich entfernen, vom Morgen bis zum Abend über einen Sprunghügel rutschen oder Schwünge üben und das „Schilaufen" nennen. Die Zahl der Hochturen, die durch Benutzung der

Abb. 4. Rotenbachkopf in den Vogesen (Text S. 57)

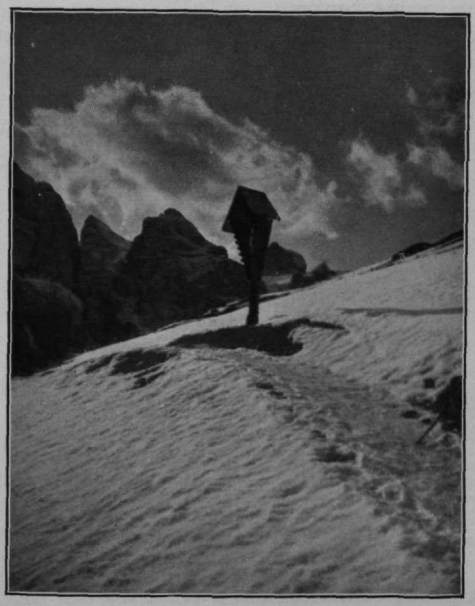


Abb. 5. Blick auf die Sellagruppe von Colfuschg (Text S. 93)

langen Bretter bedeutend erleichtert werden, ist viel größer, als man beim ersten Augenschein glauben sollte. Reine Schituren, auf denen man nie den Schi abzulegen braucht, sind allerdings sehr sparsam gesät. Doch muß man ja nicht durchaus auf dem Standpunkt des Schotten stehen, mit dem ich in Norwegen reiste und der allemal fünf Minuten unterhalb des Gipfels zurückblieb, weil leichte Felsen kamen, und dies so begründete: „I came for skiing, you see, and not for mountaineering."

GRANDS MULETS, 3057 *m*, COL DE BALME, 2201 *m*, COL DE LA FORCLAZ, 1520 *m*

Mitte März 1902 bestimmte mich Freund Reichert, noch einmal nach Chamonix zu reisen. Die Misère der Zufahrt war dieselbe wie im Jahre vorher; mit dem Wetter schienen wir es aber besser zu treffen. Unser Hoffen galt einem hohen Ziele: dem Montblanc. Die erste Schwierigkeit, die zu überwinden war, bestand in der Weigerung des Besitzers, uns die Schlüssel zur Grands Mulets-Hütte zu geben. Endlich bekamen wir sie unter der Bedingung, daß wir zwei Leute mitnähmen. So sehr schlimm war das schließlich nicht, denn einen hätten wir sowieso als Träger gewollt. Es meldete sich ein Führer — der Name bleibt besser ungenannt —, der behauptete, Schilaufen zu können, und ein junger Bursche mit Schneereifen; zu viert verließen wir am 14. die gastlichen Räume der „Croix blanche". Wir benutzten den gewöhnlichen Saumweg, der zum Pavillon de Pierre pointue führt, und Holzschleifwege brachten uns rasch bis etwa an die obere Grenze des Waldes. Dann schnallten Reichert und ich an und erreichten nach etwa drei Stunden die kleine Hütte. Weshalb der brave Führer seine Hölzer mitge-

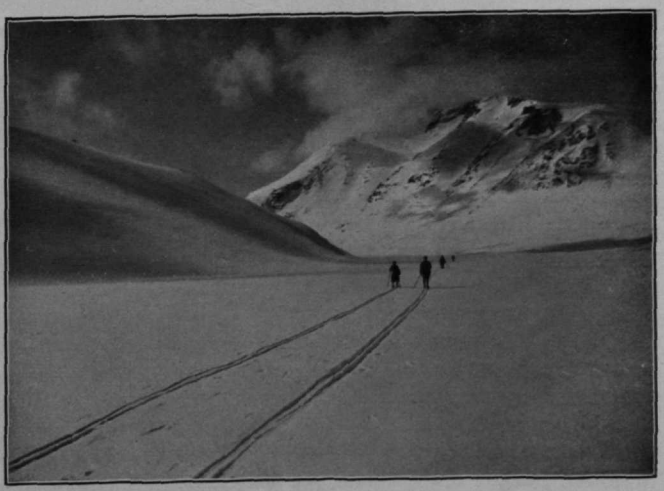


Abb. 6. Beshö und Besvand in Norwegen (Text S. 80)

Abb. 7. Pletzer Alpe bei Kitzbühel (Text S. 89)

nommen hatte, blieb uns rätselhaft, denn er hat sie bergauf wie bergab stets getreulich getragen. Wir warteten im warmen Sonnenschein, bis unsere Leute nachgestapft kamen, und querten dann hinüber zum Bossons-Gletscher. Es ist das ein Stückchen Wegs, das ich durchaus nicht bei allen Schneeverhältnissen begehen möchte. Auf dem Gletscher verbanden wir zwei uns mit dem Seil und begannen uns durch das Spaltengewirre durchzusuchen. Die beiden anderen hielten das Seil für überflüssige Vorsicht und stapften einzeln unseren Spuren nach. Vergeblich versuchten wir sie zu belehren. Der Träger berief sich auf die Autorität des Führers und dieser lachte uns glatt aus wegen unserer unnötigen Angst. Wir überließen sie ihrem Schicksal und gingen voraus, da sie uns in dem tiefen Schnee nur langsam folgen konnten. Gegen 3 Uhr, acht Stunden nach Verlassen des Tales, erreichten wir die Hütte. Da aber leider der „Führer" die Schlüssel in der Tasche hatte, mußten wir bis 5 Uhr warten, bis auch er ankam. Es war gut, daß wir die beiden stets sehen konnten, sonst hätten wir uns gewiß aufgemacht, um nachzusehen, ob sie nicht irgendwo durchgebrochen seien. Ein wundervoller Sonnenuntergang versprach gutes Wetter. Langsam stieg die Nacht aus den Tälern zu uns herauf und zog ihre dunkle Decke immer höher über die Berge. Zuletzt glommen nur noch wenige Gipfel im Sonnengold, dann erschien Stern um Stern in klarem, flimmerfreiem Leuchten. Es war einer der schönsten, farbenprächtigsten Abende, die ich je in den Bergen erlebt habe.

Abb. 8. Langkofel, Fünffingerspitze, Grohmannspitze vom Pordoijoch (Text S. 93)

Und alles trog! Als wir morgens kurz vor 3 Uhr die Schier anschnallten, flogen dunkle Wolkenfetzen über die Gletscher, die Berge hatten Nebelkappen aufgesetzt und es fiel ab und zu ein feiner, graupeliger Schnee. Doch wir waren des Wetters zu sicher. Wir wollten an keinen endgültigen Umschlag glauben. Es mußte noch einen Tag halten — nur den einen noch! Vier Stunden lang stiegen wir, fast ständig von treibenden Nebeln eingehüllt, in Zickzacklinien durch ein böses Spaltengewirr empor.

Je mehr der Tag nahte, um so schlimmer wurde das Wetter. Um 7 Uhr standen wir etwa in der Mitte zwischen Petit und Grand Plateau und mußten uns sagen, daß ein Weitergehen Wahnsinn sei. Es war viel kälter geworden und ein regelrechter Schneesturm nahm uns fast jede Möglichkeit der Orientierung. Ganze Placken des verkrusteten Schnees riß der Wind vom Boden los. Eisnadeln, Schneeflocken und Schneestaub wurden uns in das Gesicht gepeitscht mit einer Wucht, die Schmerzen bereitete. Bis zur Cabane Vallot hätten wir vielleicht unseren Weg erzwingen können, doch wäre es ein Spiel mit dem Leben gewesen. Wären wir nur einen Tag früher gekommen! Der vorige Tag war schön, keine Schneefahne an all den Bergen, abends um 6 Uhr nur 3° Kälte! Ein Tag, so ideal, wie er vielleicht einmal jeden Winter zu finden ist. Jeder von uns hat ja schon oft Wetter-Unglück gehabt. Es ist im Augenblick schmerzlich, doch bald vergißt man darauf. Nur über unser Pech am Montblanc kann ich mich heute noch „giften".

Doch auch der Entschluß zur Umkehr machte unsere Lage noch keineswegs beneidenswert. Unsere Spuren waren verweht, sehen konnten wir nicht weiter als einige Schritte, und der Gletscher war tückisch und gefährlich. Zweimal gähnte uns unvermutet eine Spalte entgegen, einmal brach vor der Spitze meines Schi eine Brücke von fast 3 *m* Breite, glücklicherweise war ich nicht in der Abfahrt, sondern wollte gerade nach einem Schwung wieder weitergehen; und ein andermal brach in der Abfahrt eine große Brücke hinter Reichert ein. Lautlos öffnete sich ein schwarzes Loch, wo soeben der Schi geglitten. Dann gaben wir das Schilaufen auf und trugen unsere Bretter. — Vorsichtig sondierend haben wir unseren Weg zur Hütte zurück erkämpft und wahrlich Mühe genug gehabt, sie zu finden. Es war so lange schönes Wetter gewesen und der Bruch war so gründlich, daß uns ein Abwarten aussichtslos schien. Also war schleunige Abfahrt das einzig Richtige; wir mußten hinab, solange die Traverse unter den Felsen der Aiguille du Midi noch lawinensicher war. Den Weg durch die Seracs des Bossonsgletschers kannten wir ja jetzt, und in zwei Stunden waren Reichert und ich zurück in Chamonix, obgleich wir auf dem Gletscher noch langsam und vorsichtig gefahren waren. Unsere beiden Schneereifenhelden kamen erst spät nachts, viele Stunden nach uns an.

In gleichförmigem Schneegestöber fuhren wir am 15. nach Argentière und stiegen zum Col de Balme hinauf. Der Ariadnefaden einer Telephonleitung brachte uns auch ohne Fährnisse zum Gasthaus auf der Paßhöhe, doch riß er da leider ab. Karte und Kompaß traten an seine Stelle und sollten uns helfen, den Abstieg nach Trient zu suchen. Es soll eine großartige Abfahrt sein, die in wenigen Minuten gemacht werden kann. Im Schneesturm haben wir aber offenbar den richtigen Durchschlupf nicht gefunden. Schließlich gerieten wir auf ganz steile, lawinengefährliche Hänge, zogen zur Vorsicht die Schier aus und stiegen peinlich in der Senkrechten behutsam zu Tal, bis wir dichteren Wald trafen.

Gegen Abend kamen wir nach Trient, wo in einem kleinen Gasthause alles Menschenmögliche für uns getan wurde. Und eigentlich hätten unsere Abenteuer damit schließen können. Doch nein! Nachts träumte mir gerade von einer Spalte

auf dem Bossonsgletscher, als ein gräßlicher Schrei ertönte. „Haben Sie sich verletzt?" — ich dachte Reichert wäre eingebrochen. „Ganz naß bin ich." „Naß? . . . Ist denn Wasser da unten?" „Unsinn, meine Bettflasche ist ausgelaufen!"

Über den tiefverschneiten Col de la Forclaz zogen wir nach Martigny. Die Sonne siegte auf einige Stunden und beschien eine wundervolle weiße Winterwelt. Der Gipfel der Dent du Midi erschien über dunklen Wolken, ein fabelhaft hohes, glänzendes Felseneiland. Die Abfahrt nach Norden durch dichten Lärchenwald war prächtig schön. In Martigny mußten wir lange auf den Schnellzug warten. Es war schon ganz frühlingshaft in dem geschützten, trocknen Rhonetal und wir bummelten hinaus zur Burgruine und schauten lange von dem alten Wartturm auf die Berge ringsum. Ein pavillonartiger, gläserner Aufbau war ganz zertrümmert; wir tauschten gerade einige schläfrige Bemerkungen aus über „Vandalismus oder natürliches ästhetisches Empfinden", als eine alte Frau erschien vom Typus Furie. Ihrem zahnlosen Munde entströmte eine Flut französischen Patois, das wir beide beinahe so gut beherrschten wie das leicht verständliche Berner-Oberländer Deutsch. Offenbar war die Alte in Aufregung. Worüber? — nun offenbar über die „Vandalen". Also sagten wir freundlichst: „Vous avez bien raison." Da ballte sie die Faust, schüttelte sie drohend und verschwand und erschien wieder mit einem Polizeidiener. Wir erfuhren nun, daß sie uns beschuldigte, das schöne Glashaus zerstört zu haben, und daß wir ihr diese Untat glatt zugegeben hätten. Wir sollten abgeführt werden. Der Polizist war sehr erstaunt, auf Widerstand zu stoßen. Er meinte jedenfalls, wir hätten uns für einige Tage billiges Nachtquartier verschaffen wollen, bis der Frühling vollends da wäre. Wir waren sehr entrüstet und erklärten ihn für einen Idioten. Wenn ich heute unser damaliges Aussehen kritisch und objektiv beurteile, so muß ich sagen, der Mann war vielleicht gar nicht so dumm.

GOTTHARD, LA FIBBIA, 2742 *m* Vierzehn Tage später zog ich mit Freund C. aus Berlin durch das winterlich stille Hospental. Lautlos glitten wir durch die öde Hauptstraße, ohne einen Menschen zu sehen. Erst im letzten Wirtshaus öffnete sich ein Fenster und man rief uns zu, es wäre ein Unsinn, um 3 Uhr mittags noch auf den Gotthard steigen zu wollen. Doch ich kannte den Weg genau und wußte auch, daß ich ihn schon in drei Stunden mit Schiern zurückgelegt hatte. Wir achteten wenig des ständig rieselnden Schnees und schleiften munter fürbaß. Doch als es anfing zu dunkeln, so etwa gegen ½7 Uhr, bemerkten wir mit Schrecken, daß wir erst die Hälfte des Wegs hinter uns hatten. Einen solchen Schnee habe ich nie mehr getroffen. Bis über die Knie versanken wir trotz der Schier. Und wenn es nur das gewesen wäre. Aber von der Seite floß der Schnee wie zäher Sand sofort über die Bretter und belastete sie mit einer schweren Decke. Wir mußten die Schneeschuhe ständig mit großer Kraft heben und vorwärts setzen. Durch einfaches Vorwärtsdrücken arbeiteten wir sie nur tiefer in die weiche Masse hinein. Dabei rieselte unaufhörlich ein feiner, sandiger, staubiger Schnee herab und mit hurtigen Flügeln flog die Dunkelheit durch das Hochtal. Bald konnten wir nichts mehr sehen und fielen einigemal in zu spät bemerkte Löcher. Da sahen wir ein, daß es nicht ratsam wäre, weiter zu gehen, und waren sehr froh, als wir den First einer verschneiten Hütte fanden. Es muß eine Unterstandsgelegenheit für Straßenarbeiter oder etwas ähnliches gewesen sein, denn es war nur ein kleiner, einseitig offener Steinbau; zur Hälfte war er mit Schnee angefüllt und die Temperatur darin betrug — 10°. Doch waren wir wenigstens gegen den Wind geschützt. Erst gegen Mitternacht fanden

wir einen großen Tannenbalken unter dem Schnee und hatten nun zunächst eine Stunde Arbeit, ihn mit unseren Pickeln zu Spähnen zu zerhacken. Und wirklich gelang es uns, daraus ein Feuer zu entfachen; und nun wurde es direkt gemütlich, zumal da wir reichlich Proviant hatten und das Loch, durch das wir hereingekrochen waren, durch eine rasch wachsende Schneewehe geschlossen wurde. Als unsere Uhren 7 zeigten, stießen wir die natürliche Tür auf und ein fahler Lichtschein drang zusammen mit tanzenden Flocken in unser Nachtquartier.

Mit einiger Mühe zogen wir im grundlosen Schnee die Schier an und erreichten gegen 11 Uhr das Hospiz nach einer Gesamtgehzeit von fast 8 Stunden für etwa 8 *km*. Zunächst wurde eine kräftige Suppe gebraut, doch leider wollte uns der Knecht etwas besonders Gutes antun und schnitt von seinem Speck hinein; der war aber so ranzig, daß das ganze Kunstwerk für uns ungenießbar wurde.

Bei leidlichem Wetter bestiegen wir am folgenden Tag die Fibbia. Gerne wäre ich gleich weiter gezogen zum weißen, spitzen Gipfel des Lucendro, der mit seiner für die Abfahrt sehr verheißungsvoll aussehenden Ostseite im Westen unseres Berges stand. Doch Freund C. klagte über Herzbeschwerden und wir mußten zurück zum Hospiz. Die Abfahrt von der Fibbia ist schön und lohnend, nur ein wenig pikant infolge des ständigen Wechsels in der Steilheit der Hänge. Auch scheint mir die Fahrt erst im Spätwinter so recht genußreich zu sein, wenn das grobe Blockwerk ein wenig ausgeebnet ist. Als es meinem Begleiter auch abends und nachts nicht besser ging, beschlossen wir die Heimkehr. Durch das Tremolatal fuhren wir in sausender Fahrt nach Airolo und wunderten uns, daß auf der Südseite so außerordentlich viel weniger Schnee gefallen war als auf der Nordseite.

DOSSENHORN, 3114 *m*
WETTERHORN, 3703 *m*
WETTERLIMMI, 3162 *m*

Bei einer nächtlichen Fahrt über den langgestreckten Kamm des Feldberges hatte ich im Januar 1903 wieder einmal die Alpen im Mondschein gesehen, wie sie sich silbern und zart über der Nebelsee des Rheintals erhoben. Die Berner Alpen vor allem reckten besonders deutlich, trutzig und frech ihre zackigen Gipfel gegen den dunkel samtblauen Himmel. Da gedachte ich des alten Planes einer Schifahrt in das Bereich des Wetterhorns und übermächtig packte mich die Sehnsucht. Ich ließ Examensarbeit und Vorlesungen und telegraphierte an Taennler. Am 24. Januar fuhren Schiller und ich über den wohlbekannten Brünigpaß und abends saßen wir in dem gemütlichen Wirtshause in Innertkirchen, frischten alte Erinnerungen auf, stellten Proviantlisten zusammen und richteten unsere Felle, die wir sehr nötig haben sollten. Auch Taennler und Moor hatten sich jetzt zu diesem nützlichen Hilfsmittel bekehrt, und da wir alle gut im Training waren, so glaubten wir, 10 Stunden (die doppelte Sommerzeit) wäre reichlich gerechnet für den Weg zur Dossenhütte, und verließen dementsprechend erst gegen 7 Uhr Innertkirchen.

Es lag etwa 15 *cm* Neuschnee, der nachts gefallen war, und der Himmel war leicht grau. Wir hofften auf prächtiges Wetter, wie es oft nach unbedeutendem Schneefall einsetzt. Schon der Marsch durch das untere Urbachtal lehrte uns, daß der Schnee sehr rasch an Höhe zunahm, auch störte uns das Gewicht unserer Säcke nicht wenig und wir gingen recht langsam. Nach etwa 1½ Stunden steigt der Weg links in die Höhe, um die Klamm des Urbachs zu umgehen, und quert an sehr steilen Hängen entlang. Es lag hier schon soviel Neuschnee, daß wir Schneebretter fürchteten und lieber versuchten, durch die Schlucht über den fast ganz zugedeckten Bach vorzudringen. Nach böser Arbeit erzwangen wir uns auch den Weg zur Alp Schrätern. Inzwischen war es 1 Uhr geworden und die Höhe des Schnees war auf fast 1 *m* angewachsen. Ein kleines Stückchen weit konnten wir die Schier noch benutzen in der Richtung gegen Engen zu, dann

hörte das leider auf. Denn die Hänge, die man ständig nach Westen querend ersteigt, sind recht steil. Und die Furcht vor Lawinen, diesem ewigen Schreckgespenst, zwang uns, nach Möglichkeit die Rippen zum Aufstieg zu benutzen und nur an ebenen Stellen zur nächsten hinüberzuqueren; jedenfalls war es ratsam, nicht durch der Schier zusammenhängende Spur einen ununterbrochenen Einschnitt zu machen. Unser Tempo wurde nun allerdings vollends schneckenhaft und alle zehn Minuten mußten wir den Vortritt wechseln. Als es anfing zu dunkeln, lag die Dossenhütte noch in weiter Ferne. Zeitweise bewölkte sich der Himmel, dann sahen wir nur den schwachen, gelblichen Lichtkreis unserer Laternen an steiler Schneehalde; zeitweise riß die Wolkendecke wieder, dann stand die Silhouette des Urbachsattels und links davon die winzige Hütte hoch oben auf dem Felsen, schwarz und scheinbar unerreichbar, vor dem grauen Himmel. Eine Stunde nach der anderen pflügten wir eine Gasse durch den lockeren Schnee — das war schon kein Waten mehr zu nennen! Erst nach 1 Uhr standen wir aufatmend auf dem kleinen Plateau vor der Hütte, und im Stillen habe ich mir gelobt, im Winter nie mehr von dieser Seite zur Dossenhütte zu steigen.

Am Morgen schien eine prächtige Sonne; doch wir schliefen bis um 10 Uhr, und dann war's zu spät, zu einer Wetterhornbesteigung auszuziehen. Ohne Säcke und Schier stiegen wir hinauf zum Dossensattel (s. Bild gegenüber dieser Seite) und erkletterten die leichten Felsen des Dossenhorns. Die Aussicht ist beschränkt, gibt aber guten Einblick in das engere Wetterhorn- und Gauligebiet. Unsere schöne Trasse war leider am 26. fast ganz wieder zugeweht und mußte nochmals getreten werden. Trotzdem brauchten wir nicht länger als im Sommer bequem auf den Gipfel des Wetterhorns, was wir ausschließlich den Schiern zu verdanken hatten. In sausender Abfahrt brachten sie uns zuerst vom Dossensattel hinab auf den oberen Rosenlauigletscher und dann recht mühelos in großen Bögen durch den weiten, steilen Wetterkessel zum Wettersattel.

Der Gipfel des Wetterhorns selbst bot unerwarteterweise gar keine Schwierigkeit. Es gab keinen Fels, kein Eis. Wir trafen nur harten verläßlichen Schnee, in dem der Fuß auch ohne Nachhilfe des Pickels ziemlich mühelos festen Stand fand. Der Gipfelgrat war hart und eisig und so schmal, daß wir uns rittlings darauf setzten, um bequem die unbeschreiblich klare Aussicht zu genießen. Selbst die einzelnen Höhen des Schwarzwaldes und der Vogesen waren deutlich erkennbar. — Eine schnelle, aber holperige und klapperige Abfahrt brachte uns in wenigen Minuten wieder hinab in den Wetterkessel. Hier war es vollständig windstill und die Sonne lastete brütend auf dem Firn und sengte uns die Haut. Wir waren etwas müde und abgespannt und stiegen ganz langsam, schweigend und beinahe verdrossen empor zum Wetterlimmi. Wir — das heißt Taennler und ich. Denn Schiller hatte bei der Abfahrt vom Wettersattel einen Schi so unglücklich mehrfach gebrochen, daß eine Reparatur an Ort und Stelle ausgeschlossen erschien. Langsam, und allmählich immer weiter zurückbleibend, folgte er mit Moor zu Fuß unseren Spuren.

Die wundervolle mühelose Abfahrt über den oberen Gauligletscher, ein körperloses Gleiten in blaue Fernen, während die Berge links und rechts langsam am Auge vorbeizuziehen schienen, gab mir die Freude und Spannkraft des Morgens wieder. Ein kühler Hauch streifte die heiße Stirn, ohne Arbeit kamen wir sichtbarlich vorwärts, die Freude des Erfolgs wirkte als leichtes Narkotikum in meinem Hirn, ich fühlte mich wunschlos glücklich.

Nach einigem Suchen in dem unübersichtlichen, welligen Gelände westlich des Gletscherbruches öffneten wir um ½7 Uhr die Tür der schönen, geräumigen Gaulihütte. Suppe, Brot und Tee hatten wir längst verzehrt und auch manche

Pfeife geraucht, aber unsere Kameraden waren immer noch nicht da. Es wurde 11 Uhr und wurde 12 Uhr und immer noch kam keine Antwort auf unser Rufen. Da wurden wir unruhig und beschlossen, unseren Spuren rückwärts nachzugehen. Kaum waren wir einen Büchsenschuß weit von der Hütte, als unserem Schreien Antwort wurde. Passiert war nichts. Es war einfach der weiche Schnee gewesen, der ihnen ohne Schier den kurzen Weg um volle sechs Stunden länger gemacht hatte. Und dabei hatte Schiller sich an Händen und Füßen noch böse Frostschäden zugezogen, so böse, daß an ein Fortsetzen der Fahrt über das Ewigschneehorn zur Grimsel gar nicht zu denken war.

Ein typischer warmer Föhntag, dessen Luft uns mit eigentümlichem Duft entgegenschlug, spannte am 27. einen blassen Himmel über die Berge. Vom sonnbeschienenen Hüttendach rann es in Strömen und ferner bald, bald näher klang allseitig der Lawinen dumpfer Donner. Da hieß es warten, bis das meiste unten war und bis unser Weg ins Urbachtal wieder im Schatten lag. Wir hatten Zeit, sachgemäß und gründlich den verletzten Schi zu verbinden. Eigentlich war es schon mehr ein Geduldsspiel, die einzelnen Stücke zusammenzupassen und mit zahllosen Blechstreifen von Konservendosen zu binden. Erst gegen 3 Uhr brachen wir auf. Abgesehen von einigen ausgefegten Lawinenbahnen war es ein lustiges und scharfes Fahren hinab zur Alp Schrätern. Der Engelhörner steile Wand ist stets die formenschöne Begrenzung des Blicks. Abend war es, als wir den Steilrand des Urbachtals erreichten. Der Talkessel von Innertkirchen lag vor uns. Bis zum Rand füllte ihn dicker weißer Nebel, darüber glänzten im letzten Lichte die Gipfel des Gadmentals. Traurig und fröstelnd ließen wir Glanz und Schönheit der Höhe und stiegen hinab in das Grau des Nebelsees, daraus uns die Nacht entgegenkam.

ADELBODEN Volle 14 Tage saß ich dann im Februar mit meiner Frau in Adelboden; und volle 14 Tage hat es abwechselnd geschneit und geregnet, oder es war ein lauwarmes Föhnwetter, das den Schnee in einen pappigen Kleister verwandelte. Von all den gelobten kleinen, hübschen Schituren ist uns nur der Hahnenmoospaß gelungen, auch der eigentlich erzwungen, bei einem Schnee, der zum Waten viel zu tief war, der das Schilaufen aber mehr zur Strafe als zum Vergnügen machte. Dabei lag ständig ein Hochdruckgebiet über den Alpen und alle meteorologischen Bureaux prophezeiten tagein, tagaus kaltes und klares Wetter. Wir hätten viel schlauer getan, gleich nach den ersten Tagen das Warten aufzugeben und zu versuchen, ob es wo anders besser wäre. Es ist eine Erfahrung, die ich mehrfach gemacht habe, daß manchmal ein Teil der Alpen unter einem bestimmten Witterungscharakter steht, der oft lange anhält, während in anderen Teilen das Wetter sich ändert. Man kann dem Winterturisten, der nicht allzusehr auf die Kosten zu sehen braucht, nur dringend den Rat geben, sich nicht auf eine Gegend zu versteifen. Ist der Witterungscharakter im Norden schlecht, so versucht es im Süden! Schneit es tagtäglich im Westen, so geht in den Osten der Alpen! Das klingt vielleicht manchem etwas komisch, ist aber tatsächlich oft gar kein übler Rat. Und schließlich sind die Kosten einer Bahnfahrt dritter Klasse kaum erheblich höher, als die eines müßig versessenen Tags im Talhotel, besonders wenn man die 20 Ansichtskarten, die geschrieben werden, mit in Rechnung stellt.

BLINDENHORN, 3384 *m* Noch einmal lächelte mir in diesem Frühjahr das Bergglück. Zusammen mit Reichert und Schiller bestieg ich das Blindenhorn im Wallis. Es war eine ideale Schitur, über die ich in unserer „Zeitschrift" ausführlich berichtet habe. Der einzige Nachteil ist der lange Anmarsch durch das Bedrettotal. Außerdem ist auch der Berg selbst recht langwierig; anderseits gibt

es wohl kaum viele Hochgipfel, die eine so lange und leichte Abfahrt bieten. Der Schnee muß allerdings gut sein; so daß man auch auf dem unteren Teil des Griesgletschers noch Abfahrt hat; sonst dürfte dieses Stück des Rückwegs etwas langweilig und ermüdend werden.

GEBWEILER BELCHEN-SCHLUCHT

Einen ganzen Winter lang sah ich dann in Südamerika zwar Schnee genug, aber keinen Schischnee; wohl etwas Weißes, aber nicht die schöne, gleichmäßig weich-samtene Decke, die die Erde einhüllt wie ein köstliches Brautgewand, darin sie ihren Geliebten, den Frühling, erwartet, daß er ihr Stück um Stück abziehe.

Eine ordentliche Sehnsucht nach Schilauf, nach dem leisen Zischen der Hölzer, nach blauen Fernen, frostklingenden Nächten und dem weißen Winterwald ergriff mich im Herbst 1904. Und der Himmel hatte ein Einsehen! Eine solche Schisaison haben wir im Schwarzwald noch nie erlebt. Am 1. Oktober zog ich schon auf den Feldberg bei edelstem Pulverschnee und den ganzen Oktober und November verging kein Sonntag, da wir nicht die Schneerösser auf den Schwarzwaldhöhen tummelten. Eine meiner köstlichsten Fahrten fällt in den Januar dieses Winters; es war wieder einmal die Kammwanderung vom Sulzer Belchen zur Schlucht. In tiefer Dunkelheit und in rieselndem Regen hatten wir uns von Gebweiler durch einen Schneesumpf auf den Belchen gequält. Ein lauwarmer Südwind, feucht und eklig, heulte um das Belchenhaus, als wir spät nachts ankamen, einzig unsere Stimmung war unter dem Gefrierpunkt. In der kleinen Gaststube fanden wir zwei Freiburger Bekannte, die schon seit Abend da waren, und die ihren Kummer offenbar erfolgreich zu ertränken versucht hatten. Wir waren entschlossen, am Morgen den kürzesten Weg zurück zur Station zu nehmen. Doch über Nacht geschah ein weißes Wunder. In wenigen Stunden sank die Temperatur auf — 8° und der Schnee wurde hart und tragfähig. Die warme Luft aber mußte all ihre Feuchtigkeit lassen und am Morgen war der gefrorene Schnee bedeckt mit einer fast 20 *cm* dicken Schicht großer Eiskristalle, zarter blattförmiger Gebilde, die wie Spiegelchen das Licht zurückwarfen und die rasselnd umfielen, wenn sie der Schi berührte. Hat je ein Schiläufer solche Bahn gefunden? Auf ebenem Boden genügte das Abstoßen mit den Stöcken, uns an die 10 *m* vorwärts zu treiben, und die geringste Neigung gab glänzende Fahrt und jeder Bogen, jeder Schwung war anstrengungslose Lust. Kein Lüftchen regte sich den ganzen Tag, keine Wehe störte die schimmernde Decke. Kein Stein, keine Wurzel war sichtbar, nichts störte unserer Schier Lauf. Wir sausten die steilsten Hänge hinab, fuhren die engsten Schneisen ohne Bremsen. Und groß und strahlend schien die Sonne über das schöne Land. Eine Ekstase, ein Naturrausch überfiel mich, wie ich ihn vorher nie gekannt hatte. Unempfänglich für körperliche Müdigkeit, stürmte ich von Berg zu Berg, voll seligster Freude, voll einer unbewußten, ins Ungeheuere gesteigerten psychischen Empfänglichkeit. Noch heute sehe ich — nach Jahren — Bilder, Farben, Formen, die sich mir damals eingeprägt haben. Sehe sie klarer und deutlicher als die von vielen, zeitlich näherliegenden Fahrten. Und alte Wahrheit ging mir auf: Nur das Erleben ist volles Verstehen. Und dem Verständnis aller religiösen und sonstigen Ekstase hat mich dieser Tag näher gebracht, als alles Grübeln und Lesen. Noch einmal habe ich dasselbe erlebt: Bei einem glutenden Sonnenuntergang auf dem Felsen Akrokorinths, doch war es nur ein nach wenigen Minuten weichender Zustand; und einmal etwas ähnliches: bei einer Besteigung des Matterhorns im Vollmondschein; doch war es da mehr ein Bergrausch, eine Betäubung und halbe Anästhetisierung durch intensive allseitige Muskelbewegung in großer Höhe, unterstützt allerdings durch die „offenbar

Naturaufnahme von Dr. H. Hoek

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Aufstieg zum Dossensattel

vorhandene Macht der Hochgebirgsnatur, unter bestimmten Verhältnissen mystische und pantheistische Vorstellungen auszulösen".

Es war ein schöner Prahltag des Winters gewesen. Glücklich, wer ihn gerade erwischt hatte. Am nächsten Morgen war der dicke Rauhreif zerfallen; „der Tauwind kam vom Mittagsmeer und schnob durch Welschland trüb und feucht; die Wolken flogen vor ihm her, wie wann der Wolf die Herde scheucht".

EINGESCHNEIT IN DER DOSSENHÜTTE

Die Aussicht, im Spätwinter lange Zeit nach Norwegen zu gehen, hielt mich den Winter hindurch zu Hause. Nur einmal, Ende Februar, unternahm ich eine, allerdings gänzlich verfehlte Fahrt in die Alpen. In Meiringen traf ich Taennler und Moor. Schon 14 Tage lang blies der Föhn in die Täler hinab und ein linder, lichter Himmel wölbte sich tagein, tagaus über die Berge. Fast alle Felswände waren aper. Das schien mir gerade das rechte Wetter, einen längst gehegten Plan zur Ausführung zu bringen: Dossenhütte, Rosenegg, Rosenhorn, Lauteraarsattel, Grimsel lautete die schöne Route. Sobald wir einmal die Dossenhütte erreicht hätten, lagen bis zur Grimsel die Hauptschwierigkeiten hinter uns. Von einem Aufstieg durch das Urbachtal hatte ich ein für allemal genug. Es blieb also nur der Weg von Rosenlaui über den Gletscher und die Felswand, die unter den obwaltenden Verhältnissen nicht sehr schwer sein konnte.

Bei prächtigstem Föhnwetter verließen wir Innertkirchen und erreichten 2½ Stunden später das von einem Knecht gehütete Rosenlauibad. In wundervoll satten Farben schauten Wetterhorn und Wellhorn herab in unser tiefes, beschattetes Tal, wo ein leichter Nebel in dünnen Schwaden über dem winterlich schmalen Bache wogte. Wir ließen uns Tee brauen und frühstückten. Als wir eine Stunde später ins Freie traten, glaubte ich einen Wetterumschlag spüren zu können. Es wäre mir unmöglich gewesen zu sagen, woran ich ihn erkannte. Es war nur ein unbeschreibliches Gefühl, wie es manche Menschen bei Einsetzen oder Aufhören des Föhns befällt. Meine Führer lachten mich aus und wider mein besseres Gefühl zogen wir dem Rosenlauigletscher zu. Es blieb ja auch eigentlich nicht viel anderes zu tun übrig. Denn noch zeigte sich kein Wölkchen am Himmel, und wenn das Wetter wirklich gut blieb, so wäre ich mir gar zu dumm vorgekommen.

Wir folgten im großen und ganzen dem Sommerpfade durch teilweise sehr steilen Wald zur östlichen der beiden Gletscherzungen, kamen aber nur sehr langsam voran, da der Schnee bösartig klebte. Zwischen Seitenmoräne und Gletscher ging es dann eine Zeitlang flotter; etwas Aufenthalt bereitete bloß der steile Felsriegel bei P. 2367, dann ging's ganz leicht bis zum Fuß der Felswand, die als lange, wenig gegliederte Mauer zum Urbachsattel und zur Dossenhütte emporstrebt. Es war 3 Uhr geworden und ungesäumt nahmen wir die Kletterei in Angriff. Es lag aber doch noch bedeutend mehr Schnee und Eis, als ich erwartet hatte, die fixierten Seile waren fast ganz verdeckt und rasch kamen wir nicht voran. Gegen 4 Uhr hatten wir erst etwa 100 *m* unter uns gebracht und verschnauften ein wenig auf einem ebeneren Plätzchen. Da däuchte mir, als schiene die Sonne nicht mehr ganz so goldig, sondern hätte eher silbernen Glanz; auch bekam der Himmel von Osten her eine ganz leichte und gleichmäßige Trübung. Ein einzelner Windstoß kam aus der Tiefe, unerwartet und kältend; leis stöhnend fuhr er durch die Klippen des Grates über uns. Am Wellhorn hing eine Schneefahne — nein ein kleines längliches Wölkchen. Jetzt ist es weg — aufgesogen — und jetzt wieder da, kaum merklich größer und dunkler. Und ein anderes Wölkchen entsteht in halber Höhe des Berges, fast durchsichtig zart, es steigt, nein es wächst bloß nach oben und wird zusehends dicker. Und wieder ein Windstoß! Stärker diesmal und kälter, er heult ordentlich in den Klüften. Und die Sonne

ist nur noch eine leuchtende Milchglaskugel am Rande des perlmutterfarbenen Himmels, dessen ganze westliche Hälfte in zarten Farben irisiert. Und unten über dem Gletscher erscheint plötzlich, scheinbar aus dem Nichts geboren, ein graues Wolkentier. Das kann schneller klettern als wir. Es holt uns ein und frißt uns in sich hinein. Und nun beginnt es zu pfeifen, zu ächzen und zu wimmern. Schneestaub fliegt durch die Luft und schüchtern wirbeln dazwischen die ersten kleinen Flocken. Der Schneesturm ist da. Ist in kaum einer halben Stunde gekommen, erzeugt aus dem Kampf von Kalt und Warm, von aufsteigender und abfließender Luft. Was nun? Den Grat haben wir erreicht. Sollen wir zur Hütte oder umkehren, solange es noch geht? Wenn es nur ein Ansatz wäre, wie so oft im Frühling und am Morgen leuchtet die Sonne über den leicht überzuckerten Höhen? Zur Hütte!

Doch die ganze Nacht brüllte der West um das kleine Haus. Im nimmermüden Wirbeltanze sanken die Flocken herab und der neue Morgen schob sich zögernd und unmerklich schier über die Schwelle von Dunkel und Licht. Und wir saßen in der Falle. Wir warteten. Langsam und immer schneller nahm der Proviant ab, schnell und dann langsamer, aber unentwegt wuchsen die Schneemassen. Als am vierten Tage der Schneesturm immer noch durch die Berge raste, da wußten wir, daß wir den Abstieg forcieren mußten. Es fragte sich nur wie. Lieber noch ging ich die Wand hinab, als durch das lawinendrohende Urbachtal. Über den Grat, das erste Stück des Abstiegs, ging es noch leidlich. Doch die eigentliche Felswand war Arbeit schlimmster Sorte. Von allen Platten und Schrofen traten wir kleine Schneebretter los. Der Sturm warf uns ganze Ladungen Schnee ins Gesicht, bis auf die Haut trieb er uns den feinen Staub durch die Kleider, bis diese von Schmelzwasser getränkt und hart gefroren waren, ein scheuernder, hindernder Harnisch. Die ganze Wand war ein Anraum und Eis, jeder Schneefleck war trügerisch und glatt. Den eigentlichen Weg hatten wir bald verloren; es wurde ein abenteuerliches Klettern, ständig vom Sturme geschüttelt, mit halberstarrten Fingern und schmerzenden Augen.

Nach 3½ Stunden erst erreichten wir den Fuß der Felsen, waren aber noch lange nicht im Rosenlauital. Wir mußten noch manchen Umweg machen, noch manchen Hang wieder emporsteigen, die Rinnen zu vermeiden, in denen uns sonst zum Schluß noch eine Lawine gepackt hätte.

BERGFAHRTEN IN JOTUNHEIMEN Nach 48stündiger, nervenzerrüttender Fahrt kamen meine Frau und ich Ende März 1905 nach Christiania. Im Grand Hotel trafen wir fünf Mitglieder des „Ski Club of Great Britain", die sich zur Klubtur nach Jotunheimen entschlossen hatten. Viel Ruhe gönnte man uns nicht. Nach einem stark verlängerten Souper im gastlichen Hause mußten wir schon am nächsten Morgen mit norwegischen Bekannten eine Fahrt durch Nordmarken machen. „Zufällig" waren einige der besten Schiläufer gerade auch unterwegs und schlossen sich unserer Partie an. Viel Schikünste haben wir an jenem Tage gesehen und manche schöne Schihütte bewundert. Eine Anzahl kleiner Vereine gewöhnlich von nicht mehr als 20—25 unter sich befreundeten Mitgliedern haben die ganze Umgebung Christianias mit Häuschen gespickt. Auch ältere Männer verbringen dort ziemlich regelmäßig die Nacht vom Samstag auf Sonntag. Da manche dieser Hütten fünf und mehr Stunden von der Stadt entfernt sind, so ist mit dem wöchentlichen Hüttenbesuch stets eine anständige Fahrt verbunden. Wenn auch diese Holzhäuschen zum Teil bedeutend wohnlicher sind als viele unserer alpinen Hütten, so ahmt anderseits die Jugend das Beispiel der Großen nach und haust in oft selbst erbauten Hütten, die dann wesentlich unwohnlicher sind.

Dieses stark entwickelte Leben außerhalb der Stadt und fern ihrem Sonntagseinfluß ist jedenfalls ein nicht nur beliebtes, sondern auch bewährtes Erziehungsmittel zur Einfachheit und Selbsthilfe.

Als Schigelände hat mir die Umgebung Christianias nicht besonders gefallen. Es ist eine ausgesprochene Glaziallandschaft mit unbedeutenden, aber oft schroffen Höhen, durchgehends dicht bewaldet; selbst in größerer Entfernung von der Stadt hält sich der Schilauf vielfach auf meist ganz glatt gefahrenen Wegen. Die Kunst des Läufers zu erwecken, ist diese Gegend unvergleichlich geeignet, die Freude an schöner langer Abfahrt ist aber so ziemlich unbekannt; und das sind meiner Ansicht nach auch die recht einfachen Gründe der etwas einseitig ausgebildeten Vorliebe für den Sprunglauf.

Als wir Freiburg verließen, da lächelte mancher unserer Freunde. Sie meinten, wir seien etwas spät im Jahre dran. Und auch wir selbst wurden etwas mißtrauisch, als wir durch Dänemarks schon grünende Fluren reisten. Für Christiania selbst und für Nordmarken ist auch gewöhnlich im April der beste Schnee wohl schon gewesen; anders war es in dem Lande unserer Sehnsucht, in Jotunheimen. Vor April wird man da überhaupt selten mit einigem Genuß Schilaufen können. Vor allem sind im Hochwinter die Tage gar zu kurz und es ist zu trübselig, Abend um Abend endlose Stunden in den Hütten zu sitzen. Auch ist die Kälte im Januar und Februar oft recht unangenehm. Haben wir doch im April noch —20° gehabt! Und dazu kommen die häufigen und starken Stürme, die ungehindert durch die langen, geraden Täler und über die vielen Seen brausen. Selbst im Spätwinter ist winddichte Kleidung erstes Erfordernis des Turisten in jenem Gebirge.

Eine eintägige Bahnfahrt brachte uns das Gudbrandsdal aufwärts zur Station Sjoa. Durch Anschluß zweier guter norwegischer Läufer war unsere Gesellschaft auf neun Personen angewachsen. Während der ganzen Reise waren wir der ländlichen Bevölkerung ein Gegenstand durchaus nicht versteckten Interesses. Halbe Stunden lang lagen die Köpfe mit fast plattgedrückten Nasen an den Scheiben unseres Durchgangsabteils und beobachteten unser offenbar höchst merkwürdiges Gebaren. Daß man uns nicht kitzelte und neckte wie Affen in ihrem Käfig, war schließlich noch aller Anerkennung wert.

In Sjoa warteten unser eine ganze Reihe kleiner Schlitten, die uns noch selbige Nacht nach Ellinsbö brachten, einem sauberen und gemütlichen alten Hofe, der schon in den Vorbergen liegt. Ein riesiges, helliflammendes Kaminfeuer und schöne, zum Teil bunt bemalte Holzmöbel machten einen anheimelnden Eindruck. Keinen Wirt und keine Wirtin haben wir gesehen. Ein junges Mädchen erfüllte im Handumdrehen und lautlos unsere Wünsche. Keine Frage, keine Neugier hat uns belästigt. Es ist das ein hervorstechendes Merkmal skandinavischer Wirtshäuser, das ich immer und überall stets wieder fand — ich sehe ab, von den internationalen Karawansereien der Westküste — der Gast ist ungestört — und die Gäste sind ruhig und still und sind auch selbst gegeneinander nach Möglichkeit rücksichtsvoll. Es ist ein Ausfluß der guten Erziehung zur Ruhe, die vielen Deutschen in so hervorragendem Maße abgeht.

Am nächsten Tag wurde die Reise fortgesetzt durch waldige Vorberge und über endlose Seen zu unserem einstweiligen Standquartier, dem Berggasthaus Besheim am oberen Sjoadalvand (Vand=Wasser, See). Diese Schlittenfahrt hat mir eine unbegrenzte Hochachtung von den Fähigkeiten und der Ausdauer der norwegischen Ponnies beigebracht. Ohne jeden Pferdewechsel wurde diese lange Strecke, in der zweiten Hälfte auf ungebahnten Wegen, wo die Tiere knietief einbrachen, zurückgelegt. Und dabei fuhren wir wahrlich nicht auf Kunststraßen; Baedeker vergleicht die schmalen Bergwege richtig mit einer russischen Schaukel. Viel zu ziehen

hatte allerdings das einzelne Pferdchen nicht, da die meisten Schlitten nur zwei Insassen hatten, von denen einer selbst kutschieren mußte, auch benutzten wir auf langen Strecken die Schier und es waren Schlitten und Pferde genug, um nach kurzen Strecken mit Spuren zu wechseln. Es ward wiederum dunkle Nacht, ehe wir in dickem Schneegestöber und bei schneidend kaltem Wind endlich die vier oder fünf Blockhütten erreichten, die sich Besheim nennen. Aus dem Schornstein des Hauptgebäudes schlugen in mächtiger Lohe die Flammen des offenen Feuers.

Gewöhnlich kommen die Wirtsleute erst zu Ostern auf 14 Tage herauf. Unserer Gesellschaft zuliebe hatte man diesmal schon viel früher Proviant zur Stelle gebracht und sogar einige Kühe heraufgetrieben, damit es uns nicht an Rahm und Milch fehle! Überhaupt wurde in der allerbesten Weise für uns gesorgt und der Aufenthalt war ein entzückendes Mittelding zwischen Hotel- und Hüttenleben. In dem Hauptgebäude befand sich die Küche, die gleichzeitig Wohn- und Schlafraum der Wirte war, ferner unser Wohnzimmer sowie das Schlafzimmer, das meine Frau und ich inne hatten; — das war ein vierbettiger Raum mit Balkenwänden, durch die uns der Sturm oft den Schneestaub hineinblies; darin stand ein kleiner eiserner Ofen, der jeden Morgen vor dem Aufstehen zur Rotglut gebracht wurde, und an dem wir unser nachts gefrorenes Wasser auftauten. In zwei kleineren Blockhütten, etwa 30 *m* entfernt, waren weitere Schlafräume und in zwei anderen die Ställe. Jeden Morgen, wenn es licht ward, fuhr unser Wirt mit Ponny und Wasserfaß hinab auf den nahen See, durchschlug das Eis und holte Wasser. Wir aber sammelten uns in dem Wohnzimmer um den nach Landessitte mit vielerlei Gerichten schwer beladenen Tisch.

Dann löste sich die Gesellschaft je nach Laune und körperlicher Fähigkeit in einzelne Turengemeinschaften auf und zog in die Berge und des Abends, wenn es dunkelte, fand sich alles, was nicht sehr weit fortgegangen war, zu einem soliden Tee zusammen, bei dem des Tages Ergebnisse und Erlebnisse besprochen wurden. Es folgte ein Schlummerstündchen und dann das „Diner", das mit den schlechtesten Witzen in drei Sprachen gewürzt wurde. Doch es gab auch andere Tage, Tage, an denen es selbst die allereifrigsten nur zu ein paar Stündchen Sprungübe brachten, Tage, an denen der Sturm bei einer Polartemperatur heulte und an denen es kaum möglich war, gegen den Wind anzukämpfen. Wie gemütlich saß sich's dann um das gewaltige Birkenfeuer! Man las, stopfte Handschuhe und Strümpfe, erzählte und hörte zu und sah dabei in die züngelnden, formwechselnden Flammen und auf das feine Korallengeäder des verkohlten, noch glühenden Birkenreisigs. Oder es wurden Schier und Bindungen — nicht besprochen, das war strenge verpönt: „no politics and no bindings" — repariert und verbessert. Und es war gut, daß fast ein jeder zwei Paar Schier mit hatte. Denn man kann sich ihrer in zweierlei Weise erfreuen: entweder man läuft darauf — gute Ware hält das oft mehrere Winter lang aus; oder aber man bastelt daran herum — bei einiger Vorsicht vertragen erstklassige Fabrikate das auch beinahe eine Saison hindurch. Beides zusammen verträgt kein Schi. Kurz, es war eine Idylle. Eine Idylle, wie ich wenige in den Bergen erlebt habe, so voll ungetrübter Harmonie. Nur einmal schien es, als sollte die Eintracht einen kleinen Riß bekommen. Ich hatte Rickmers die schöne Geschichte erzählt von dem Turisten, der abends spät hungrig in eine Hütte kommt. Der öffnet bekanntlich das Fenster, so daß des Abends Kühle herein kann. Diesem „Kühlein" gibt er einen Tritt, es macht dann einen Zucker, er melkt es dann und bricht ihm ein Hörnchen ab. Er hat dann also Brot, Zucker und Milch. Weil das alles so gut ging, lacht er sich einen Ast, zerkleinert den und kann damit Feuer machen — und so fort mit Grazie. Rickmers hatte sehr gelacht und die Engländer wollten durchaus, er solle ihnen

die Geschichte übersetzen; und er begann: „Late in the night a tourist came to a hut. And he opened the window and the little cow of the evening came in. He gave the cow a kick and it made a sugar; and he laughed himself a branch . . .“ weiter kam er nicht. Zur Abkühlung wollte man ihn in den Schneesturm hinausstellen.

Kartenskizze des östlichen Jotunheimen
Maßstab 1 : 200000

Auch einen Führer hatten wir. Er war offiziell für schwierigere Turen engagiert worden und machte sich sehr verdient durch Holzholen, Eishacken und Wassertragen. Zum Führen ist er nicht so recht gekommen, denn mit seinen 3 *m* langen Hölzern und der primitiven Bindung konnte er nie mit uns Schritt halten.

Besheim liegt in 1000 *m* Höhe am langgestreckten Sjoadalsvand, etwa an der oberen Grenze des Buschwaldes. Talabwärts, nach Osten, erstrecken sich dichte Wälder; nach Westen, Norden und Süden stehen geradezu ideale Schiberge, die

im Durchschnitt auf etwas über 2000 *m* ansteigen. Das Gebirge verdankt seine heutigen Formen fast ausschließlich den Wirkungen der Eiszeit, wir finden überall steilwandige Trogtäler, gerundete Kuppen und tief eingesenkte Kare. Nur wo ein Berg auf allen Seiten Kare besitzt, kommen alpine Gipfelformen und schneidige Grate zustande. Sonst haben die Berge zwar steile Wände genug, aber doch auch stets mindestens eine leichte Anstiegsroute; es sind Schigipfel reinsten Schnees. Ein besonders auffallendes Merkmal der Gegend sind die zahllosen Seen, die in allen Höhen liegen und die zum Teil trotz großer Niveaudifferenz räumlich nur ganz wenig getrennt sind. So steigt man z. B. vom Besvand mit wenigen Schritten auf eine niedere Felsenschwelle und schaut 300 *m* eine tatsächlich beinahe senkrechte Felswand hinab auf den Gjendesee.

Da die Berge des östlichen Jotunheimen wirklich ein so ausgesucht schönes Schigelände sind, so veranlassen diese Zeilen vielleicht den einen oder anderen, einmal unseren Spuren zu folgen. Deshalb setze ich eine kleine Karte mit in den Text hinein. Sie gibt besseren Überblick über das Gebiet, als viele Worte das könnten, und unterrichtet auch mit einem Blick über die relative Lage der von uns bestiegenen Gipfel, was mit Worten überhaupt kaum zu erreichen wäre.

Noch waren die anderen am ersten Morgen nicht zum Frühstück erschienen, da zogen Rickmers, meine Frau und ich schon dem nächsten Berge, dem Veslefjeld, 1757 *m*, zu. Auf dieser ersten harmlosen Tur haben wir es beinahe fertig gebracht, zu verunglücken. An der steilen Südseite des Bergs traten wir ein Schneebrett los. Es brach oberhalb von Rickmers und mir los, und weiter hinten mit der Spur, in der meine Frau folgte. Der Abriß war nur etwa 3 *m* oberhalb von mir und es gelang mir, an dem oberen Ende der rutschenden Masse und bald hinter ihr zurückzubleiben. Rickmers, eingedenk guter Lehren, versuchte vor dem Schneebrett ab- und wegzufahren. Theoretisch war er auch schon geborgen, in praxi fiel er aber und wurde nun alsbald zugedeckt und mitgenommen. Glücklicherweise kam die kleine Lawine auf einer weniger geneigten Stelle zum Stillstand, bevor sie die eigentliche Steilwand erreichte. Immerhin saß unser Freund so fest eingekeilt, daß wir ihn befreien mußten.

Für den weiteren Aufstieg wählten wir unseren Weg etwas sorgfältiger. Auf dem langgestreckten, flachen Gipfel war vor allem schön der Blick auf die stolze Beshö (Abb. 6, S. 67), die sich mit steilen Wänden jenseits des Besvands erhob. Auf ihrem langen Ostrücken, noch ziemlich tief unter uns und weit entfernt sahen wir den Rest unserer Gesellschaft ihrem Gipfel zustreben. Wetter und Aussicht waren wirklich tadellos. Und da man uns, wie sich später zeigte, sehr mit Recht gesagt hatte, derartiges Wetter sei äußerst selten, so beschlossen wir den Tag auszunützen. Eine prächtige, wenn auch nicht ganz leichte Abfahrt brachte uns zum Besvand; wir querten den See und stiegen an geeigneter Stelle zum langen Ostrücken der Beshö empor. Gegen 2 Uhr trafen wir die Spuren der anderen, die inzwischen auf dem Gipfel angekommen waren.

Meine Frau blieb in warmer Sonne zu einem Schläfchen zurück und Rickmers und ich hasteten den langen Doppellinien nach. Bald erreichten wir den harmlosen Gletscher und um 4 Uhr standen wir auf der Beshö, 2312 *m*, und genossen eine einzig klare Aussicht über halb Jotunheimen. Blau in weiß war dieses Bild, öde, kalt und ohne hervorstechende Berggestalten; eigenartig und typisch in der Form war nur der Anblick des langen Gjendesees tief zu unseren Füßen.

Wenn nicht die Spuren unserer Kameraden über den Nordgrat gewiesen hätten, so wäre es uns ganz gewiß nicht eingefallen, diesen zur Abfahrt zu wählen. Linker Hand hing eine Wächte über hoher Felswand, rechts hatten wir einen schrofendurchsetzten Steilhang, dazwischen lag ein schmaler, bedenklich ab-

schüssiger Streifen fahrbaren Schnees. Die meisten hatten hier getragen, die beiden Norweger aber waren kühn hinuntergefahren. Da blieb dem Lilienfelder Manne natürlich auch nichts anderes übrig und ergo auch mir nicht. So ganz wohl war uns beiden aber nicht dabei. Es folgte ein steiler, blockwerkübersäter Hang, auf dem mir Rickmers mit seinen kurzen Hölzern bedeutend über war, dann kam der spaltenlose Gletscher, wo ich ihn wiederum spielend ein- und überholte. Kurz vor dem Ostende des Besvand trafen wir die anderen und fuhren um die Wette in wenigen Minuten die 300 *m* zur Hütte hinab.

Es sollte wirklich der einzige durchaus schöne Tag unseres ganzen Aufenthalts gewesen sein. Es war später immer wechselndes Wetter, bald Nebel, bald Schneegestöber, bald Wind, bald Sturm; dann war es wieder auf Stunden klar mit segelnden weißen Wolkenschiffen am tiefblauen Himmel, und dann für halbe Stunden windstill mit brennendem, blendendem Sonnenglast. Alle Augenblicke wechselte das Wetter und verlieh so der sonst etwas eintönigen Landschaft einen großen Reiz durch wandernde Wolkenschatten und unerwartete Lichtwirkungen; sie bekam einen Zug romantischer Größe, während sie bei ganz klarem Wetter etwas Langweiliges und Starres hatte.

Alle zusammen bestiegen wir die Heimdalshö, 1857 *m*, und Styggehö, 1831 *m*, die uns gerade gegenüber auf dem anderen Ufer des Sees lagen. Es ist wenig davon zu erzählen, außer daß die Abfahrt glanzvoll war. Fast 1000 *m* ununterbrochenen raschen Gleitens in weichem Pulverschnee!

Schwieriger im Auf- und Abstieg war die Sikilsdalshö, 1781 *m*, die mit wunderbaren Steilwänden zum birkenumkränzten Sikilsdalsvand abbricht. Es war ein bitterkalter Tag, als wir zu dritt durch die Sikilsdalsport zogen, den Sikilsdalsee der Länge nach überschritten und von Süden über Schnee und Blockwerk zu unserem Gipfel emporstiegen. Die Abfahrt nach Westen zurück zur Hütte war in den oberen Teilen schön und glatt, dann recht schwierig und abwechselnd. Durch eine kleinhügelige Moränenlandschaft kämpften wir uns abends gegen einen schweren Schneesturm nach Hause.

Schöne Ziele liegen im Norden. Übersteigt man den langen Rücken der Beshö, so folgt eine feine Abfahrt zum Rusvand, 1380 *m*, und jenseits dieses Sees liegen als erstrebenswerteste Ziele Nautgarstind und Tjukningssuen. Besonders der letztere reizte uns. Seine weit nach Westen vorgeschobene Lage mußte guten Einblick in das nördliche Jotunheimen bieten und dann war er im Winter bisher noch nicht bestiegen worden. Beide Berge haben wir schließlich erreicht, doch jeden erst beim zweiten Anlauf. Am Nautgarstind jagte uns einmal ein Schneesturm zurück und am anderen hatten wir beim ersten Versuch die Entfernung ganz bedeutend unterschätzt.

Die Abfahrt vom Nautgarstind, 2321 *m*, ist lang, aber leider auf dem Gipfel selbst durch grobes Blockwerk gestört. Bei Nebeltreiben erreichten wir die Spitze, die morgens als makellos weiße Pyramide vor uns gelegen. Fünf kurze Minuten lang hatten wir durch ein richtiges Wolkenfenster einen Ausblick auf eine sonnig verklärte Bergwelt im Westen, die glänzend und goldig, seltsam phantastisch aus dem stumpfen Grau ringsum herausleuchtete. Dicht unterhalb des Gipfels sah ich einen „unzerbrechlichen" Alpenschi in die Brüche gehen und unter denkbar ungünstigsten Verhältnissen haben wir ihn so tadellos geflickt, daß er noch viele Tage strammer Arbeit aushielt.

Tjukningssuen, 2412 *m*, ist oben recht steil und alpin. Drei wundervoll gleichförmige Geschwister-Kare sind seiner Ostflanke eingesenkt. Ihre Wände trugen gigantische Wächten. Die Besteigung dieses Berges ist eine lange und anstrengende Tur; sind doch 3600 *m* Höhendifferenz und mehr als 40 *km* Horizontalent-

fernung zu überwinden. Fast ebenso anstrengend, wenn auch ohne große Gegensteigung, war die Besteigung zweier Gipfel südlich des Gjendesees. Besonders der Tjernhulstind, 2333 *m*, dessen letzte 200 *m* eine leichte Kletterei sind, gab uns einen freien Einblick in die Bergwelt zwischen Bygdin- und Gjendesee. Hier liegt der alpinste Teil Jotunheimens, hier sind einige formschöne Felsgipfel, die hochalpine Grate und Probleme aufweisen können. An einem anderen Tage rückten wir dem Kalvaahögden, 2128 *m*, auf den Leib, erreichten aber infolge unerträglicher Kälte und starken Windes bloß den Vorgipfel Rasletinden, 2108 *m*.

Im großen und ganzen war sich die Aussicht von all den Gipfeln doch stets recht ähnlich. Wohl verlaufen die Linien des Bildes ein wenig anders, wohl ist der Vordergrund etwas mehr oder minder alpin, aber das Wesentliche ist stets dasselbe: Eine schneebedeckte Glaziallandschaft, zu unruhig, um großzügig zu wirken, und zu kleinlich in Form und Linie, als daß irgendwo ein überwältigendes Bild sichtbar würde. Viele, viele Berge sieht man — es macht Freude, von hoher Warte über so viel hinzublicken — viele Berggesichter, aber nirgends Züge mit ausgeprägt individuellem Charakter.

Eine Tur, die Rickmers und ich eines Tags nach Osten auf die Gringsdalhö, 1592 *m*, auf einen schisportlich gänzlich minderwertigen Hügel, machten, hat ästhetisch eigentlich mehr geboten, da sie uns durch schöne Föhrenwälder führte und auf einen Aussichtspunkt brachte, der vor und außerhalb des Gebirges liegt. Rein schisportlich hat der Aufenthalt in Besheim die größte Anzahl langer und ausgezeichneter Abfahrten geboten, die ich je auf so kleinem Gebiet vereinigt gefunden habe. Dabei waren sie durchaus nicht alle leicht, dafür waren die Hänge oft zu steil und zu rauh; sie waren aber anderseits doch so großzügig und offen, daß man oft gar nicht auf den Gedanken kam, die Geschwindigkeit durch vorsichtiges Bogenfahren zu mäßigen. Und einmal in vollem Saus setzte natürlich jeder seinen Ehrgeiz darein, auch stehend anzukommen. Wir haben alle in Jotunheimen an schneidigem Fahren viel zugelernt. Das hat natürlich teilweise das Beispiel unserer norwegischen Freunde bewirkt, teils aber auch der Charakter der Landschaft und nicht zum mindesten der stets gleich gute Schnee.

Allmählich rückte die Osterzeit heran und damit der Tag unseres Abschieds. Die Feiertage wollten wir in der Nähe des Gudbrandsdalen im Feför-Sanatorium (lies Hotell) verbringen, und Mitte April zogen wir eines Morgens mit Sack und Pack ostwärts. Es wurde ein richtiger „cross-country"-Marsch. Der erste Tag brachte uns bis zu dem kleinen Dorfe Campesaeter. Es ging größtenteils ohne Weg und Steg 65 *km* weit durch dichte Kiefernwälder, über gefrorene Seen, Hügel auf und Hügel ab. Es war ein endloses Wandern durch ein winterlich ödes, weißes Land. Nur einmal trafen wir einen Hof und Menschen. Der Schnee war in den Tälern durchaus nicht überall gut und für unseren Fünfzigjährigen und unsere Dame war es eine ganz anständige Tagesleistung. Besonders hart war für alle, die schon ein wenig angemüdet waren, der lange Schlußaufstieg nach Campesaeter.

Bei Frühlingswetter und einem üblen Pappschnee ging es weiter nach Feför, einem eleganten Hotel, das über die Ostertage starken Besuch hatte von Herrschaften der Gesellschaft aus Christiania. Abgesehen von einigen wenigen waren es alles Leute, die man uns treffend als „Koffer-Schi-Läufer" bezeichnete, die wenig draußen waren, aber um so mehr spielten, musizierten und tanzten.

Noch einige hübsche Fahrten habe ich in Feför gemacht, so Feförkampen, 1169 *m*, Rutenfjeld, 1454 *m*, und Valsfjeld, 1200 *m*; das waren alles kleinere Berge von Schwarzwaldcharakter, landschaftlich wie sportlich. Gegen unseren Aufenthalt in Besheim fielen Landschaft, Sport und Geselligkeit recht ab.

Eine abenteuerliche Schlitten- und Kariolfahrt brachte uns zur Bahn. Wie oft andere umgeworfen haben, weiß ich nicht. Wir lagen sechsmal im Schnee und meine Schier, die soviel ausgehalten hatten, mußten hier unrühmlich ihre Spitzen lassen. In Christiania schwollen schon die Knospen, als wir kamen, und in Freiburg blühten Aprikose und Pfirsich.

TITLIS, 3239 *m* = JOCHPASS, 2215 *m*

Sehr spät erst kam der Winter 1905/06. Als endlich nach Weihnachten auch in den Alpen reichlich Schnee lag, da gedachte ich einmal eine Genußschitur zu machen und setzte mit Professor Liefmann als Einleitung einer Fahrt in das Berner Oberland den Titlis auf das Programm. Es war viel — wir wollen einmal sagen — Redens von diesem „Schiberge" gemacht worden. Und daß Leif-Berg in 29 Minuten vom Gipfel bis Trübsee gefahren ist, steht bereits in jedem Aufsatz über Schilaufen zu lesen. Wir haben jedenfalls mehr gebraucht, und es ist ein guter Beweis für die Abhängigkeit von den Verhältnissen, daß uns dieser „schönste aller Schiberge" grausam enttäuscht hat. Zunächst einmal war der Aufstieg von Engelberg nach Trübsee eine böse Schinderei: Doch war das unsere Schuld, da wir die Pfaffenwand emporstiegen, statt diese rechts zu umgehen.

Gegen 11 Uhr waren wir am Trübsee, ließen uns vom Winterknecht einen Tee kochen und stiegen ungesäumt zum Titlis empor. Weiter als etwa bis 2700 m haben wir die Schier nicht benutzen können. Der Schnee wurde hart und tragfähig, und die oberen Partien des Berges sind so steil, daß wir unter sotanen Umständen zu Fuß viel schneller vorankamen. Ohne diesem zugkräftigen Schiberg zu nahe treten zu wollen, möchte ich doch behaupten, daß diese Vereisung wohl das gewöhnliche Schicksal eines mit seiner Schiseite dem Südwesten zugekehrten isolierten Berges sein dürfte. Und sehr zufrieden wird man noch sein können, wenn sich der Harscht nicht mit tiefen Windlöchern paart.

Schon 3½ Stunden, nachdem wir Trübsee verlassen, standen wir auf dem Gipfel. Der oft genug gerühmten Aussicht wegen will ich den Berg nicht schmähen. Sie entschädigt wirklich für vieles und ist namentlich in der räumlichen Anordnung der Einzelbilder sehr schön. Noch viel schneller ging natürlich der Abstieg. Doch hat uns auch die Abfahrt über die unteren Hänge wenig Genuß gebracht. Sie sind zu steil und zerrissen und voller Steine. Und wenn nicht bedeutend mehr Schnee liegt, als wir antrafen, so heißt es recht genau aufpassen und zahllose Bögen und Schwünge einschalten.

Über den Jochpaß zogen wir am 28. Dezember ins Gadmental. Hätten wir diese Fahrt in umgekehrter Richtung machen können, so wäre sie wohl recht nett gewesen. So aber hatten wir einen anstrengenden Aufstieg durch lockeren Pulverschnee und dann eine gemeine Abfahrt über verglaste Hänge zum Engstellensee. Es folgte eine steile Waldpartie, die allenfalls im Spätwinter mit Schiern fahrbar sein mag. Erst im unteren Teile des Genttals sind wir unserer Schier froh geworden. Doch kann der Jochpaß zweifellos unter Umständen eine sehr schöne Schitur sein, wenn auch nicht eine lawinensichere.

Am nächsten Abend saßen wir im Grimselhospiz und halfen zwei Innsbrucker Herren über das Wetter schimpfen. Die hatten bei ihrer weiten Reise dazu noch mehr Grund als wir. Fast ein halber Meter Neuschnee lag am Morgen, und wenn wir noch ungefährdet nach Meiringen entwischen wollten, so hieß es eilen. Tatsächlich ging auch zwischen Guttannen und Handegg eine große Staubgrundlawine nieder, dicht vor uns. Im übrigen haben wir auf diesem Spaziergang das Haslital abwärts wohl ein dutzendmal die Schier gewechselt, bis wir uns endgültig entschlossen sie zu tragen.

= IN JÄMTLAND (MITTELSCHWEDEN)

Einer Einladung des schwedischen Landesverbandes für Schilauf folgend, trafen sich Anfang März 1906 eine Anzahl Mitglieder des englischen Schi-Klubs in Stockholm. Nach einigem Zögern, da ich erst kurz vorher einen Arm luxiert hatte, entschloß ich mich auch hinzufahren, und brachte Professor R. Liefmann als Gast mit. In den wenigen Tagen, die wir in Stockholm verlebten, habe ich eine hohe Meinung von schwedischer Gastlichkeit erhalten — eine nicht geringere von der schwedischen Kochkunst. Mit wem immer wir zusammentrafen, er tat sein möglichstes, uns den Aufenthalt in dem „Venedig des Nordens" angenehm zu gestalten. Kein Vergleich ist übrigens weniger passend als der zwischen Stockholm und Venedig. Die Lage der Stadt auf felsigen Hügeln, die blauduftige Luft, die breiten Straßen, der großartige Verkehr, die vornehm ruhigen Monumentalbauten — nichts erinnert an die Königin der Lagunen. Nach reichlichem Konserven- und Wiskyeinkauf fuhren wir am 13. März unserem nächsten Ziele, Storlien, zu. Soweit war die Reise sehr bequem, da wir abends in Stockholm in unsere schönen Schlafwagen stiegen, um sie erst am folgenden Morgen nahe der norwegischen Grenze in Jämtland zu verlassen. Übermäßige Reize bot die Bahnfahrt nicht: Endlose Nadelholzwälder, kleine, zerstreut gelegene rote Holzhäuschen, verschneite Seen; in der zweiten Hälfte dann eine Mittelgebirgslandschaft, das war es, was wir sahen. Ungeheure Schneemassen links und rechts der Bahn, ausgedehnte Schutzbauten gegen Verwehungen, arbeitende Schneepflüge und ganze Reihen schaufelnder Männer bekundeten die Strenge des Winters. Noch mehr kam sie uns in Storlien selbst zum Bewußtsein, wo der Zug in langer Tunnelhalle aus Holz einfuhr, wo alles bis zum zweiten Stock im Schnee steckte und im Gasthaus die Fenster mit Papierstreifen verklebt waren.

Die nähere Umgebung unseres Quartiers bot sportlich nicht viel. Es wird wohl ziemlich viel Schi gelaufen, von der Bevölkerung wie von Städtern, doch gewöhnlich auf ganz langen (3—4 *m* l), dünnen, leichten, auch hinten aufgebogenen Hölzern mit einfachster Bindung. Man kommt mit ihnen in schwach hügeligem Gelände sehr rasch voran; zum steileren Bergauf- oder Bergabfahren sind sie aber ungeeignet. Tatsächlich vermeiden die Schiläufer auch mit Vorliebe die Höhen. Der Schi ist Verkehrs-, Wandersport- und Jagdgerät. Und Schituren machen heißt weite Wanderungen durch die Hügellandschaft unternehmen. Diese Art von Winterwanderungen bieten nun landschaftlichen Reiz, Anstrengung und, infolge von Sturm, Kälte, schwieriger Orientierung und Öde des Landes, auch Gefahren genug. Auch wir haben eine Reihe solcher Fahrten gemacht, die gewiß zu meinen eigenartigsten und eindrucksvollsten Winterturen gehören. Wenn möglich, haben wir uns aber die Höhen ausgesucht und Bergfahrten unternommen, wozu ja auch unsere kurzen Telemarkschi viel geeigneter waren.

Einer unserer ersten Tage galt den Snasahögarne, 1462 *m*, die sich als kleine, isolierte Berggruppe ziemlich unvermittelt, kahl und nackt etwa 1000 *m* aus der leicht gewellten Fläche mit ihren dunklen Tannenwäldern erheben. In schön geschwungenen Linien steigt der Hauptgipfel empor und erinnert fast an vulkanische Formen. Bei 25° Kälte und strengem Wind war die Besteigung nicht so ganz harmlos. Auch hat uns ein steiler, vereister Hang ziemlich Mühe gemacht. Einer aus unserer Gesellschaft glitt hier aus und biß sich dabei derartig in die Zunge, daß er schleunigst in das Krankenhaus nach Drontheim übersiedeln mußte. Der Gipfel selbst bestand aus einer Anhäufung blumenkohlförmiger Riesenhalbkugeln — alles große Blöcke, die ganz von Anraum überzogen waren. Die Aussicht zeigte ein endloses, ödes, ödes Land, voll dunkler Wälder; dahinter lag ein schwarzblauer Horizont und vor ihm standen in selt-

sam schwefelgelber Beleuchtung einzelne, weit auseinander liegende, unserem Gipfel ähnliche Berge. Die Abfahrt war lang und lohnend; endlos aber war der Heimweg, 25 *km* weit durch flachwelliges Land, durch Kiefernwälder und Birkengebüsch, über Seen und Flüsse, deren Wasser wir unter der dicken Eisdecke gurgeln hörten, ungezählte Hügel auf und ab.

Skjurdalshöjden und Stenfjeldet, beides Gipfel im Grenzkamm, boten gutes Übungsgelände, ebenso der Glucken, 1111 *m*. Besonders die Abfahrten nach Westen, ins Norwegische hinein, waren schön und lang, und wurden durch ein immerwährendes Bergauf und -ab zu einer schier unerschöpflichen Freudenquelle. Zum Teil waren sie alles andere als leicht, da die glaziale Skulptur des Bodens für viele artige Überraschungen, Steilabstürze und kleine Wändchen gesorgt hat. Und die Schlußabfahrt auf die niederen Talsohlen, ± 200 *m*, ging gewöhnlich durch dichten, steilen Wald. Es war ein großer Vorteil, daß wir fast stets irgendwo die Querbahn erreichten, die uns nach des Tages Mühen sehr bequem nach Hause brachte.

Während unseres ganzen Aufenthalts war das Wetter ungemein sprunghaft. Größte Kälte und Sturm wechselten mit milden, nebligen Tagen, und der Vorplatz des kleinen Hotels war abwechselnd Eisfläche und Sumpf.

Unter eines alten Lappen Führung unternahmen wir eine Fahrt von etwa 50 *km* über den flachen Rücken des Blähkläppen, 1165 *m*, weg zur Sylhütte am Fuße der gleichnamigen Berggruppe. Sie soll steil und alpin sein. Leider stak sie aber andauernd in dichten Schneewolken und Proviantmangel verbot uns längeres Warten. Als wir Storlien verließen, war es sehr kalt und die ganze Luft war erfüllt von feinen Eiskriställchen, wie von einem dünnen Schleier gefrorenen Nebels. Gegen die Sonne gesehen, flirrte und flimmerte das in allen Farben und schoß leuchtende Lichtpfeile uns entgegen. Nur kurze Zeit führte unser Weg durch krüppligen Birkenwald, dann nahm uns das weite, weiße, wellige Meer der Fjeldlandschaft auf, darin man tagelang irren kann, ohne auf menschliche Behausungen zu treffen, bis Hunger und Kälte die Irrfahrt beenden. Ein ganzes norwegisches Heer hat einst zwischen den Sylbergen und Storlien dieses Schicksal erlitten.

Und ein andermal zogen wir einen Tag lang nach Norden dem Grenzkamm entlang zur einsamen Jagdhütte Skalstugan, die uns der Besitzer Herr Walenberg in Stockholm hatte öffnen lassen. Über das langgestreckte Middagsfjeld, ca. 1000 *m*, ging unser Weg und wir fanden manche köstliche Abfahrt. Es liegt ein eigener Zauber in diesen langen, einsamen Wanderungen durch menschenleeres Land, darin blau und weiß die einzigen Farben sind und wo nur in den Tälern ein Stein oder Strauch die reinen, ruhigen Linien stört.

Nicht weit von Skalstugan steht auf der Grenze eine auffallende Berggestalt, der steile, regelmäßige Kegel des Kjölhaugen. Abgesehen von des Illimani 5000 *m* Absturz gegen das La Paz-Tal hat mir nie ein Berg einen tieferen Eindruck gemacht als Kjölhaugen. Und ähnlich ging es mehreren von unserer Partie. Und der ganze Berg ist bloß 1330 *m* hoch! Es ist ein gutes Beispiel dafür, wie Vordergrund und Beleuchtung das Bild machen und jede Wertung relativen Vergleichsmomenten entspringt. Am folgenden Morgen, als ich mit Gibson und Liefmann den Berg von Osten bestieg, kam er uns lange nicht mehr so schön vor. Wie er aber ebenmäßig und scheinbar überwältigend hoch und weit entfernt, makellos rein in den Linien und tadellos weiß sich aus der Hügel unruhigem Gewoge vor einem rotviolett flammenden Abendhimmel abhob, war er ein Bild majestätischer Bergesschönheit, das mir unvergeßlich bleiben wird. Bei 20° Kälte und wolkenlosem Himmel verließen wir Skalstugan, den Berg zu besteigen — bei unserer Rückkehr arbeiteten wir mit aller Willens- und Körperkraft gegen einen wilden

Schneesturm, der im Verlauf der nächsten 36 Stunden fast 2 *m* Neuschnee warf.

Mit schwerer Mühe nur erreichten wir nach zehnstündiger Arbeit unter ständigem Wechsel des Spurens über die Hügel Medstuguran, 788 *m*, und Bunneflätan, 700 *m*, die Gehöfte Stalltjörnstugan und am nächsten Morgen die Bahn, die uns wieder ein wenig nach Osten nach Aare brachte.

Unser Gepäck hatte man uns von Storlein dahingeschickt und ein vertrauensseliger Mann, der alles unverpackt zurückgelassen hatte, wurde nicht getäuscht; sogar sein steifer Filzhut kam als einzelnes Gepäckstück an und schöne bunte Aufklebezettel hatten ihn in den Augen Unbeteiligter bedeutend verbessert.

Abgesehen von dem langen See hat die Gegend von Aare den Charakter eines überhöhten Schwarzwaldes — leider tobten aber wieder Stürme, die durchaus nichts Heimatliches an sich hatten, und die uns wenig Gelegenheit ließen, die vielen Schimöglichkeiten dieser Gegend zu erschöpfen. Immerhin erzwangen Liefmann und ich die Ersteigung des Renfjället, ca. 1000 *m*, und hatten eine prächtige Abfahrt zurück zum See. Und endlich kam auch ein sonniger Morgen, an dem wir beide, zusammen mit einem Schotten, den König der dortigen Berge, den Aareskutan, 1419 *m*, angingen. Direkt vom Hotel nach Norden ansteigend, ging alles nach Wunsch, bis zur oberen Waldgrenze (± 800 *m*), dann kamen wir — glücklicherweise weit voneinander getrennt, weil der windgepreßte Schnee kein Folgen in der Spur veranlaßte — auf einen sehr steilen Hang und unser schottischer Freund trat ein riesiges Schneebrett von wohl über 300 *m* Breite los. Liefmann war seitlich des Abbruchs, ich mitten darunter, aber viel tiefer. Ich sah wie die dicken Schollen Gibson umrissen, sah, wie sich die großen Platten über- und ineinander schoben und immer tiefere Lagen aufbrachen, sah die Masse mit wachsender Geschwindigkeit auf mich zukommen. Zwei Wellen links und rechts in kleinen Bodenmulden, weit vor der Hauptmasse vorgeschoben, verboten den Versuch, seitwärts abfahrend zu entweichen. Es blieb als einzige Hoffnung, ein kleiner Felskopf unter mir, der die Lawine spalten mußte. Nie habe ich einen derartig eleganten Schwung gemacht wie auf diesen Kopf hinauf in demselben Augenblicke, in dem sich einige Schneeschollen auf ihn schoben, während der Rest unter knisterndem Rauschen vorbeischoß. Die eine Hälfte staute sich zu einem hohen festgefügten Walle, die andere breitete sich auf flacherem Hange weit aus und diesem Glückszufall durfte unser Freund seine Rettung zuschreiben.

Während er nach Aare zurückkehrte, setzten Liefmann und ich, nachdem der gefährliche Hang zu Fuß überwunden war, die Besteigung fort und erreichten über einen leichten, breiten Grat, voll infam löcherigen Anraums, die Spitze, auf der sich eine Schutzhütte befinden soll. Wir fanden nur einen riesigen Blumenkohl aus Eis und Schnee. Eine weite Schau über das winterliche Land, über viele Wälder und noch mehr weiße Seen — ungemein stimmungsvoll oder grauenhaft öde, je nach Stimmung und Laune — sowie eine wirklich erstklassige Abfahrt über die Westflanke, das war unserer Mühe Lohn.

GRAAKALEN, 583 *m*, DOVREFJELD, SNEHÄTTA, 2321 *m*

Wiederum kamen Sturm und Nebeltage; da gaben wir beiden Freiburger das Warten auf und fuhren westwärts nach Drontheim. Ein kurzer Besuch des Graakalens, ein entzückender Blick hinab auf den dunklen Fjord und die schneeweiße Inselwelt des Westens, sowie eine prächtige Abfahrt bis unmittelbar an die Häuser am Hafen belehrten uns, daß wenig Städte ein so schönes Schigelände unmittelbar vor ihren Mauern haben dürften. Drontheims berühmte Kirche ist seit grauer Zeit der Ort, wo die Könige Norwegens gekrönt werden. Und die Route Christiania, Gudbrandsdalen, Dovrefjeld ist eine uralte Verkehrsstraße. Mehr als 100 *km*

weit führt der Weg durch die fast unbewohnten, unkultivierten Hochtäler oder über das Plateau des Dovrefjeldes; schon im frühen Mittelalter wurden (1120 von König Eystein) staatliche Gasthäuser, die „Berghütten", angelegt. Noch heute bekommen die Pächter Unterstützung, haben aber dafür die Verpflichtung, die Straße auch im Winter offen zu halten. Tiefer unten in den Tälern lastet diese Arbeit als Servitut auf den Höfen und alle 300, 600 oder 1000 *m*, je nach Größe des Anwesens, steht ein roter Pfahl an der Straße und vermeldet, wer zu bahnen hat. Seit die Bahn durch das Oestredal besteht, hat die Straße über das eigentliche Dovrefjeld nur noch im Sommer für den Turistenverkehr Bedeutung; im Winter wird sie sehr selten benutzt. Wir fanden sie, trotz langer Gutwetter-Periode, teilweise so schlecht gebahnt, daß wir gerade noch durchkommen konnten. Es ist das begreiflich, wenn man bedenkt, daß nur zwei Reisende in jenem Winter vor uns die ganze Strecke befuhren.

Von Storen bis Otta, das ist der Weg, den wir in drei Tagen mit Schlitten zurücklegten, sind es 210 *km*. Die norwegische Einrichtung der Skydstationen macht die Reise bequem. Skydstationen sind Höfe, die vertragsgemäß Schlitten und Pferd stellen müssen zu festem Kilometerpreis. Gewöhnlich liegen sie 12 bis 20 *km* auseinander. Manchmal begleitete ein Junge oder Knecht uns bis zur nächsten Station. Sonst gaben wir einfach Pferd und Schlitten ab. Leider muß man mit dem Pferd auch stets das Fuhrwerk wechseln und im Auf- und Abladen und kunstgerechten Verschnüren des Gepäcks haben wir es in jenen Tagen zu einer fabelhaften Geschicklichkeit gebracht. Dieses Selbstkutschieren hat seine Vor- und Nachteile. Erwischt man ein williges Ponny, so ist es lustig und nett. Bekommt man einen lendenlahmen Klepper, so ist es eine Qual.

Leopold von Buch's im Jahre 1804 erschienene Beschreibung einer Winterreise über das Dovrefjeld ist noch heute zutreffend. Nur seinen Worten über die unvergleichliche Großartigkeit des Snehätta möchte ich nicht zustimmen. Ein Vergleich mit dem Montblanc, vom Brévent gesehen, ist jedenfalls etwas kühn. Im übrigen stehen noch die gleichen Gasthäuser und es wohnen wohl noch dieselben Menschen darin. Und sicherlich bekam er dasselbe wie wir zu essen: Morgens, mittags und abends: Fischpudding, zähe Schneehühner und vergorene Moltebeeren. Brrr!

In Storen, 60 *km* südlich von Drontheim, verließen wir die Bahn und erreichten in zwei Tagen die Höhe des Dovrefjeldes. Die Paßhöhe ist $\pm$ 1000 *m*. Unmittelbar an ihr liegt das Sanatorium (lies Gasthaus!) Hjerkin. Bei wundervollstem Wetter war es eine schöne Reise. Die Gegend steigerte sich allmählich von hügeligem Tieflandcharakter über Mittelgebirgsformen zu alpinen Bildern. Die Straße wurde nach und nach öder und schließlich ganz verlassen. Die letzten 15 *km* des Aufstiegs führen durch die enge Schlucht der Driva. Hier machte es uns viel Arbeit, zu verhindern, daß uns der Schlitten nicht von dem schlecht gebahnten Wege seitwärts in den schäumenden Fluß rutschte. Große Wächten an den Kämmen, das Fehlen namhafter Vegetation sowie zahlreiche Lawinenzüge gaben der Landschaft einen recht alpinen Anstrich. Uns überraschte auch hier wieder, namentlich um Sonnenuntergang, die Farbenpracht des nordischen Himmels. Mitteleuropa und die Tropen, soweit ich sie kenne, haben nichts Ebenbürtiges an zusammengestimmtem Farbenreichtum zu bieten.

Von der Höhe des Dovrefjeldes sahen wir zum ersten Male unser Ziel, den Snehätta als dunkelblaue Silhouette unter goldenen Schneeschleiern in einem apfelgrünen Abendhimmel stehen.

Fast 1500 *m* ragte der Berg über unseren Standpunkt empor. Die 23 *km* bis zu seinem Fuße sahen schier endlos aus. Und sie sind auch wirklich eine ganz anständige Entfernung! Das merkten wir am folgenden Tag, als wir sie von

Hjerkin aus hin und zurück machen mußten. Doch der Schnee war hart und flüchtig und besonders auf dem Rückweg kamen wir recht flott voran. Am Berge selbst waren die letzten 500 *m* für Schier ganz ungeeignet. Abgesehen von der Steilheit machten die metertiefen Windlöcher ein Fahren zur Unmöglichkeit; bei der isolierten Lage des Berges dürfte dieser Zustand des Schnees wohl die Regel sein; trotz klarstem Himmel herrschte auch am 2. April ein Sturm, der ganze Placken von der verkrusteten Oberfläche losriß und der uns bis auf die Knochen durchkältete. Die Aussicht war unbegrenzt und eine Sensation ganz eigener Art. Schön ist nur der Vordergrund, der felsige Südgrat des Bergs, sowie die vorgelagerten eleganten Svaanatinder. Sonst ist alles viel zu weit, um irgendwie zu wirken, es ist ein unendliches Gewirr kribbliger Linien und man sieht viel zu viel, als daß der Eindruck erhabener Ruhe aufkäme.

Die Trollhättagruppe im Westen, Jotunheimen im Süden und die Rondane im Osten sind leicht erkennbar. Graakalen bei Drontheim und die Sylberge im Grenzkamme sind gerade noch sichtbar; sie bieten aber weder in Form noch in Farbe etwas Erfreuliches. Man kann gerade noch feststellen, daß sie da sind. Das ist aber auch alles. Und so geht es fast mit allem. Das Gefühl befriedigter Neugierde, das Bewußtsein, sehr viel norwegisches Land gesehen zu haben, ist das Einzige, was mir als Frucht dieser Besteigung geblieben ist.

Neun Stunden nach dem Aufbruch überschritten wir wiederum die Schwelle Hjerkins. Mit dürftigen Worten erkundigte sich der Wirt nach unserem Erfolg, dann ließ er uns nach Landessitte allein in dem getäfelten Zimmer mit den buntbemalten Möbeln. Am nächsten Tage gelang es gerade, Otta und die Bahn zu erreichen. Die Hochfläche wich dem Tal mit rauschendem Fluß und zierlichem Birkenwald. Dieser machte den Föhren Platz, das enge Tal wurde breit, die steilen Hänge wurden allmählich flacher, und enger drängten sich die Höfe. In wenigen Stunden stieg die Temperatur von den 15° Frost der Hochfläche auf +2°. Im oberen Gudbrandsdalen war der Frühling schon am Werk. Durch Schneematsch, Pfützen und apere Stellen trieben wir unseren Gaul. Oft fuhren wir auch lange Strecken im schneegefüllten Straßengraben. Dann kamen wieder Schattenpartien mit tiefem Schnee, so daß es auch nicht angängig war, den Schlitten mit einem Wagen zu vertauschen. Wir waren herzlich froh, als unser Ziel in Sicht kam. Unserer Expedition zum Snehätta hat wirklich ein guter Stern geleuchtet. Fünf wolkenlose Wintertage sollen auf dem Dovrefjeld mehr als selten sein. Und im Nebel und Schneesturm sich den Weg über die unheimlich gleichförmige Hochfläche suchen, ist weder erfreulich noch so ganz einfach.

IM SCHWARZWALD Den größten Teil des Winters 1906/07 verwendete ich darauf, das Material für einen Schiführer durch den südlichen Schwarzwald zu sammeln oder, mit anderen Worten, diese Gegend abzulaufen. Es hat mir das hohen Genuß geboten und mich gelehrt, daß man nie glauben sollte, eine Berglandschaft wirklich zu kennen, und wäre es nur ein kleines Mittelgebirge.

Der Schwarzwald ist das Gebirge der schönen Linien. Ohne daß sich die Gipfel zu trotzigen Recken streckten, verlieren sie sich doch auch nicht in langen, wenig gegliederten Kämmen. Es sind noch Bergindividuen, wenn auch alte, abgeklärte Gesellen, die im Laufe der Jahrtausende ihre Ecken und Kanten verloren haben. Es bleibt die Heiterkeit und Milde des Alters, ohne daß man schon von Altersschwäche reden könnte. Wälder und Matten decken die Hänge; seltene Felspartien verstärken nur den allgemeinen Eindruck; schöne behäbige Höfe, nach guter Germanenart räumlich weit getrennt, liegen in den Mittellagen überall zerstreut und kahle, gerundete Kuppen schauen herab in dichter bevölkerte Täler.

Dieses Wald- und Wiesengebirge verändert der Winter in ein Märchenreich weißer Pracht — verändert es mehr, als er je eine hochalpine oder skandinavische Landschaft ändern kann.

Zu Inseln seliger, sonniger Einsamkeit kann er die höchsten Berge umschaffen, wenn dicker Nebel die Täler erfüllt, zu schwimmenden stillen Eilanden, von denen der spähende Blick nur das wallende Wolkenmeer der Tiefe und der Alpen trotzige, vielgezackte Mauer im Süden erblickt, und vielleicht noch eine ähnliche Inselwelt im Westen, wo sonst der Wasgenwald dem Rheintal entsteigt. Des Waldes winterlich Gewand, des Schneesturms Lied im Tann will ich hier nicht schildern. Auch ist es nicht der Platz für die vielen Berge, die ich bestiegen, und die verschiedenen Abfahrten, die meine Schier geleistet. Ein ausführlicher Führer steht dem Belehrung Suchenden als Frucht dieser Turen zur Verfügung. Ich will hier nur noch einmal aussprechen, daß es keiner, er sei denn durchaus auf Gipfel über 2000 *m* erpicht, bereuen wird, dieses Mittelgebirge als Ziel einer Reise sich gewählt zu haben. An Winterschönheit und sportlichem Schilauf findet er die weitestgehenden Erwartungen erfüllt; und lange, ermüdende Turen sind genug zu finden. Er darf nur nicht einen Sonntag auf dem Feldberg, einen schönen Sonntag, an dessen Abend der bekannte Seebuck aussieht, als hätte eine Herde Schweine Trüffeln gesucht, für den Inbegriff des Schilaufens im Schwarzwald nehmen.

IN UND UM KITZBÜHEL Anfang Januar 1907 und Ende Januar 1908 war ich je etwa 10 Tage in Kitzbühel. Das Lob dieses Ortes und seiner Berge ist uns in allen Zungen und Zeitungen derartig oft gesungen, daß ein Mehr vom Übel wäre. Sagen wir kurz: Es ist verdient, muß aber ein wenig eingeschränkt werden.

Für meinen Geschmack — und es ist wahrlich nicht nur meiner! — liegt Kitzbühel zu tief. Das hat zwei Nachteile zur Folge, die sich kombinieren: Gewöhnlich ist der Schnee im Tale selbst nicht besonders gut und die Anstiege zum wirklich erfreulichen Schigelände sind recht lang. Dabei bieten die Berge eigentlich doch nicht so sehr viel mehr als Mittelgebirgskammwanderungen. Sie müssen aber hier durch einen unverhältnismäßigen Aufwand an Anstrengung erkauft werden; denn infolge des oft recht mäßigen Schnees im Tal und der steilen Talwände steht dem Debet der langen Aufstiege nicht immer die entsprechende Abfahrt auf der Kreditseite gegenüber. Doch versichern mir langjährige Kenner dieses „Playgrounds", daß der schlechte Schnee im Tale die Ausnahme sei. Ich muß es also wohl beide Male besonders unglücklich getroffen haben.

Kitzbühler Horn, 1998 *m* (Abb. 7, S. 68), und Ehrenbachhöhe, 1805 *m*, sind ebenso bekannte wie beliebte Ziele und besitzen beide den großen Vorzug der hochhinaufführenden Schleifwege, die ein müheloses Ziehen der Schier gestatten. Sodann bieten beide wirklich ganz herrliche Aussichten, die ästhetisch wundervoll angeordnete Landschaftsbilder der verschiedensten Art harmonisch vereinigen.

Steinbergkogel, 1971 *m*, und Pengelstein, 1940 *m*, bestieg ich mit den Pionieren des Schilaufs in Kitzbühel, den Herren Reisch und Herold. Die Abfahrten vom Steinbergkogel nach Aurach und vom Pengelstein nach Jochberg sind bei gutem Schnee sehr schön. Doch gestatten beide kein herzerfreuendes Laufenlassen. Es ist eine gute Gegend, die Vorzüge des Alpenschis oder seiner Tochtertypen schätzen zu lernen, und ich kann nur jedem der mitteleuropäisch-norwegischen Läufer, der diese Bindungen, ohne sie zu kennen, in die Hölle der Lächerlichkeit schicken möchte, wünschen, daß er einmal eine solche Abfahrt mit einem wirklich guten Alpenschiläufer macht.

Der größte Reiz des Kitzbühler Gebietes liegt aber zweifellos in den Kammwanderungen. Und die Palme gehört hier der Tur von der Ehrenbachhöhe,

1805 *m*, über Jufen, 1960 *m*, Pengelstein, 1940 *m*, und Schwarzkogel, 2032 *m*, zum Klein-Rettenstein. Der schwarze Punkt in diesem leuchtenden Schneeband ist der Schwarzkogel, den man zu Fuß übersteigen muß. Freund Rickmers hat zwar einmal einen ganzen Führerkurs mit Schiern hinübergelotst. Es sind auch alle glücklich auf der anderen Seite angekommen; es beweist das deutlich, daß manche Menschen großes Glück haben.

In Kitzbühel wird einem vielfach empfohlen, den Schwarzkogel nach Norden zu umgehen. Sobald nur einigermaßen hoher Schnee liegt, kann mich keine Überredungskunst zu dieser Traverse veranlassen, auch nicht mit dem Hinweis, daß bisher immer alles ohne Lawinen abgegangen sei. Überhaupt habe ich vielfach von Einheimischen gehört, Lawinen seien in Kitzbühels Bergen gar nicht zu fürchten. Das wird so lange gesagt werden, bis das erste große Unglück geschehen ist. Jedenfalls habe ich einmal eine große Grundlawine, die vom Wilden Hag kam, meine Abfahrtsspur überdecken sehen und bin ein andermal am Hochetzkogel umgekehrt aus Furcht vor Schneebrettern. Es kann ja sein, daß es unnötig war!

Etwas lang ist die Kammwanderung bis zum Klein-Rettenstein gewiß, dafür aber sehr aussichtsreich und belohnt wird man mit einer prächtigen Abfahrt nach Jochberg, vielleicht der schönsten, die ich dort gemacht habe.

Weniger anstrengend, aber ebenfalls sehr empfehlenswert und besonders schön durch die Aussicht auf Leoganger Steinberge und Venedigergruppe, ist der Kamm Hochetzkogel, 1741 *m* — Stuckkogel, 1836 *m* — Gaisberg, 1789 *m*. Das Bergauf und Bergab vom Stuckkogel an hat mich lebhaft an die Vogesenfahrten erinnert.

Und ein dritter prächtiger Kamm ist der, der vom Saalkogel, 2009 *m*, über Rauber, 1974 *m*, und Hahnenkamm, 1815 *m*, zum Laubkogel, 1761 *m*, zieht. Der Aufstieg zum Saalkogel ist hier die schweißtreibende Arbeit, die vor dem Genuß kommt. Die Schlußabfahrt vom Laubkogel ist leider — wie vielfach im Kitzbühler Gebiet — durch ein vollgerüttelt Maß von Zäunen sehr beeinträchtigt.

AUF DEM GRENZKAMM VOM BALLON D'ALSACE ZUR SCHLUCHT

Schon lange lockte uns diese Fahrt. Doch erst im Februar 1907 sollte sie zur Tatsache werden. Von Sewen bei Mülhausen stiegen wir am ersten Tag über steile Pulverschneehänge vom Alfeldsee empor zum Langenberg, 1072 *m*, und weiter zum Ballon d'Alsace, 1245 *m*. Die ganze Südseite des Berges, über die wir wieder zurückfuhren zum kleinen französischen Hotel, war blankes, blaues Eis und wir sahen etwas düster in die Zukunft unserer Wanderung. Abends kamen unabhängig von uns dreien — mit mir waren noch zwei Freunde vom Akademischen Ski-Club Freiburg — noch fünf Freiburger Herren und wir wunderten uns gemeinsam darüber, daß die Kammwanderung noch nicht gemacht war. An den folgenden Tagen haben wir den Grund dafür eingesehen! Später lösten wir dann das Problem zu acht in drei Betten zu schlafen nicht ganz zufriedenstellend und zogen am nächsten Morgen gemeinschaftlich wiederum zur Spitze des Belchen. Bei dem Suchen nach einer Stelle, wo der den Gipfel im Dreiviertelskreis umgebende Wächtenrand einen Durchschlupf gestatte, trennten sich die beiden Partien und wir haben die anderen Herren nicht mehr gesehen. Es dauerte ziemlich lang, bis wir an der Ostseite eine Abstiegsmöglichkeit fanden. Da wir keinen Pickel mitgenommen hatten, so kosteten uns die oberen 60 *m* fast drei Viertelstunden. Dann konnten wir die Schier wieder anziehen.

Als erster Berg im Kamm kam der Rundkopf, 1116 *m*, dann folgten Köhlerkopf, 1117 *m*, Obere Bers, 1248 *m*, und Sternseekopf, 1250 *m*, als letzter vor der Depression des Rotwasensattels. Von jeder dieser Erhebungen hatten wir so an die 200 *m* Abfahrt, bald durch Hochwald, bald durch Buschwerk, dann über

Wiesen und dann wieder über eine Folge kleiner Felsköpfe mit natürlichen Sprunghügelchen. Wir machten die angenehme Entdeckung, daß auf den Nordhängen überall guter Schnee lag, während die Anstiege auf den Südseiten verkrustet waren. So kamen wir rasch voran. Nach kurzer Frühstücksrast stiegen wir auf den Rotwasenkopf, 1171 *m*, und dann auf den Neuwaldkopf, 1231 *m*, und dann kam etwas sehr Unerwartetes, eine Abfahrt von ca. 250 *m* durch dichten Wald, auf einem im Durchschnitt 50° geneigten Hang. Da konnten wir den guten Pulverschnee brauchen und außerdem alle unsere Schikünste. Eine Wettfahrt zwischen drei Systemen begann: Abfahrt-Schwung, Abfahrt-Schwung war des einen Losung; der zweite reihte Stemmbogen an Stemmbogen und seine Spur wand sich wie eine Schlange um die Bäume. Der dritte fuhr mit quergestellten Schiern seitswärts nach vorne und hinten — und er gewann das Rennen. Eine ganz ähnliche Abfahrt von etwa 300 *m* führte uns dann vom Deutschen Kopf, 1013 *m*, hinab, zu einem der beiden, im Winter gebahnten Pässe der Südvogesen, zum Col de Busang, 720 *m*. Durch den kammdurchbohrenden Straßentunnel zogen wir auf die französische Seite, stiegen durch ein liebliches Waldtal empor zum Drumont, 1200 *m*, und setzten die Fahrt fort über Hasenkopf und Felleringerkopf, 1222 *m*, zum Col du Ventron, 859 *m*. Inzwischen war es Abend geworden und wir mußten uns nach einem Nachtquartier umsehen. In schneller Fahrt legten wir auf glatter Straße die 5 *km* nach dem französischen Industriedorf Ventron, 600 *m*, zurück. Groß war der Bevölkerung Staunen über unsere „longs drôles de patins", groß unser Staunen, daß der Schi hier noch nie gesehen war.

Ein kleines Stückchen des Kammes uns schenkend, stiegen wir früh am Morgen direkt hinauf zum Groß-Winterung, 1209 *m*, und suchten dann im Nebel unseren Weg durch dichte Wälder, über Bocklochkopf, 1132 *m*, Hinter-Rehwändel, 1136 *m*, Hasenlochkopf, 1119 *m*, und Altenberg, 1193 *m*, zum Col de Bramont, 958 *m*. Der Ausbau der Grenze, soweit wir ihn fanden, war unser natürlich gegebener Weg. Er läuft freilich steil bergauf und bergab, und nur sehr gute Fahrer werden dieses Stück der Tur mit Genuß zurücklegen können. Wieder kam ein unvernünftig steiler Aufstieg auf den Brunftberg, 1124 *m*, und Andreaskopf, 1170 *m*, und eine womöglich noch steilere Abfahrt zum Seesattel. Der nächste Aufstieg, durch dichten Buschwald auf den Rainkopf, 1298 *m*, war schon mehr ein richtiger Schinder. Schon seit Mittag hatte sich der Nebel verzogen, er war vollständig aufgesogen. Dafür kam mit unheimlicher Geschwindigkeit ein Heer weißer Schäfchenwolken aus Süden geflogen. Bald lösten auch sie sich auf und langfingrige, zerfranste Windwolken krochen über den halben Himmel; die Ferne wurde blauschwarz und rückte nah und näher; der Schwarzwald schien nur einige Kilometer entfernt zu sein. Die weißen Wolken wuchsen und wurden dunkelgrau, und die ersten feuchtwarmen Windstöße jagten ihren Atem über uns. Es kam mit schnellen Flügeln der Föhn; wir hörten und sahen und rochen ihn.

Kastelberg, 1345 *m*, und Hohneck, 1396 *m*, stürmten wir hinauf, den Schnee zu nützen, solange er noch gut war. Bis zur Schlucht ging es noch an. Das Tal hinab nach Münster klebte es aber gemein. Als wir nach 6 Uhr nach einem langen Dauerlauf auf den Bahnhof kamen, fuhr uns der Zug vor der Nase weg.

Wir wußten jetzt, warum wir die ersten waren, die diese Fahrt gemacht haben. Sie ist nicht leicht, vielleicht eine der schwierigsten, die in deutschen Mittelgebirgen zu machen ist, ohne daß man unnötigerweise die Schwierigkeiten sucht; sie ist lang, von Sewen bis Münster sind es ungefähr 80 *km*; sie ist anstrengend, denn die Gesamthöhendifferenz beträgt rund 8000 *m*; aber sie ist landschaftlich und sportlich großartig. 26 Stunden standen wir insgesamt auf Schiern und haben wahrlich nicht gebummelt.

GROSSE SCHEIDEGG, 1961 *m*, MÄNNLICHEN, 2345 *m*

Schneemangel im Schwarzwald trieb Weihnachten 1907 zwei meiner Freunde, meine Frau und mich zu einer Tur von Meiringen über die Große Scheidegg. Es ist das eine bequeme Fahrt von Mittelgebirgscharakter; die oft gerühmte Aussicht ist das schönste daran. Die Abfahrt nach Grindelwald muß wohl recht lohnend sein können — vorausgesetzt, daß viel Schnee liegt. $^3/_4$ *m*, wie wir es trafen, ist nicht annähernd genug, da der ganze Weg südseitig exponiert ist und jeder Stein und Busch alsbald ausapert.

Anders der Männlichen, den wir am nächsten Tag bestiegen. Aufstieg wie Abfahrt lagen nordschauend. Besonders die obere Hälfte ist sehr hübsch; aber auch die Partien durch den mittleren Waldgürtel sind recht unterhaltend. Weiter unten stören die Zäune. Die Aussicht auf die hohen Berge im Osten und der Tiefblick nach Westen lohnen eine Besteigung, sollte auch der Schnee nicht dazu verlocken.

Hervorragend soll die Abfahrt vom Faulhorn sein, doch ein hoffnungsloses Schnee- und Regenwetter ließ uns nicht dazu kommen. Befriedigt von dem, was wir gehabt, und froh, daß uns kein englischer Schlitten auf der Dorfstraße einen Fuß abgefahren hatte, verließen wir Grindelwald.

VON WAIDBRUCK NACH INNICHEN QUER DURCH DIE DOLOMITEN

Am letzten Tag des Januar 1908 fuhr ein Trifolium mit den Blättern Schuster, Wallau und Hoek über den Brenner nach Süden. Unser Begehr stand nach einer Schireise durch das Land Dolomitien. Sommerlich aper waren Nord- wie Südhänge des Brenners; nur ein schneidender Wind in Franzensfeste erinnerte daran, daß eigentlich Winter sei. In Waidbruck, wo wenigstens einige Schneeflecke die Landschaft verunzierten, ward unser schönstes Blättchen abgerissen. Wallau erklärte sich für influenzakrank und fuhr alsobald zurück. Sehr ermutigend waren die Auspizien nicht! Und doch sollte diese Reise von Wetter- und Schneeglück in unerhörtem Maße begünstigt sein. Am 4. Februar verließen wir Seis und stiegen zum Fromerhause empor. Der Anblick von Euringerspitze, Sandtnerspitze und Schlern half uns ein wenig hinweg über die psychische Depression, die der vollkommene Schneemangel hervorrufen wollte. Doch zeigte sich's bald, daß diese Trockenheit ein ausgesprochenes Merkmal des Eisacktales und seiner Hänge war. Je weiter wir nach Osten kamen auf unserer Reise, um so günstiger wurden die Schneeverhältnisse. Schon auf der Seiseralpe, fast vom Rande des Plateaus ab, fanden wir prächtigen Pulverschnee, der ein Wandern ohne Schier zur harten Aufgabe gemacht hätte.

Vier Stunden lang zogen wir über die wellige Hochfläche dem Mahlknechtjoche, 2168 *m*, zu. Der Schlern und seine Türme verschwanden zur Rechten, dafür tat sich vor uns der schöne Blick auf die Langkofelgruppe auf. Die letzten Abendstrahlen spielten um das Haupt des Vernel, als wir das Joch überschritten und das Durontal hinabfuhren. Schon legte die Nacht ihre Schleier über das Fassatal, als wir nach guter, schneller Fahrt in Campitello Quartier suchten. Und noch lag ihr Traumnetz über dem malerischen Dorfe, als wir am 5. Februar gut verpackt talaufwärts fuhren. In Alba verließen wir den Schlitten und stiegen zum Contrinboden empor.

Unser Ziel, die Cima Cadina, 2886 *m*, lag weit oben, wo das Tal sich schließt, und es sah lange aus, also sollten wir es nicht erreichen. Als wir in dem Vorbau des Contrinhauses frühstückten, waren Kälte und Wind so beißend und ein leichtes Schneegestöber so wenig anheimelnd, daß wir schon die Umkehr erwogen. Doch der Unternehmungsgeist siegte und alsbald klärte sich auch der Himmel bis zur makellosen Bläue. Bis Punkt 2682 (Passo Cirelle)

der Alpenvereinskarte lassen sich die Schier ungezwungen verwenden. Wir schnallten sie schon bei Punkt 2559 ab und stiegen die letzten 300 *m* zu Fuß zum östlichen und höchsten der drei Cadinagipfel empor. Nur der allerletzte kurze Grat erheischte einige Vorsicht. Wie viele etwas sekundäre Berge bietet auch die Cima Cadina vorzügliche Aussicht — besonders Pala- und Croda Grande-Gruppe sind Schaustücke ersten Ranges.

Und die Abfahrt das Contrintal hinaus zurück? Gewiß, sie ist ganz gut, aber auch nicht mehr. Dafür ist sie oberhalb des Contrinhauses zu steil und kompliziert und weiter unten zu flach. Und die Steilstufe gegen das Fassatal ist so gut wie ganz unfahrbar.

Wiederum lag Canazei noch im Dunkel und des Vernel schön geschwungene Silhouette schob sich grau in den fahlgelben Morgenhimmel, als wir die Schier anschnallten, um die vielen Schleifen der Pordoistraße zu erklimmen. Von Canazei über das Pordoijoch, 2250 *m*, nach Araba — das ist eine Genußtur. Genußreich ist der gemütliche Anstieg auf breiter, ungebahnter Kunststraße, wundervoll der Blick auf die Türme der Langkofelgruppe (Abb. 8, S. 68), einer vielzinnigen Götterburg, die weiß überpulvert sich höher und höher reckt, je freier der Blick sie umspannen kann, prächtig die schnelle Abfahrt nach dem kleinen Araba. Über den Campolungopaß, 1879 *m*, steuerten wir mittags unserem Standquartier für einige Tage, dem freundlichen Gasthause „Zirm" in Corvara zu. Wäre dieser Ort nur etwas bequemer zu erreichen, so könnte er ein prächtiges Zentrum für Schituren werden.

Bevor wir unser Hauptziel, die Boë, in Angriff nahmen, gönnten wir uns einen halben Ruhetag und bummelten hinauf zur Pralongia, 2141 *m*, von der aus man den Weg auf die Boë wundervoll studieren kann. Hinab nach St. Cassian führen nordschauende, mit schütterem Wald bestandene Hänge. Durch lichte Lärchen- und Arvenbestände grüßen die Gipfel der Fannesgruppe — es ist in jeder Beziehung eine Ideallandschaft für Naturschlemmer auf Schiern.

Es dürfte wenig Dreitausender geben, die eine so unterhaltsame Schitur sind, wie die Boë, 3152 *m* (Abb. 5, S. 67), von Corvara aus. Hier sind keine endlosen Schneefelder und man braucht nicht die Spur in ermüdenden Zickzacklinien zu führen.

Auf breiten Terrassen und Bändern vollzieht sich bald mehr, bald weniger steigend der Aufstieg unter ständigem Wechsel der Aussicht. Dann kommt allerdings ein heikles Stück, das böse Boëcouloir, das unter Umständen (bei Lawinengefahr) die Umkehr erzwingt. Einmal oben beim Eissee, folgt wiederum eine leichte Traverse und schließlich der einfache Südgrat. $^3/_4$5 Uhr verließen wir mit Franz Kostner Corvara und um $^1/_2$1 Uhr standen wir auf dem Gipfel.

Die Abfahrt über unseren Aufstiegsweg muß hervorragend schön sein. Weshalb wir uns eigentlich entschlossen, das Mittagstal zur Rückfahrt nach Corvara zu wählen, weiß ich nicht mehr recht. Vielleicht verlockte uns die Bamberger Hütte, die so einladend auf dem weiten Plateau lag, zunächst zu ihr hinabzufahren. Nach kurzer Rast steuerten wir dann dem Höllenschlund der Val de Mesdi zu. Sicherlich war der Anblick des Daint de Mesdi, der drohend vor der weißen Winterlandschaft stand, wohl etwas wert — aber gewiß zahle ich dafür nie mehr den Preis des Abstiegs durch das Mittagstal. Das hat mich mit Schiern zum letzten Male gesehen. Nur mit äußerster Vorsicht konnten wir wegen drohender Schneebretter den steilen Gletscher hinabsteigen. Doch auch weiter unten fanden wir kein Schilaufen, sondern nur ein improvisiertes Rodeln auf den zusammengebundenen Hölzern. Ist die Schneedecke nicht gar so dünn wie im Februar 1908, so dürfte endlich der Ausstieg ins Haupttal noch der gefährlichste Teil der ganzen Abfahrt werden.

Im „Zirm" war so gut sein, daß wir nach einer Tur suchten, die uns noch einen Tag länger in Corvara halten sollte. Und wir trafen eine sehr glückliche Wahl. Über Colfuschg und Chiampatschsee stiegen wir hinauf zum Chiampatschjoch, erkletterten einige Schrofen, die uns auf das Plateau nördlich des Saß di Chiampatsch brachten und hatten eine herrliche Fahrt zum Crespennajoch, 2542 *m*. In wenigen Minuten bestiegen wir von da aus ohne Schier den Col Turond, 2655 *m*, einen Aussichtspunkt, der den Tschierspitzen kaum nachstehen dürfte. Dann ging's hinab ins obere Kedultal und hinauf zur Einsattlung, 2413 *m*, zwischen Col Turond und Östlicher Tschierspitze. Hinab zum Grödner Joch waren die Hänge teilweise recht steil. Es war eine sehr abwechslungsreiche Tur, die ich aber nur firmen Läufern empfehle. Auch wird man stellenweise auf Lawinen aufpassen müssen.

Über den Tadegapaß, 2144 *m*, strebten wir am 11. Februar Cortina zu. Unsere Vermutung, daß die Groß-Fannesalpe ein prächtiger Ausgangspunkt wäre für Schifahrten im Bergkranze der Kreuzkofelgruppe, fanden wir bestätigt. Doch auch die Abfahrt nach Fiames ist nicht zu verachten; nur einige Waldpartien vor dem „Ponte alto" dürften sogar den allerbesten Fahrern etwas schwierig vorkommen.

Eine Entdeckungsfahrt auf das Sennesplateau und die Ersteigung des Pragser Seekofels, 2800 *m*, hat uns dann eine neue Welt gezeigt, wo für den Schiläufer noch manches schöne und lohnende Ziel liegt. Doch müßte dazu die Egerer Hütte dem Winterturisten offen stehen. Denn von Cortina aus sind alle Berge auf dem Sennesplateau zu weit entfernt und zu anstrengend.

Am letzten Tage zogen wir dann über das Großwildgrabenjoch 2296 *m*, von Landro nach Innichen. Landschaftlich war es vielleicht die Krönung aller geschauten Bergpracht. Schisportlich kann ich diesen Paß nur als gänzlichen Mißerfolg bezeichnen.

Ein schönes Land die Dolomiten! Aber sicherlich im Sommer noch herrlicher als im Winter!

Wer eine Spanne von zehn Jahren Geschehenes schildert und als denkender Mensch das selbstverständliche Bestreben hat, aus der Vergangenheit sich die wahrscheinliche Zukunft geistig aufzubauen, der wird, ob er nun will oder nicht, vor die Frage nach dem Wesen seines Gegenstandes gestellt. Jedes Sich-klarwerden, wie alles Erklären beruht im tiefsten Grunde auf Vergleichen. Und hier, wo von Schi-Alpinismus die Rede war, liegt ein Vergleich so nahe, mit dem sommerlichen Bergsteigen. Ein alpines Glaubensbekenntnis allein kann die Antwort sein, die hier gefunden werden soll; ein Glaubensbekenntnis — also eine Gefühlsoffenbarung, die so oft verschieden lauten wird, als die Frage an verschiedene gestellt wurde. Worauf es ankommt, ist klar; es handelt sich um die Stellung, die der einzelne dem Alpinismus als Gesamterscheinung gegenüber einnimmt.

Für mich steht außer und über jeder Diskussion der Satz: Das nicht aus Beruf, oder aus dem Zwang wissenschaftlicher Berufung entsprungene Bergsteigen ist Spiel, ist „Sport" nach dem heutigen deutschen Sprachgebrauch oder Mißbrauch dieses Wortes. Man kann ja gerne zugeben, daß es in unserem Falle mehr als sonst möglich ist, den sportlichen Charakter zu verdecken, und man muß feststellen, daß unzählige „ihr eigenes Tun verkennend, nach Beweggründen suchen, die sie für sich selbst und andere als primär willenerregend anführen"; und ich will ja gerne glauben, daß es ein Sport ist, der mehr als alle anderen ästhetische, moralische, symbolische und meinetwegen sogar hygienische Werte enthält. Doch es bleibt Sport. Und klarer noch als im Sommer erkennen wir das im Winter, wo alles vereinfacht und vergrößert

erscheint, die Formen und Farben sowohl wie die Zwecke und Ziele des Steigers. Und wie aller Sport ist der Schi-Alpinismus der Mode unterworfen. In großen Kurven bewegt sich derartig Geschehen; auch die Höhe der Bergsteigerei im Winter wird einmal erreicht werden, eher als im Sommer und um so eher, je früher uns in Deutschland andere Sportarten gelehrt, je früher andere Ventile für überschüssige Kraft geöffnet werden. Wachsen wird stets die Zahl der Wintersportplätze, wachsen die Zahl der Spaziergänger auf Schiern, aber nicht die der Hochturisten, denn Sport bieten auch schon niedere Berge und kleinere Ziele; und die Dauerleistung ist bloß eine Seite des sportlichen Schilaufs in den Alpen — und zwar eine, die nur wenigen liegt.

Aber ist nicht die Schönheit des Hochgebirges im Winter, diese „unendliche zauberhafte Schönheit der winterlich weißen Berge" ein so starkes Lockmittel, daß stets mehr und mehr sich dem Sporte zuwenden werden, der ihnen dies beschert? Es ist damit ein eigen Ding: trotz allem, was man überall hören kann, glaube ich, daß nicht allzuviele diese Schönheit genießen. Dafür liegt sie, wenigstens zum Teil, zu sehr auf psychischem Gebiet, liegt in der Idee, ist von der Art wie die Schönheit des wissenschaftlichen Beweises, oder eines technisch seinem Zwecke angepaßten Instrumentes. Es liegt zu wenig rein Sinnliches in der Schönheit des Hochgebirges, besonders im Winter. Und das Verständnis für psychisch abstrakte Schönheit kommt erst spät. Alles was über einfache Reizwirkung hinausgeht, was über den Reiz der bunten Kugel für das Kind, über den Reiz der schönen Frau für den Mann hinausgeht, hat nur ein kleines Publikum. Schon der Begriff des schönen Mannes ist für uns eine Einfühlung in die weibliche Psyche und manche Philosophen erklären sogar den Zauber der Aussicht aus dem Lustgefühl, das die unwillkürliche Bewegung des Auges erzeugt! Die Schönheit des Pfirsichs, der wie sammetweiche Haut sich anfühlt, ist noch jedem Gebildeten verständlich, auch die anmutigen Linien der fruchtbaren Mittelgebirgslandschaft und der reichgegliederten Küste. Schließlich auch noch die Kontrastwirkungen des sommerlichen Hochgebirges mit seinem ewig wechselnden gestaltungsreichen Wolkenhimmel, aber nimmermehr die des verschneiten Hochgebirges.

Gefühle zunächst und dann Gedanken müssen geweckt werden, sonst war das Gerede von dem Genuß der Landschaft eitel Dunst, denn derer, die nur mit den Augen genießen, sind verschwindend wenig. Nun weiß ich sehr wohl, wie unendlich viel der Winter in den Bergen erzählen, wie viel Genüsse schon jedes Schneefeld bieten kann, wie unendlich viel seine mit zartem Wellenmuster bedeckte Oberfläche, seine gläserne Kruste, seine gleichgerichteten Löcher und Kämme, sein Rascheln oder Zischen, wenn ich darüber fahre, verraten können.

Es bleibt nur die Frage, wie vielen es davon erzählt? Und die inhaltsschwerere, ob nicht andere Landschaften und andere Jahreszeiten ein unendliches Mehr bieten.

Gewiß, der Zauber zartester Lichtspiegelungen auf einer welligen Schneefläche kann hinreißend schön sein. Wohl, wandernder Wolken Schatten und das feine Spiel verfließender, wechselnder blasser Farben ist ein wundersam Schauspiel. Schönheit zu finden ist nicht schwer. Aber es ist eine Schönheit, die faute de mieux genossen wird.

Es ist nicht gar lange her, da beschrieb jemand das Spiel der Schatten und den Wechsel der Farben auf einer hohen Brandmauer, die den ganzen Blick aus seinem Fenster verdeckte. Er schwelgte in der Pracht dieses Schauspiels. Das ist etwas sehr Ähnliches, wie das, was auf unserer weißen reineren Bühne vor sich geht. Selig der Mann, der Genuß darin findet. Aber es ist die unbegrenzte Genußfähigkeit des Reichen im Geiste, der auch dieses versteht, oder der Schönheitstaumel des zu

schlecht Weggekommenen, dem sonst nichts zur Verfügung steht. Werden derartige Gefühle und Genüsse als Zweck und Ziel dargestellt, so kann ich darin kein gesundes Empfinden mehr sehen, so wenig wie ich die erotische Anhimmlung von Felswänden, ihre Bezeichnung als „Geliebte" und die „wollüstige Freude" an ihrer Besteigung für normal halten kann, sofern dies alles wirklich empfunden war.

Unwillkürlich kommt mir dabei die Erinnerung an ein kleines Erlebnis, das ich vor Jahren in Belgien hatte. Einige Stunden von Rochefort liegt die berühmte Tropfsteinhöhle von Han. Mit einem Kutscher, der viele Jahre die Reisenden hinausgebracht hatte, fuhr auch ich dahin. Kurz bevor wir ankamen, bat mich der Alte, ob ich ihn nicht mitnehmen wollte in die Höhle, von deren Schönheit er so viel gehört. Selbander sind wir durch die Dome und Gallerien gewandert. Dann fuhren wir heim und mein Freund sagte lange nichts. Endlich, schon sahen wir die Häuser der Stadt nahe, drehte er sich um: Lieber Herr, ich danke Ihnen sehr, aber ich für mein Teil sehe eigentlich lieber ein hübsches Mädchen.

Ziehe ich allen Sport ab, ziehe ich allen Snobismus ab, den andere und man selbst sich anerzogen hat, ich glaube, bei recht vielen bleibt dasselbe Gefühl. Und das nicht nur in der Höhle von Han, sondern im Hochgebirge mehr als irgendwo sonst. Und nun sei es mir gestattet, einen Augenblick von mir selbst zu reden, also den Boden der Überzeugung bloß und des Behauptens gegen gefestigten Grund zu tauschen. Ich halte mich für durchaus nicht unempfänglich auch den zarteren Schönheiten der Natur gegenüber, ich kann die Nuancen des Lichts in den Eiszapfen der Wächte genießen, kann in Entzücken geraten über die Tinten, die die sinkende Sonne über die abendliche Welt gießt, über die zarten Goldschleier des stäubenden Schnees und kenne den Charme eleganter Schattenlinien. Aber ich kann nicht finden, daß alle diese Schönheit wesentlich anders sei als die des Mittelgebirges, und wo wirklich einmal ein seltener, nur im Hochgebirge zu findender Effekt ist, da kann ich nicht finden, daß seine Seltenheit und sein Preis an Zeit und Anstrengung ihm wirklich etwas mehre an seiner Fähigkeit, genossen zu werden, so daß er nun wertvoller wäre als alles das andere; und ich glaube nicht, daß man nach langem Mühen in der besten Verfassung ist, ihn zu genießen. Dieser Schönheit wegen steigt man nicht auf die Berge.

Die höhere, mehr psychische, in der Idee wurzelnde Schönheit des Hochgebirges, von der wir schon oben sprachen, will errungen sein. Erst durch das Suchen der Augen entsteht sie. Und weil man ungerne sucht, so nimmt man die starken Eindrücke, die Schauer der Einsamkeit, das Grauen vor der Gefahr für den Eindruck der Schönheit. Und der Schönheitsgehalt des winterlichen Gebirges wird in allen Tonarten gepriesen von denen, die blind an der menschlich selbstverständlichen, so viel näher liegenden Schönheit ihrer Heimat, des „hier und unten", vorübergehen. Deren Urteil aber kann uns gewiß nicht maßgebend sein.

Des Winters Schönheit ist durchaus reifer Art, ist „a dream of form in days of thought"; der Winter hebt die Form vor allem, bildet mehr als er malt. Und mit den Landschaften geht es uns wie mit Gesichtern. In der Jugend schwärmen wir für Schmelz und Farbe, das Verständnis für Formen und Linien kommt erst in späteren Jahren.

Aber vielleicht ist alles müßig, was ich sage.

Wer über der Berge Schönheit und Zauber reden will, der muß der Berge Lust und Leid ein Leben lang erfahren haben, muß fertig sein mit ihnen, sonst geht es ihm doch stets wie dem Verliebten; was immer er singt, der Kehrreim des Liedes lautet: Ich hab' dich lieb, denn du bist schön.

EINE BESTEIGUNG DES VULKANS TUPUNGATITO, 5640 *m*.[1]) VON LUDWIG HANISCH

Das längste und umfangreichste Gebirge der Welt, die vom äußersten Norden bis zum südlichen Eismeer reichende Cordillere Amerikas, erreicht nahe Santiago de Chile, der Hauptstadt Chiles, im majestätischen, schon in Valparaiso vom Großen Ozean aus sichtbaren Aconcagua mit seiner ca. 7000 *m* betragenden Höhe die höchste Erhebung. Die nächste Nachbarschaft Santiagos weist eine sehr große Zahl von Bergen auf, die unsern Montblanc ganz erheblich überragen.

In dieses Gebiet einzudringen und speziell den höchsten tätigen Vulkan daselbst, den 5640 *m* hohen Tupungatito zu besteigen, war unser Ziel. Gerade die Besteigung eines tätigen Vulkans hatte für uns insoferne noch einen besonderen Reiz, als wir knapp sechs Monate vorher das große Erdbeben in Valparaiso und Santiago mitgemacht hatten. Wir waren unser acht Teilnehmer, und zwar fünf aus Santiago (Karl Griebel, Karl Heitmann, Hans Gwinner, Julio Philippi und ich) und drei aus Valparaiso (Dr. Rudolf Dunker, H. Kuhlmann und Karl Schmidt).

Der 10. Februar des Jahres 1907, ein Sonntag, brach als glänzender, sonnenklarer Tag an. Die Sonne fing bereits an, die Santiaginer Gruppe der Hochcordillere[2]) mit ihren ersten Strahlen zu beleuchten. Da stand der 5430 *m* hohe Cerro del Plomo[3]) mit seinem breiten und mächtigen Gletscherplateau, links daneben der in seiner Form an die Jungfrau erinnernde, zackige, mit schroffen Abgründen bewehrte Cerro Altar, 5215 *m*, beide vom Glanze der hinter ihnen aufgehenden Sonne überstrahlt, während die näher der Stadt liegende Kette mit dem 3240 *m* hohen Cerro de San Ramon in einem violetten Lichtschimmer auf uns herabblickte.

Es war ein richtiger, normaler, sonnenklarer Santiaginer Sommertag, in dessen überaus heißer und trockener Luft die Stadt in einer Wolke von Staub und Dunst eingehüllt war.

Gegen 6 Uhr morgens wollten wir uns auf dem Santiaginer Bahnhof der Pirquebahn, der einzigen von Santiago direkt nach Südsüdost gegen die Hochcordillere gehenden Bahn, treffen. Ich war der Erste auf dem Platze. Wie ich mich, die Gefährten erwartend, betrachtete, mußte ich mir selber sagen, daß ich unternehmend aussah: Lodenhut mit Schneebrille, Lodenrock, Turistenhemd, kurze Hosen, über die Alpenstrümpfe starke Ledergamaschen (polainas), Nagelschuhe mit Sporen, Gürtel mit Revolver, Patronentasche und Kompaß, über alles die farbige „Manta“[4]), und in der Hand mein alter, lieber Stubaier Eispickel. Nach und nach kamen auch die Gefährten. Im Eisenbahnzug waren wir der Hauptgegenstand der Neugierde für die Mitreisenden, denn der Chilene kann nicht begreifen, wieso man an dem mühsamen Ersteigen von Bergen Vergnügen finden kann, wenn einen nicht der Drang nach Gold, Erzen oder sonstigem Gewinn dazu treibt.

[1]) Wahrscheinlich die erste Besteigung überhaupt.

[2]) Hochcordillere zum Unterschied von der westlich von Santiago liegenden, viel niedrigeren, aber parallel mit der ersteren laufenden Küstencordillere.

[3]) „Cerro“ wird in Chile allgemein für hohe Berge gebraucht, während es im reinen Castilianisch Hügel heißt.

[4]) Die „Manta“ ist ein meistens in hübschen Farben gewebtes Tuch, das, in der Mitte mit einem Schlitz versehen, über den Kopf, resp. die Schultern geworfen wird und gegen Hitze und Staub schützt. Die schweren wasserdichten Mantas heißen hier „Poncho“.

Der Zug führte uns auf einer zirka 20 *km* langen Strecke durch gut angebaute Ländereien, in denen Weinanpflanzungen mit Wiesen, die durch die in Chile typischen hohen Pappelalleen voneinander getrennt sind, abwechselten, nach der Endstation Puente Alto, nahe am Flusse Maipo. Die Zelte, Decken, Lebensmittel, Reitausrüstungen, kurz alles, was wir nicht selbst tragen wollten und mußten, war bereits am Tage vorher nach Puente Alto geschickt worden. Hier erwartete uns unser Führer („Arriero"[1]) José aus Las Condes mit seinen zwei Söhnen und einem alten Chilenen mit unseren Reittieren. Auch die Lasttiere, „carga" oder „tropa" genannt, standen bereits bepackt hier. Die ganze stattliche Kavalkade bestand aus acht Reitpferden für uns, vier Mulas für die Chilenen, acht Packmulas, zwei Ersatztieren und einer Madrina (Stute). Im ganzen also 23 Tiere.

Man kann daraus ersehen, wieviel zu einer solchen Expedition, bei welcher wir nur auf die von uns selbst mitgebrachten Lebensmittel angewiesen waren, gehört. Die armen Tiere wurden gründlich bepackt. Einige sträubten sich und ließen sich erst dann ruhig bepacken, wenn man ihnen die Augen verbunden hatte.

Eine Besichtigung unserer Reittiere ergab insoferne ein günstiges Resultat, als es ausschließlich gute, ausgesuchte und zähe, ausdauernde, an Entbehrungen gewöhnte Tiere waren. Mein Tier, ein hübscher Schimmel, nahm sich mit meinem neuen chilenischen Zaum- und Sattelzeug (montura) sogar sehr gut aus.

Um 9 Uhr waren wir so weit, daß der Aufbruch stattfinden konnte, und der lange Ritt begann. Mein Schimmel war anscheinend ein sehr kitzliges Tier, ein Diabolo, wie José sagte, was mir nicht sehr angenehm war, da wir, wie ich wußte, sehr viele an Abgründen gelegene, gefährliche Stellen zu passieren hatten.

Endlich ging es, Trab und Galopp wechselnd, ins Maipotal hinein, am Fundo[2]) der Kanalgesellschaft San Carlos vorbei, wo das Tal enger und romantischer wurde und der Fluß tief unten in seiner ungebundenen Wildheit rauschte.

Die Szenerie wechselt nun und die Gegend wird hübscher. Es geht an einem weiteren, hübsch hoch gelegenen Fundo vorbei zu der 20 *km* von Puente Alto entfernten, über den mächtigen, vom Tupungato kommenden Nebenfluß des Maipo, den Rio Colorado, führenden Steinbrücke, bei welcher wir den Maipo verließen, um dem Laufe des Colorado bis fast zu seinem Ursprung zu folgen.

Ein letzter Blick zurück ins Maipotal und dann ging's steil hinab auf Geröll und Felsen ins Coloradotal, eine ziemliche Strecke unten entlang des Ufers und wieder ebenso steil hinauf zu der seinerzeit nach dem vor Jahren abgebrannten Hotel Alfalfal führenden Straße. Die Landschaft ist etwas eintönig, denn es fehlen die schönen Waldungen und saftigen Wiesen, die ja unsere Alpentäler so sehr anmutig und hübsch machen. Wir dürfen dabei allerdings nicht vergessen, daß wir uns zwischen dem 33. und 34. südlichen Breitengrade befinden, was auf der nördlichen Halbkugel annähernd der Lage der Hauptstadt Marokko entspricht. Das Tal ist bebaut mit verhältnismäßig saftigem Klee, abwechselnd mit Getreidefeldern und Wiesen. Die Monotonie wird unterbrochen durch die einzeln oder in Gruppen vorkommenden, in Zentralchile typischen Baumsorten, die Pappel[3]) und die Trauerweide. Die Berge selbst sind mehr oder weniger kahl und nur mit spärlichen Gebüschparzellen bedeckt, die mit hochragenden Kakteen abwechseln.

[1]) Der Ausdruck Führer ist insofern nicht ganz angebracht, als José nicht wirklicher Führer war, sondern hauptsächlich nur für die Tiere, für das Kochen, Packen und für den ganzen Transport zu sorgen hatte. Der in Chile hierfür übliche Ausdruck „arriero" ist viel bezeichnender, denn er heißt Maultiertreiber, während man hier den tatsächlichen Ausdruck für Führer gar nicht kennt.

[2]) „Fundo" heißt im Chilenischen größeres Gut, während das in Spanien und Argentinien hierfür gebrauchte „Hacienda" in Chile fast nie in Anwendung kommt. Im Kastilianischen heißt Fundo „Grundstück".

[3]) Die Pappel erreicht in Chile sehr oft eine Höhe von 40 *m*.

Um 2½ Uhr, also nach 5½stündigem Ritt, wurde die erste Rast gemacht und unser Frühstück in einem Rancho,[1]) wo es frisches Quellwasser gab, eingenommen.

Nach genügender Rast ging's weiter bis zu dem anscheinend den Talschluß bildenden, 1300 *m* hoch liegenden Alfalfal,[2]) wo wir nachmittags 5 Uhr ankamen. El Alfalfal, ca. 40 *km* von Puente Alto entfernt, liegt am Ende eines hübsch bewachsenen Talkessels am Rio Colorado, im Rücken durch eine gewaltige, anscheinend unüberwindliche senkrechte Felswand von der übrigen Cordillere getrennt. Von dem ehemaligen Hotel existierten nur noch geringe Reste, Brandruinen; außerdem waren einige Häuschen für Arbeiter vorhanden. Da der Pächter, ein Sonderling, nicht gewillt war, uns Unterkunft zu geben, so beschlossen wir, weiter östlich, nahe der hohen, den Weg scheinbar versperrenden Felswand, am Rio Colorado selbst, im Freien zu übernachten.

Wir warteten vergeblich auf die Lasttiere. Es stellte sich heraus, daß der Arriero José für heute nicht weiter wollte als bis zu den Ruinen von Alfalfal, er behauptete, die Tiere könnten nicht mehr. Wir mußten daher gute Miene zum bösen Spiel machen, zurückreiten und uns im verlotterten Park des früheren Hotels unsere Schlafsäcke zurechtlegen.

Bald entwickelte sich ein reges Lagerleben. Das Lagerfeuer und die bunten Papierlampions ließen unseren Platz und die Ruinen in einem zauberhaften Lichte erscheinen, während der Mond am dunkelblauen Abendhimmel alles mit seinem Silberlichte überflutete. Nachdem das Nachtmahl eingenommen, wurde alles Genießbare, was nicht in die mitgebrachten Kisten verpackt wurde, wie z. B. die mitgenommenen Hammelkeulen usw., wegen der vielen Hunde für diese unerreichbar hoch in den Bäumen aufgehängt. Erst gegen 9 Uhr abends konnten wir uns der wohlverdienten Ruhe hingeben. Jeder suchte sich für seinen Schlafsack einen passenden Platz und legte sich dann, den Revolver zur Hand, zur Ruhe. Gar bald war alles im tiefsten Schlaf.

Der kommende Morgen (11. Februar) traf uns früh wach. Gegen 9 Uhr war alles zum Abmarsch bereit. Freund Griebel, einer der kühnen Aconcaguastürmer, entfaltete das hübsch gestickte und bemalte Santiaginer Turnerpanier und fort ging's gegen die Felswand. Wir bekamen schon hier einen Begriff von den zu erwartenden Klettereien, denn es ging steil hinauf auf losem, felsigem Geröll auf eine schmale Felsrippe und drüben eben so steil hinunter zu den schäumenden Fluten des Colorado, der hier eingeengt in unbändiger Kraft durchs Gestein arbeitet. Die Plattenhänge stürzen links jäh zum Flusse ab, rechts bilden sie hohe Wände, die den vorsichtig tastenden Hufen der Pferde kaum genügend Raum lassen. Um 10¼ Uhr kamen wir an die 45 *km* von Puente Alto entfernte Mündung des von Norden kommenden mächtigen Olivares. Ein hübscher Blick bot sich uns dar in das Tal dieses an dem 6060 *m* hohen Juncal entspringenden Flusses, der einen zirka 45 *km* langen Lauf hat. Eine alte, verfallene Hängebrücke führt dann über den Colorado ins Tal des Olivares.

Dann ging es weiter zu den zirka 3 *km* vom Olivares entfernten Estero Relbo,[3]) der uns das erste zu überschreitende Hindernis bot. An beiden Ufern des Relbo hatten sich hohe Moränenwälle wie steile Ufermauern aufgetürmt, die überschritten werden mußten. Die gegen den Fluß sehr steil in lockerem Geröll abfallenden Moränenmauern wurden mühselig und vorsichtig in Serpentinen überwunden. Es gab Stellen, bei denen man daran zweifeln konnte, ob es einem Pferde möglich

[1]) „Rancho" bedeutet einen kleineren, ärmlichen Hof.

[2]) „Alfalfa" bedeutet den langstieligen Luzernerklee. „Alfalfal" ist ein Luzernerkleefeld.

[3]) „Estero" bedeutet kleiner Fluß, Bach usw.

sei, hinauf- resp. herabzuklettern. Aber die Pferde bewegten sich alle mit einer Sicherheit und Schneidigkeit, die überraschte.

Um 11¼ Uhr wurde der Relbo überschritten und um 11 Uhr 50 Min. der zirka 1 *km* weiter entfernte Estero Paloma. Bald darauf erreichten wir die sogenannten „Bäder" von Alfalfal (Baños del Alfalfal oder Baños del Tupungato), die zirka 51,5 *km* von Puente Alto entfernt sind. Warme Quellen, deren heilkräftige Wasser in urwüchsig hergestellten, aber bereits sehr verfallenen und verwachsenen Bassins aufgefangen werden, waren die einst vielbesuchten Heilbäder.

Hier trafen wir Herrn Vernal, den Pächter des ganzen Coloradotals, einen liebenswürdigen Peruaner, mit Frau, Kindern und Gefolge, die sich hier zu einem mehrtägigen Aufenthalte so gut als möglich eingerichtet hatten. Ein Gebäude war nicht vorhanden. Señor Vernal hatte sich in einem Zelte häuslich eingerichtet. Auf seine freundliche Einladung hin frühstückten wir in seiner und der Seinen Nähe, wobei von den Damen Kaffee kredenzt wurde. Mehrere von uns nahmen der Neugierde wegen Bäder, die nicht gerade sehr erquickend gewesen sein sollen.

Kurz vor 2 Uhr wurde abgeritten, denn wir wollten unser zweites Nachtlager bedeutend östlicher als bei den Bädern aufschlagen, um in dem leichteren Teile der Tur in möglichst kurzer Zeit eine möglichst große Strecke zurückzulegen und für den letzten, den schwierigeren Teil genügend Zeit zur Verfügung zu haben. So ging's weiter, bis wir zu einem durch eine hübsche Baumgruppe (hier eine Seltenheit) gekennzeichneten, 1600 *m* hoch gelegenen Lagerplatz kamen. Das große Zelt wurde zum Schlafen im Freien aufgeschlagen, während die Baumgruppe, die letzte, die wir zu Gesicht bekamen, mit dem zweiten, kleineren Zelt als Dach, als Koch- und Speiseraum dienen sollte.

Da wir bis zur Nachtruhe noch viel Zeit zur Verfügung hatten, bestiegen wir zur bescheidenen Vortrainierung die direkt hinter unserem Lager aufstrebenden Felsenhöhen, von wo wir eine hübsche Aussicht über das Coloradotal hatten. In der Nacht war die Temperatur bereits bis auf + 5° C. gesunken, was schon sehr fühlbar war.

Der 12. Februar fing als kalter (+ 6 bis 7° C.), nebliger Tag an. Unsere hoffnungsfreudige Stimmung begann erheblich zu sinken, als der Himmel sich bewölkte und es anfing anständig zu regnen. Und so trabten wir um 10¼ Uhr bei +18° C. ziemlich schweigsam im Regen weiter. Der Himmel jedoch hatte Mitleid mit uns, es fing bald wieder an, sich aufzuhellen. Von diesem Tage an begleitete uns bis zum Schlusse unserer Expedition das klarste und herrlichste Wetter. Die sich allmählich verziehenden Wolkengebilde ließen uns zeitweise einen Blick auf den hoch aufstrebenden, mit glänzendem Firn bedeckten Rabicano tun.

Der Leser wird sich wundern, warum wir nach europäischen Begriffen immer erst so spät aufbrachen. Die Hauptursache hierfür lag in dem Umstande, daß wir wegen der kärglichen Vegetation über Nacht die 23 Tiere frei herumlaufen und sich selbst ihre Nahrung suchen lassen mußten. An ein Mitnehmen einer solchen Quantität von Futter war nicht zu denken. Des Morgens mußten dann immer erst alle Tiere mit dem Lasso eingefangen werden und dann nahm das jedesmalige Satteln und Bepacken auch noch eine ganz geraume Zeit in Anspruch, so daß es annähernd immer gegen 9 Uhr wurde, bis wir abreiten konnten.

Die Flora wurde von jetzt ab immer kärglicher. Die üblichen Blumen verschwanden, nur da und dort leuchtete noch aus dem spärlichen Grün das anmutige Rot der als wilde Schlingpflanze ganze Gebüsche bedeckenden Copihue mit ihren, den Glockenblumen ähnlichen großen Blüten, oder das Violett der wilden Fuchsie.

Bis auf eine nicht unbeträchtliche Höhe fanden wir die sehr erfrischend schmeckende, schwarze, wilde Johannisbeere. Die übrigen Pflanzen wurden, je weiter wir vorschritten, umso spitzer, schneidender, kakteenähnlicher. Mit Ausnahme des manchmal ertönenden Pfiffes des Gürteltiers, war kein Laut eines Lebewesens zu vernehmen. Wir überschritten den 61 *km* von Puente Alto entfernten Estero Chacayal und gegen 3 Uhr nachmittags kamen wir an den 4 *km* weiter entfernten Estero Aguas Blancas, dessen Ufer in 1930 *m* Höhe mit in großen Massen auftretenden rötlichen und gelblichen, lilienähnlichen großen Blumen bewachsen waren. Einzelne kleine Falter, in goldigen und silbernen Metallfarben schimmernd, gaben uns das Geleite. Die Überschreitung der Aguas Blancas machte uns keine Schwierigkeiten. Nachdem wir wieder auf dem Hochplateau angelangt waren, bot der plötzlich auftauchende, 2800 *m* hohe, steile Pan del Azufre[1]) einen imposanten Anblick. Er bildet die gigantische Pforte zu dem sich nach Norden erstreckenden Tale des Estero Rabicano. Im Hintergrunde ist der vereiste, 5310 *m* hohe Rabicano sichtbar, ein Bild von unbeschreiblicher Pracht.

Von nun an begann die Szenerie ungewöhnlicher und abwechslungsvoller zu werden. Um 4½ Uhr standen wir an einem alten Bergsturz, dessen mächtige Felstrümmer das Hochplateau in seiner ganzen Breite bedeckten. Durch dieses Trümmerfeld mußte ein für die Tiere passierbarer Pfad gefunden werden. Es gab nur eine einzige Möglichkeit, nämlich an dem zum Flusse abstürzenden Abgrund entlang.

Schritt für Schritt ging es vorsichtig weiter, vor uns die gähnende Tiefe mit dem tosenden Strom. Plötzlich standen wir vor einem weit über den Abgrund hinaushängenden Felsen, der eine so niedrige Passage ließ, daß abgestiegen werden mußte, wenn wir nicht unfehlbar vom Sattel abgestreift werden wollten. Die Reittiere konnten diese Stelle wohl passieren, anders jedoch war es mit den Lasttieren, die, breit bepackt, nicht Raum genug hatten. Diese gefährliche Stelle mußte tiefer und künstlich breiter gemacht werden. Unser José wollte diesen Fall sofort dazu benützen, um nicht weiter gehen zu müssen. Da wir aber unter keiner Bedingung die ganze Expedition daran scheitern lassen wollten, so machten wir uns selbst daran, mit Hilfe der mitgenommenen Schaufeln, Hacken und Eispickel die Stelle zu vertiefen und verbreitern. Als José dies sah, erwachte etwas wie Ehrgefühl in ihm und er ging mit seinen zwei Söhnen selbst an die Arbeit. Nach dreiviertelstündiger fleißiger Arbeit war das Hindernis beseitigt. Lustig ging's nun auf dem Hochplateau weiter, bis sich nach Überwindung einer sanften Anhöhe plötzlich der 2680 *m* hohe, majestätische Felskegel Pan de Azúcar in seiner ganzen Schönheit und überwältigenden Umgebung zeigte.

Dieser gigantische Felsklotz wird auf drei Seiten von Flüssen umspült und zwar im Süden und Westen vom Estero del Museo, im Norden vom Rio Colorado und im Osten vom Estero del Azufre. Es war beabsichtigt, direkt am Fuße dieses Felsenturms unser Lager aufzuschlagen. Je mehr wir uns dem Estero del Museo näherten, desto eigenartiger wurde die ganze Szenerie. Wir kamen in ein direkt vulkanisches Gebiet. Der 4175 *m* hohe Monte del Museo ist ebenso wie die gegenüber dem Museo sich an den Paß de Azúcar anschließende Gebirgskette rein vulkanischer Natur. Auf den Abhängen des Museo sahen wir eine große Anzahl von Erhöhungen, die fast ausnahmslos die Form der normalen „Mondgebirge" hatten. Ich glaube es waren Lavabildungen. Bei Morgen- und Abendbeleuchtung, wenn die Sonnenstrahlen ziemlich geneigt einfielen, traten diese Formen ganz besonders scharf hervor.

[1]) „Pan del Azufre" heißt „Hut von Schwefel", also „Schwefelhut", analog dem später auftretenden „Pan de Azúcar" oder „Zuckerhut".

An den zerrissenen, oft weit überhängenden Abhängen des linken Ufers des Museo befanden sich noch sehr gut erhaltene Kieselsinterterrassen, deren Becken mit klarem, blauschimmerndem Wasser gefüllt waren. Die eingehende Besichtigung derselben wurde für den Rückweg beschlossen. Der sich direkt an den Pan de Azúcar anschließende, zerklüftete Gebirgsrücken bestand aus Schichten von Gesteinen und Sand, die in ihrer Farbenstimmung einer riesigen deutschen Flagge glichen.

In vielen Serpentinen steil abwärts reitend, vielfach mehr rutschend, gelangten wir zu dem mächtig schäumenden, wilden, kraftvollen und wassereichen Estero del Museo. Das Passieren dieses Flusses mußte wegen der mächtigen Strömung und wegen der vielen, großen und glatt abgespülten, überdies vom Wasser übertosten Felsen mit großer Aufmerksamkeit und Vorsicht erfolgen. Endlich war eine einigermaßen passierbare Fährte gefunden. Es hieß, im Sattel sitzend, die Füße hochheben, um nicht gänzlich durchnäßt zu werden.

Am rechten Ufer ging es gleich so steil über Geröll aufwärts, daß wir gezwungen waren, abzusteigen, um die Pferde die Stelle frei nehmen zu lassen. Noch ein mächtiger Anlauf über ganz loses, steiles Geröll und wir befanden uns auf dem Hochplateau, das sich, ca. 2200 *m* hoch, vor dem Pan de Azúcar ausbreitet. Hier zeigte sich uns zum ersten Male der majestätische, firngekrönte Gipfel der 6000 *m* hohen Nidos de Piuquenes.[1])

Der Lagerplatz befand sich in der denkbar großartigsten Umgebung. Gegen Osten waren wir durch eine vom Zuckerhut direkt nach Südosten sich erstreckende Steilwand geschützt, während gegen Süden das Gelände anstieg und vor uns einen klaren See barg. Direkt unter uns hatten wir die mächtigen Abstürze zu dem ca. 300 *m* tiefer dahintosenden Estero del Museo, während sich gegenüber die gigantischen Mondgebirge bis zum 4175 *m* hohen Monte del Museo erhoben. Ein tiefes Tal rechts ließ durch heraufschallendes Getöse und Rauschen den den Pan de Azúcar umfließenden Rio Colorado vermuten. Die Nacht war sehr frisch (es hatte gefroren) und ich fror empfindlich, als ich durch die aufdämmernde Tageshelle geweckt wurde.

Um 9¾ Uhr vormittags ging's auf die nächste, ca. 2500 *m* hohe Anhöhe, von welcher aus wir einen imponierenden Gesamtblick auf die Nidos de Piuquenes hatten. Nun mußten wir 4—500 *m* steil hinab zum Estero del Azufre, dessen wildbrausende Gewässer passiert werden mußten, um am rechten Ufer ebenso steil zu dem 2400 *m* hohen Hochplateau hinaufzuklimmen. Hier wurde Halt gemacht, um die Carga nachkommen zu lassen. Wir benützten die Zeit zum Frühstücken, denn es hieß heute lange aushalten, da wir noch unter allen Umständen unser für die eigentliche Besteigung des Tupungatito nötiges Standquartier, das am Fuße des Vulkans sein mußte, erreichen wollten.

Um 11½ Uhr hatten uns endlich die Lasttiere erreicht und eine Viertelstunde später ritten wir im flotten Galopp durch die mit stacheligen und schneidendscharfen Gräsern bewachsene Hochebene gegen ein fürchterliches Labyrinth von Lavablöcken zu, das vorsichtig durchschritten und überklettert werden mußte. Ich glaube, daß dieses auffallenderweise mitten im Tal liegende Lavafeld dem Tupungatito entstammt.

Nach Überwindung dieses Hindernisses ging's im scharfen Tempo das sanft ansteigende Gelände entlang zu kleinen, nicht mehr tätigen Geisern. Einige Gefährten nahmen in den Trichtern ein Bad, das wohl weniger erfrischend als eigenartig durch die von unten aufsteigenden Gasblasen war. Noch ein kurzes

[1]) „Nido" heißt das Nest; „Piuquenes" soll ein Vogel sein, der hauptsächlich in Chile vorkommt.

Stück und links von uns, ca. 172 *km* von Puento Alto entfernt, tat sich ein Blick in ein Tal auf, das wohl an Majestät und Großartigkeit einzig dasteht. Es ist das Tal des Estero del Quebrado, dessen Abschluß ein hoher, mit steil und dachförmig abfallenden Gletschern bedeckter, von uns Kathedrale getaufter Bergriese bildet. Der Berg ist auf der Karte mit der Höhe 5290 *m* bezeichnet. Dieser in seiner eigenartig wildschönen Form einen siegreichen Vergleich mit den schönsten Bergformen unserer Alpen aushaltende Berg sollte uns auf unserem weiteren Wege immer als Wahr- und Merkzeichen dienen. In stummer Andacht betrachteten wir lange dies Naturbild und konnten uns nur schwer davon trennen. Allein wir mußten weiter, um den letzten, uns noch vom Tupungato und Tupungatito trennenden Einschnitt zu gewinnen. Es folgte nun ein großartiges Bild dem andern. Zuerst wurde die Gruppe der 5370 *m* hohen, mit Schnee und Eis bedeckten Polleras sichtbar, dann folgte ein eigenartig geformter, aus vulkanischem Geschiebe bestehender Berg. Die linke Seite normal steil abfallend, die rechte gänzlich abgebrochen und in sich zusammengestürzt, scheint dieser Gebirgszug meiner Meinung nach ein teilweiser Überrest des Vulkans aus derjenigen Zeit zu sein, in der er in seiner Urgestalt wohl eine mehr als doppelte Höhe hatte. In dieser meiner Annahme wurde ich später bei Besteigung des Vulkans durch die mir dadurch ermöglichte größere Übersicht nur bestärkt. Vielleicht ist sogar der 6550 *m* hohe Tupungato selbst nur noch ein Rest dieses ehemaligen Riesen.

Weiter ging es durch Lavafelder, Bäche überschreitend, bis wir um die letzte Bergecke rechts herumbogen und plötzlich den Tupungato mit seinen Vasallen vor uns hatten. Dem erstaunten Auge zeigte sich ein Gewirr von Lavabergen und Steilwänden, die in allen nur denkbaren Farben erschienen, wie es eben nur bei vulkanischen Gebilden solcher Größe und solchen Umfangs möglich ist. Das freudetrunkene Auge schwelgte förmlich in einer ungewohnten Farbenorgie. In der Mitte des immensen Trümmerfeldes erhob sich ein anscheinend ganz isoliert stehender großer, vielgezackter, in mattem Rot schimmernder Lavagipfel von 4235 *m* Höhe. Die rechte Seite dieses herrlichen Bildes schloß ein mit blendendweißen Gletschern gezierter, mit ungeheuren Lavamassen bedeckter Riese ab. Der obere Teil dieser in Kupferfarbe erscheinenden Lavamassen war mit einem scharfzackigen Kranz von blendendweißem Gestein gekrönt. Ein eigenartiges Farbenspiel! Den Hintergrund dieses großartigen Bildes bildet der 6550 *m* hohe, breitmassige, mit wildzerklüfteten Gletschern gezierte, vielgezackte Tupungato, der die ganze Gegend beherrscht. Von ihm zieht sich eine in der Form an die Dolomiten erinnernde Steilwand von orgelpfeifenähnlicher Gliederung zu dem erstgenannten, scheinbar isolierten Lavagipfel.

Der Bach wurde passiert, es folgte ein scharfer Ritt aufwärts und wir hielten um 3½ Uhr nach viertägigem, angestrengtem Ritte am Estero Aguas Azulas,[1]) 3000 *m* hoch (zirka 77½ *km* von Puente Alto entfernt), an welchem wir unser Standquartier aufschlagen mußten. Eigentlich hatten wir beabsichtigt, dem Vulkan noch viel näher auf den Leib zu rücken. Der schlaue José aber hatte die Zeit unserer Bewunderung des Berges Kathedrale und anderer Naturschönheiten dazu benutzt, um mit den Lasttieren vorauszueilen und gleich die Herstellung des Lagers zu beginnen, da er nicht mehr weiter wollte.

Da es noch früh am Tage war, blieben noch einige unserer Gefährten zu Pferde, um für die Auskundschaftung einer Anstiegsroute auf den Vulkan noch einen längeren Ritt auszuführen. Der Vulkan selbst war von unserem Platze aus noch nicht sichtbar. Wir anderen schlugen das große Zelt auf, an dessen Giebelwänden wir die

[1]) „Estero Aguas Azulas" heißt „Bach der blauen Wasser".

deutsche und chilenische Flagge hißten, und machten alles zu einem mehrtägigen und gemütlichen Aufenthalt bereit. Ein Teil der mitgebrachten Gepäckkisten stammte noch von früher ausgeführten Cordillerenturen her. Diese Kisten zeichneten sich durch ihre sinnreiche Konstruktion aus. Durch entsprechendes Umklappen und Aneinanderschrauben ließen sich nämlich niedliche Tische mit Schiebladen herstellen, die sich recht praktisch erwiesen. Gar bald verkündete eine mächtige Rauchwolke, daß das Lagerleben im Gange war. Die von ihrem Rekognoszierungsritt Zurückgekehrten erzählten, daß der Vulkan weiße Dampfwolken ausstoße. Sie glaubten eine mögliche Anstiegsroute gefunden zu haben.

Der Abend brach an und die Sonne sandte ihre Abschiedsstrahlen, den Tupungato in ein Blutbad tauchend und auf den geisterhaften Lavaformationen die farbenreichsten Gegensätze schaffend. Dann krochen wir in die Schlafsäcke, denn es hieß am nächsten Tage das Hochlager erreichen.

Mitten in der Nacht wurden wir durch ein mächtig an unseren Zeltstangen rüttelndes Erdbeben geweckt. Ich fuhr in die Höhe und glaubte starkes unterirdisches Getöse zu vernehmen, was sich aber, wie ich später feststellte, als das Tosen der ganz in der Nähe in mächtigen Sätzen in die Tiefe zum Colorado stürzenden Aguas Azulas erklärte. Mir lag eben noch das große Erdbeben vom 16. August, das ich in Santiago erlebt hatte, zu sehr in den Gliedern. Jedenfalls ward ich an dasselbe erinnert, und da erschien es mir eigentlich etwas frivol, daß wir uns bereits nach so kurzer Zeit an den Schlund des höchsten, noch tätigen Vulkanes wagten, der uns, um uns gewissermaßen an seine fürchterliche Gewalt zu erinnern, nun in der Nacht mahnend aufrüttelte. Noch ein Bedenken stieg in mir auf: Jeder starke Erdstoß konnte uns den an so vielen Stellen gefährdeten Rückweg sehr erschweren, wenn nicht gänzlich versperren.

Als ich wieder erwachte, sandte die Sonne bereits ihre ersten Strahlen zu uns. Es war der 14. Februar. Das Tagesgestirn stieg blendend hinter dem Tupungato auf, denselben in einen dunkelblauen Schimmer hüllend und die in jähem Sturze zum Colorado abfallende Wand links von uns in purpurne Glut tauchend. Schnell wurde gefrühstückt, die Feldflasche gefüllt, die Satteltaschen und Alfuercas[1]) gepackt und los ging's durch den Bach hinauf auf das letzte Lavafeld zum Vulkan. Eine kleine Biegung und der so lang Ersehnte tauchte plötzlich rechts von uns auf. Im gewissen Sinne waren wir wohl alle enttäuscht, denn es war kein Berg mit gigantischen Formen, der sich unserem Auge darbot, sondern ein ungeheuerer Lavaschuttkegel, von dessen rauchender Spitze sich eine große Anzahl tiefer Schluchten (Quebradas), unterbrochen von weißen Flächen, den gefürchteten Nieves Penitentes,[2]) zu dem Lavatrümmerfeld herabzog. Wenn wir nicht die enorme Höhe des Berges gekannt hätten, so hätte sich unser Auge infolge der Klarheit der Luft ganz gewaltig täuschen lassen, da eine richtige Beurteilung bei der Monotonie der Farben und der Gestalt sehr schwierig war.

Die drei Gefährten aus Valparaiso hatten aus verschiedenen Gründen auf die Besteigung des Vulkans verzichtet und beabsichtigten im Standquartier zu bleiben. Wir waren also nur noch fünf. Um die Strapazen des Aufstiegs nach Möglichkeit zu verringern, sollte José mit einer Mula mit unserem aufs geringste bemessenen Gepäck soweit als nur irgend möglich mit uns reiten, denn es waren vom Standquartier, das allein schon ca. 3000 *m* hoch lag, noch weitere 2600 *m* zu überwinden.

Zuerst gerieten wir in dem Labyrinthe von Lavablöcken in eine falsche Quebrada.

[1]) „Alfuerca", eine aus Wolle gewebte Doppeltasche, die hinten über den Sattel und den Gaul gelegt wird und außerordentlich praktisch ist.

[2]) Nieve Penitente = „Büßerschnee".

Unsere Richtpunkte waren zwei turmähnliche, etwa im ersten Dritteil der Höhe liegende riesige Lavafelsen, die wir rechts umgehen mußten. Unendlich steil, über riesige Blöcke kletternd, ging es Schritt für Schritt, Sprung für Sprung aufwärts, jeden Tritt des Pferdes sorgsam erwägend. Endlich um 12½ Uhr hatten wir eine Höhe von 4050 *m* erreicht. Wir waren demnach in 3 Stunden und 20 Min. trotz der Pferde nicht höher gestiegen als 1050 *m*. Weiter sollten die Tiere nicht, und wir beschlossen zu frühstücken. Die Stelle war wohl geschützt, aber sehr steil. Das Thermometer zeigte noch 21° Celsius.

Nachdem wir uns erfrischt und ausgeruht hatten, packte jeder von uns fünfen eine große Last[1]) und mühsam und keuchend ging es langsam zu der von uns ausgekundschafteten Stelle für unser Hochlager. Es war kein kühnes Steigen, sondern ein schmerzvolles, mühsames Kriechen aufwärts durch das Lavageröll. Um 2 Uhr kamen wir an; jeder warf aufatmend die schreckliche Last ab.

Ein herrlicher Blick bot sich uns von diesem 4340 *m* über dem Meere liegenden Punkte, ein Bild, das sich in seiner wilden Großartigkeit tief in unser aller Erinnerung einprägte.

Unser Lager war in einem Meere von Lavablöcken, an dem steilen Abhange etwas gegen Wind geschützt. Einige 50 *m* nördlich davon befanden sich bereits Felder von Nieve Penitente, denen am Tage ein lustig zu Tal gurgelnder Quell entsprang. Drei von uns, die Herren Griebel, Gwinner und Philippi, wollten heute noch, soviel es die Zeit und die Kräfte erlaubten, die beste Aufstiegsroute auskundschaften. Herr Heitmann und ich hingegen wollten das Zelt aufstellen, kochen und alles übrige besorgen. Und das war bei der dünnen Luft eigentlich keine Kleinigkeit. In immer kürzeren Zeitabschnitten mußten wir mit unserer Arbeit einhalten und ordentlich Atem holen. Ein kurzer Blick auf die göttliche Schönheit und Erhabenheit der Umgebung belebte uns dann immer wieder von neuem.

Allmählich neigte sich der Tag zu Ende. Die uns gegenüberliegenden Bergriesen Rabicano, Kathedrale und der 5910 *m* hohe, eisbedeckte Gigante zeigten ihre Riesenumrisse bereits im dunkeln Violett, während die Berge gegen den Tupungato, unseren direkten Nachbar, immer mehr in Rot erstrahlten und der letzte selbst zu glühen schien. Nach und nach wurden die Farbentöne dunkler und dunkler, bis endlich der Tupungato sich in ein grünliches Licht hüllte, das die auf ihm herrschende Kälte ahnen ließ.

Da es bereits sehr stark zu dunkeln anfing und zwei von den drei Freunden noch nicht zurückgekehrt waren, wir auch auf unsere Rufe und Signalschüsse keine Antwort erhielten, so beschlich uns bange Sorge, zumal ein Suchen unserseits wegen der Zerrissenheit des Berges vollkommen ausgeschlossen war. Damit die Verirrten uns leichter finden sollten, hingen wir eine windsichere Laterne außen am Zelte auf. Dann schliefen wir ein. Wie im Traume erschien es mir plötzlich, als ob die Kerze das Zelt in Brand gesteckt hätte. Ich wachte instinktiv auf und sah mit Schrecken, wie die brennende, der Laterne entfallene Kerze gerade unsere Zeltwand in Brand setzen wollte. Kaum hatten wir dieses gefährliche Intermezzo hinter uns, da hörten wir ferne Stimmen. Wir riefen sofort in die Nacht hinaus und nach kurzer Zeit tauchten die zwei vermißten Freunde todmüde auf. Sie erzählten nur flüchtig, daß sie auf dem Gipfel gewesen

[1]) Jeder hatte zu tragen: seinen Schlafsack (der meinige bestand aus acht Schafpelzen), Decken, Teile vom Zelt, Eß- und Trinkproviant, Holz, den Rucksack mit dem für den Körper Allernötigsten und dem Revolver. Dazu kam für mich noch der photographische Apparat mit Platten usw., der Feldstecher und der Eispickel. Und diese Last war fast in Montblanchöhe zu schleppen.

seien, daß derselbe zwei Krater, einen toten und einen tätigen, besitze und daß sie Böses erlebt hätten.

Am kommenden Morgen (15. Februar) brachen wir drei, Griebel, Heitmann und ich, um 9 Uhr 10 Min. voll froher Hoffnung zur Besteigung des Kraters auf. Über mächtige Lavablöcke ansteigend, klommen wir immer steiler empor. Die Ruhepausen folgten in immer kürzeren Abständen. Trotzdem wir aber immerhin verhältnismäßig schnell anstiegen, schien der von einer riesigen Lavamauer gekrönte tote Krater, auf welchen wir zuerst mußten, in immer gleicher Entfernung zu bleiben und nur mühsam und vorsichtig konnten wir uns im ewigen Zickzack der Wand nähern. Meine zwei Gefährten waren schon unter der Wand, während ich noch manche Serpentine zu überwinden hatte. Ich sah beide noch die Wand erklimmen und oben verschwinden; sie waren anscheinend oben. Endlich hatte auch ich den Fuß der Lavawand erreicht, dann ein kurzes, steiles Klettern und ich stand auf der Kante. Es war 1½ Uhr geworden. Ich hatte demnach zur Überwindung der 1300 *m* ca. 4½ Stunden gebraucht. Der erste neugierige Blick galt dem vor mir liegenden toten Krater. Derselbe hatte reichlich 500 *m* Durchmesser. Den tiefsten Punkt des Schlundes bildete ein kleiner, fest gefrorener See, zu dem sich von allen Seiten Eisströme hinabzogen. Dann schaute ich nach dem tätigen Krater aus. Direkt im Norden vor mir stieg Rauch auf. Auf einem wie eine Satteldecke zwischen den zwei Kratern zu Tal ziehenden Gletscher sah ich die Gefährten, die vielleicht eine halbe Stunde voraus sein mochten. Ich folgte ihnen, so schnell es mir mein Zustand erlaubte, und wanderte einsam über den 1,5—2 *km* breiten Firn. Endlich um 3¼ Uhr, also fast zwei Stunden nach meiner Ankunft auf der Lavamauer, kam ich zum Rand des tätigen Kraters, die Gefährten begrüßend.

Wir hielten nun wohlverdiente Rast und erfrischten uns an den mitgebrachten wenigen Lebensmitteln angesichts der eigenartig großartigen Natur. Vor uns lag der Schlund, aus dessen Tiefe weiße und gelbe Dämpfe ausgestoßen wurden und in den sich ein Gletscher hinabsenkte. Ein großer Block, um dessen Umrisse die meisten Dämpfe hervorquollen, schien den Hauptschlund zu bedecken.

Überwältigend war der Blick auf die Cordillere. Kein Laut, keine tierische Stimme, nichts störte die an die ewige Größe der Natur mahnende erhabene Ruhe. So weit das Auge reichen konnte, war alles tot, kahl und kalt, und groß und kalt ragten die himmelhohen Gipfel in den Äther! Rechts von uns stand der gewaltige, zirka 6 *km* entfernte, 6550 *m* hohe Tupungato, dessen Gletscher und Lavagebilde sich hinabsenkten zum übereisten Portillo del Tupungato, der 4753 *m* hohen Eingangspforte nach Argentinien ins Tal des Rio Tupungato. Dann folgten von rechts nach links zahlreiche eisige Gipfel, die in dem trotzig aufstrebenden Gigante, 5910 *m*, und in der scharf und schroff sich abzeichnenden Kathedrale ihre Glanzpunkte erreichen. Zwischen den zwei letztgenannten Kolossen war weit hinten, in einer Entfernung von zirka 40 *km*, der prachtvolle, in der Sonne erglänzende Firndom des 6060 *m* hohen Juncal deutlich sichtbar. Die Luft war derart klar, daß das freie Auge die mächtigen Gletscherstürze und Felsenschründe des Juncal deutlich erkennen konnte. Längere Zeit hielten wir ihn für den Aconcagua, den höchsten Cordillerenriesen, bis eine genaue Orientierung ergab, daß es der Juncal sein, während der Aconcagna mehr in der Richtung nach dem Tupungato liegen mußte. Zu sehen war er nicht. Links von der Kathedrale folgte als letzter der hervorragenden Berge der Rabicano. Vor uns fiel der Vulkan in unzähligen Lavakaskaden, die von blendendweißen Feldern von Nieve Penitente unterbrochen waren, steil und unvermittelt ins Tal. Der oft genannte, 4235 *m* hohe Lavagipfel präsentierte sich von hier aus als breiter, vielgezackter Rücken, der sich rechts durch orgelpfeifenähnliche, gigantische Gebilde an den Tupungato an-

schloß. Diese Partie sowohl wie der große, vor dem Gigante sich vorlagernde Steilsturz bildeten mit ihrem vielfarbigen Gestein, das von blendendweißem Schnee und Eisrinnen durchzogen war, einen malerischen, farbenreichen Übergang zu den ewigen Eisfeldern der dahinter sich auftürmenden Bergkolosse. Ein Bild, einzig in seiner Größe, Majestät und Einsamkeit; wir konnten uns kaum trennen. Herr Griebel malte als Beweis unserer Anwesenheit mit der mühsam heraufgebrachten weißen Ölfarbe an einem exponierten Lavablock das Symbol der deutschen Turnerschaft, die vier F. Drei Viertelstunden hatten wir bereits auf dem Gipfel zugebracht und wir konnten uns kaum losreißen. Da mahnten uns geisterhaft vom Tupungato heranziehende Nebelschleier an die Gefahr und somit auch zum Aufbruch.

Und so begannen wir um 4 Uhr den Abstieg, den wir wohl direkt auf das Hochlager zu, aber auf einer anderen Route ausführen wollten. Wir beabsichtigten nämlich, weil beim Abstieg günstig, die beim Aufstieg so vorsichtig vermiedenen großen Halden von dünnem Lavasand zum Abfahren zu benutzen. In flottem Tempo ging's über den Gletscher dem schon vorher bestimmten Punkte am Rande des toten Kraters zu. Von da ab kamen wir, meistens abfahrend, über Schneefelder und steiles Geröll zu den unserem Hochlager zunächst liegenden Feldern von Nieve Penitente.[1])

Als wir um 5¾ Uhr nachmittags wieder im Hochlager angekommen waren, waren die zwei Gefährten, die tags vorher den Vulkan bestiegen hatten, gerade dabei, Feuer anzumachen. Sie erzählten uns, daß sie auf dem Gletscher zwischen den beiden Kratern eingeschlafen, dann durch Schwefeldämpfe geweckt worden waren, die der aus anderer Richtung kommende Wind ihnen zutrieb. Da es zudem spät war, traten sie rasch den Rückweg an, verloren aber im Nebel die Richtung und irrten dann fast die ganze Nacht umher, da ein Biwakieren der Kälte wegen unmöglich war.

Am kommenden Morgen (16. Februar) sollte es wieder abwärts gehen. Beim Erwachen erstrahlten bereits der Gigante, die Kathedrale und der Rabicano im zartesten Rosa. Es wurde schnell gekocht, sodann alles verpackt und zum Abmarsch fertig gemacht. Gegen 8 Uhr sahen wir einen der chilenischen Diener mit einem zweiten Pferde sich uns nähern. Es war dies vorher verabredet worden. Gegen 9½ Uhr kam er bei uns an, so daß wir selbst nichts mehr von den schweren Gegenständen wie Zelt, Schlafsack usw. zu tragen brauchten.

Um 9¾ Uhr begann im flotten Tempo der Abmarsch. Freund Schmidt aus Valparaiso war uns weit entgegengeritten und zeigte uns im Lavagewirr, wo die Pferde auf uns warteten. Gegen 12¼ Uhr erreichten wir unsere Pferde, und nun ging's talabwärts in einem Tempo, so gut es eben das Lavageröll erlaubte. Noch ein letzter Blick auf den qualmenden Vulkan und er entschwand, als wir um eine Ecke bogen, für immer unseren Augen. Um 1¼ Uhr mittags waren wir wieder im Standquartier. Wie zu einem Abschiedsgruße erstrahlte der Tupungato noch in glühendem Rot.

Am 17. Februar ging's um 9¾ Uhr früh in lustigem Tempo zurück über die Geiser und das große Lavafeld durchquerend. Um 12½ Uhr durchritten wir den Azufre und um 1 Uhr den Museo. Am Estero Aguas Blancas, wo wir um 4 Uhr ankamen, sollte übernachtet werden. Der Ort war als Lagerplatz nicht gerade ideal, wohl aber hinsichtlich der Umgebung. Als majestätisches Gegenüber starrte der Pan del Azufre in die Luft, links dahinter der beim Sonnenuntergang im tiefsten Rot erstrahlende Rabicano, während sich unsere nächste Umgebung im tiefsten Violett präsentierte.

[1]) Über Nieve Penitente = Büßerschnee Professor Rudolf Hauthal. siehe D. u. Ö. A.-V. 1903: Büßerschnee. Von

Am 18. wurde um 9½ Uhr aufgebrochen, um 10½ Uhr kamen wir an unser zweites Biwak und damit wieder an die ersten Bäume. Eine halbe Stunde später wurden die Bäder von Alfalfal durchritten und um 1 Uhr waren wir am Estero Relbo, wo wir zum letzten Male biwakieren wollten. Der kommende Tag (19.) sah uns gegen 9 Uhr wieder im Sattel. Das schön gelegene Alfalfal, dessen groteske Felswand jetzt auf uns gar keinen Eindruck mehr machte, war bald erreicht. Hier begann endlich wieder eine richtige Straße, und nun ging's im schärfsten Tempo den Colorado abwärts.

Der 20. Februar führte uns den Rio Maipo entlang nach Puente Alto, wo wir die Bahn erreichten und nach Santiago heimkehrten.

Ich möchte diese Zeilen nicht beenden, ohne noch mit einigen Worten der Leistungen einer kleinen, aber tapferen Schar begeisterter Cordillerenliebhaber zu gedenken, die in ihrer Bescheidenheit ohne öffentliches Bekanntwerden alpine Taten vollbracht hat, die die größte Anerkennung verdienen.

Die soeben beschriebene Exkursion wäre sicher nicht so einfach und glatt vonstatten gegangen, wenn nicht schon seit einer Anzahl von Jahren vonseiten hier lange ansässiger junger Deutscher ein stilles, aber erfolgreiches Wirken in dieser Hinsicht vorausgegangen wäre. Was es heißt, Eingeborene zur Hand zu haben, die schon viele derartige Turen unter Leitung von Europäern unternommen haben, die aus eigener Erfahrung wissen, welche Anforderungen sowohl an Menschen wie an Tiere gestellt werden, welchen Möglichkeiten man plötzlich ausgesetzt sein kann, das kann nur derjenige richtig würdigen, der in solch jungfräulichen Ländern schon solche Reisen gemacht hat.

Dr. Güssfeldt erzählt davon in seinem hochinteressanten Buche über seine Reisen in der Cordillere Chiles. Fast wäre daran die nahezu gelungene Besteigung des Aconcagua gänzlich gescheitert.

Santiago und Valparaiso besitzen ein Häuflein mutiger Deutscher, die, obwohl fast alle im Norden Deutschlands geboren und schon in frühester Jugend nach Chile gekommen, also eigentliche Gebirge aus eigener Anschauung gar nicht gekannt haben, doch von der Hochcordillere derart begeistert wurden, daß sie, bei niedrigen Bergen anfangend, sich nach und nach an die schwierigsten und höchsten Gipfel heranwagten. Namen wie Brant, E. Conrads, Gerntholz, Griebel, Heitmann, Kuhlmann, Schmidt und Wulff werden in der Geschichte der Erschließung der chilenischen Cordillere dauernden Klang haben.

Schon in den neunziger Jahren begannen die erwähnten Exkursionen. Es wurden nach und nach die wichtigsten Spitzen der Küstencordillere und eine große Anzahl der Gipfel der Hochcordillere bestiegen. Erstbesteigungen von Bergen wie z. B. des Vulkans Maipo, 5290 *m*, des Vulkans San José, 5880 *m*, und des höchsten, des zirka 7000 *m* hohen Aconcagua sind Leistungen ersten Ranges. Nur einem Mißgeschick ist es zuzuschreiben, daß dieser Riese nicht Griebel, Wulff und Genossen als die ersten auf seinem Gipfel sah.

Die Nachricht von der von John Fitzgerald in Begleitung des Schweizer Führers Zurbriggen geplanten Ersteigung des Aconcagua hatte den Ehrgeiz dieser Tapferen wachgerufen und es wurde beschlossen, die schon seit langer Zeit beabsichtigte Besteigung sofort auszuführen, um den Ruhm der Erstbesteigung Deutschland zuzuführen. Die Mutigen gelangten unter den schrecklichsten Mühsalen noch bis zirka 300 *m* unter den Gipfel, als sie ein einsetzender Schneesturm zur Rückkehr zwang. Tags darauf erstieg Zurbriggen (Fitzgerald mußte wegen Erschöpfung zurückbleiben) als erster den Aconcagua.

DIE BERGE UM DIE KLAAS-BILLEN-BAY

□ VON AEMILIUS HACKER □ UND DR. GÜNTHER FREIHERR VON SAAR

(H.) Die Expedition nach Spitzbergen im Sommer 1905 galt der Erforschung der zentralen Eiswelt. Mein Plan war, auf der ersten Fahrt mit der „Oihonna" im Juli in der nordwärts offenen Wijde-Bay mich ausbooten und bei der zweiten Fahrt im August wieder abholen zu lassen; denn nur zehn Wochen Urlaub und beschränkte Mittel standen mir zu Gebote. Die Unterhandlungen mit Herrn Axel Bade in Wismar, dem Sohne des berühmten Polarforschers, führten zwar zu einem befriedigenden Abschlusse, aber auf meinen Lieblingswunsch, in der von Renntierherden bevölkerten, turistisch fast unberührten Wijde-Bay am Fuße des Snow Dom mein Hauptzeltlager aufzuschlagen, mußte ich schweren Herzens verzichten und mich damit bescheiden, am Fuße des Nordenskiöldgletschers in der innersten Klaas-Billen-Bay mein Standquartier zu nehmen. Ohne eigenes Schiff war ich eben Sklave der Verhältnisse.

Meine bisherigen Turengenossen konnten nicht mithalten. Die hervorragenden Alpinisten und Schiläufer Dr. Günther Freiherr von Saar aus Wien und dessen langjähriger Klettergenosse Dipl. Architekt Hermann Sattler aus Gera leisteten meiner Einladung Folge.

Durch den stürmischen Skagerrak ging's nach Bergen, dann der Küste entlang und zwischen den Scheren durch bis Hammerfest.

Der kleine Dampfer nahm spielend die gefährlichsten Passagen zwischen Klippen und Untiefen, ein unschätzbarer Vorteil gegenüber allen großen Dampfern des Norddeutschen Lloyd und der englischen Linien, die wegen großen Tiefganges zumeist die hohe See aufsuchen müssen und in Spitzbergen überhaupt nur den Belsund und die Adventbai anzulaufen pflegen.

In Tromsö erwartete uns der Robbenfänger Andreas Schröder, den mir Herr Bade empfohlen, mit einem schlanken Fangboote. Da es mir für größere Expeditionen und bewegte See zu klein war, mieteten wir ein größeres Fangboot und ließen das kleine in Tromsö, was zu bedauern ich bei Jagden oft genug Gelegenheit haben sollte. Wir ergänzten sodann unsere Vorräte auf das sorgfältigste und nahmen zur Vorsicht noch zwei englische Admiralitätskarten, sowie einen zweiten Primusbrenner mit. In Hammerfest wurde ein schwarzzottiger norwegischer Spitz „Finn" als Lagerwachthund aufgetrieben.

Die See war stürmisch. Wie im Skagerrak stürzten die Gischtwellen über das Kommandodeck. Wir konnten das Nordkap nicht anlaufen, und als wir nach achtzehnstündiger Fahrt die Bäreninsel in Sicht bekamen, die gerade jetzt zur Brutzeit von Millionen nistender Vögel bevölkert war, drängte uns der östlich Spitzbergens nach Süden streichende Polarstrom durch gewaltig vorgeschobenes Packeis davon ab, und wir mußten in mächtigem Bogen südwestwärts ausbiegen. Im Packeise wimmelte es von Seehunden. Robbenjägerboote waren eben auf Fang. An einem einzigen Tage hatten zehn Mann 200 Stück erbeutet. Die Tiere wurden vor uns auf den Eisschollen liegend niedergeknallt, ausgehäutet, und ringsum

tauchten die komischen Käuze von Robben auf und sahen neugierig dem Tun der Jäger zu, bis sie dasselbe Schicksal ereilte.

Späterhin liefen wir einen Walfischfänger an und übergaben die Post. Am Schlepptau förderte er zwei Walfische. Nach weiteren zwölf Stunden kam endlich Spitzbergen in Sicht. Die Wolken hingen fast bis zum Meere herab. Ein ganz schmaler Streifen endlos nordwärts ziehenden Eises, von schwarzen Fels- und Moränenpartien durchbrochen. Bald heiterte es sich auf, der Horn-Sund-Peak leuchtete über das schwarzgrüne Meer und wir liefen in den Hornsund ein. An dessen Ende liegen die Holzgebäude einer seit Jahrzehnten verlassenen russischen Jagdkolonie. Dort hausen jetzt Blaufüchse, die die Bauten unterminierten. Einen frei herumliegenden Schlitten nahm ich für alle Fälle in unser künftiges Zeltlager mit.

Des stürmischen Wetters wegen konnte der Belsund, die derzeit größte Walfischtranstation Spitzbergens, nicht angelaufen werden, und schon am 15. Juli, 4 Uhr früh, langten wir im Eisfjord an; eine Stunde später erfolgte am Moränenrande des Nordenskiöldferners die Ausbootung. Ein letzter Händedruck Kapitän Bades — die „Oihonna" dampfte ab und war bald außer Sicht. Aber nun hieß es zugreifen!

Vergessen waren schon Sturzseen und Seekrankheit, und wir waren froh, daß Sturm und Regenschauer kurz vorher zu toben aufgehört. Einen Kilometer von dem Platze, wo wir an Land gegangen, zwanzig Schritte entfernt vom steilen Moränenabfalle ins Meer, das gewaltige Schneemassen umsäumten, fand sich ein absolut trockner, ja idealer Lagerplatz. Mit Rollwagen und Boot schafften wir unser Gepäck dahin, und der Abend des 15. fand uns schon häuslich eingerichtet. An gewaltigen Pflöcken von Strandholz, die wir tief in den Moränenschotter eingetrieben, hatten wir die Zelttaue befestigt. Unweit waren zwei Süßwassertümpel und einen Viertelkilometer entfernt sprang lustig ein kleiner Gletscherbach, der herrliches Trinkwasser lieferte. Möwen aller Art umflatterten uns und zu Füßen tummelten sich die Robben im massenhaften Treibeis, neugierig zu uns herüberlugend.

An die 30—40 *m* hoch bricht der gewaltige Nordenskiöldferner mit einer in Seraks aufgelösten Eismauer unmittelbar in den Fjord ab, terrassenförmig baut sich das Gletschermassiv in ununterbrochener Folge von Serakbrüchen wohl an die 500 *m* hoch auf und darüber erhebt sich ein herrlicher Berg, dessen Steilflanken von Eiscouloirs durchfurcht sind, der Terrier[1]) (Abb. 2, S. 117).

Baron Nordenskiöld mit seinem Sohne Gustav, Baron de Geer und der berühmte englische Alpinist Sir Martin Conway waren unsere Vorgänger in diesem Teile Spitzbergens gewesen. Schon am 2. August 1882 hat Baron de Geer den nach ihm benannten Gipfel nördlich des Nordenskiöldgletschers erstiegen, einen übrigens ganz harmlosen Berg von ca. 1200 *m* Höhe. Conway hatte über den Nordenskiöldgletscher eine Schlittenexpedition zur Erforschung des Inlandseises unternommen, mußte aber nach unsäglichen Schwierigkeiten und unsichtigen Wetters halber mehrere Tage später umkehren, ohne einen Gipfel erstiegen zu haben. Conway schreibt über den Terrier: er sei einer der auffallendsten Berge Spitzbergens, den die Schweden „die Pyramide" nannten; und über den Nordenskiöldgletscher: „der Anblick sei so prächtig, daß es unmöglich sei, es dem Leser begreiflich zu machen, der ähnliches noch nie gesehen habe. Er strahle in allen Farben, weiß, blau, grün, manchmal wie in Silber getaucht, einfach unbeschreiblich schön!"

Daß wir vor allem die Pyramide bezwingen müßten, war uns sofort klar. Von ihr mußten wir ja den Weg übers Inlandseis nach der Hinlopen Street übersehen können.

[1]) Diesen Berg, den wir als Erste erstiegen, nannte ich „Erzherzogin-Maria-Josepha-Pyramide".

Jenseits des Fjords, der durch ein scharfes Vorgebirge nordwärts von uns geteilt ist, zeigten sich auch Kämpen, die des Kampfes wert waren.

Unser Kriegsplan war denn alsbald: Saar und Sattler sollten schon morgen unseren nächstgelegenen Berg, den wir „Zeltberg" getauft, ersteigen, um den Terrier zu rekognoszieren. Festzustellen wäre, wie das Herankommen über den ungeheueren wildzerklüfteten Gletscher zu seinem weit vorspringenden Südwestgrate zu bewerkstelligen, und ob die gewaltige Nase im Grate wohl passierbar sei. Hensoldts Pentaprisma sollte ihr Bundesgenosse sein. Ich wollte indessen mit Schröder auf die Robbenjagd, um unsere Küche auf längere Zeit zu versorgen und Vorräte anzulegen.

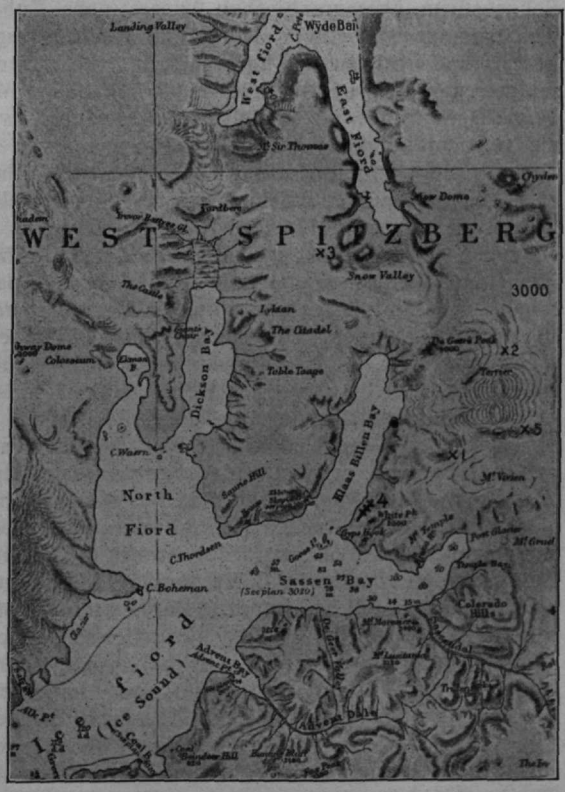


Abb. 1. Mittlerer Maßstab 1 : 1,300,000.
1. Zeltberg mit Weißwandmassiv — 2. Terrier (Erzherzogin-Maria-Josepha-Pyramide) — 3, Klaas-Billen-Peak — 4 Schwarzwandmassiv — 5. Johannisberg

Drei glückliche Menschen, im Gefühle der Freiheit, auf einem Boden, der keinem Herrscher untertan, selbst Könige in unserem Reiche, soweit das Auge schweifen mochte, so saßen wir den ersten Abend bei dampfendem Tee, sogen die bakterienfreie Luft ein, schaudernd der Sonnengluten und der Staubplage in Wien gedenkend, und lauschten den geheimnisvollen Tönen der Natur. Um 10 Uhr abends fuhr ich mit Schröder, der Müdigkeit nicht achtend, zur Robbenjagd. Umwölkt war der Himmel, die See ging hoch — aber es herrschte nördlicher Wind und bestand die Gefahr, daß das Treibeis, und damit die Robben, nach Süden getrieben und unserem Bereiche entrückt würden. Das Boot tanzte auf den Wellen. Schuß auf Schuß feuerte ich auf die aus den Fluten auftauchenden Robbenköpfe, denn infolge der starken Eisbewegung waren alle Robben im Wasser. Endlich traf ein Kopfschuß. Regungslos lag das Tier an der Oberfläche, rasch fiel Schröder in die Riemen — doch bevor wir herangekommen, war die Robbe untergesunken und die treffsichere Harpune Schröders vermochte sie nicht mehr zu erreichen. Das schien ein böses Omen. Aber bald hatte ich mich in die neue Jagdart gefunden, und drei mächtige Robben, von Schröder harpuniert, waren uns zur Beute gefallen. Nun ging ich nach dem Schusse selbst ans Harpunieren, und als wir um 1/24 Uhr morgens heimkehrten, lagen sieben Stück im Fangboote.

Im Schnee am Strande ward unser Eiskeller angelegt und nach mühevollem

Waschen des blutgetränkten Bootes und kräftigem Frühstück überließen wir uns endlich am späten Morgen der wohlverdienten Ruhe.

REKOGNOSZIERUNGSTÜR *(v. S.)* Als wir um 9 Uhr vormittags aus unseren Schlafsäcken krochen, erwartete uns gleich Arbeit in Hülle und Fülle. Schuhe schmieren, Wasser holen, Frühstück kochen, Schier montieren, die Waffen in Ordnung bringen: so schwanden die Vormittagsstunden rasch dahin. Sorgfältig packten wir unsere Rucksäcke: Pickel, Seil und Steigeisen, warme Kleidung für Schneesturm, photographischen Apparat nebst Zubehör, Hensoldt-Pentaprisma und Zeichenmappe; Revolver, Dolch und Munition gegen Ungetier jeder Art; Schnellkocher und Proviant zur Leibesatzung. So zogen wir schwer bepackt und hoffnungsfreudig aus zum ersten Strauß, am hellen Mittag des 16. Juli. Bald lag die ebene Düne hinter uns, wo einstens Renntiere geweidet, bis der mordende Mensch sie vernichtete. Drei Felsrippen vor uns zogen steil hinan zur Kammhöhe des Berges; der mittleren wandten wir uns zu. Über Trümmergestein stiegen wir stetig bergan; auf einem niederen Hügel stand ein großer Steinmann, vermutlich noch von Nordenskiölds Expedition herrührend. Der Rücken wurde steiler und schmäler. Loser Schutt auf gefrorenem Boden erheischte sorgfältigen Tritt. Schon züngelten von rechts und links die steilen Schneehalden nahe heran, als einige niedere Absätze gänzlich verwitterten Gesteins auch unsere bisher untätigen Arme in Anspruch nahmen. Das war allerdings ein anderes Klettern als im plattig-festen steirischen Kalk. Was vorstand, brach bei Benützung ab, und wo man hingriff oder -trat, rieselte das trügerische Material hinab. Wir empfanden es deshalb geradezu als Erleichterung, als unser Felsrücken in den obersten Firnhängen sich verlor, die wir stapfend zur nahen, breiten Kammhöhe emporstiegen. Linksgewandt betraten wir bald den überwächteten Gipfel, 3¼ Stunden nach unserem Aufbruch. Das Aneroid wies 815 *m* Meereshöhe.

Mit besonderer Andacht ließen wir uns auf dem ersterreichten Gipfel Spitzbergens nieder und blickten frohgemut in die Runde. Tief unter uns lag das dunkle Meer mit den glitzernden Eisbergen, die der mächtigen Zunge des riesigen Nordenskiöldgletschers ihren Ursprung verdankten. Erst hier von hoher Warte begannen wir die immense Ausdehnung dieses Riesengletschers zu ahnen; in ihrer wahren Größe haben wir sie erst viel später erfaßt, nachdem wir den Terrier bezwungen hatten. Wie eine sagenhafte Insel ragte der mächtige Dreikant aus dem Gewirre der Gletscherspalten, aus dem Meer von Eis hervor, das terrassenförmig hoch und immer höher ins Inland aufstieg. Wir standen hier am westlichen Endpunkt eines nach Norden offenen Hufeisens, dessen östlicher Endpunkt erst an den Nordenskiöldgletscher angrenzte. Um einen besseren Überblick über diesen zu gewinnen, planten wir, das Hufeisen ganz auszugehen. Das mußte nun allerdings ein längerer Marsch werden; aber was verschlug's denn? Zeit, Proviant und — Licht hatten wir genug; also vorwärts!

Nach einstündiger Gipfelrast stiegen wir südwärts hinab zum Ansatz eines schmalen, schneidigen Firngrates, der wächtenbehangen dem nächsten — höheren — Gipfel zustrebte. Linkerseits hingen die trügerischen Firngebilde weit hinaus über eine glitzernde Eiswand, die in fast ununterbrochener Steilheit ins Tal sank, bis ins Zentrum des Hufeisens. Rechterseits aber war die Steilheit geringer und der Hang größtenteils von festem Firn bedeckt. Auf dieser Seite hielten wir uns und kamen rasch vorwärts; nur an einer kurzen Stelle waren wir gezwungen, einige Stufen in blankes Eis zu schlagen. Schon nach einer halben Stunde (2½ Stunden hatten wir veranschlagt) standen wir auf dem nächsten 860 *m* hohen Gipfel und ließen uns auf seiner schmalen Firnschneide zu kurzer Rast nieder. Umschauend

gewahrten wir auf einem der benachbarten Gipfel große Spuren im Schnee. Menschen hier heroben? Das war so gut wie unmöglich. Also ein großes Tier? War etwa ein Eisbär hierhergeraten? Während Sattler mit dem Hensoldt eifrigst das Terrain absuchte, holte ich Dolch und Revolver hervor und probierte ihre Verläßlichkeit. „Aber potz Blitz," platzt plötzlich einer heraus, „das sind ja unsere eigenen Spuren!" Innerlich tief beschämt, packten wir unsere Sachen wieder ein und verließen schleunigst den spukhaften Ort, an dem wir unsere erste nordische Sinnestäuschung verzeichneten. Es galt südwärts zu einer tiefen Einsattlung abzusteigen, von der zwei kleinere Gletscherströme abflossen. Einer nach Osten, den Grund unseres Hufeisens ausfüllend, ein anderer nach Westen in ein langgestrecktes, grünendes Tal, das anscheinend weitweg in der Sassenbai mündete. Erst folgten wir einem ausgesprochenen breiten Rücken; wo dieser östlich abbiegt, wandten wir uns seinem Südhange zu und fuhren über steilen Schnee in wenigen Minuten zur Einsattlung hinunter.

Es war 7 Uhr abends. Flimmernd im Sonnenschein lag der breite Gletscherpaß vor uns; glitzernd und gleißend erhob sich jenseits ein langgestrecktes west-östlich streichendes Bergmassiv in blendend weißem Schneehermelin, uns an 600 *m* überragend: da wollten und mußten wir noch hinauf.

Seufzend schulterten wir unsere schweren Rucksäcke; dann machten wir uns an die Arbeit. Tiefe Stapfen im sonnerweichten Schnee grabend, querten wir die ebene Paßhöhe. Jenseits wandten wir uns einigen aperen Trümmerflecken zu und tauschten das bewegliche Geschiebe auf einige Zeit mit dem ekligen Schneebrei. Doch nur kurz währte die Freude. Flaumiger Schnee, tief, naß und weich umfing uns bald wieder bis zu den Knieen und machte uns den Aufstieg recht sauer. In zäher Beharrlichkeit wechselten wir mit dem Vorantreten ab; „nicht nachgeben" war die Parole. Da verflachte sich mählich der Firn und wurde härter; und nach zweistündigem, ermüdendem Aufstieg betraten wir um 9 Uhr abends den westlichen Vorgipfel des Massivs. Eine halbmeterbreite Firnschneide leitete in kaum merklicher Steigung hinüber zum Hauptgipfel. Der Gang auf dieser Höhe gehört mit zu den schönsten Erinnerungen unseres Aufenthaltes auf Spitzbergen. Fahl leuchtete ein schräger Sonnenstrahl aus einem Riß in dunkler Wolkenbank; in blaue Tinten gegossen starrte Eis und Fels unter uns. Weit draußen am Fjord glitzerte ab und zu die Kante eines schwimmenden Eisbergs. Unendlich dehnte sich der riesige Nordenskiöldgletscher bis hinan ans ewige Inlandseisplateau. Wie eine Cheopspyramide im gelben Wüstensand, so stand der Terrier da, breitspurig den zerklüfteten Wellen der Eiswüste entragend. Sieh da! Sein Westgrat, der unserem Zeltlager zunächst lag, versank in einem riesigen Gletschersumpf; diese Anstiegsroute konnten wir also beruhigt ad acta legen.

Auch die südlich gelegenen Partien des Gletschers waren so stark zerklüftet, daß ein Herankommen an den Berg von dieser Seite her als zu mühselig und zeitraubend verworfen wurde. Dagegen schien das nördliche Gletscherbecken weniger arg zerschrundet zu sein, so daß wir dieses für unseren Anmarsch ins Auge faßten. Aber auch noch außer dem Terrier gab's vieles zu erschauen. Die ganze Pracht der Bergwelt der südlichen Inselhälfte lag ausgebreitet vor unseren Augen: mächtige, hochragende Gestalten. Im Bann all dieser Herrlichkeiten schritten wir langsam dahin. Den Pickel unter dem Arm, die Hände in den Rocktaschen vergraben, bald rechts, bald links ausblickend, balancierten wir dem schmalen First entlang. Zu kurz dünkte uns die herrliche Viertelstunde, die wir sinnend in Wolkenhöhen gewandelt, als wir um 10 Uhr abends den kulminierenden Punkt des Massivs mit 1150 *m* Seehöhe betraten. Wir stießen die Pickel in den Schnee und lagerten wortlos in Staunen versunken. Die

taghelle Nacht hatte einen Stimmungszauber, der weder dem gewöhnlichen Tag noch der gewöhnlichen Nacht gegeben ist. Erst nach einer Viertelstunde stiegen wir nordwärts ab. Ein steiler Hängegletscher mit offenen und verborgenen Spalten veranlaßte uns, das Seil zu nehmen. Der Schnee war unterdessen hart und tragfähig geworden. So gelangten wir rasch im Sturmschritt auf den schon 600 *m* tiefer gelegenen Verbindungssattel gegen einen nördlich vorgeschobenen, schneegebänderten Felskopf, den östlichen Eckpunkt unseres Hufeisens. Hier schwenkten wir westlich ab und fuhren in prächtiger Glissade zu jenem Gletscher hinab, dessen Ursprung wir vor Stunden in der erwähnten tiefen Einsattlung überschritten hatten. Nun begann ein artiges Springen über apere Klüfte und groben Moränenschutt, das erst unten auf der Düne ein unbedauertes Ende fand. Nach zwölfstündiger Abwesenheit kehrten wir froh und befriedigt zu unseren Zelten heim.

Die drei von uns zum erstenmal erstiegenen Berge tauften wir sinngemäß: Zeltberg, Zwischenkofel und Weißwand. Damit hatten wir die alpine Vorarbeit geleistet; von nun an galt's ernstlich dem Beherrscher dieser Bergwelt, dem stolzen Terrier!

(H.) Die nächsten Tage brachten trübes, regnerisches Wetter. Das Lagerleben in solchen Regionen und unter so ungewohnten Verhältnissen bietet Abwechslung die Fülle. Im Nu verstreicht die Zeit. Ein Übel aber stellt sich nur zu leicht ein: Überreiztheit, Nervosität; denn kaum gestattet man sich die Zeit, auch nur dem nötigsten Schlafe zu fröhnen.

Das Tagebuch verzeichnet einige heitere Episoden: Schröder hat heute Seehundskottelets mit Reis zubereitet. Sie waren ausgebraten wie Leder, der Reis angebrannt. Ins Gebet genommen, gesteht Schröder, Kochen nur vom Zusehen her zu kennen.

Sattler hat heute Journal, daher auch das Abendessen zu kochen, „Seehundssuppe mit Sago". Ich arbeite indessen im Lager, revidiere Schier und Ausrüstung und lege mich dann an den Moränenrand, den zutraulichen, prachtvollen Elfenbeinmöven zuzusehen, wie sie sich mit ihrem größten Feinde, unserm „Finn", einem treuen, lieben Kerl, neckten. Hatten sie ihm ein Stück Speck, den er sorgsam hütete, aus dem Schneekeller herausgezerrt, so jagte er es ihnen unter wütendem Gebelle ab, trug's zurück und vergrub's im Schnee.

Als die frechsten Wichte erwiesen sich die schwarzen Raubmöven, die Habichte der arktischen Regionen. Hatte eine Möve ein Stückchen Speck ergattert und wollte damit davon, so stürzte sich sofort ein Pärchen der am Strande lauernden Raubmöven über sie her und verfolgte sie unter zornig schrillen Rufen so lange, bis das geängstigte Tierchen seine Beute fallen ließ, die noch in der Luft von den Verfolgern blitzschnell aufgefangen wurde. Dann verstummte Geschrei und Verfolgung.

Ich häutete einen Seehund ab, schnitt handdicke Speckstreifen von Meterlänge und warf sie ins Meer, während Schwärme zutraulicher Möven unter ohrenbetäubendem Geschrei mich umflatterten. Im Nu entbrannte um deren Besitz eine heftige Fehde, und Wolken von Möven kamen allerorts herangeflogen.

Ein ähnliches Schauspiel erlebte ich einst auf einem Gipfel der öden Trescawitza in Bosnien, als im gespenstischen Morgengrauen auf ein von mir ausgelegtes Füllen sich beutegierig Steinadler, Lämmergeier, weißköpfige und Aasgeier stürzten, bis der letzte Knochen verschleppt war, während Tausende von Federn die Wahlstatt deckten.

Sattler hatte unterdessen sein Meisterstück vollbracht und rührte mit einer Stange in einem Riesenkessel seine Seehundssuppe. Saar und Schröder waren schon beim Mahle, aber schwül erschien mir die Luft im ganzen Kreise. Von

dem Dufte, der dem mir vom Koche gereichten Teller entströmte, hatte ich schon genug. Aber kosten mußte ich's doch. Greulich! Lieber in der Polarnacht verhungern! Angebrannter Walfischtran mit quallig-sulzigem Sago, ein Höllengebräu!

Ein Satz und ich war am Strande, und Teller samt Inhalt flogen in weitem Bogen in die Flut. „Euch, Tritonen, aber nicht mir!"

Im nächsten Augenblicke prasselte es im Schnee. Meinem Beispiele folgend, hatte Saar den ganzen Kessel begeistert ins Schneegrab geschüttet. Gekränkt war einzig Sattler, daß wir seine Kochkunst so wenig gewürdigt, trotzdem er genau drei Stunden lang die Knochen gekocht und mit Selbstverleugnung den Sagobrei gerührt. Am schlechtesten kam Schröder dabei weg, — er hatte schon zwei Teller widerspruchslos hinuntergewürgt. Aber da wir mörderischen Hunger hatten, ging ich selbst ans Kochen. In einer Stunde war das Souper fertig. Ich hatte eine herrliche Suppe aus Enten und Möven gekocht, Seehundsbeefsteak mit Makkaroni, Nieren mit Hirn und Leber, alles auf Butter mit Zwiebeln gebraten. Dazu Reispudding mit Marmelade, Datteln, gemischtes Obst, Josefshöfer Auslese, Portwein und Tee.

Sattler war wieder versöhnt, und ich bin um die Erfahrung reicher, daß, je pflichteifriger Seehundsknochen ausgekocht werden, desto traniger und ungenießbarer die Suppe sei.

DER VORSTOSS NACH NORDOST (TERRIER)

(H.) Am 18. Juli, 9 Uhr 50 Min. abends, brachen wir zur Ersteigung des Terrier auf. Mit dem Boote querten wir die innerste Bucht. Ich schoß einen Seehund und machte vergebliche Jagd auf Weißwale. Des schwerbelasteten Bootes halber konnten wir ihren raschen Bewegungen nicht folgen. Hätten wir doch jetzt das flinke Jagdboot zur Stelle! Am Strande angelangt, erstieg ich an der Nordwestseite des Nordenskiöldgletschers eine vorspringende Eisbarre und pürschte mich weithin an die Wale an. Doch umsonst, ich kam nicht zu Schuß. Bei der Rückkehr hierher, zwei Tage später, war die ganze Terrasse ins Meer gestürzt. Das heischte energisch Vorsicht für die Zukunft!

Schwerbepackt stiegen wir dann in den schneefreien Mulden zwischen den Moränenhügeln empor. Schröder blieb Boot und Lager anvertraut. Der Moränenboden war stellenweise von dem Schmelzwasser so durchweicht, daß wir fußtief im Schlamme versanken. Endlich trafen wir auf größere Schneeflecken und erreichten um 3 Uhr 30 Min. früh die Firngrenze. Auf einer der obersten Geröllinseln in 310 *m* Höhe wurde Halt gemacht und abgekocht (3 Uhr 30 Min. bis 4 Uhr 30 Min.). Das vorher schon zweifelhafte Wetter wird unsichtig. Die Pyramide verschwindet. Leider zu früh — in genau nordöstlicher Richtung — queren wir sodann den Gletscher und mühen uns in immer dichterem Nebel über niedere, terrassenartige Absätze mit wenigen schmalen Spalten empor. Ein plötzliches Aufreißen des Nebels läßt uns den Terrier erblicken. Geradewegs darauf lossteuernd, geraten wir in immer größeres Spaltengewirre, bis eine ca. 12 *m* breite, unergründlich tiefe Spalte Halt gebietet. Rechtshin deren Rande folgend, zwingen uns bald senkrechte Querspalten, die sich unüberschreitbar erweisen, zur Umkehr. Bei dem herrschenden Nebel und dem absoluten Mangel sicherer Orientierung entschließe ich mich zur Rast. 8 Uhr 30 Min. 40 Minuten vergehen. Wie lange das wohl dauern mag? Da reißen ganz unvermutet die Nebel auf, von durchsichtigen Schleiern umflutet, wird der Terrier sichtbar. Die Rekognoszierung erweist ein Durchkommen in dieser Richtung, der sich kreuzenden Spalten halber, für ausgeschlossen. Bisher war ich an der Spitze — Saar tritt nun voran. Auf Schiern trachten wir nordwestwärts gegen den De Geers-Peak die Eisterrassen zu passieren. Bald sperrt wieder eine Spalte das Vordringen. Wir machen kehrt. Dadurch

komme ich wieder an die Spitze. Einer verschneiten Querspalte entlang, die sich mit einer weiter rechts befindlichen Parellelspalte weit vorne unter einem spitzen Winkel schneidet, steuere ich einem Punkte zu, wo die letzte so enge wird, daß sie mit den Schiern überschreitbar scheint. Dort wende ich um 90 Grad, mache den ersten Schritt mit dem linken Fuße, und — breche durch! Die ausgestreckte Linke senkt sich tief in den weichen Schnee und blitzschnell stoße ich mit der freien Rechten des Eisbeils Stiel linkshin, um in der gegenüber liegenden Wand der Spalte Halt zu finden. Da durchzuckt mich ein jäher Schmerz. Zwischen Zeige- und Mittelfinger habe ich mir die Linke zwischen den Köpfchen der Mittelhandknochen durchstoßen.

Die Situation ist kritisch, erfordert Ruhe und Kaltblütigkeit, denn die Gefährten vermögen vorerst nichts, als das Seil gespannt zu halten. Vorsichtig balanciere ich den linken Schi durch die dicke Schneeschicht, nachdem ich einmal mit dem Pickel sicheren Halt gewonnen, und bin bald außer Gefahr.

Das hatte gerade gefehlt!

Die Untersuchung der Hand ergab, daß der Stoß weder den Knochen verletzt noch die Sehne durchschnitten hat. Das war ein glücklicher Zufall. Ein Schneeverband wurde angelegt. Umkehren? — war die nächstliegende Frage. „Nein! Saar bleibt an der Spitze, der Terrier muß heute fallen!“ Wacker arbeitete sich nun Saar durch ungezählte Spalten durch, Terrasse über Terrasse wird erklommen, immer nordwärts, bis wir endlich nach stundenlangem Mühen aufs oberste Firnbecken kommen. Scharf queren wir nun nach Osten über den fast ebenen Gletscher, überschreiten einen meterbreiten Gletscherbach, der im Eise toll dahinrast, und gelangen zu einem ausgedehnten Gletschersumpfe, der die Stauwasser des mächtigen Gletschers auffing. Ohne Schier wäre ein Durchkommen hier wohl äußerst schwierig gewesen. Vor uns die Nordostflanken des Terrier, von steilen Gratrippen, Firn- und Eiscouloirs durchzogen, unter dem Kamme grünschillernde Seraks. Wir steigen empor zu einem markanten Felskopfe, an dessen Fuße sich ein halbwegs ebenes Plätzchen als Rastplatz findet. Mächtige Platten gefalteten Quarzits waren hier ausgeapert. Es ist 2 Uhr nachmittags. Wir kochen, photographieren, essen und schlafen dann, in unsere Mosetig- und Billrothbattist-Mäntel und -Säcke eingehüllt.

Wir hatten vor, den Terrier über seine vermutlich vollkommen vergletscherte Nordseite mit Schiern zu ersteigen. 7 Uhr 50 Min. abends brachen wir auf, querten nordwärts bis unter eine vorspringende, scharfe Felsnase, von uns „Scharfe Ecke“ benannt. Der neuen Schier Kanten vermögen kaum eine Spur zu hinterlassen. Klinometrisch gemessen, ergibt die Neigung 47 Grad. Der Anblick bei der Scharfen Ecke nordwärts veranlaßt uns sofort zum Fallenlassen unseres Planes; denn Serakbrüche sperren hier jedes Vordringen. Es heißt also Schier und alles Überflüssige verstauen, was bei der Steilheit des Terrains und dem Vorhandensein nur weniger Felsblöcke äußerste Vorsicht erheischt. Das Aneroid zeigt 900 *m* Seehöhe. Steigeisenbewehrt beginnen wir um 12 Uhr 21 Min. nachts den Aufstieg über eine breite Firnflanke südlich der Scharfen Ecke. Saar voran, dann ich, Sattler als letzter. Grimmig kalt ist's. Die Eisen quietschen im Schnee, aber der Firn ist so herrlich, daß es die erste Zeit keiner Stufe bedarf. Über 50 Grad wird die Neigung. Im Zickzack kommen wir rasch aufwärts. Saar kratzt Stufen, da — Eisklang! — und nun begann harte Arbeit. Unterm Schnee mußten in das zähe Eis Stufen getrieben werden, mit jedem Schritte aufwärts wurde die Firndecke dünner, bei zunehmender Steilheit und über uns noch die unheimliche Schlußwand, über der rechtshin grünschillernde Seraks dräuten. Stufe reiht sich an Stufe, deren manche schließlich 40 Hiebe erfordert — aber immer langsamer

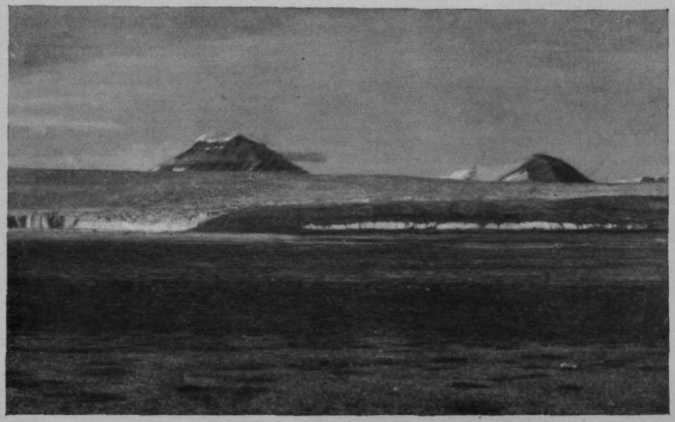


Abb. 2. Terrier (Text S. 110)

fallen sie. Des Pickels Stiel ist gerötet von Blut, das beiden Händen entquillt. Saars unbeugsame Widerstandskraft scheint der Erschöpfung nahe. Da drängt sich neuerdings die ernste Frage auf: Umkehren? Nimmermehr: „Eine große Stufe zum Ausweichen! Ich gehe vor!" Mit dem Aufgebote allseiner Willenskraft schlug mein wackerer Gefährte noch diese letzte Stufe, dann wurde vorsichtig das Seil gewechselt und meines Andermatter Pickels Wucht schmetterte in das stahlharte Eis. Ins Mark ging mir Schlag für Schlag. Hochgeschwollen war meine Hand, kaum daß sie den Pickel fassen mochte. Da galt's „die Zähne zusammenbeißen"!

Schalig splitterte das Eis. Es war zäh und hart, daß es oft an 15 wuchtiger Hiebe bedurfte, um Stufen zu schlagen, wie wir sie für einen gesicherten Abstieg bedurften. Über 60 Grad ward die Neigung. Nur 2 *cm* dick haftete noch eine Schneekruste über dem Eise.

In meinem Nankinganzuge, den ich über dem gewöhnlichen alpinen trug, aus dichtgeschlagener Baumwolle gefertigt — Nansens Modell —, trotzte ich dem eisigen Nordsturme, der ungeachtet doppelter Wollhemden und Sweater meinen Gefährten bis auf die Knochen ging.

Rechts aufwärts Stufen schlagend, war ich knapp bis zur Fallinie der erwähnten Seraks gekommen. Senkrecht übereinander mußte ich nun Stufen schlagen. Endlich war auch die steile Wandausbauchung und damit das blanke Eis überwunden, und bald standen wir auf der heißersehnten, höchsten Kuppel der langgestreckten Pyramide. Stumm schüttelten wir uns die Hand. Das Aneroid wies 1350 *m* Meereshöhe.

Fabelhaft ist die Rundsicht, keine Wolke am Himmel. Ganz Spitzbergen liegt zu Füßen. Im Westen recken sich die kühnen Fels- und Eisformen des Prinz-Charles-Vorland empor, und

Abb. 3. Weißwand mit Nordendskiöldgletscher-Abbruch

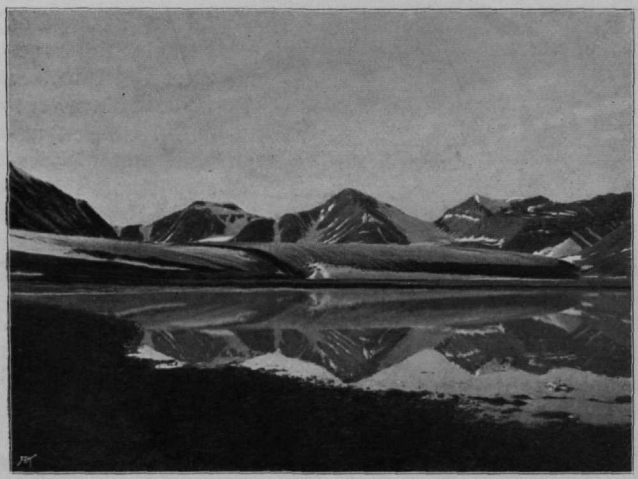


Abb. 4. Gletschertümpel und Klaas-Billen-Spitze (links)

nordostwärts dehnt sich fast spaltenlos in ungeheueren Dimensionen das Inlandseis Spitzbergens bis zu einem markanten Eiskogel mit südwärts abstürzender Felswand. Jenseits einer breiten, eisfreien Wasserstraße, Hinlopen-Street, hebt sich im kristallklaren arktischen Äther scharf vom Horizonte das Hochplateau Nordost-Spitzbergens. Nördlich und südöstlich eine Flucht ungezählter Eisgipfel, mit schwarzen, wohl kohlehaltigen Graten und Wänden. In unmittelbarster Nähe nordwärts des Terrier dürfte der höchste Punkt des Inlandseises liegen — nicht, wie es die Admiralitätskarte auszeichnet, 1700, sondern wohl 3000 englische Fuß hoch. Einzelne kleine Kuppen mit Miniatur-Gletscherbrüchen an ihren Südwesthängen entragen dem Inlandseise, das nordostwärts sanft abfallend der Hinlopen-Street entgegenströmt, wohl ebenso wie gegen die Klaas-Billen-Bai in gewaltigen Eiskaskaden ins Meer abstürzend.

Wohl an die 14 Tage mochte ein Marsch über das Inlandseis und zurück in Anspruch nehmen; denn Schlitten und Ausrüstung für einen Monat wären da notgedrungen mitzunehmen gewesen, um allenfallsigen Vorkommnissen, wie tagelangem unsichtigen Wetter, oder Schneestürmen Rechnung zu tragen. Mit Rücksicht auf meine schwerverletzte Hand und die karg bemessene Zeit, die nicht überschritten werden durfte, wollten wir nicht aus eigener Schuld in Spitzbergen überwintern, — endlich nicht zum wenigsten mit Rücksicht auf die geistlose, wochenlange Wanderung über den Inlandsgletscher, als dessen schließliches Ergebnis doch nichts anderes resultieren konnte, als daß wir all

Abb. 5. Auf dem Vorgipfel gegen Klaas-Billen-Peak im Mitternachtssonnenschein (Text S. 125)

dasselbe in der Nähe sahen, was die kristallklare Luft der arktischen Regionen uns h e u t e in unzweifelhafter Richtigkeit schon schauen ließ, entschlossen wir uns, von der geplanten Überquerung des Inlandseises gegen das Nordostland hin abzusehen und demnächst den höchsten westwärts der Klaas-Billen-Bai aufragenden Eisgipfel anzugehen. Damit sollten Aufschlüsse über den Zusammenhang des nördlichen mit dem südlichen Teile Spitzbergens gewonnen werden.

Abb. 6. Blick vom Klaas-Billen-Peak gegen Südwesten (Text S. 125)

Mit Aufnahmen hatte ich diesmal unverschuldetes Pech. Die Wechselkassette versagte infolge Lockerung einer Schraube. Eine einzige von den zwölf Platten hatte ich an der „Scharfen Ecke" exponiert.

Um 4 Uhr 25 Minuten morgens, nach einem Aufenthalte von 40 Minuten, zwangen uns der eisige Nordwind und die unerträgliche Kälte zum Abstiege. Den Grad der Kälte vermochten wir nicht festzustellen, denn glücklich hatten wir auch das Thermometer mit den übrigen Sachen an der Scharfen Ecke zurückgelassen. Litten meine Gefährten an der Eiswand im Aufstiege arg unter dem auf ihre Häupter niederprasselnden Eishagel, so erwuchs jetzt dem erstabsteigenden Sattler das zweifelhafte Vergnügen, die mächtigen Eisstufen von den sie ganz erfüllenden Eissplittern zu säubern. Eine Seillänge von 25 *m* weit folgte ihm Saar, ich machte als Letzter den luftigen Gang. Der Eishang war dermaßen ausgebaucht, daß ich von meinem Sicherungspunkte Sattler ganz verschwinden sah, nur Saars Kopf lugte noch über den Rand. Drüberhin schweifte der Blick ins Leere, bis ihm, 2000 Fuß tiefer, das Nordenskiöld-Gletscherbecken Halt gebot.

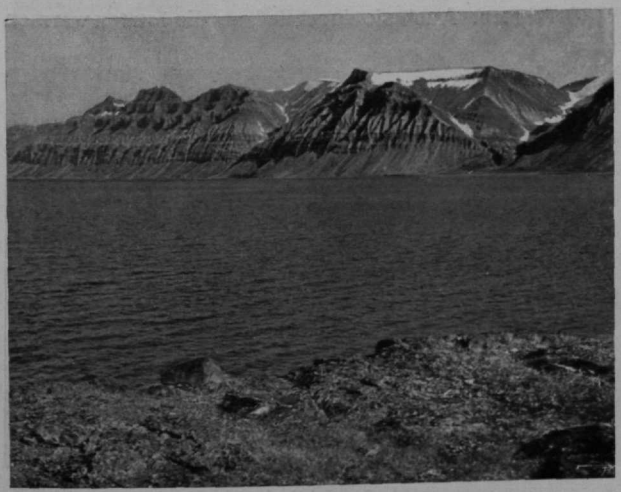


Abb. 7. Schwarzwand-Massiv (von den Gänse-Inseln — brütende Eiderenten) (Text S. 130)

Schon war der Firn nicht mehr tragfähig, und metertief brachen wir durch den Harscht. Um 8 Uhr früh trafen wir end-

Abb. 8. Johannisberg (Text S. 133)

lich bei der Scharfen Ecke wohlbehalten ein. Der Abstieg hatte länger als der Aufstieg gedauert. Meine Gefährten meinten, „schaurig aufregend sei's gewesen". Mir war in 20 Jahren führerloser Alpinistik eine derartige Eiswand nicht begegnet. Saar, der später die berüchtigte Ostwand des Monte Rosa von Macugnaga aus durchstieg, traf hierbei keine Stelle, die sich an Steilheit und tückischer Eisbeschaffenheit mit der Schlußwand des Terrier vergleichen ließe. Wir freuten uns aber auch des Sieges über die eisumpanzerte Jungfrau.

Nach tüchtigem Imbisse ergaben wir uns auf den Felsblöcken dem Genusse der wärmenden Sonne. Nach der eben überstandenen polaren Kälte wähnten wir uns in den Tropen. Wo einer gerade saß an der ungastlichen Stätte, übermannte ihn der Schlaf.

Mich beschlich im Schlafe mit einem Male indessen das furchtbare Empfinden, es senke sich unter mir der Fels, ich glitte hinab ins eisige Gletschergrab — immer tiefer —, die Wasser stiegen an mir hinan, schon reichten sie mir bis zum Halse, — noch einen Moment und — ein Todesschrei entringt sich meiner Brust. Entsetzt blick' ich um mich! Vor mir kauert Sattler, links Saar in voller Sonne. Ihr letzter Strahl umspielt mein Haupt, dann taucht sie hinter die Scharfe Ecke. Da dämmert mir die Erkenntnis: Traumphantasien, als Folge des Schwindens der Sonnenstrahlen vom Fuße aufwärts zum Kopf und der damit verbundenen Abkühlung des Körpers.

Gespannt beobachte ich die Gefährten. Auch sie durchlief, als die letzten warmen Strahlen schwanden, ein Schüttelfrost, — auffahrend, starrten sie dann traumverloren um sich.

Wie furchtbar muß die Winternacht sein, ohne der Sonne lebenspendende Glut; wie kann ich es denen nachfühlen, die nach langen Monden ihres ersten Aufflammens sehnsüchtig harren.

Wir packten und rüsteten zum Aufbruche. Ich legte die Schier an, zum hellen Staunen meiner Gefährten. „Den Hang hinunterzufahren, ist ja toll! Da nehm'

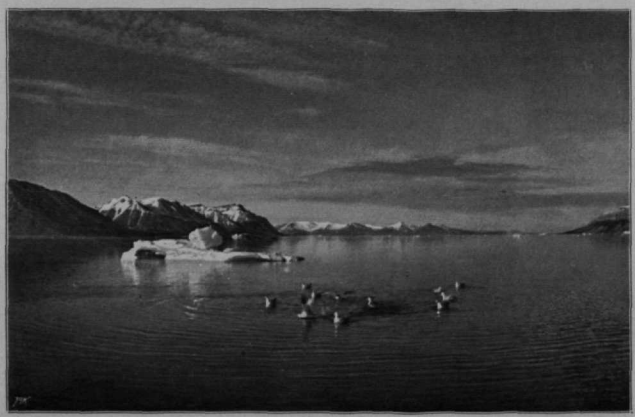
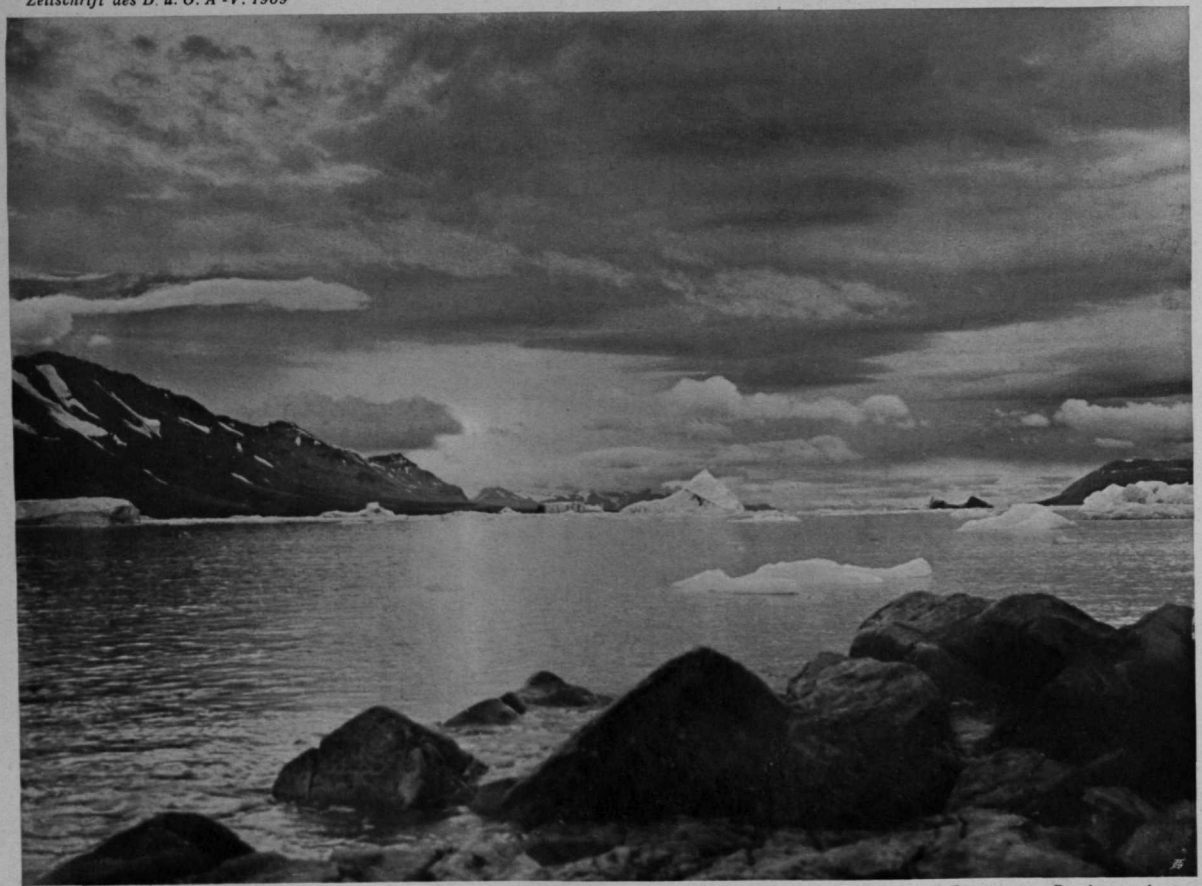


Abb. 9. Arktisches Idyll
(im Hintergrunde links: Schwarzwand-Massiv, mitten: Berge der Adventbai).



Naturaufnahme von Aemilius Hacker

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Schwimmendes Gletschereis

ich lieber Steigeisen!" meinte selbst Saar. „Na, nur zu! Auf Wiedersehen denn beim Gletschertümpel! Ich habe Durst!" Und im Saus klapperten meine treuen Bretteln auf dem glasigen Harscht die 47 Grad in scharfer Stemmspur hinab. Kaum daß die Kanten die Eisschicht zu ritzen vermochten, aber es ging tadellos, wenn auch enorm anstrengend. Meister Zdarsky gedachte ich dankbaren Herzens, daß er mich diese Kunst gelehrt, der ich es mitzudanken hatte, daß ich die Fahrt in die unbekannte Eiswelt kühn gewagt.

Endlich, etwa 200 *m* tiefer, ward die Neigung sanfter, und nun tollte ich über die herrlichen Hänge mit parallel gestellten Schiern in vollem Schusse hinab, — die Randkluft auf breiter Brücke überfahrend. Da — zu spät sah ich's — kreuzte eine schmale Strecke angewehten Pulverschnees in sanfter Mulde meine Bahn. Ein Ruck — jeder Schifahrer fühlt's voraus — und ich stand mit meinem schweren Rucksacke buchstäblich auf dem Kopfe. Im Bogen flog das Gewehr davon und sauste zum Tümpel hinab, während ich unsanft auf den Schnee und — aus besonderem Wohlwollen des Schicksals — auf meine wohlgerundete Linke niederkrachte. Scheu blickte ich mich um, ob's meine Gefährten nicht sähen, strich den Schnee glatt und trollte mich zum Tümpel. An dessen Rande legte ich die Schier mit der Gleitfläche aufwärts nebeneinander, dazwischen den Stock, darüber meinen 2 *m* im Quadrate messenden Billrotbstattifleck. Dann setzte ich den Kochapparat in Schwung und streckte mich im Mosetigbattistmantel auf das trockene Lager, meine Gefährten erwartend.

Sieh' da, — hoch oben tauchen sie schon auf, in tollem Saus meiner Spur folgend; nun kommt die Mulde, da — stürzen sie. Als sie herangekommen, brummte einer: „Verdammte Schneewehe, pickt wie Schusterpech."

Dann erzählten sie, sie seien oft bis zur Brust im Harschte durchgebrochen und hätten sich etwa 25 *m* weit toll geschunden, bis es endlich Saar zu bunt geworden und sie die Abfahrt beschlossen hätten. In dem Schnee die Schier an die Füße zu kriegen, sei aber kein Leichtes gewesen. Dafür aber sei's in Stemmfahrt wider Erwarten prächtig gegangen — bis auf die Wehe. „Ja, aufpassen muß man höllisch!" bestätigte ich den Ahnungslosen.

Auf die Schier hingestreckt und dem Surren des Teekessels lauschend, fühlten wir uns zufrieden und glücklich in unserem weiten Reiche ewigen Eises.

Um 12 Uhr mittags brachen wir zum Meere auf und querten den Gletscherboden in der Richtung zum De Geer-Peak. Von der Ungeheuerlichkeit des Gletschers bekamen wir erst jetzt den richtigen Begriff, als Stunde auf Stunde verrann und wir trotz scharfen Draufgehens bei etwas Gefälle dem Gletscherrande nicht näherzukommen schienen. Und südlich des Südwestfußes des Terriers dehnte sich ebensoweit das Eis bis zur Randmoräne vor dem Johannisberge. Wie klein erscheinen solch ungeheuerlichen Dimensionen gegenüber selbst die breitesten Gletscher unserer Alpen — von der Längenausdehnung gar nicht zu sprechen. Auch die gewaltigen, von 5500 bis 1800 *m* herabreichenden Riesenferner des Skara-Massivs im zentralen Kaukasus stehen weit zurück.

In der Fallrichtung des Anstiegstales weite Strecken sanften Gefälles abwärts gleitend, erreichten wir endlich um 6 Uhr abends die unterste Firngrenze. Hier stellten wir nun fest, daß wir uns im Nebel hatten verleiten lassen, zu früh rechtshin abzubiegen und den Gletscher zu betreten, statt geradeaus bis in die Fallinie des De Geer-Peaks vorzudringen und dann erst oberhalb der Gletscherterrassen nordostwärts den Gletscherboden zu queren.

Wir banden die Schier zu einer Pyramide zusammen und stellten sie auf einem markanten Hügel auf, um sie ein andermal nicht so weit heraufschleppen zu müssen. Dann stiegen wir zum Fjord ab, den wir um 7 Uhr abends erreichten.

Schröder, der, unserer Rückkehr harrend, in der nahen Bucht jagte, kam auf die Signalschüsse bald herbei. Dann griffen er und ich zu den Riemen, Sattler zum Paddel, Saar zum Steuer. Jeder tat nach bestem Können seine Pflicht.

Unverdrossen lotste uns Todmüde Schröder endlich zu den liebgewordenen Zelten durch, wo Finn, ihr treuer Hüter, uns stürmisch begrüßte.

46½ Stunden waren wir unterwegs gewesen; davon entfielen 3¾ Stunden auf die Bootsfahrt, 36¼ auf den Marsch — und davon hatten wir 18½ Stunden auf Schiern zugebracht, der Rest entfiel auf die Mahlzeiten und deren Vorbereitungen sowie spärliche Ruhe. Um 11 Uhr nachts suchten wir unsere Schlafsäcke auf und zwölfstündiger traumloser Schlaf ließ uns alle Mühen vergessen.

Nachts des 22. raste der Sturm. Die Zelttaue ächzten, daß ich besorgte, die Befestigungskloben würden aus dem Moränenschotter herausgerissen und wir mit dem Zelte ins Meer geschleudert werden. Ich schlief daher im Schlafsack auf Schaffellen im Freien, was späterhin bei uns zur Regel wurde.

Nachfolgern dürften meine mit der Zubereitung von Seehunden usw. gewonnenen Erfahrungen von Nutzen sein, falls sie durch Zufall oder aus eigener Lust auf das Jagdergebnis angewiesen sein sollten, weshalb ich einige Winke gebe.

Nieren mit Hirn oder Leber, gleich nach Einbringung des Seehundes auf Butter mit Zwiebel einige Minuten geröstet, sind Delikatessen.

Seehundsbeefsteak, handdick geschnitten und geklopft, auf Butter mit Zwiebeln jäh gebraten, zerfließt auf der Zunge und übertrifft jedes Rindsfilet.

Die Rückenstücke müssen jedoch sofort vom Knochen gelöst werden, sonst ziehen sie Trangeschmack an. Für späteren Bedarf bewahrt man sie in verschlossenen Blechbüchsen im Schnee auf.

Seehundsknochen, insbesondere die markreichen Rückenwirbel, sind, ihres widerwärtigen Trangeschmackes halber, zur Herstellung einer Suppe nicht verwendbar.

Roher oder auf Schweinespeck oder Butter jäh gebratener, etwas gesalzener Seehundsrückenspeck schmeckt großartig, dagegen erscheint alles in Seehundsfett Gebratene unseren Gaumen des Trangeschmackes halber ungenießbar.

Hinweisen möchte ich dabei doch darauf, daß Seehundsfett nach dem Auslassen erst bei etwa —10° R. stockt.

Bezüglich Enten und Möwen ist folgendes zu bemerken:

Die Brüste der Rappgänse auf Butter gebraten sind ausgezeichnet. Möwen, denen der einfachen Manipulation halber Haut samt Federn abgezogen worden, mit etwas Gewürz und Zwiebel gekocht, geben eine köstliche Suppe.

Eiderenten sollen ebenso wie die Sturmmöwen — nach Schröders Behauptung — tranig schmecken. Ich glaube aber, daß dieser Übelstand durch das Abziehen der fettigen Haut behoben werden kann.

Unser Robbenfänger erklärte einmal, er hätte es sich nie träumen lassen, daß ihm die Seehunde so gut schmecken könnten. Seine Frau, der er mal einen jungen Seehund von der Jagd zum Kochen nach Hause gebracht, hätte ihn ob dieser Zumutung entrüstet samt demselben aus dem Hause gejagt.

Zum Kochen dienten uns zwei norwegische Primusbrenner, wie Nansen sie auf seiner Polarexpedition mitführte, und Rickmers und ich sie 1895 schon auf der kaukasischen Expedition im Zeltlager erfolgreich erprobt hatten. Gebrannt wurde feinst raffiniertes Petroleum, von dem wir zwei Kannen mit je 25 *kg* mitführten. Nur die eisernen Pfannen hielten der enormen Hitze der Primusbrenner stand; die Emailgeschirre wurden durchgebrannt, und so schritten wir notgedrungen daran, das allerorts an der Küste vorfindliche Treibholz zu sammeln und zur Feuerung zu verwenden. Dies, meist sibirische Lärche, nahm den Weg

durch die sibirischen Flüsse ins Polarmeer, wurde vom Polarstrome zwischen Pol und Franz-Josefs-Land ins Meer zwischen Grönland und Spitzbergen und vom Golfstrome wieder entlang der Westküste Spitzbergens nordwärts in die innersten Buchten getrieben und vom Sturme ausgeworfen. Es brennt wie Zunder.

Kochten wir anfänglich im Freien ungeschützt, so brachten wir später bei zunehmender Kälte die Primusbrenner in einem aus einem alten Segel konstruierten Kochzelte unter und hoben für die Freifeuerung einen regelrechten Kochgraben aus, der uns sehr zustatten kam.

Die Ausrüstung war umfangreich und auf eine etwaige Überwinterung berechnet; sie bewährte sich tadellos.

EIN VORSTOSS NACH NORDEN (*v. S.*) Möwensattel und Klaas-Billen-Spitze. Der folgende Vorstoß galt der Erforschung jener Landstrecke, welche die tief eingeschnittenen Buchten des Eisfjords und der Wijdebay trennt. Vom schönsten Eisgipfel der Nordumrahmung hofften wir den gewünschten Aufschluß zu erhalten. Am 27. Juli um ½4 Uhr früh stachen wir in See.

Das Meer war ruhig, kein Windhauch trübte die sonnbeschienene Fläche, in der sich unser Ziel kristallklar spiegelte. Im gleichen Takt der schweren Ruderschläge glitt das Boot fast lautlos dahin. Nur das feine Rauschen vorn am Bug klang wie heimliches Flüstern schöner Wassernixen. Auf bizarrgeformten Eisbergen saßen Schwärme von Möwen und sahen uns neugierig an. Wir warfen Zwiebackstücke ins Wasser; im Nu waren wir umringt von kreischenden, flatternden Vögeln, die ohne jede Furcht so nahe ans Boot herankamen, daß wir sie fast mit Händen hätten greifen können. Dabei funkelten die schwimmenden Eisblöcke wie riesige Diamanten in allen Abtönungen von Weiß, Grau, Grün, Blau und Violett; dazwischen reckte wohl ein schnauzbärtiger Seehund seinen runden Kopf neugierig über den Wasserspiegel und blinzelte uns mit seinen klugen Augen an. Bald darnach bogen wir in die Nordbucht ein, deren Gewässer tief drinnen so seicht wurde, daß wir Schwierigkeiten hatten, trocken ans Ufer zu kommen. Wir verabredeten mit Schröder, daß er uns nach Ablauf von 36 Stunden abholen solle. Kämen wir früher zurück, so sollte der Rauch eines mächtigen Feuers aus Strandholz ihm dies melden. Dann hißte unser Norweger das Segel und fuhr wieder heim.

Es war 7 Uhr morgens. Zwischen niederen Uferbergen blickten wir ostwärts hindurch, wo in weiter Ferne das mächtige Inlandseis als ausgedehntes Hochplateau hervorglänzte. Gerade vor uns mündete ein großer Gletscher mit kohlegeschwärzter Randmoräne. Dahinter mehrere hohe Berge, von denen sich unsere Klaas-Billen-Spitze durch ihre Höhe, die schwarze Färbung ihrer Felsen und ihre leuchtende Firnkuppe hervorhob.

Schwer bepackt traten wir eine Stunde später mit geschulterten Schiern unseren Marsch an. Auf grasgesprenkelter Dünenböschung wanderten wir geradenwegs auf die Gletscherzunge zu. Von den begleitenden felsigen Vorbergen kamen tiefeingerissene Bachläufe herunter, deren Überschreitung manch kühnen Sprung über tosendes Gletscherwasser erheischte. Um 10 Uhr vormittags betraten wir die steilabfallende Gletscherböschung. Wir hatten gehofft, sehr bald schon die Schier anlegen zu können. Damit war es nun allerdings, soweit man sehen konnte, nichts; denn der Gletscher war aper und von schmutzigen Wassertümpeln besetzt. Darum ließen wir uns verleiten, nach drei Viertelstunden die Schneeschuhe bei den Blöcken der schwarzen Kohlenmoräne zu deponieren und Mittagsrast zu halten. Um ½1 Uhr brachen wir wieder auf und wanderten am westlichen Rande des mäßig zerschrundeten, von Schmelzwässern reichlich überrieselten Gletschers landein.

Nach 1½ Stunden tauchte linkerhand ein kühngeformtes tiefschwarzes Felshorn auf, während rechterhand ein vergletschertes Hochtal zu einer engen Einsattlung östlich unserer Spitze hinanzog. Hier bogen wir rechts ab, querten den Gletscher in seiner ganzen Breite und hielten auf einer kleinen Geröllinsel am Fuße des Gletscherhochtales in fast 300 *m* Meereshöhe eine knapp halbstündige Rast. Dann stiegen wir in der Mitte des Tales gegen den Sattel zu an. Hatten wir früher mit den vielen Tümpeln und Wasserläufen unsere liebe Not gehabt, so empfing uns jetzt naß-weicher, knietiefer Schnee, in dem wir mühsam emporstapften. So näherten wir uns langsam der Paßhöhe, die sich noch durch zwei parallel verlaufende, heimtückisch tiefe Randklüfte verteidigte. Durch das straff gespannte Seil versichert, schlug Hacker in die morsche Brücke ein Loch und steckte den Kopf hinein. Aber auch so gelang es kaum, eine Stelle zu finden, über die wir mit Anwendung der raffiniertesten Erleichterungsschwindelmanöver uns auf den höheren sicheren Rand hinaufwälzen konnten. Dann aber war mit wenigen Schritten die verschneite Paßhöhe gewonnen. Knapp links ließen wir uns wenig höher auf trockenem Felsenriff zu langer Rast nieder. (½5 Uhr nachmittags.)

Trübe Regenwolken deckten den Himmel und ließen Zweifel in uns aufsteigen, ob das Wetter aushalten würde. Einstweilen wurde der Kochapparat in Betrieb gesetzt. Fröhlich tafelten wir darauf los und achteten es kaum, daß aus einem feinen Rieselregen ein artiges Graupeln geworden war. Vollgegessen hüllten wir uns in unsere wasserdichten Überzüge und legten uns hin, das schlechte Wetter abzuwarten. Das feine Prasseln der fallenden Graupeln wiegte uns bald in Schlaf; halb im Traum nur hörten wir zeitweise den Flügelschlag von Möwen, die einzeln oder in Scharen den Sattel passierten. Es schien, als ob unser Paß eine der niedersten Einsattlungen darstellte, zwischen der Wijdebai im Norden und dem Eisfjord im Süden; diese nicht ganz 700 *m* hohe Einschartung des Trennungskammes zwischen den beiden größten Fjorden Spitzbergens dient dem von Nord nach Süd streichenden Gefieder als bequemste Heerstraße. Darum tauften wir diesen Ort „Möwensattel" und errichteten, bevor wir schieden, einen mächtigen Steinmann.

Gegen 9 Uhr abends hörte es auf zu graupeln und der Himmel klarte ein wenig auf. Da banden wir uns wieder ans Seil und machten uns auf den Weiterweg. Hacker an der Spitze, nahmen wir den breiten Firnhang in Angriff, der sich, oben steiler werdend, an 400 *m* hoch zum Gipfelkamm emporzog. Schon bis herauf zum Möwensattel hatten wir so viel Schneestapferei, daß wir mehr als einmal unsere unten am Gletscher deponierten Schier herbeiwünschten und den Entschluß bedauerten, sie liegen gelassen zu haben. Doch die jetzige Schneewaterei übertraf unsere pessimistischsten Erwartungen. Schritt für Schritt mußten wir uns durch die nassen Schneemassen buchstäblich durchwühlen; dabei bestand oberflächlich eine härtere Schneeschicht, die erst dann nachgab, wenn man sie mit dem ganzen Körpergewicht belastete; dann sank man wieder bis zu den Hüften ein, um mit dem herausgegrabenen anderen Bein das eintönige, ermüdende Spiel von neuem zu beginnen. Dabei gab es noch eine Anzahl versteckter Spalten, die einige Abwechslung verursachten, wenn einer plötzlich bis zu den Schultern im Schneebrei versank, ohne Stand zu finden. So mühten wir uns redlich zwei volle Stunden im Schweiße unseres Angesichts. 11 Uhr nachts war es, als wir keuchend, mit klopfenden Pulsen einen Vorgipfel erreichten, von dem der breite Kamm mählich zum nördlich gelegenen Hauptgipfel anstieg, der in der Mitternachtssonne Farbenpracht getaucht war. Das war ein vergnügliches Wandern auf hartgefrorener Höhe; welch ein Genuß gegen das entsetzlich anstrengende Waten

von vorhin. Die Pickel unter dem Arm sprangen wir von Block zu Block und wanderten dann gemächlich den breiten Firnrücken entlang. Nur ganz zum Schluß gab es noch eine artige Treterei auf die höchste Kuppe. Es war 1 Uhr.

Spitzbergen im Mitternachtssonnenschein! Ja, wer die Feder hätte, die Pracht würdig zu schildern! Ein schwacher Abglanz nur sind die bestgefügten Worte. Einzelheiten können sie wohl wiedergeben; wer aber den einzigartigen, überwältigenden Gesamteindruck haben will, der muß ihn selbst erleben, der muß in Kampf und Müh einen Hochgipfel erringen können und Glückskind sein so wie wir!

Die Wijdebai erglänzt zu unsern Füßen, und Berge links von ihr und Berge rechts von ihr, so weit das Auge blicken mag. Zur Linken flachere Formen, stellenweise ausgesprochene Tafelberge mit eingestreuten breiten Gletschertälern. Zur Rechten aber türmen sich die Berge felsiger, gewaltiger, gigantischer auf, so daß man an Schweizer Formen gemahnt wird. Da glaubt man die Verte, die Große und Kleine Dru zu erkennen; vielleicht ist's der Mount Chidenius, der dort so gewaltig in den mitternächtigen Himmel starrt. Geheimnisvoll dunkeln die beschatteten Felsen in düsterem Blau. Hellauf leuchten dazwischen in blendendem Weiß die breiten Firnhänge, die schlanken Eisgrate, die die Mitternachtssonne küßt. Weiter rechts fesselt ein riesiger Gletscherstrom das Auge, dessen Ende kaum abzusehen ist; immer weiter nach rechts müssen wir blicken, fast umdrehen müssen wir uns, um sein Quellgebiet zu erschauen. Das liegt aber weit, weit hinten, dort wo des Terriers markante Pyramide dem Inlandseis entragt. Wie lang der Gletscher sein mag? Ich glaube, 50 *km* werden gewiß nicht zu hoch gegriffen sein. Und nun wenden wir uns um und schauen in bekannte Gefilde. Dort glitzert des Eisfjords breite Wasserfläche, dort dehnt sich der Nordenskiöldgletscher, selbst von so weit noch eine mächtige Fläche zeigend, welcher der Terrier in einsamer Größe entsteigt. Der Hensoldt vermag sogar unsere Zelte als winzige leuchtende Punkte am Meeresstrande zu entdecken. Und weiter die ganze Bergwelt des mittleren und nördlichen Spitzbergens, Spitze an Spitze, ein unübersehbar Heer, bis zum fernsten Horizont. Und alles dies zur Mitternacht. Dort funkelt der strahlende Phöbus, durch zarte Dunstschleier gedämpft, über dem Nordende der Wijdebai. Zirruswölkchen schwimmen darüber am schwarzblauen Firmament. Knapp unter der Sonne zieht querüber eine schmale schwarze Nebelbank wie ein Schlachtschwert im flammenden Licht. Darunter aber breiten sich zarte Wolkenschleier, die in den hellsten Farben des Spektrums erglühen: oben Zinnoberrot, dann Lichtblau, Blaßorange und endlich Rosa; dann folgt ein schmaler Streifen in Grau, der mit dem Horizont zusammenfließt. (Abb. 5 u. 6, S. 118 u. 119.)

Wir hätten nun „staunend und schweigend" in Ruhe die Pracht genießen sollen? Weit gefehlt! Den Formen- und Farbenzauber auf der photographischen Platte festzuhalten, war unser allernächstes Bemühen. Was bisher nur der Pinsel einiger weniger begnadeter Künstler in Farben festgehalten, das sollte auch photographischer Meisterarbeit ein würdiger Vorwurf sein. Das Stativ heraus, die Platten hervor, die wir dutzendweise so schwer und so weit geschleppt; hei, da gabs Arbeit! Hacker rechnete mit verbissenen Lippen die Expositionszeit aus, während wir zwei anderen mit erstarrenden, zitternden Fingern Linsen und Filter besorgten. Und dazwischen galt es zu stampfen und zu treten, um nicht die gänzlich durchnäßten Füße zu erfrieren, oder die geröteten Ohren zu reiben, über die ein eisiger Sturmwind daherpfiff, der einem die Tränen aus den Augen zwang. Und glücklich schätzte sich der, dem es gelang, zwischendurch ein Stückchen trocknen Schiffszwiebacks oder gar eine Tafel Schokolade zu erhaschen. Und doch hätte keiner zurückgestanden, wo es galt, in gemeinsamer Zusammenarbeit das Beste zu leisten.

Der Gipfel war 1020 *m* hoch (Aneroidmessung). Vor Kälte schauerten wir bis

aufs Mark, als wir ihn nach einstündigem Aufenthalt verließen. Nun ging's bergab ein anderes Tempo als herauf durch den tiefen Schnee. Wir sprangen, kollerten und glitten um die Wette den Hang hinunter und achteten nur im Bereich der heimtückischen Spalten auf geregelten Seilabstand. Um 3 Uhr früh passierten wir unseren Steinmann auf dem Möwensattel; die Randklüfte erforderten auch im Abstieg peinliche Achtsamkeit. Dann aber ging's im Sturmschritt zum Hauptgletscher hinunter, auf dem wir um 4 Uhr das Seil einrollten. Nun stand uns ja nur mehr die lange Wanderung zum Strand hinaus bevor. Doch die wurde ein Leidensweg, an den wir heute noch nur mit Mißvergnügen zurückdenken. Seit zwanzig Stunden trabten wir ununterbrochen in sumpfigem Gletschereis und wässerigem Schnee bei Südwind herum. Das Leder unserer Schuhe war vollgesogen von Wasser; Socken und Stutzen trieften von Feuchtigkeit wie nasse Schwämme; von den Zehen bis zu den Hüften war kaum ein trockner Faden an uns. Die Haut unserer Füße, speziell der Sohlen, war aufgequollen und förmlich mazeriert von der langen Einwirkung der Feuchtigkeit. Die geschwollenen Füße fanden nun zu wenig Platz in den schweren Schuhen und wurden der Sitz unerträglicher Schmerzen, die bei jedem Auftreten das Gefühl erweckten, als wandere man auf glühenden Nägeln. So schleppten wir unsere schweren Rucksäcke mit verbissenem Schmerz zunächst bis zur Kohlenmoräne, wo wir versuchten, uns ein wenig zu trocknen. Aber da die Sonne nicht hervorkommen wollte, hatten wir damit keinen Erfolg. Nachdem unser Gepäck durch die Schier und eine Unmenge von Mineralien noch um ein Erkleckliches vermehrt worden war, wankten wir in des Wortes wörtlichster Bedeutung weiter. Alle paar hundert Schritte warfen wir uns zu Boden, um unseren Sohlen, die wie Feuer brannten, einige Augenblicke der Ruhe zu gönnen. Um 7 Uhr früh langten wir nach vierundzwanzigstündiger Abwesenheit am Strande an, wo wir etwas eisernen Proviant deponiert hatten. Todmüde sanken wir in den Sand. Unterdessen war die Sonne zum Vorschein gekommen und half redlich unsere nassen Sachen trocknen. Aber auch wir sogen begierig die lang entbehrte Wärme ein, die wohlig unsere durchkälteten Glieder durchrieselte. Während im Schnellsieder der Tee summte, machten wir uns über den restlichen Proviant her.

Dann sammelten wir Strandholz, das gerade hier ziemlich spärlich war, da der Wogenschlag nur selten bis zur innersten versandeten Bucht hereinreicht, legten es zu Haufen und zündeten es an. Aber das wasserdurchtränkte Holz wollte überhaupt nicht brennen und das trockene brannte hellauf wie Zunder und ergab keine Rauchentwicklung. Das hatte nun seine liebe Not; denn auch die durch die Sonne mittlerweile getrockneten Renntierflechten, die wir massenweise in die Flammen warfen, loderten hell auf wie harziges Wacholdergestrüpp. Daran hatten wir nicht gedacht bei unserer Verabredung mit Schröder.

Anläßlich dieses mißglückten Verständigungsversuches kamen uns naturgemäß allerhand Gedanken. Was tun, wenn Schröder überhaupt nicht käme, sei es, daß ihm etwas zugestoßen, daß das Boot zwischen Eisschollen zerquetscht worden, oder daß ein paar Tage gerade stürmische See wäre. Unter solchen Umständen in unserem Falle das Zeltlager zu Fuß von hier aus zu erreichen, hätte einen Kampf auf Leben und Tod erfordert. Diese Erwägungen stimmten uns sehr ernst, und herzlich froh waren wir, als nach Stunden erfolglosen Auslugs in der Ferne das Segel unseres Bootes sichtbar wurde, das, gegen widrigen Wind ankämpfend, dem Strande sich nur langsam näherte.

Schröder schien uns nicht zu bemerken, denn plötzlich wandte er das Boot und schoß mit dem Winde wie ein Pfeil davon. Entsetzt sprangen wir auf. „Die Waffen her!“ kommandierte Hacker, und auf: „Achtung — Feuer!“ donnerte eine

kombinierte Revolver-Flinten-Salve dem Flüchtling nach. Der stoppte des Bootes Lauf; er hatte gehört. Nun setzten wir uns befriedigt wieder hin und warteten geduldig eine Stunde, bis unser Norweger das schwere Boot gegen Wind und Wellen an den Strand gezwungen. Frohgemut stießen wir um 10 Uhr vormittags wieder in See. Meer und Wind beruhigten sich während der Überfahrt. In fabelhafter Pracht erglänzte die breite Stirn des Nordenskiöldgletschers. Um 12 Uhr mittags betraten wir wieder unseren Zeltplatz.

(H.) Die freiliegenden Grate und Wandpartien der Klaas-Billen-Spitze zeigen überall schwärzliche Färbung. Kohlenkalk mit Fossilien wie Spirifer und Korallen, dann Sandsteine und Schiefer mit Pflanzenresten und Hieroglyphen, der Steinkohlenformation angehörig, finden sich in der Umgebung der Klaas-Billen-Bai. Die Moränen des Klaas-Billen-Gletschers sind großenteils aus Kohlenkalk gebildet, während sich auf der Spitze kristallinisches Gestein, und zwar Gneis, zeigt.[1])

Die nächsten Tage dienten der Erholung. Sattler und Saar bummelten der Küste entlang nach Süden, sammelten und preßten Pflanzen. An den Küsten sprießen überall im Juli saftige Kräuter, gedeihen üppig Flechten und Moose und das Renntierkraut, und in den herrlichsten Farben lugen aus dem tiefsaftigen Grün allenthalben Blütenköpfchen hervor, insbesondere Anemonen und der gelb und weiß blühende Bergmohn. Aber nicht das kleinste Sträuchlein ist irgendwo zu entdecken.

Ich fuhr indessen mit Schröder wieder mal zur Robbenjagd. Mühsam hatten wir uns zum nördlichsten Teile des Gletscherabbruches durch Treibeis durchgearbeitet. Waren lange keine Seehunde in Sicht gewesen, tauchten jetzt plötzlich rings um das Boot mehrere auf, und gleich darauf sahen wir eine Herde gelblicher Weißwale mit ihren dunkelgrauen Jungen dem Gletscherrande entlang nordwärts ziehen. Sie jagen nach Eisfischen, die außer Algen die hauptsächlichste Nahrung der Seehunde bilden. Die Weißwale verjagten die Seehunde; als sie vorübergezogen, kehrten diese wieder in ihre Standplätze am Eisesrande zurück.

In dessen Bereich sich zu wagen, wäre Tollkühnheit. Urplötzlich stürzen oft die von der Flut unterspülten ungeheueren Seraks ein, kaum in den Wogen verschwunden, schießen sie pfeilschnell wieder empor, ein Krachen und Splittern ringsum, in schäumenden Gischt ist die dunkle Flut verwandelt und 10 *m* hoch wälzt sich eine Sturzflut gegen den Fjord. Wehe dem Boote, das in die Quer kommt; rettungslos ist es verloren.

Frisch abgebrochene Seraktrümmer bis 6 *m* Höhe und 30 *m* Länge schwimmen zwischen den Eisschollen, die sich unübersehbar bis über den Horizont südwärts erstrecken, von schmalen Streifen dunkler Flut unterbrochen. Düster gestimmt ist die Natur. Da hebt ein Blinken und Leuchten an. Bald ist die Eisbarriere in tiefes Blau getaucht, das westwärts in zarten, bläulichen Tönen sich auflöst. Die spärlichen Wasserstreifen der von stahlblauem Eise erfüllten Bucht prangen in Ultramarin, die Berge in der Ferne in sattem Violett. Eine am Rande der Gletschermauer durch Einsturz gebildete mächtige Eishöhle verliert sich in schwarzblauen Tiefen. Tausende von Möwen schwirren spielend über die Wellen, schwimmen auf dem Wasser, schlagen mit den Flügeln, tauchen, flattern darüber hin und stürzen sich pfeilschnell in die Tiefe auf dem Fange nach Eisfischen. Ihr lärmendes Gekreische übertönt der Silbermöwe Klageschrei, der zornig schrille Ruf der Raubmöwe.

Ringsum Knistern und Knattern im schwimmenden Wassereis, Bersten blaublinkender Eisblöcke, Krachen und Donnern an der ungeheueren Eiswand ein-

[1]) Die geologischen Bestimmungen danke ich Kustos Professor Dr. Kittl, dem Vorstande der geologisch-paläontologischen Abteilung des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums in Wien, dessen Sammlungen zu Handen des Herrn Hofrates Dr. Steindachner wir unsere gesamte wertvolle Ausbeute schenkungsweise einverleibt haben.

stürzender Seraks, Gischt und Schaum der sich tosend gegen das Boot wälzenden Sturzwellen. Ein Leben und Treiben in der Natur, einzig großartig und erhaben in der endlosen Einsamkeit der starren Eiswelt.

Manch herrliches Naturschauspiel habe ich erlebt: Vom Promontoir sah ich die furchtbare Südwand der Meije im Dauphiné in feurigen Gluten flammend bei ersterbender Sonne; vom Gipfel des Kartschkal erblickte ich das Erwachen des Tages über der endlosen Eiskette des zentralen Kaukasus, bis unter der Sonne Rosenkuß die Gletscher des Elbrus erglühten und lange Schatten in die Tiefen des Schwarzen Meeres warfen; vom Grate des Montblanc und vom Grate der Meije die Berge und Ebenen Frankreichs in duftiger Ferne, von Mondesglanz umflossen, zu Füßen.

Einer arktischen Mitternacht ist aber nichts vergleichbar.

Solche Stimmungen, wie ich sie geschildert, sind freilich auch dort selten. Nur dreimal haben wir sie erlebt.

Freie Stunden wurden der Jagd gewidmet. Einmal brummte gerade der Suppenkessel uns einladend entgegen, als ich weit draußen im Fjord einen schwarzen Punkt erblickte. Im Nu waren Schröder und ich im Boote und fielen in die Riemen. Nach einer halben Stunde legten wir platt. Einige hundert Meter von uns tauchte ein Riesenkopf auf und ruhig zog dessen Träger nach Robbengewohnheit flach im Wasser liegend dahin. Die Pausen, in denen er untertauchte, benützten wir zum Anbirschen. Schon war ich in Schußweite, aber die See war arg bewegt und gischtgekrönte Wellenkämme schoben sich immer wieder zwischen Ziel und Visier. Endlich krachte es. Zu kurz! Statt des Kopfes der untertauchenden Robbe traf ich Wellenschaum. Unvermutet schoß sie gleich darauf blitzschnell empor, ebenso rasch wieder verschwindend. Mein Fangschuß fehlte. Wohl an eine Viertelstunde blieben wir reglos an der Stelle liegen, um abzuwarten. Da kam das Tier an die Oberfläche und strich einige hundert Schritte weit ruhig dahin. Lautlos glitt das Boot hinterher. Nur Stirn und Schnauze sah ich über Wasser. Ich feuerte, — langsam hob sich des Ungeheuers Rücken. Wuchtige Ruderschläge Schröders, ein gellender Jauchzer tönte über den Fjord, und mit Wucht senkte sich meine Harpune in den Rücken des Opfers. Ein Zittern durchlief den mächtigen Körper, — jäh schoß das Untier zur Tiefe. Am Bug stehend, die Fangleine um das linke Handgelenk gewunden, wurde ich niedergerissen, blieb aber mit der rechten Schulter am Bootsrande hängen, sonst wäre ich kopfüber dem Untiere gefolgt. Das Boot lag zum Kentern am Wasser. Geistesgegenwärtig hatte mir Schröder die Leine entrissen und um den Bughaken geschlungen, und schon schoß das Ungetüm knapp neben dem Boote meterhoch empor, blieb niedergleitend mit der Pranke am Bootsrande hängen, und hätte beinahe zum zweiten Male das Boot zum Kentern gebracht. „Sutty“ (schieß), brüllte Schröder. Beim nächsten Auftauchen traf meine Kugel die Robbe mitten in die Stirne, und regungslos schwamm sie in ihrem Blute. Im Schlepptau brachten wir sie an den Strand, zur Freude unserer Gefährten, die den Kampf mit dem Hensoldt gespannt verfolgt hatten. 2 *m* 80 *cm* maß das Tier und wog mehrere hundert Kilogramm. Die Decke mit der handdicken Speckschichte war so schwer, daß wir sie zu viert kaum auf den Schragen zum Abspecken heben konnten. Es war die größte Robbe, die ich schoß. Walrosse und Eisbären sichteten wir nicht, da sie sich im Sommer am Packeisrande aufhalten.

Schußdetonationen machen auf Möwen und Enten kaum einen Eindruck, wohl weil sie das Krachen und Knallen berstender Eisblöcke gewohnt sind.

BOOTSTUR ZU DEN GÄNSEINSELN Am 1. August zeigte das Thermometer die höchste bis dahin verzeichnete Temperatur: in direkter Sonnenstrahlung an geschütztem Orte 22,5° C. Das Temperaturminimum betrug seit

Naturaufnahme von Aemilius Hacker

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Mitternacht auf dem Klaas-Billen-Peak (gegen den Eisfjord, S.)

acht Tagen plus 5° C. Renntiere zu jagen, um unsere stark mitgenommenen Fettvorräte zu ergänzen, veranlaßte uns, am 2. August eine Segelfahrt nach der Sassenbai zu unternehmen. Aber nur zu bald flaute der Wind ab.

Nach siebenstündiger Ruderfahrt landeten wir endlich auf den Gänseinseln, woselbst uns scharfer Gegenwind und starke See zurückhielten. Hunderte von brütenden Eiderenten bevölkerten die Inseln, deren steile Nordabstürze aus Basalt bestehen. Unsere Gesteinsproben erwiesen Hyperit mit Granat und Natrolit, Gips, Kohlenkalkfossilien und rezente Lithothamnien. Ein eingefangener Eisblock lieferte uns Wasser, und als wir dies verbraucht, fanden wir in einer Felsnische auf der Insel Wintereis. Finn, der sich schon als Möwenfeind und Beefsteakräuber ausgezeichnet, richtete unter der Eiderentenbrut sofort ein Gemetzel an, bis er von uns eingefangen und an die Kette gelegt wurde, nachdem er seinen gebührenden Lohn handgreiflich erhalten.

Trotz des Windes war die Temperatur milde und betrug konstant rund plus 13° C. mit ganz geringen Schwankungen. Gänse- und Entenjagd, Eiderdaunensammeln vertrieben uns die Zeit. Saar und ich beschlossen sogar, ein Seebad zu nehmen. Schon stand jener auf einer Felsplatte zwischen kleinen Klippen, während ich mich eben auszog. Plötzlich, wie er den Fuß hob, um vorsichtig in die Flut zu steigen, ein Ausgleiten — mit der rechten Schläfe schlug er auf die Steinplatte auf — und im nächsten Momente trieb er leblos vornüber auf dem Wasser, Kopf und Arme ein Spiel der Wellen. Wohl starrte ich verständnislos erst auf dieses Phänomen, aber schon war ich dort und riß ihn empor. In meinen Armen kam er nach geraumer Zeit zum Bewußtsein. Sattler, den ich aus dem Lager herbeigerufen, half mir, ihn im Schafpelze auf die warmen Steine zu betten. Glücklicherweise war er bei seiner eisernen Konstitution und Willenskraft in zwei Tagen schon wieder fähig, die Schwarzwand-Überschreitung mitzumachen.

Ein Bootsausflug brachte uns zum Kap Temple, wo in einer luftigen, kleinen Hütte den verflossenen Winter sechs Norweger, vier Männer, eine Frau und ein Kind, zu Jagdzwecken zugebracht hatten. Nach einer vorgefundenen Inschrift auf der Türe waren sie im Winter nach der Sassenbai hinübergegangen. Um 4665 norwegische Kronen hatten sie arktische Tiere geschossen. Der Führer war Petersen, ein guter Freund unseres Schröder. Ein mächtiges Stück Renntierspeck, das wir in der Hütte aufgehängt noch vorfanden, war eine willkommene Akquisition für unsere Küche. Schröder erklärte, es schon bei Petersen verantworten zu wollen.

Die Eiderenten haben ihre Nester auf dem Boden der felsigen Inseln, wo es keine Füchse gibt, womöglich sturmgeschützt hinter Blöcken. Die Nester messen etwa 20 *cm* im Durchmesser und sind von einem Erdwalle, der oft sogar begrünt ist, umgeben. Die Entenmütter sind treue Pflegerinnen, die erst beim Herannahen eines Feindes auf kurze Distanz angstschnatternd vom Neste laufen, selten — meist nur an den Steilabfällen der Küste — fortfliegen, stets aber aus respektabler Entfernung das Tun und Treiben der Eindringlinge beobachten. Nach kurzer Zeit, wenn ihnen die Gefahr geschwunden zu sein scheint, kehren sie zum Neste zurück, begucken es von allen Seiten und werden, wenn nicht allzuarg gewirtschaftet wurde, fröhlich schnatternd sofort wieder ihren Mutterpflichten gerecht und setzen sich aufs Nest. Gewöhnlich fanden wir drei bis fünf Eier vor, die leider ungenießbar waren, da die Brutzeit schon stark vorgerückt war.

Die Eiderentenmutter rupft sich den Flaum von der Brust und stattet damit hauptsächlich die Umrandung des Nestes sorgfältig aus als Schutz gegen das Eindringen der Kälte, während auf dessen Boden vielfach Moos und Renntierflechte damit vermischt sich finden. Die Eiderflaumsammler nehmen zirka zwei

Drittel von jedem Nestflaum und lassen ein Drittel zurück. Das genügt der Eidermutter gerade zur Not fürs unbeschadete Ausbrüten.

Der beste und feinste Flaum stammt aber von den Jungen selbst. Sie stoßen ihn ab, bevor sie endgültig das Nest verlassen. Er findet sich zum Teil im Neste oder haftet an den nächstwachsenden Gräsern und Moosen.

Reizend ist es, wenn ganze Gesellschaften von Eiderentenmüttern mit ihren allerliebsten Jungen sich an seichten Strandstellen tummeln; verfolgt man sie mit dem Boote, tauchen alle unter, die Mütter halten trotz Gefahr treu bei ihren Jungen aus. Die männlichen Eiderenten mit ihrem schönen, weißen Gefieder leben in Kitten während der Brutzeit getrennt von den Weibchen, sind sehr scheu und wegen ihres pfeilschnellen Fluges sehr schwer zu schießen.

Auch die Lummen, die wir auf einem Süßwassertümpel der Insel antrafen, erwiesen sich als sehr scheu und es bedurfte aller List, um zu Schusse zu kommen. Die Rappgänse sind dagegen stets das Opfer ihrer Verfolger. Schröder und ich brachten einmal 25 Stück Junge heim. Sie schmecken trefflich; die fleischigen Brüste, englisch abgebraten, lieferten uns mehrere opulente Mahlzeiten.

Massenhaft bevölkert ist das Inselplateau mit den zierlichen, graziösen Seeschwalben, die gleichfalls wie die Eiderenten auf dem Boden brüten, aber ohne viel Umstände in irgend einer seichten Vertiefung.

DAS SCHWARZWANDMASSIV (Abb. 7, S. 119). Einer gewaltigen Mauer von zirka 900 *m* Höhe gleichend, in furchtbarer Steilheit gegen den Fjord abbrechend, von vier Gipfeln gekrönt, streicht das Massiv in südnördlicher Richtung, mit zwei wildzerklüfteten Graten nordwestwärts gegen die See, nordostwärts gegen das Inland abbrechend. Der westseitige, mit einer wohl 50 *m* hohen Steilwand dürfte kaum begehbar sein. Auch der Nordostgrat zeigte sich bei unserer Rekognoszierung mit dem Pentaprisma auf der Hinfahrt zur Sassenbai wild genug, um auf einen harten Strauß rechnen zu dürfen. Dort, wo die Schwarzwand sich an das südwärts zur Templebai abstürzende Massiv, Kap Temple genannt, anschließt, zieht eine Firnrinne sich bis zum Meere herab, das von einem mehrere Meter hohen Wall von Gips-, Marmor- und Alabasterblöcken umsäumt ist. Diese Blöcke entstammen einer die ganze Wandflucht in zirka 500 *m* Höhe in einer Stärke von 60 bis 80 *m* horizontal durchziehenden Gips- und Alabasterschicht, die vom Meere aus durch die auffallend lichte Färbung sich sofort verrät. Als „Gipshook" erscheint sie auf der Karte.

In enormer Steilheit schwingt sich die Rinne empor, aber der harte Firn, oberflächlich feuchtsalzartig, war derart ideal, daß wir nur weniger Stufen an einigen Stellen, wo das blanke Grundeis zutage trat, bedurften und schon in 1 St. 53 Min. den Vorgipfel (740 *m*, 12 Uhr nachts, $3^3/_4°$ C. [bei Sonnenschein und Westwind], ab 12 Uhr 50 Min.), bald darauf den ersten Hauptgipfel erreichten (1 Uhr 15—25 Min., 820 *m* Seehöhe).

Wir stiegen über aperes Geschröfe zu einer seichten Einschartung (790 *m*) östlich ab, von der sich ein wundervoller Blick auf die Templebai und die weiten Weidegründe und Berge der Sassenbai im Süden eröffnet, des ehemaligen Dorados der Renntiere, die unverständige Mordgier blutdürstiger, nach Schußzahlen lechzender Nimrode aller Herren Länder schon beträchtlich dezimiert hat. Ein kleiner Rest der großen Herden zog sich ins schwerer zugängliche Innere zurück. Ein Firnkamm zieht sich zum ostwärts vorgelagerten White Peak (890 *m*, 1 Uhr 52 Min., ab 2 Uhr 15 Min. früh). Kleine Hängeferner von enormer Steilheit zieren seine Nordostabstürze.

Bald waren wir auf dem Gipfel I zurück, wo wir die Rucksäcke gelassen hatten

(2 Uhr 33 Min. bis 3 Uhr früh). Wie unendlich schön ist doch die arktische Natur, wie herrlich der Eisfjord, an dessen Einfahrt nördlich der Mount of Dead Man, eine von gewaltigen, ins Meer abstürzenden Eiskaskaden umsäumte Berggestalt, ähnlich der Grindelwalder Jungfrau, Torwacht hält —, welch Leben in den weiten Wassern infolge der verschiedenartigsten Strömungen, die sich durch mannigfache Färbungen von der Höhe aus kenntlich machen. Und diese Flucht eisgepanzerter Gipfel. Wir steigen über einen Sattel (725 *m*, 3 Uhr 20 Min. bis 3 Uhr 35 Min. früh) zum Hauptgipfel II (910 *m*, 4 Uhr 38 Min. bis 5 Uhr 50 Min. früh, 1,4 ° C.) empor. Die nördlichen Wandabstürze suchen ihresgleichen an Steilheit, Verwitterung und enormer Brüchigkeit. Die scharfen Grate bestehen aus Kohlenkalk, massenhaft finden sich Versteinerungen, Korallen, Brachiopoden usw. Schmale Felsleisten durchziehen die Wände, bevölkert von den Bruten tausender Möwen, die sich hierher vor ihrem Mordengel, dem Blaufuchs, geflüchtet. Aber auf den schmalsten schneebedeckten Felssimsen in unglaublichster Exposition fanden wir dennoch seine Spuren und bekamen alle Achtung vor seiner Klettertüchtigkeit.

Oberhalb des nächsten Sattels, 740 *m*, stießen wir auf eine köstliche Quelle (6 Uhr bis 6 Uhr 30 Min.). Endlich um 7 Uhr morgens des 7. August standen wir auf dem nördlichsten Eckpfeiler des Massivs, 850 *m* (das wir im Gegensatze zum vergletscherten „Weißwandmassiv" infolge seiner felsigen, dunkelfarbigen Beschaffenheit „Schwarzwand" tauften), nach Überschreitung eines derart verwitterten Grates aus plattigem Kohlenkalke, daß es über die steile Ostflanke infolge der wuchtigen Tritte unserer Nagelschuhe, die wie Glas die dünnen Platten zerbrachen, knatterte und prasselte wie Hagelschauer. Der erste Blick galt der Tiefe der Bucht. Richtig! Winzig klein lag da das Boot in einem sicheren Hafen und zwei schwarze Pünktchen bewegten sich landeinwärts. Das müssen Schröder und Finn sein. Saars Pentaprisma bestätigt es. Da gellt mein Jauchzer über Meer und Eisgefilde. Die Bewegung stoppt bei beiden Punkten. Saar konstatiert, daß Schröder heraufsehe, und gleichzeitig tönt ein dünnes Silberstimmchen — Finns Freudengebell — an unser Ohr.

Unter dem Gipfel, wenige Meter nur, liegt eine Fundgrube von Versteinerungen. Geologischer Hammer und Eispickel müssen sich in die Arbeit teilen. Weiter unten finden sich prächtige Korallenstämme, aber vieles total Vermorschte bricht unter den Hieben. Ein unvergleichlich schöner „Bummel" war die ganze Tour bisher gewesen — und wieder wie überall vorher auf Schritt und Tritt neues Interessante die Fülle.

Wir hatten ja Zeit und — was die Hauptsache war — genug Proviant. Wieder mal eine Büchse Corned-Beaf und die restlichen Gänsebrüste. Wie mundeten die da droben.

Ein Blick über den Nordwestgrat hinab und — wir hatten vollkommen genug. Wir wollten die Ehre der ersten Begehung den Kletterfexen des 21. Jahrhunderts überlassen. Am Nordostgrate gab's gar bald im Abstiege einen feinen Kieselkamin, in dem Saar mit katzenartiger Gewandtheit abkletterte, während Sattler und ich zusahen und dann ganz blankhin erklärten, wir wollten unsere Fingerspitzen noch fürs Zeltlager übrig haben. Wir suchten und fanden einen andern Kamin, um, vom Grate östlich absteigend, einige unheimliche, einsturzdrohende Gratgendarmen umgehen zu können. Aber auch das ging mit unseren, von der Fülle der Korallen- und sonstigen Versteinerungen geschwollenen Rucksäcken nicht so ohne weiters. Dann stießen wir wieder auf prächtige Felsköpfe auf dem Grate, erreichten endlich um 12 Uhr den Gletschersattel (510 *m*) und trafen 50 Minuten später bei Schröder ein, der uns mit Finn entgegengekommen war. Hilfsbeflissen wollte er meinen Rucksack übernehmen. Mit möglichst harmloser Miene reichte

ich ihm denselben unter Aufgebot meiner ganzen Kraft horizontal hin und ahnungslos faßte der kleine, aber starke Mann darnach. Wie ich ausließ, riß ihn die unvermutete Last vornüber. Ganz verdutzt schüttelte er den Kopf, und als er dann noch Saars und Sattlers Rucksackbäuche prüfend aufgelupft, meinte er auf unsere lachende Erklärung, daß er das nächste Mal mitgehen und alles tragen müsse — da bleibe er lieber beim Boote.

Unseren Mühen ward der wohlverdiente Lohn. Über einem gewaltigen Feuer aus Strandholz duftete eine mächtige Pfanne angebrannten Milchreises.

Nach schwerer Ruderarbeit gegen Wind und Wellen langten wir endlich des Abends bei den Zelten an.

Unter der polaren Sonne tropischen Gluten war unterdessen im sorgfältig verschlossenen Kochzelte die grüne Bananen-Dolde gelb gereift und bei Kognak und der süßen Frucht feierten wir die glückliche Heimkehr.

Nordwestlich unseres Zeltlagers steht ein Berg, der infolge des kronenartigen, auf die riesige Steilhalde aufgesetzten Gipfelkammes von uns die „morsche Zinne" genannt wurde. Am 8. August sank die Sonne, die uns bisher stets um die Köpfe gekreist, hinter diese Zinne und während dieser Zeit hatten wir ein Phänomen — einen Lichthof mit zwei zarten Nebensonnen in der Horizontalen und einer in der Vertikalen der „morschen Zinne". Bevor ich aber den photographischen Apparat zur Hand hatte, war die Erscheinung verblaßt.

VORSTOSS NACH OSTEN *(v. S.)* (Johannispaß und Johannisberg.) Unser Aufenthalt auf Spitzbergen neigte sich seinem Ende zu. Als Schlußstein unserer alpinen Unternehmungen gedachten wir einen Vorstoß nach Osten zu unternehmen, wo eine vergletscherte Berggestalt uns an den Johannisberg im Glocknergebiet erinnerte. Auf Schiern wollten wir ihm nahen, der üblen Erfahrungen eingedenk, die wir auf der Klaas-Billen-Spitze gemacht.

Um 9 Uhr morgens des 12. August klang plötzlich donnerähnliches Getöse an unser Ohr. Von der Zunge des Nordenskiöldgletschers schien es zu kommen.

Leuchtender Sonnenglanz liegt auf dem Riesengletscher, dessen Stirnwand stetiger Veränderung unterworfen ist. Wo gestern noch turmhohe Seraks sturzdrohend aufragten, ist heute vielleicht eine weiße, glatte Abbruchfläche und morgen dehnt sich schon an der nämlichen Stelle eine Einsturzhöhle, in die man bequem ein normales Zinshaus hineinbauen könnte. Die durchscheinende Kuppel läßt nur gedämpft die Sonnenstrahlen durch und zaubert die herrlichsten Farbennuancen in Blau und Grün an die Wände. Daneben ziehen wieder breite, schmutzig-graue Streifen über die leuchtende Fläche; hier bahnt sich der Moränenschlamm seinen dunklen Weg, wie schwarzes Geäder im blendenden Marmor anzusehen. Unendlich ist der Formenreichtum dieser Stirnwand: Wände, Ecken und Nischen, Terrassen, Balkons, Rampen und Erker, Türme, Zinnen mit Schießscharten usw.: eine lebhafte Phantasie könnte eine ganze Stadt da hineinzaubern; Möwen jeglicher Art, Tauchenten, Seehunde und Weißwale bevölkern die Wasser. Und jetzt?

Als hätte eine kentaurische Riesenfaust hineingeschmettert, so wankte und wich die ganze Gletscherzunge. In der ganzen Ausdehnung von 4 *km* barst die Stirnwand unter donnerndem Gebrüll in Stücke. Langsam senkten sich die Seraks und stürzten ins Meer, das unwillig aufbrausend haushoch den blendendweißen Gischt emporspritzen ließ. Für Sekunden verschwand die stürzende Eismasse in den kochenden Wellen; dann aber tauchten die Seraks als Eisberge in anderer Gestaltung wieder auf, tanzten und schwankten eine Weile hin und her, bis die neue Gleichgewichtslage gefunden war, und schwammen dann langsam ins freie Meer. Die früher freie Wasserfläche wimmelte nunmehr von Eisbergen in jeder Größe

und Gestalt. Die klare Luft brachte dem Auge alle Vorgänge so nahe, als ob sie wenige Schritte vor uns sich abspielten. Schon rollten die ersten stockhohen Wogen rauschend an den Strand; und unaufhörlich brach sich fortab durch zwei Stunden Welle auf Welle an der Uferböschung.

Um ½5 Uhr nachmittags erst zogen wir aus, schwerer bepackt als bezahlte Lastträger. Um 5 Uhr wurden wir gewahr, daß einige wichtige Requisiten vergessen worden waren. Während Hacker meinen schweren Rucksack noch über dem seinigen auf seine breiten Schultern lud, trabte ich zurück und holte das Zurückgelassene. Am Rande des Nordenskiöldgletschers holte ich die Gefährten wieder ein. Ein schmutziggrauer Bach rauschte herab in jener Einsenkung, die der südliche Rand des gewaltigen Gletschers mit den begrenzenden Bergen bildete. Sumpfigen Moränenboden mußten wir zuerst durchwaten. Von Stein zu Stein springend, schwindelten wir uns hinüber. Sattler versank einmal bis ans Knie im gelben Schlamm; wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht mehr zu sorgen. Im tiefen Graben drangen wir weiter vor; später erst kletterten wir links hinan auf die Höhe des begleitenden Moränenrückens, wo wir im lockeren Gerümpel und Geschiebe mühsam weiterstolperten. Bei einem versteinerten Korallenriff hielten wir kurze Rast um 8 Uhr abends. Dann legten wir die Schier an und betraten den hier fast ebenen, nur von wenigen Spalten durchfurchten Gletscher. Aber bald wurde dieser ganz aper und das Eis so höckerig, daß wir die Schier abschnallen und uns wieder auf den Moränenrücken flüchten mußten, den wir weiterverfolgten. Zur Rechten begleiteten uns die Steilhänge der Ausläufer des Weißwandmassivs und der östlich daran anschließenden Berge: steile Felsrücken, von Schneehängen und Eisrinnen gefeldert. In 350 *m* Seehöhe hielten wir am Ende des Moränenrückens um 10 Uhr nachts längere Rast. Dann legten wir neuerdings die Schneeschuhe an, die wir nunmehr bis zum Gipfel nicht mehr ablegten. In gemächlicher Fahrt ging's über die sanften Wellen des hier fast spaltenfreien Gletschers dahin. Höher und immer höher entragte unser Gletscherberg den ausgedehnten Eisfeldern. Durch das Seil verbunden, passierten wir eine Anzahl Spalten und wandten uns in etwas zunehmender Neigung einem breiten Gletschersattel zu, der, westlich des Johannisbergs eingeschnitten, mit 600 *m* Meereshöhe vermessen wurde. Hier kamen wir bereits in die Region des Nordwindes, der eisig kalt vom Terrier daherwehte.

Wie ein riesiger Eissee lag der Nordenskiöldgletscher in seiner ganzen Breite da. Als dunkler Kamm zeigte sich der Terrier mit seiner Südseite, über die der Gipfel gewiß leichter zu erreichen wäre, als über die Nordflanke, wenn — ja wenn man eben so leicht an sie herankommen könnte. Im riesigen Gletschersumpf versinkt tückisch der lange Südwestgrat; in vielfachen Stufen steigt der Gletscher daneben zur Südflanke an, welche Stufen durch ungezählte riesige Spalten und Serakbrüche jedem Versuch einer Annäherung außer unendlichen Schwierigkeiten auch unendliche Zeitvergeudung entgegenstellen würden. Wohl uns, daß wir doch an der Nordseite angepackt hatten!

Schwarze Wolkenmauern hingen an den westlichen Nachbarbergen. Südwärts zog vor allen anderen Berggestalten die White cathedral durch ihre Höhe und imponierende Form die Aufmerksamkeit auf sich. Schneeschwangere Wolkenbänke hingen bis dicht an die Gipfel herunter. Der eisige Nordwind trieb uns bald weiter. Ostwärts ansteigend, verfolgten wir eine breite, seichte Depression, deren oberes, spaltenzerrissenes Ende schon nahe dem nebelumwallten Gipfel sich befinden mußte. Rüstig schritten wir aus; mit allen warmen Sachen, die wir mithatten, angetan, stemmten wir uns gegen den stoßweise von links her anwehenden Wind, der, je höher wir kamen, desto mehr an Stärke zunahm. Schon lagen die Spalten hinter uns, der Sturm war zum Orkan geworden, im Nebel

drangen wir weiter empor: wo ist der Gipfel? Da zerriß ein Windstoß auf Augenblicke das Wolkenmeer. Wir standen zehn Schritte ab vom höchsten Punkt, 1100 *m* hoch über dem Meere. Vor uns — gen Westen — wogte ein Wolkenmeer in Schwarz, Grau und Weiß; als ein langer, silbern glänzender Streifen dehnte sich das Inlandseis, mit der Schneeluft untrennbar verschwimmend. Am dunkelsten aber war der Himmel im Süden, so daß die Trabanten der White cathedral und diese selbst im Schneereflex fast blendend weiß erglänzten.

Es war 3 Uhr früh des 13. August. Um Schutz zu suchen vor dem eiskalten Orkan, steckten wir die Schier tief in den Schnee und stiegen südwärts an die fünfzig Meter ab, wo eine halb mannshohe, wenig vorhängende Gesteinsschichte uns einigermaßen deckte. Hier verstand man doch wenigstens sein eigen Wort. Behaglich kauerten wir uns hin, kochten Tee und aßen von unserem kärglich zusammengeschmolzenen Proviant. Trotz der —5½ ° C. fühlten wir uns an dem sturmgeschützten Ort so wohl, daß wir erst nach 3½ Stunden unser „Hotel" verließen.

Die Riemen der Schier waren steinhart gefroren. Beim Photographieren gehörte wirklich mehr als gewöhnliche Selbstverleugnung dazu, im eisigen Nordsturm mit bloßen Fingern am Apparat und Stativ zu manipulieren. Aber auch das fand ein Ende. Mit halberfrorenen Händen fuhren wir in die Handschuhe und wandten die Spitzen der Schneeschuhe talab. Zuerst gab's noch ein vorsichtiges Lavieren zwischen den zahlreichen bis ½ *m* breiten, etwa 10 *m* voneinander abstehenden Radialspalten hindurch, von Brücke zu Brücke oder direkt darüber hin; es war ein Terrain, für die Lilienfelder Technik wie geschaffen, für kurze Bögen und raschen Schwung. Fast zu bald waren wir darüber hinaus. Und jetzt trat der nordische Schwung in sein Recht. Gerade auf die breite Einsattlung des Johannispasses zu ging's in rasender Fahrt, daß der Schnee hoch aufstob und die Knöcheln schmerzten ob der Anstrengung, das Gleichgewicht auf Pulverschnee und Harscht zu wahren. Vom Schneestaub über und über bespritzt, fanden wir uns auf der flachen Einsattlung wieder zusammen; wir hatten die Strecke, die uns im Aufstieg zwei Stunden kostete, bei der Abfahrt in 21 Minuten durchmessen. Weitere 20 Minuten gingen auch hier wieder für das Photographieren auf; doch war's jetzt weniger schmerzhaft als oben auf dem sturmumtosten Gipfel. Dann ging's in gemütlicher Gondelfahrt vom Paß zum Gletscher hinab; auf diesem gerieten wir leider etwas zu weit links (südlich) in eine sumpfig verharschte Einsenkung, die uns manchen Schweißtropfen und manch lästerliches Kraftwort entlockte. 2½ Stunden nach Verlassen des Gipfels landeten wir wieder bei dem Korallenriff der Moräne und streckten uns dort zu langer Rast behaglich hin. Die Sonne kam verstohlen unter der bleigrauen Wolkendecke hervor und blinzelte uns freundlich an. Ein kleiner Tümpel auf dem Boden einer trichterförmigen Vertiefung ersparte uns das Schneeschmelzen; der Trichter schützte uns vor dem Wind. Was Wunder, daß wir da bald sanft entschlummerten; an hartes Lager und unbequeme Stellungen waren wir ja längst gewohnt. Als wir nach fünfstündigem tiefem Schlafe neugestärkt erwachten, hatte die Sonne das düstere Schneegewölk besiegt und erstrahlte klar am dunkelblauen Firmamente. Es war 2 Uhr nachmittags. Mit Mißbehagen schulterten wir unsere geschwollenen Rucksäcke, denn was wir an Proviant verzehrt hatten, war mindestens zehnfach ersetzt worden durch Versteinerungen aller Art, deren bis kopfgroße Trümmer bis zu den Zelten unsere Schultern drückten. Wir wanderten denselben Weg durch die Rinne und den Moränensumpf zurück, den wir gekommen. Endlos deuchte uns die ebene Düne. Zum Greifen nahe standen die Zelte mit allen Einzelheiten vor unseren Augen, und doch trabten wir eine volle Stunde dahin, bis wir sie erreichten. Um ½7 Uhr abends setzten wir uns gleich Homers Helden „zum lecker bereiteten Mahle", das aus den Resten unseres Pro-

viants „komponiert" wurde. Dann krochen wir in die Schlafsäcke und ruhten uns aus von der letzten Bergtour, die uns in Spitzbergens Eiswildnis geführt hatte.

(H.) Im allgemeinen war der Wettergott uns gnädig: er hatte uns nur wenige Regentage beschert, einmal allerdings gleich drei aufeinanderfolgende. Die oftmals drohend im Westen aufsteigenden Hochwetter verliefen harmlos, wenngleich die See am Horizonte, nach der schwarzgrünen Färbung zu schließen, heftig rollte. Am 9. August wies das Minimum-Thermometer —1.5° C. Es schneite. Am 14. August war das Minimum —4° C., das Maximum 0° C.

Morgen mußte die „Oihonna" eintreffen.

Aber Mittag und Abend des 15. gingen vorüber, ohne daß wir ihrer ansichtig geworden wären. Beständig lugten wir aus — umsonst. Da trafen wir die Dispositionen; denn zweifellos schien Krieg zwischen Schweden und Norwegen ausgebrochen und die „Oihonna" würde nicht kommen. Schröder und Saar sollten morgens der Westküste des Fjords entlang nach Kap Tordsen, um bei günstigem Winde von dort über den Eisfjord in die Adventbai hinüberzusegeln. Ich und Sattler wollten, mit dem notwendigsten Proviant und der unentbehrlichsten Ausrüstung versehen, der Küste entlang bis zur Petersen-Hütte nach dem Kap Temple, wenn notwendig, weiterhin um die Sassenbai herum zur Adventbai. Käme Saar wohlbehalten an sein Ziel, so sollte er uns mit einem Walfischfänger abholen. Das Hauptzelt wurde gründlichst vertäut, in einer Flasche verwahrt wurden unsere Dispositionen im Zelte aufgehängt. Heftigen Seeganges wegen verzögerte sich die Abfahrt des Bootes. 4 Uhr 22 Min. nachmittags des 16. August, mitten in den Vorbereitungen zur Abreise, blickte ich wieder, wie schon tausendmal vorher, gegen Süden. Da sah ich einen kleinen weißen Punkt am fernen Horizonte und darüber ein Wölkchen, wie von weißem Rauch. Ist's ein Eisblock oder doch die Ersehnte? Scharf lug' ich aus. „Die Oihonna!" tönt mein Ruf durch das Lager. Ungläubig reißt Saar sein Pentaprisma an die Augen, dann springt er jauchzend auf und macht den schönsten Handstand seines Lebens. Die Büchsen werden geladen und als das schwanengleiche Schiff herangleitet, da senden wir ihm feierlichst einen Salut entgegen, der von den Schiffskanonen erwidert wird. Bald kommt mit der Dampfschaluppe Kapitän Bade an Land und begrüßt uns herzlichst. Gleich müssen wir an Deck mit, wo uns der Heimat traute Klänge der Volkshymne entgegentönen und feierlicher Empfang unser harrt.

Dann booten wir uns ein und fahren mit der „Oihonna" dem ewigen Eise entgegen. Auf unsere naturgemäße Frage, was Anlaß zur Verspätung gegeben, wird uns zur nicht geringen Verwunderung die Antwort: „Das Eintreffen sei programmgemäß erfolgt."

Nun dämmerte uns des Rätsels Lösung.

Unser Tagebuch wies den 16. August und es war doch erst der 15. „Nacht und Nebel" hatten uns einen Streich gespielt.

EINE ERSTEIGUNG DES TÄSCHHORNS 4498 *m*, ÜBER DEN TEUFELSGRAT

VON HANS PFANN

Im glorreichen Bergkranze des Nikolaitales sind nur wenige Hochgipfel, welche schon von den Gassen und der „Straße" Zermatts aus ihre firngekrönten Scheitel dem sehnsuchtsvollen Blicke des tatenfrohen Bergwanderers offenbaren; zu diesen zählt das majestätische Brüderpaar Dom — Täschhorn, die dominierenden Spitzen der Mischabelhörner, aus deren schroffen Südwänden das letzte Leuchten der scheidenden Sonne den Bewohnern Zermatts frohe Wetterbotschaft bringt.

Nur wenige Bergsteiger werden bei ihrem ersten Besuche dem heißen Werben der Zermatter Sphinx, dem Matterhorn, zu widerstehen vermögen und andere Berge zur Befriedigung ihres alpinen Tatendranges erküren, obgleich gerade dann, wenn man es von hoher Warte aus bewundert, der rätselhafte Zauber des Unvergleichlichen noch ergreifender wirkt.

Der Dom, der höchste reindeutsche Berg,[1]) hat schon seit langem seine Klubhütte oberhalb Randa, die durch eine Lawine zerstört wurde, inzwischen aber in einfacher, so recht zweckentsprechender Form wieder neu erstanden ist. Bei der Täschhornersteigung jedoch hatte man, auch auf gewöhnlichem Wege, zwischen einem Freilager oder einem ungewöhnlich langen nächtlichen Anmarsch zu wählen. Diesem Umstand mag es zuzuschreiben sein, daß dieser Berg trotz seiner imponierenden Erscheinung nur selten besucht wird. Dank des Unternehmungsgeistes der wackeren Führerschaft von Randa und Täsch steht seit Herbst 1905 am Südwesthang des Grabenhorns in etwa 2600 *m* Höhe, unweit des bisherigen Täschhorn-Schlafplatzes, eine geräumige Schutzhütte. Und dennoch wird auch jetzt noch das Täschhorn so selten besucht, daß wir Ende Juli 1908 als die ersten dieses Jahres das edle Schneedreikant seiner Spitze betraten, die eine herrliche Rundschau auf die unvergleichlichen Bergindividualitäten Zermatts, von den firngeschmückten Felsgraten des Weißhorns bis zur eisstarrenden Ostwand des Monte Rosa, gewährt.

Bei der im Jahre 1862 erfolgten ersten Ersteigung wurde der natürlichste Zugang über die steilen Firnhänge der Nordwestflanke eröffnet; die gewöhnliche Route, die jedoch im Spätsommer von schneearmen Jahren zuweilen unmöglich wird, zum mindesten langwieriges Stufenschlagen verursachen kann Die eisige Ostwand, die in wilder Flucht zum Feegletscher abstürzt, fand schon 1876 ihre Bezwinger, während die furchtbare Südflanke erst 1906 dem Ansturm von Ryan und Young, dank Joseph Lochmatters unübertrefflicher Kletterkunst, erlag.

Weitere Anstiegslinien vermittelten die drei Grate des Bergs, von welchen zwei dem Hauptkamme der Gebirgskette angehören. Wenige Tage nach der Bezwingung der Ostflanke wurde der Südostgrat zum ersten Mal begangen; derselbe wird sowohl von Fee als auch vom Nikolaitale aus auf dem Mischabeljoch erreicht; 1881 wurde ein neuer Zugang über den westlichen Ast des Südostgrats entdeckt. Der kurze Nordgrat des Täschhorns, der am Domjoch, 4286 *m*, beginnt

[1]) Der Monte Rosa liegt zum Teil auf italienischem Sprachgebiet.

Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Täschhorn (mit dem Teufelsgrat)

und 1878 erstmals zum Aufstieg benutzt wurde, zeichnet sich durch die Zuverlässigkeit des Gesteins vorteilhaft vor den übrigen Wegen aus.

Der dritte, der Südwestgrat, welcher Weingarten- und Kiengletscher scheidet, ist von ganz ungewöhnlicher Länge und trägt den unbedeutenden Gipfel des Kienhorns, 3755 *m*, im Siegfriedatlas als Strahlbett bezeichnet. In schroffen, ungegliederten Wänden stürzt der über drei Kilometer lange, scharfe Felskamm nach Süden zum Weingartengletscher ab, während jenseits eisbedeckte Plattenhänge in jähem Sturz zum Becken des Kiengletschers ziehen. Kein Geringerer als A. P. Mummery hat in Begleitung seiner Frau und eines Trägers unter Leitung des sieggewohnten A. Burgener am 16. Juli 1887 die flache Grateinsattelung östlich des Kienhorns von Süden erklettert und von ihr aus den Grat bis zum Gipfelfirn verfolgt; in zwölfstündiger Gratkletterei wurde abends ½6 Uhr der Gipfel des Täschhorns erreicht.

Damit war eine Tur eröffnet, welche nur bei günstigsten Verhältnissen ein Gelingen verbürgt und auch heute noch zu den schwierigsten großen Unternehmungen um Zermatt gezählt werden muß. Der Umstand, daß diese Bergfahrt bisher nur von Engländern mit den besten Führern wiederholt wurde, sowie das hohe Ansehen, welches der Teufelsgrat, so lautet die ortsübliche Bezeichnung dieses Grates, bei den Zermatter Führern genießt, erregten schon lange mein Interesse, umsomehr, als mir bekannt war, daß die einzigen Führerlosen, welche sich an die Tur gewagt hatten — Dr. Lorenz und E. Wagner[1]) — den Gipfel nicht erreichten, sondern vorher zum Kiengletscher abgestiegen waren.

Schon 1906 war die Tur auf meinem alpinen Wunschzettel gestanden, doch dabei hatte es sein Bewenden, auch im folgenden Jahre. Als ich jedoch vergangenen Sommer wieder in Zermatt weilte und mir der ausgezeichnete Führer Biner freundschaftlichst die vertrauliche Mitteilung machte, daß drei Führerpartien auf den Teufelsgrat lauerten und die Schneeverhältnisse, wie er vom Alphubel aus erkannt habe, zurzeit günstig wären, reifte endlich der Entschluß. Mit meinen Begleitern — F. J. Gassner, E. Ramspeck und Dr. Frhr. v. Saar — war ich in der letzten Juliwoche auf dem Alphubel und Allalinhorn, Nadelgrat und Dom gewesen, teilweise bei ungünstigster Schneebeschaffenheit, außerdem hatten wir schon ein gut überstandenes Biwak in 3700 *m* Höhe hinter uns, so daß wir also genügend trainiert waren; übrigens hatten wir auch nach zwei sybaritisch verbrachten Rasttagen alle das sehnlichste Verlangen nach einer großzügigen, erstklassigen Bergfahrt. So fand denn mein Vorschlag allgemeine Annahme, wenn auch Freund Gassner, dessen Urlaubstage zur Neige gingen, im stillen bereits dem Matterhorn verfallen war und uns andere daher gern hätte allein abziehen sehen.

Am Nachmittag des 27. Juli verließen wir denn einträchtig unser Zermatter Standquartier, das Hotel Post, und wanderten schwer bepackt die Landstraße der tosenden Visp entlang talaus, um nach drei Viertelstunden auf gut angelegtem Waldwege, der rechts abzweigt, rasch an Höhe gewinnend die östliche Talflehne anzusteigen. Unten im Tale liegt die Ortschaft Täsch; die Mattervisp, die jetzt ruhig in einem weiten Flachland dahinfließt, erzeugte hier oft verheerende Überschwemmungen, deren Spuren überall sichtbar sind. Die hohen Gipfel der Mischabelhörner sind nicht mehr zu sehen. In 2000 *m* Höhe mündet der Pfad in ein östliches Seitental ein, durch welches die Schmelzwasser der zahlreichen, den Talschluß bildenden Gletscher von Täschhorn, Alphubel, Allalinhorn und Rimpfischhorn als Täschbach vereint zur Visp strömen. Auch diese Berge sind verdeckt durch unbedeutende Höhen; umso großartiger jedoch präsentieren sich jenseits des

[1]) VII. Jahresbericht des Akadem. A.-V. München, S. 33.

Nicolaitals Weißhorn und Rothorn, ein Anblick, der allein einen Besuch der nahen Täschalpe lohnt. Über begrünten Moränenhügeln liegt, umgeben von Viehställen und Almhütten, ein einfaches Berggasthaus, das uns heute als Obdach zu dienen hatte

Schon zum zweiten Male in diesem Sommer waren wir gezwungen, die Unannehmlichkeit der unberechtigt hohen Preise dieses Wirtshäuschens in Kauf zu nehmen; als einzigen Zweck ihres Unternehmens scheinen wohl alle Privathüttenbesitzer im Wallis dessen Rentabilität zu erachten, was hier umso augenscheinlicher wird, als sich gerade die Schweizer Klubhütten durch ihre Billigkeit vor allen anderen vorteilhaft auszeichnen.

Die von uns geplante Tur wird gewöhnlich von einem Freilager am Weingartengletscher aus unternommen; da wir jedoch von unserer Alphubelbesteigung her den Weg bis dahin kannten, so konnten wir uns einige Stunden ausgiebiger Ruhe in den guten Betten der Täschalpe schon gestatten; wir hatten dafür allerdings einen mehrstündigen nächtlichen Anstieg über pfadlose Moränenhänge auszuführen. Um Mitternacht rasselte der Wecker; nach warmem Frühstück verließen wir schlaftrunken die Hütte, in der sicheren Annahme, die folgende Nacht irgendwo auf eisiger Höhe im Freien verbringen zu müssen; heißt es doch in Conways Führer: „Sehr schwierige, ungemein lange Felskletterei. Mrs. und Mr. Mummerys Partie war genötigt, auf dem Grat zu biwakieren."

Die sternhelle, kalte Nacht ließ uns mit Bestimmtheit einen wolkenlosen Tag erhoffen, nur leichte Nebel lagerten vereinzelt an den dunklen Bergflanken. Mühselig stiegen wir die steilen, spärlich bewachsenen Fels- und Schutthänge östlich des Rötenbachs an, dürftige Pfadspuren benützend, die leider bald ganz aufhören. Nach Überschreitung dieses Wasserlaufs, angesichts der schuttbedeckten Gletscherzunge betraten wir Eis und gewannen bald darauf die westliche Seitenmoräne des Weingartengletschers. Nach 3 Uhr hatten wir in etwa 3000 *m* Höhe einen Punkt der Moräne, südlich des Kienhorns, erreicht, von welchem aus eine Rekognoszierung der dicht daneben aufragenden Felswände bezüglich einer Durchstiegsmöglichkeit zu erfolgen hatte, was jedoch die noch herrschende Dunkelheit verhinderte. So waren wir gezwungen, bis Tagesanbruch hier zu rasten, sehr bedauernd, daß wir uns also die Nachtruhe unnötig verkürzt hatten. Bei Tagesgrauen wurde die Kälte so empfindlich, daß wir es vorzogen, das Schläfchen abzubrechen und uns der Betrachtung der todesstarren Umrahmung des weiten Gletschertales hinzugeben. Mit dem Erstarken des jungen Tages kam allmählich Form und Farbe in das dunkle Gemäuer, mit dem der Südwestgrat des Täschhorns zum Weingartengletscher abstürzt. Nachdem wir in einer charakteristischen Graterhebung dicht vor uns das Kienhorn erkannt hatten, entdeckten wir, daß unmittelbar rechts davon zwei wilde Felsschluchten in die Bergflanke eingeschnitten sind. Da die östliche Schlucht ein Erreichen der Grathöhe näher am Täschhorngipfel zu gestatten schien, wurde beschlossen, dieselbe als Anstiegslinie durch die hohen Steilwände zu wählen.

Wie ich nachträglich der lebendigen Schilderung in Mummerys klassischem Werke[1]) entnahm, haben auch die Erstersteiger die Wand auf unserem Wege durchstiegen, den Teufelsgrat östlich des Kienhorns erreicht, sich aber in dem oberen Teile mehr nach links gewendet.

Gegen 5 Uhr, als wir uns daran machten, über harten Lawinenschnee und zusammengefrorenen Schutt anzusteigen, nahm Gassner überraschend Abschied von uns, um dem Drange seines Herzens folgend talwärts zu eilen und dem Löwen von Zermatt auf den gigantischen Leib zu rücken.

[1]) A. F. Mummery, My climbs in the alps and the caucasus.

Unverkennbare Spuren von Steinschlag veranlaßten uns, sobald als möglich die rechte Begrenzungswand der Schlucht zu ersteigen, wo eine Zone weniger steiler, schuttbedeckter Platten nach rechts hinausführte. Auf diesem Bande gewannen wir rasch an Höhe, wobei das Begehen der zahlreichen, wasserüberronnenen und verglasten Stellen große Vorsicht erforderte. Im zweiten Drittel der gegen 500 *m* hohen Felswand schien ein gelber Wandgürtel den Weiterweg zu sperren; allein schon von ferne entdeckten wir, daß ein senkrechter Riß die Steilstufe durchzog, welcher in der Nähe allerdings sehr glatt und exponiert aussah. Nachdem wir uns angeseilt hatten, machte ich mich an seine Erkletterung, eine heikle Aufgabe infolge der vielen wackeligen Blöcke, welche die Untenstehenden aufs höchste gefährden konnten. Ohne Zwischenfall kamen wir alle über diese gefährliche Passage weg; der Riß führte uns auf eine ausgedehnte Schichtfläche, deren nasse und vereiste Platten nach rechts hinauf in die weniger steilen oberen Wandpartien leiteten. Damit lag der Zugang zum Grat offen vor uns.

Ungewöhnliche Brüchigkeit des Gesteins ist überhaupt das Charakteristikum dieses Täschhornwegs. Alexander Burgener hat sich bei der Erstersteigung in der Aufstiegswand dadurch, daß er sich einem umkippenden, lockeren Block anvertraute, eine Handquetschung zugezogen, welche ihm im weiteren Verlauf der Tur sehr hinderlich war.

Harter Schnee ermöglichte dann einen raschen Anstieg, wobei wir alle zugleich in Bewegung sein konnten; nur einzelne steilere, mit glasigem Eise bedeckte Felsstufen verlangten noch Seilsicherung. Nach 2½stündiger Kletterei ließen wir uns, froh den kalten Felsen entronnen zu sein, in einem sonnigen Schärtchen, unmittelbar am Fuße des ersten großen Gendarmen des Teufelsgrats, zur Frühstücksrast nieder.

Überaus wohltuend wirkte die Sonnenwärme auf unsere durchkälteten Körper; während v. Saar und ich zu tun hatten, unserem regen Appetit gerecht zu werden, verfiel Ramspeck in ein halb unbewußtes Schläfchen. Über den schmalen Firngrat östlich des Kienhorns ragte die Idealpyramide des Weißhorns in den blaßblauen Äther, von deren Basis der gefürchtete Biesgletscher[1]) bis tief ins Tal hinabwallt; während im Osten das Täschhorn uns seine abschreckende Südwand zukehrt; ein selten schönes Bild erhabenster Ruhe und Größe.

Trotz der starken Verkürzung erkennt man die ungewöhnliche Länge des Grates Jenseits der Felsrippe, auf der sich unser Rastplatz befand, stürzt der scharfe Felskamm in ungangbaren Steilwänden zur nördlichen Bucht des Weingartengletschers ab; eine südliche Umgehung des Gendarmen nach rechts hin war somit vollständig ausgeschlossen. Um 8 Uhr brachen wir auf, führten einen langen, exponierten Quergang in brüchigem, gelbem Gestein nach links aufwärts zur Grathöhe aus und gelangten dann von Westen her längs des Grats auf die Spitze des ersten Turms, P. 3662 d. S. A.

Jenseits im Norden fällt der forschende Blick auf den Kiengletscher, welcher von dem unbedeutenden Kamme des Kienfelsens, der Richtlinie für den Abstieg, in zwei ungleiche Stücke geteilt wird; am jenseitigen Grenzwall des Gletscherbeckens unweit der nördlichen Seitenmoräne erblickten wir auch unser heutiges Ziel, die Täschhorn-Hütte.

Ein steiler Eis- und Firnhang senkt sich von unserem Grat zum Kiengletscher

[1]) Schon zweimal, 1636 und 1819, haben von ihm ausgehende Eislawinen das in der Tiefe liegende Dorf Randa unter abstürzenden Eis- und Felsmassen begraben, wobei zahlreiche Hütten und Heustadel durch den gewaltigen Luftdruck, wie dürre Blätter im Winde, vom Boden weggefegt wurden. Der niedergegangene Bergsturz wird auf mehr als 1 Million cbm geschätzt.

hinab; dieser Felskamm ist hier gleichsam aus steilstehenden Plattentafeln aufgeschichtet, deren scharfe Kanten ausgezeichnete Griffe bieten, ist aber teilweise so schmal und schneidig, daß wir zum Reiten gezwungen wurden. Dank des festen Gesteins war die Kletterei nicht besonders schwierig und doch so anregend, der windstille, sonnige Tag so geeignet, daß wir uns dem genußreichen Tun mit Herz und Sinn hingeben konnten. Erwartungsvoll musterten wir den nächsten gewaltigen Gratturm, dessen braungelbes Gemäuer bald den ganzen, dahinterliegenden Grat samt Täschhorngipfel verdeckte.

An anscheinend ganz harmloser Stelle fielen mir zwei Seilringe auf; während wir sie neugierig betrachteten, erinnerten wir uns, daß im Vorjahre ein junger Führer aus dem Saastale wegen eines Unfalles auf dem Teufelsgrat eine Nacht hatte verbringen müssen, während seine Gefährten weiterkletterten, um eine auf dem gewöhnlichen Wege ansteigende Gesellschaft zur Hilfeleistung beizuziehen. Am nächsten Morgen trafen ihn dort zwei andere Führerpartien, welche am Weingartengletscher genächtigt hatten, gegen Absturz durch Seile gesichert an, und nahmen ihn über den Grat mit, wo ihnen seine Kameraden, welche von der Kienhütte kamen, zu Hilfe eilten.

Schon bei der ersten Gratbegehung ereignete sich unweit dieser Stelle ein ähnlicher Unglücksfall; der gerade vorauskletternde Andenmatten verlor auf der Höhe eines Gratzackens den Halt und stürzte kopfüber ab, ohne sich, dank Burgeners energischer Seilsicherung, ernstlich zu verletzen.

Der zweite Gendarm bereitete im unteren Teile keine Schwierigkeit, eine überhängende Wandstufe in halber Höhe desselben bewältigte ich mit Zuhilfenahme der Schultern des Zweiten, während die anderen mit ausgiebiger Seilhilfe folgten.

Um Zeit zu sparen, kletterten wir, obwohl angeseilt, im allgemeinen gleichzeitig; bei schwierigeren Stellen waren Erster und Letzter in Bewegung, während der Mittelmann den Letzten sicherte, dann folgte jener vom Ersten gesichert. Nur bei besonders gefährlichen Passagen kletterte auch der Führende mit Seilsicherung. Diese Methode ist auch bei den besten Westalpenführern in Gebrauch; von dem im Aufstieg Vorangehenden fordert dieselbe unbedingte Sicherheit in Eis und Fels.

Das folgende, wenig ansteigende Gratstück, welches zum zweiten höheren Grataufschwung leitet, ist leichter. Eine Bezwingung des letzteren längs der Schneide erschien uns unmöglich; wir fanden einen Durchstieg in der Südflanke, wo ein bequemes Felsband nach rechts zu einem merkwürdigem Überhang führt. Derselbe bestand aus einer großen Anzahl loser Felsblöcke, welche ebenso wie die Steine eines gemauerten Gewölbes sich gegenseitig stützten, während zwischen den Fugen vorhandenes Eis als Bindemittel diente, so daß es schien, als ob das Ausbrechen eines einzigen Blockes den Einsturz des ganzen Gebildes veranlassen müßte. Dieser Umstand stempelte die Erkletterung des exponierten Überhangs zu einem gefahrvollen Wagnis für den Ersten, bei dem auch die Seilsicherung bedeutungslos war. Behutsam querte ich in bedenklichem Quergang nach rechts und gelangte schließlich durch eine langsame Zugstemme mit tunlichster Gewichtsverteilung auf eine kleine Terrasse, wo guter Stand zur Sicherung der Gefährten vorhanden war, die rasch nachfolgten.

Burgener hatte 1887 die Umgehung des Gendarmen zuerst in der Kienflanke versucht; stufenschlagend war er horizontal bis zu einer ungangbaren Felsrippe vorgedrungen, welche zum Rückzug nötigte, da sich ein Erklettern der Grathöhe von dort aus als unmöglich herausstellte. Der beschriebene Überhang in der Südflanke läßt sich somit nicht vermeiden.

Über steile, brüchige und vereiste Schrofen erklommen wir dann nach etwa zwei Seillängen gegen Mittag die Höhe des bösen Turms. Von nun an konnten

wir ein langes Stück der Gratlinie treu bleiben, einigemale mußte hier bei Erkletterung kleinerer Gratzacken der menschliche Steigbaum die Arbeit des Vorangehenden erleichtern. Doch nicht lange mehr durften wir uns der anregenden Gratkletterei auf sonniger Höhe bei warmem Fels erfreuen, denn schon nahte wieder ein ungangbarer Gratabbruch. Ohne langes Überlegen wichen wir dort in die Nordflanke aus, welche gerade im Bereich dieses Gendarmen geringere Vereisung als bisher zeigte.

Auf abschüssigen Felsbändern, welche stellenweise unzuverlässigen Firn trugen, querten wir einige Seillängen horizontal, in der Hoffnung, auf diese Weise ein längeres Stück des Grates vermeiden zu können. Jedoch der steile Hang änderte rasch seinen bisher gutartigen Charakter; aus den Bändern wurden schmale, exponierte Gesimse an griffloser Wandflucht, die nirgends eine Sicherung gestattete; wir trachteten daher, sobald als möglich wieder den Grat zu gewinnen. Als Führender musterte ich die schroffe Plattenwand, mit welcher die Felsschneide unvermittelt abfällt, und entdeckte über meinem Standpunkt eine senkrechte, eiserfüllte Verschneidung, anscheinend der einzige Zugang zur Grathöhe. Wollten wir nicht umkehren und unser Glück in der Südflanke versuchen, so blieb uns keine andere Wahl, als uns hier durchzuschlagen; schweren Herzens machte ich mich sogleich an diese verantwortungsvolle Aufgabe.

Nach der Erkletterung eines fast senkrechten Wandabsatzes, wobei die winzigen Griffe und Tritte total vereist waren, erreichte ich ein kurzes Gesimse, auf welchem ich, nachdem der Pickel einige Eisschollen gelöst hatte, notdürftig Stand fand, um Ramspeck nachkommen zu lassen, während v. Saar 8 *m* tiefer verharren mußte. Während der Mittelmann sich losband, da nur so das 30 *m* lange Seil über das schlimmste Stück hinaufreichte, betrat ich den bis 70° geneigten Eishang. Derselbe bestand aus einer so dünnen Schichte Wassereis, daß die Befürchtung nahe lag, es könnte ein einziger unvorsichtiger Pickelschlag eine so große Scholle vom glatten Fels loslösen, daß der Aufstieg unmöglich wurde. So mußte denn Stufe um Stufe, Griff um Griff in das glasig-spröde Eis geritzt werden, das noch im Schatten lag; dasselbe war des öfteren so dünn, daß nur für die Fußkante und Fingerspitzen Platz geschafft werden konnte. Während ich in der unheimlichen Eisrinne Dezimeter für Dezimeter dem widerspenstigen Material abrang, waren die Gefährten verurteilt, an die Wand gepreßt, einen Hagel von Eissplittern über sich ergehen zu lassen. Da weder ein Felszacken erreichbar war noch ein Mauerhaken in die Wand getrieben werden konnte, war jede Seilsicherung unmöglich; da zudem eine Umkehr äußerst schwierig und die kleinste Unvorsichtigkeit meinerseits uns allen Verderben bringen mußte, war die Situation sehr kritisch. Meine Finger litten derart unter der Kälte, daß ich oftmals gezwungen war, in gefährlicher Lage zu verharren, bis sie sich von der Erstarrung erholt hatten, so daß sie wieder normalen Gebrauch gestatteten. So dauerte es entsetzlich lange, bis ich im oberen Drittel der Verschneidung endlich wieder festen, wenn auch verschneiten Fels unter die Hände bekam; nach drei Viertelstunden, unglaublich viel für eine einzige Seillänge, saß ich glücklich im Reitsitz auf dem sonnigen Grat, vergnügt die erstarrten Hände reibend. Durchs Seil gesichert, folgten rasch die Kameraden nach.

Der schwerste Teil der Tur lag damit hinter uns. Die Verschneidung dürfte wohl nur in seltenen Fällen eisfrei angetroffen werden; Mrs. Mummerys Partie mußte schon bei dem langen Quergang Stufen schlagen. Diese berggewohnte Dame spricht mit größter Hochachtung von der Schwierigkeit und Gefahr dieser „never to be forgotten"-Rinne.

Auch in seinem weiteren Verlaufe stellt der Grat, dessen Schneide wir nun

bis dahin folgten, wo ein Übergang auf die Firnhänge des gewöhnlichen Anstiegs möglich ist, hohe Anforderungen an den Kletterer. Vor einem hohen Steilaufschwung bricht die Gratkante plötzlich fast senkrecht zu einer tiefen Scharte ab; die vorzüglichen Griffe ermöglichten ein freies Hinabklettern über dem gewaltigen Südabsturz. Bei Neuschnee oder Vereisung dürfte auch diese Stelle äußerst schwierig und gefährlich sein und großen Zeitverlust verursachen. Da in so großer Höhe auch im Sommer starke Schneefälle häufig sind, ist es leicht zu verstehen, daß die schwierigen Gratwege zuweilen so großen Zeitaufwand beanspruchen, wie ihn selbst Führerpartien schon bei unserer Tur zu verzeichnen hatten.

Noch mancher steile Gratabsatz war zu erklettern, bis wir vor einem kurzen Firngrat standen, von dem aus sich der Felskamm steil zum Gipfelmassiv aufschwingt. Des Kletterns überdrüssig, verließen wir hier den Südwestgrat nach links und querten in erweichtem Firn hinüber zum Nordwestwege. Um 3 Uhr 40 Min. machten wir bei einer verschneiten Firnkluft halt und gönnten uns eine halbstündige Rast, während der wir an unseren Eßvorräten nachzuholen trachteten, was wir im Kampfeseifer auf den wilden Klippen des Grats versäumt hatten. Schon vorher hatten wir besorgt wahrgenommen, daß über dem Rhonetal schwere Wolken sich ballten und drüben am trotzigen Massiv des Dom bereits dunkle Nebelschwaden wogten, ihn bald ganz mit ihrem düsteren Grau verhüllend. Ärgerlich darüber, stapften wir nun dem steilen Firnhang zu, welcher hoch in die Felsflanke hinaufzieht. Gar bald wurden wir durch das zutage tretende Eis genötigt, geräumige Stufen zu schlagen. Da wir zu jener Zeit an solcher Arbeit, wie leicht begreiflich, keine Freude mehr hatten, wandten wir uns lieber den Felsen rechts davon zu. Über die steilen Granitplatten klommen wir an tadellosen Griffen empor zur Gratkante, die auch hier nach Süden unvermittelt mit oben überhängender Steilwand in ungeheure Tiefe abbricht.

Die schmale Felsschneide war mit einer tiefen Schicht trügerischen Pulverschnees bedeckt, so daß wir nur vorsichtig prüfend vorzudringen wagten. Inzwischen hatte uns feuchter Nebel, der Vorbote jener dunklen Wolkenmassen, die von Norden heranrückten, eingehüllt; v. Saar, der hier voranging, blieb unschlüssig stehen.

Im eintönigen Grau des Nebelgewoges verloren wir jeden Maßstab für Form und Entfernung, so daß uns der winterlich verschneite Grat schier endlos erschien. Sollten wir nicht besser umkehren? Was war unser Los, wenn wir, den unbekannten Abstieg verfehlend, im Schneesturm in Gipfelnähe die Nacht verbringen mußten? — Aber weit konnte doch der Gipfel nicht mehr sein; mit einem Freilager hatten wir ja von vornherein gerechnet und uns auch demgemäß ausgerüstet! So siegte denn nach kurzer Beratung meine Zuversicht.

Ich voran, ging's nun in flottem Tempo von Zacken zu Zacken hinan; vorzügliche Dienste leisteten hier die Steigeisen, deren scharfe Spitzen auf den vereisten Granitplatten und -kanten tadellos griffen. Sind doch gerade in vereistem Fels gute Fußeisen das einzige, wirklich zuverlässige Hilfsmittel des Kletterers, während ihnen an reinen Eishängen trotz Eckensteins theoretischen Erwägungen [1]) wohl auch in Zukunft der Pickel den Rang streitig macht. 5 Uhr 15 Min. tauchte endlich der ersehnte Steinmann vor uns auf, wir standen auf dem Täschhorngipfel, 4498 *m*.

Nach Hinterlegung einer Karte mit den Ersteigungsnotizen machten wir uns in Anbetracht der vorgerückten Tageszeit schleunigst an den Abstieg; war doch

[1]) Ö. A.-Z. 1908, S. 136.

bezüglich Aussicht für heute kaum noch etwas zu erhoffen. Vorsichtig kletterten wir über den tückischen Grat zurück und dann die gutgriffige Plattenflucht hinab zum Firnhang. Ab und zu lüftete ein Windstoß für Augenblicke den undurchdringlichen Nebelschleier, der gleich wieder alles verhüllte.

So konnten wir, wenigstens einige Sekunden lang, das Becken des Kiengletschers überblicken, durch welches sich der Abstieg zu vollziehen hatte. Außerordentlich steil erschien uns der schmale Hängegletscher, welcher sich vom Gipfel zum Kienfelsen über eine Höhe von 700 *m* erstreckt, so daß wir leider nicht in der Lage waren, sein Spaltensystem zu beurteilen. Es gelang uns jedoch festzustellen, daß nur eine einzige schmale Eisbrücke die Verbindung mit dem genannten Firnrücken herstellt, während links und besonders rechts davon gewaltige Firnbrüche und Eisüberhänge den Abschluß bilden.

Um 6 Uhr waren wir wieder am Rastplatz bei unseren Rucksäcken; nachdem wir sie aufgenommen, begannen wir in tunlichster Eile bergabzustapfen. Die Orientierung wurde durch das diffuse Licht und den dichten Nebel sehr erschwert; plötzlich gebot der Erste energisch „Halt", dicht vor seinen Füßen senkte sich der überhängende Gletscherrand in unergründliche Tiefe. Wir wichen zurück und suchten weiter links den Durchstieg. Unmöglich; unpassierbare Klüfte und einsturzdrohende Seraks, soweit das Nebelgewoge einen dürftigen Ausblick erlaubt!

Wir mußten somit viel zu weit nach rechts geraten sein, also zurück und so bald als möglich zum Westrand des Eislabyrinths. In knietiefem Schnee mühselig ansteigend, querten wir mit wahrem Galgenhumor den Steilhang, als plötzlich ein scharfes Krachen, dem dumpfes Donnerrollen folgte, die Luft erschütterte — ein Hochgewitter am nahen Dom. Des Ernstes unserer Lage wohl bewußt, langten wir atemlos am jenseitigen Rande an, stiegen vorsichtig über eine verschneite Firnwand ab und betraten damit einen breiten Schneestreifen, welcher unter den Randbrüchen des Hängegletschers zum Kienfelsen zu führen schien. Doch schon nach wenigen Schritten kam blankes Eis zum Vorschein; über eine Stunde waren wir nun schon im Nebel umhergeirrt, als endlich doch der dichte Schleier zerriß. Mit Anspannung unserer ganzen Kraft erklommen wir den Eisbord und liefen, so rasch wir konnten, den steilen Hang hinab, um die letzte Gelegenheit zum Entrinnen nicht zu versäumen. Zum Glück war der Firn in gutem Zustand, so daß es bei der wilden Jagd keiner Sicherung bedurfte. Schon sahen wir gangbare Hänge vor uns bis hinab zum Firngrat des Kienfelsens. Erleichtert atmeten wir jetzt auf, wich doch nun die bange Sorge der letzten Stunden von uns. Auch das Gewitter verschonte uns, es hatte an den Graten des Dom seine Kraft verbraucht und sich dem Saastale zugewendet. Dumpfes Grollen drang, wie aus weiter Ferne, noch hie und da zu uns herüber. Freudige Stimmung zog wieder in unser Inneres ein, hatte doch im stillen uns allen vor einem Schneesturmbiwak in mehr als 4000 *m* Höhe gegruselt! Unter glücklichen Umständen konnten wir nun vielleicht noch heute die Kienhütte erreichen.

Mit Riesenschritten eilten wir bergab, kurz vor Betreten des Firngrats hemmte noch eine eigentümliche Kluft unser ungestümes Vordringen. Der Hängegletscher, dessen nördliche Randbrüche hier an den Firn des Kienfelsens anschließen, lag hinter uns. Der obere Spaltenrand überhöhte den unteren so bedeutend, daß eine Überschreitung der Kluft ohne Abseilmanöver unmöglich gewesen wäre, wenn nicht ein schräger Riß im oberen Rande ein bequemes Hinabgleiten zum Spaltengrund gestattet hätte. 8 Uhr war es, als wir jenseits das Seil ablegten, um beim Abfahren über die anschließenden Firnhänge nicht behindert zu sein. Später, da die geringe Neigung zu ermüdendem Schneewaten zwang, wandten wir uns links dem Felsrücken zu, den es hurtig hinabging. In etwa 3200 *m* Höhe stiegen

wir durch eine enge Felsrinne zum nördlichen Gletscherarm ab; während wir bisher in großen Abständen geklettert waren, hielten wir uns jetzt in der brüchigen Felsflanke dicht zusammen. Im unteren Drittel mußten wir uns dem vereisten Grund der noch 20 *m* hohen Rinne zuwenden; hier seilten wir uns an, da wir ja noch den Gletscher zu überschreiten hatten. Kaum hatte ich meine Gefährten vor zwei zentnerschweren Granitblöcken gewarnt, in deren mutmaßlicher Fallinie ich warten mußte, als ich zu meinem Schrecken gewahrte, daß Ramspeck sich mit dem Pickel dagegen stützte; die Steine wankten und stürzten blitzschnell auf mich zu. Da ein Seitensprung im Eise uns alle zu Fall gebracht hätte, so konnte ich nur versuchen, den Anprall mit dem Arme zu parieren. Ein dumpfer Schlag, dann fühlte ich, daß ich unter einer schweren Last die Rinne hinabsauste, um wenige Sekunden später in tiefem Schnee zur Ruhe zu kommen. Starker Schmerz im rechten Arm ließ mich Schlimmes befürchten, zum Glück kam ich mit einer Armprellung und Hautrissen davon. Ein gütiges Geschick hatte es gefügt, daß ich aus dem Seile glitt und meine Begleiter deshalb nicht dem vollen Rucke ausgesetzt wurden; wer weiß ob die Sache für sie sonst ebensogut abgegangen wäre. Meine Gefühle machten sich in einigen heimatlichen Kraftausdrücken Luft, welche den bangenden Gefährten dennoch eine willkommene Kunde wurden.

Um 9 Uhr machten wir uns an die Überquerung des Gletschers; die erweichten Schneebrücken ließen sich durch Benützung der ausgeaperten, steileren Partien größtenteils vermeiden. Teilnahmslos wandelte ich hinterdrein, da mein Arm schmerzte und kaum gebrauchsfähig war. Noch bevor wir das jenseitige Ufer erreicht hatten, zwang die anbrechende Dunkelheit zu Laternenbenützung. Bei dem unangenehmen Lavieren auf schuttbedecktem Eise, beim Gepolter der stürzenden Steinblöcke, welche durch die Nachmittagssonne vom Banne des Frostes befreit worden waren, wich der apathische Zustand, welcher seit dem Unfall mich befangen hielt. Die Gefährten überließen mir auf meinen Wunsch gerne wieder die Führung. Nach manchem gewagten Rutsch und Sprung auf dem schwarzen Eis im unsicheren Lichtschein begann ein hoffnungsloses Suchen des Pfades auf der steilen Seitenmoräne. Über eine Stunde stolperten wir noch weglos in lockerem Moränenschutt schlaftrunken dahin, wobei im stillen jeder ein günstiges Plätzchen zum Freilager ersehnte.

Um den Hüttenplatz nicht zu übersehen, hatten wir uns später dem nördlichen Felshang zugewendet, welcher dem langen Westgrat des Domes angehört. Auf einer flachen, begrasten Fläche mußte dort die Täschhorn-Hütte liegen. Bei der völligen Finsternis erschien aber die Bergflanke so eintönig schwarz, daß eine Orientierung unmöglich war, und so machten wir uns um ½11 Uhr ein Lager[1]) zurecht.

Gegen 5 Uhr des nächsten Tages trafen wir dann auf dem selbst bei Tag schwer kenntlichen Pfade in der Hütte ein. Zwei Turisten mit zwei Führern waren bereits anwesend, welche heute aufs Täschhorn gewollt hatten, jedoch des schlechten Wetters wegen zu ihrem Leide davon absehen mußten. Leider ließ das Wetter keine Hoffnung auf baldige Besserung zu, und da sich keine Gelegenheit, eine photographische Aufnahme zu erhaschen, mehr bot, entschlossen wir uns um 9 Uhr zum Aufbruch. Fünf Viertelstunden später zogen wir froh und munter in Randa ein, glücklich über den glatten Verlauf der so ernsten Bergfahrt.

---

[1]) Im Jahre 1893 forderte ein Täschhornbiwak ein Menschenleben; der Engländer Lucas stürzte im Schlafe über eine Felswand ab und wurde am Morgen von seinen Führern am Fuße der Wand tot aufgefunden.

AUS DER FIRNWELT DES MONTBLANC

VON DR. KARL BLODIG

DÔME DE MIAGE, 3688 *m* Schon im Winter hatte ich mir als Belohnung für die Mühsale und Gefahren, die meiner auf dem Mont Brouillard unzweifelhaft warteten, die Überschreitung des Dôme de Miage in Aussicht gestellt. Dieser Prachtberg, der auch den bezeichnenden Namen Montblanc de St. Gervais führt, machte schon 1899 unserem Purtscheller das Scheiden aus jener Gegend sehr schwer. In fleckenloser Weiße erhebt er sich über dem schönen französischen Miagetale als breite, ungegliederte Kuppe ohne besonders ausgeprägte Spitze, aber durch seine ungeheure Masse mehr imponierend als manch anderer, weit höherer, schlanker Gipfel. Purtscheller verschwendete damals vergeblich seine überzeugende Beredsamkeit, aber es war aller Liebe Müh' umsonst. Hunger und Kälte machten uns, die wir aus weicheren Stoffen gemodelt waren als der unermüdliche Hohepriester des Gebirgs, unfähig zu weiteren Taten. Damals war der Dôme de Miage vom Col de Miage aus noch nicht erstiegen worden. Seither schlug man diese Route wohl schon mehrfach ein. Ich faßte es als eine Art Ehrenpflicht gegen den dahingegangenen Freund auf, den von ihm angeregten Weg zu begehen. Da der Berg auch eine ganz hervorragende Aussicht sein Eigen nennt, so war es mir ein leichtes, unseren Compton zur Teilnahme an der Reise zu bestimmen.

Am 12. Juli 1906 war ich von der ersten Besteigung des Mont Brouillard nach Courmayeur zurückgekehrt. Der 13. Juli war trüb und regnerisch, auch der 14. Juli gab ihm, vormittags wenigstens, nichts nach. Aber gegen Mittag setzte Ostwind ein und Compton ging nach der Cantine de la Vissaille, um ein begonnenes Bild zu vollenden; ich sollte ihn am 15. Juli gegen 6 Uhr morgens dort abholen. Ich bestellte unseren Träger vom Mont Brouillard für 3 Uhr morgens, um Mundvorrat für 3—4 Tage, Wäsche, Comptons große Zeichenmappe, Malerutensilien, den photographischen Apparat, Seile, unsere Steigeisen und Holz nach dem Col de Miage, 3376 *m*, hinaufzuschaffen. Aber der Mensch denkt und der Führerverein von Courmayeur lenkt. Ich hatte soeben meinen Rucksack hübsch voll gepackt und mich frühzeitig zu Bett begeben, als der mir seit Jahren ergebene Kellner an der Türe pochte und im Kauderwelsch von Courmayeur schrie: „Sior Doktor, Sior Doktor, le portator ne vient pas." Da lagen, wie ein deutsches Mittelgebirge, die für den Träger bestimmten Gepäckstücke neben meinem, auch schon ganz anständige Dimensionen zeigenden Rucksacke. Es war ein Anblick, um vom Schlage gerührt zu werden. Eckenstein, der Führerfreund par excellence, murmelte nur immer unter Zähneknirschen: Die alte Lumperei! Da er von meiner Person ein Ausarten in Tätlichkeiten fürchten mochte, ging er allein hinab und kam endlich mit der Kunde, daß der Führerverein, offenbar aufgebracht über unsere führerlose Besteigung des Mont Brouillard, sich nun plötzlich seines Reglements entsann und dem Träger bei 50 Frs. Buße verbot, mit uns zu gehen, wenn nicht auch ein Führer in Sold genommen werde. Eigentlich müßten es zwei Führer und ein Träger sein, aber bei Alpinisten meiner Qualität wolle man ein Auge zudrücken. Ich bedankte mich für diesen Gnadenbeweis, restringierte am

Gepäcke, was sich restringieren ließ, und wunderte mich nur, daß nicht bei meinem Rucksacke die Nähte platzten. Dann legte ich mich mit dem süßen Bewußtsein zu Bette, daß wir zwar schrecklich schleppen, aber notgedrungen einige Franken sparen mußten; umso besser würde uns dann der billige französische Champagner im Pavillon de Trèlatête auf der anderen Seite des Gebirgs munden. Um 2 Uhr rasselte mein Wecker, Eckenstein begleitete mich bis zur Haustüre; schon als Arzt durfte ich von seiner Seite keinerlei Hilfe in Anspruch nehmen, da sein Unwohlsein seit der Rückkehr in die tieferen Regionen in voller Blüte stand. Um 2 Uhr 30 Min. schritt ich in die zauberhafte Mondnacht hinaus. Langsam zog ich durch die stille Gasse Courmayeurs dahin und freute mich schon auf das verblüffte Gesicht Comptons, wenn er mich allein daherkommen sehen werde. Wenn die Menschen uns verderben wollten, der Himmel meinte es desto besser mit uns. Kaum außerhalb der Häuser Courmayeurs angelangt, war ich gezwungen, den obenübergeworfenen Lodenrock anzuziehen, denn ein orkanartiger Nordostwind raste daher, mir gerade in den Rücken fallend, daß es eine wahre Lust war. Die Kälte war so grimmig, daß ich die Last meines Rucksacks gar nicht als solche, sondern als angenehmen Wärmeapparat empfand. Der Sturm trug mich buchstäblich die vortreffliche Straße in das Venital hinauf und in de unerhört kurzen Zeit von $1^3/_4$ Stunden langte ich, trotz meines Riesenpacks, bei der Cantine de la Vissaille an. Noch lag alles in tiefem Schlafe. Mein Schlachtruf weckte in einem Nu Compton und die Wirtin. Des ersteren Freude, mich trotz des Führerneids mit dem ganzen Gepäck empfangen zu können, war groß. Ich teilte die Last recht unchristlich, das heißt, ich nahm mir den größeren Anteil, und nach einem reichlichen Frühstück brachen wir um 5 Uhr 30 Min. auf. Nun war es voller Tag geworden, und als wir nach einer Stunde am Combalsee standen, konnten wir uns der entzückendsten Farbenspiele erfreuen, welche das kleine Gewässer bot. Ein Hirtenpfad führte uns durch eine überaus malerische Blockwüste, in der die herrlichsten Alpenrosenbüsche in voller Blüte standen, hinauf zum Steinwall der Moräne des Miagegletschers. In weiter, weiter Ferne erblickten wir das uns für heute gesteckte Ziel, den Col de Miage. Daneben schwingt sich die Aiguille de Bionnassay auf und leitet gegen das eigentliche Montblancmassiv hinüber. Noch gehen wir im Schatten, aber oben flammt und gleißt es schon überirdisch schön. Der Montblanc de Courmayeur, die Brouillardkette, die Steilwand der Aiguille des Glaciers funkeln, daß man kaum das Auge auf ihren Riesenleibern ruhen lassen kann. Wir steuern nach der Mitte der sehr gangbaren Moräne. Hier liegen die kleinen Platten des Geschiebes schön sauber nebeneinander, so daß das Fortkommen auf dem nahezu ebenen Terrain ein ganz müheloses ist. Nach und nach erst merkt man, daß die Unterlage dieses, wie von Menschenhänden geordneten Pflasters wahrhaftes Eis ist. Es treten einige Querspalten auf, kleine Bäche durchrieseln das gewaltige Trümmerfeld, da und dort stürzt ein größerer Wasserlauf in eine blauschillernde Eiskluft hinab; allmählich werden die zusammenhängenden Stücke aperen Eises größer, auch einzelne Schneefelder müssen überschritten werden, bis wir uns um 8 Uhr 15 Min. am Ende des nahezu wagrechten Gletscherbodens mitten in der gewaltigsten Eislandschaft befinden. Wir stehen in einer Höhe von 2300 *m* gegenüber dem großen Couloir, welches südlich vom Grattturme 3313 *m* zum Brouillardgrate sich hinaufzieht. Mit größter Gemütsruhe sahen wir eine große Steinlawine durch die Rinne herabkommen. Der Brouillard ist gottlob besorgt und aufgehoben.

Es sind besonders drei Schaustücke, welche der Gegend den Charakter verleihen. Der Vorzug gebührt, wie nicht mehr als billig, dem Montblanc, welcher über dem in wildem Serakbruche herabstürzenden Doppelstrome des Glacier du Mont-

blanc sich aufschwingt. Das ist hier nicht der in sanften Wellenlinien ansteigende Firnbühel von Chamonix, für den in hochalpinen Kreisen der geschmackvolle Name „Obermugel" gebräuchlich wurde. Hier ist es ein gewaltiger Felskoloß, mit blauschillerndem Eispanzer bewehrt, dessen Bild sich unauslöschlich in jedes Seele einprägt. Zu seiner Rechten starrt eine der bedeutendsten Felsbauten der Alpen, der Pic Luigi Amadeo, als Strebepfeiler empor. Von diesem Riesenerker bricht das Bergmassiv in einer stellenweise lotrechten Wand 500 *m* hoch zum Col Emil Rey ab. Wenn hier die Wildheit des Hochgebirgs aufs höchste getrieben erscheint, so entzückt das daranschließende Stück des die Wässer von Rhône und Po scheidenden Gebirgsrückens das Auge durch seine ruhigen, harmonischen Linien. Vom erhabenen Dôme du Goûter senkt sich die Kammlinie in anmutiger Firnschneide zum Col de Bionnassay, der mit 3940 *m* unseren ehrwürdigen Ortler noch um ein bedeutendes überragt; dann schwingt sich der Kamm zur zierlichen Aiguille de Bionnassay auf, um zuletzt in steilerem Winkel zum flachen Col de Miage sich abzusenken. Der mächtige Eiszirkus wird durch die mehrgipfelige Gruppe der bizarren Aiguilles Grises, auf deren Schulter die Cabane du Dôme gut sichtbar ist, wirkungsvoll geteilt. Einen von dem eben geschilderten wesentlich verschiedenen Anblick bietet die südliche Umrahmung des Miagebeckens dar. Hier sind es der Petit Montblanc, 3431 *m*, die Aiguilles de Trèlatête, 3911 *m*, die Tête carrée, 3757 *m*, und der Dôme de Miage, 3688 *m*, welche unmittelbar über dem ebenen Miagegletscher sich erheben. Wenn die Natur dort in großen, mächtigen Zügen schaffte, erblicken wir hier, allerdings nur im Verhältnisse, mehr Kleinarbeit: eine Unmenge von steilen Felsrippen, mit Eisrinnen wechselnd. Drüben lagert anscheinend eine vornehme Ruhe, herrscht das entzückendste Ebenmaß, hier vernimmt man ein unaufhörliches Knattern und Pfeifen, Prasseln und Zischen, durch Steinfälle und abgehende Schnee- und Eismassen hervorgebracht.

Compton fertigte Skizzen an, ich schwelgte in Betrachtung der Gegend durch Eckensteins Zeiß. Um 9 Uhr setzten wir unseren Marsch fort, mehr oder weniger immer in einer Geraden vom Combalsee bis zum Col de Miage. Sobald die Neigung am Firnhange zunahm, begannen unsere Säcke fühlbarer zu werden. Noch immer war der Eiskörper aper. Um 9 Uhr 30 Min. standen wir vor einer mächtigen, schon von unten aus sichtbaren Querspalte. Hier gab es kein Springen mehr. Wir seilten uns an und fanden nach längerer Bemühung eine Brücke. Bald standen wir mitten im Spaltengewirre, die erhebliche Neigung des Eisbruchs ließ das Anlegen der Steigeisen zweckdienlich erscheinen. Nach einer mühevollen halben Stunde betraten wir um 11 Uhr den zusammenhängenden Firnhang, der uns durch seine Bedeckung mit Neuschnee und seine Neigung schwere Arbeit verursachte. Es ist ein Lawinengebiet allerersten Ranges, in dem wir nun aufwärts strebten; die tief gefurchten Schneefelder, sowie die abgeschliffenen kleinen Felshöcker gewährten dem Auge des Kundigen einen Einblick, wie es hier im Frühlinge, zur Zeit der Schneeschmelze, zugehen mag. Um 11 Uhr 20 Min. schwangen wir uns, ziemlich nahe am Ende unserer Leistungsfähigkeit, auf die ersehnten Felsen südöstlich vom Col de Miage hinauf. Kaum saßen wir oben, als eine viele Kubikmeter betragende Masse nassen Schnees durch jene Rinne hinabschoß, welche wir vor wenigen Augenblicken zum Aufstieg benützt hatten. Wir richteten uns für eine Stunde häuslich ein; Schmelzwasser gab es in Fülle, Himbeersaft desgleichen; eine Verminderung unseres Proviants konnte nur von Vorteil sein, so ließen wir es uns denn trefflich schmecken. Kaum hatte Compton ein paar Bissen hinuntergeschluckt, als er schon wieder bei der Arbeit saß. Ich machte Notizen über die eventuelle Begehbarkeit näherer und fernerer Grate und Hänge, um mich wenigstens in etwas nützlich zu erweisen.

Über dem Miagetale und dem Passe des Kleinen St. Bernhard erscheint der Grand Paradiso, wie ein Herrscher seine Heerschar musternd; er selber in blinkendem Eistalare, um ihn die dunkel gekleideten Mannen. Gegen Osten erblickten wir den langen Grat des Mont Brouillard, der sogar mich gänzlich Unberufenen zu einer Skizze begeisterte. Nun erblickten wir auch die weltentrückte Capanna delle miniere di piombo. Im untersten Drittel der Felsen, welche das vom Col Infranchissable herabschießende Couloir rechterseits begrenzen, befindet sich ein kleiner Mauerrest. Ein Falkenhorst kann nicht kühner hineingebaut sein, als es dieses Häuschen war. Um 12 Uhr 10 Min. waren wir wieder im Aufstiege begriffen. Gewissenhaft sammelten wir die kleinen Holzstückchen, die da und dort verstreut lagen. Die Felsen sind fest und nicht zu steil; solange wir uns auf diesen halten konnten, ging die Sache recht leidlich, als wir aber nach etwa einer halben Stunde Steigens wieder mit dem Firn rechnen mußten, da wünschten wir dem Führervereine von Courmayeur allerlei! Da wir bis zur Hüfte einbrachen, gestaltete sich das Herauskommen bei unserer übermäßigen Belastung als eine Arbeit, welche bald erschöpfend wirken mußte. Eine volle Stunde dauerte die mühselige Passage, um 2 Uhr standen wir endlich auf der Firnschneide, welche vom Col de Miage zum Dôme de Miage hinaufführt. Bei günstigen Schneeverhältnissen und bei geringer Belastung rate ich jedermann, direkt auf den tiefsten Punkt des Kammes loszugehen. Man kommt dann 3 *m* rechts oder links vom Standpunkte der Hütte auf die Kammhöhe.

In unserem Falle benutzten wir möglichst jedes apere Fleckchen und wurden so allmählich durch die Terrainbildung nach Südwesten, gegen den Dôme de Miage, gedrängt. Keuchend und scheltend waren wir die letzten Meter hinaufgekrochen; beim Anblicke, der sich uns hier bot, war aber alle Schinderei und jeder Groll gegen die Führer vergessen.

Bis in die Gegend von Lyon hinaus flog unser Blick; zu unseren Füßen das lachend grüne französische Miagetal, welches sich zum gleichnamigen italienischen, wie die Gegend von Nizza zum Hochlande Islands verhält. Weiter draußen überblicken wir die Talfurche von St. Gervais, recht passend Vallée de Montjoie, Bergfreudtal, geheißen, mit ihren Alpenhüttenkomplexen, Einzelhöfen und Kirchen ein herzerfreuender Anblick. Im weiteren erheben sich die schöngebildeten, überaus mannigfaltigen Berggestalten des Kalkgebiets von Faucigny in dem ihnen eigentümlichen violetten Dufte und endlich die langgestreckte, sanftgewellte Linie des Jura. Und keine Wolke am strahlenden Himmel und wir zwei allein, Heil und Sieg ohne Träger!

Nach dem mühseligen Anstiege, welcher uns infolge Häufung von widrigen Umständen von der Cantine de la Vissaille sieben Stunden gekostet hatte, war die nun folgende Wanderung für geübte Kenner ein wahrhaft köstlicher Bissen. Über die schmalen Firnschneiden auf und ab, Tritt um Tritt einstoßend, dann in eine kleine Firnmulde einige Meter lustig hinabgleitend, ging es dahin; nun mußte ich in der steilen Flanke einmal links, dann rechts eine Reihe Stufen herstellen, dann ging es sogar eine kurze Strecke rittlings vorwärts; so näherten wir uns den ersten Felsen, in deren Nähe die Cabane steht, welcher man erst im letzten Augenblicke ansichtig wird. Als Vorausgehender bog ich eben um eine Felsecke, als ich einen Jubelruf auszustoßen mich nicht enthalten konnte. Wir waren auf unserem Wege auf das Holzmagazin für die Hütte gestoßen. Aus dem reichen Vorrate wählte ich den mächtigsten Prügel aus und schleppte ihn mit vieler Anstrengung nach dem tiefsten Punkte des Cols, wo meines Wissens die Hütte stand. Gerade ein schwaches Drittel des Dachs guckte noch unter den mächtigen Schneemassen heraus, welche vom Col herabwallten. Die Schnee-

wand war so steil, daß wir mit dem Gesichte zu derselben gewandt hinabsteigen mußten.

Um 3 Uhr nachmittags standen wir neben der Hütte; in derselben faßten wir erst eine Stunde später Posten, denn der ganze Zugang zur Türe war verschneit und diese selbst vereist. Der gewaltig fest anhaftende Kitt mußte sorgfältig aus allen Fugen und Spalten gekratzt werden. Das wäre ja bald besorgt gewesen, wenn man nur vor der Türe hätte festen Fußes stehen können; aber dicht an der Schwelle brach der Fels ab und die überhängende Schneewand machte das Stehen seitlich bergwärts unmöglich. So mußte ich mich mit der rechten Hand an dem die Hütte stützenden Strebebalken festhalten und mit der linken den Pickel führen. Wie bald aber ermüdet man bei solch anstrengendem, aus so unvorteilhafter Stellung zu leistendem Werke. Endlich wich die Türe unseren vereinten Bemühungen und dann ging die Arbeit im Innenraume an, der mit Ausnahme eines Teiles der Pritsche mit Schnee und Eis erfüllt war. Mit Schaufel und Beil gingen wir dem frechen Eindringling zu Leibe, auch der Ofen mußte von dem eingewehten Schnee befreit werden und nach stundenlanger Arbeit gelang es dem unermüdlichen Compton, ein Feuer zustande zu bringen. Die Selbstkochkonserven wurden kaum lauwarm, die verlöteten Bänder rissen natürlich trotz sachgemäßer sorgfältiger Behandlung ab. Wenn wir im selben Augenblicke die Herren Fabrikanten zur Hand gehabt hätten! Ein rasender Weststurm hatte inzwischen eingesetzt. Compton aber als verkörpertes Pflichtgefühl stieg, zum Nordpolfahrer umgekleidet, zum Col hinauf und brachte wirklich trotz der durchdringenden Kälte noch ein Bild zustande. Ich empfing ihn dafür in der angenehm durchwärmten Hütte mit dampfender Schokolade. Gleich anfänglich hatten wir den Mangel einer Säge empfindlich gefühlt, auch gab es keinen Blasebalg, kein Gefäß, um Wasser zu holen und keinen Spülnapf. Dafür fanden wir Unmassen von Kerzenstumpen, denen wir es zu verdanken hatten, daß wir mit dem feuchten Holze überhaupt ein Feuer zustande brachten. Wenn ich auch nur Gast im Refuge Durier des C. A. F. war, so gestattete ich mir doch neben unserer Danksagung für das gewährte Obdach als Mitglied des D. u. Ö. A.-V., des Ö. A.-C. des S. A.-C. und der T.-B. Graz, die alle den liebwerten Mitgliedern des C. A. F. Gastfreundschaft in ihren Hütten gewähren, im Hüttenbuche auf die gerügten Mängel aufmerksam zu machen.

Die Lage der Hütte ist außerordentlich schön und vielleicht nur mit der der Capanna Margherita oder jener der Erzherzog-Johann-Hütte auf der Adlersruhe zu vergleichen. Der Blick auf den wildesten Teil der Montblancgruppe einerseits, die Fernsicht in die gesegneten Gaue des schönen Frankreich anderseits, bieten so viel des Entzückenden, daß die Überschreitung des Col de Miage für sich allein schon als höchst lohnend bezeichnet werden muß. Vom kleinen Fenster der Hütte aus genießen wir auch den Ausblick auf die völlig mit Eis bedeckten Westabstürze der Aiguille de Bionnassay, sowie auf die herrlichen Eiswände des Dôme de Miage. Bei Sonnenuntergang entwickelte sich da ein berückend schönes Bild. Wolken wallten auf und nieder, bald erschien der dunkelgrüne Talboden mit den zahlreichen Alphütten von Miage, dann tauchten die rosig beleuchteten Hänge der Aiguille de Bionnassay mit ihren blauen Schatten auf, jetzt schimmerten die Häuser von St. Nicolas de Veroce herauf, daß man nicht müde wurde, dem stets wechselnden Schauspiele zuzusehen. Wir bezogen sehr früh die Pritsche; die für nur zwei Gäste überreich bemessenen Decken machten das Lager freilich zu einem köstlichen. Doch floh uns der Schlaf leider beharrlich. Körperliche und geistige Ermüdung, Höhenluft und das Spiel des Windes, der die Hütte in allen Fugen krachen und erbeben machte, ließen uns lange wach bleiben. Dazu kam

noch eine bei meiner — nur Lumpe sind bescheiden — Erfahrung schon krankhaft zu nennende Furcht vor dem, was der andere Tag bringen werde.

Es war 5 Uhr und schon Tag, als wir uns am 16. Juli erhoben. Rasch flammte das sorgfältig zugerichtete und wohlgetrocknete Holz auf, bald brodelte die Morgenschokolade im Topfe, die Hütte wurde in beste Ordnung gebracht, das Rauchrohr hereingenommen und die Öffnung gut verschlossen, und um 6 Uhr morgens traten wir unter den günstigsten Witterungsaussichten unsere Vergnügungsreise an. Wir wählten absichtlich eine so späte Stunde zum Aufbruche, weil Compton für eine größere Arbeit auf dem Gipfel des Dôme de Miage wärmere Töne sowie eine etwas höher stehende Sonne wünschte. Nach Purtschellers Berechnung bedurfte es bis zur höchsten Erhebung des Dôme de Miage etwa eines zweistündigen Marsches. Ich gestattete mir aber nach den Erfahrungen des Vortags über die Schneebedeckung und hinsichtlich unserer noch immer ziemlich gewichtigen Rucksäcke die doppelte Zeit anzusetzen. Der Dôme de Miage weist in seinem langgestreckten Gipfelgrate vier deutlich ausgeprägte Erhebungen auf. Das erste Wegstück vom Col de Miage weg war uns vom Vortage her bekannt. Da konnten wir uns in die Lage von Führerturisten versetzt denken, denn die nötigen Stufen waren schon hergestellt, die betreffenden Wächten abgeschlagen und auf den Firnhängen solide Treppen ausgehauen. Wir legten das Gratstück, welches uns im Abstiege eine volle Stunde beschäftigt hatte, in 20 Minuten zurück. Der Grat, welcher bisher nur aus Firn und Schnee bestanden hatte, zeigte nun kleine Gendarmen und ab und zu flachere Felspartien: Mir blieb keine einzige nennenswert schwierige Stelle in Erinnerung. Um 7 Uhr 5 Min. standen wir auf dem ersten erwähnenswerten Gipfel, in welchem der vom Col Infranchissable heraufziehende Grat den Dôme de Miage trifft. Hier verweilte Compton trotz des heftigen Sturms eine Viertelstunde, um eine Aufnahme zu machen. Einen prachtvollen Anblick gewährt von hier aus gesehen die Aiguille des Glaciers, sie erinnerte mich sofort an unsere heimische Zimba, das „Matterhorn Vorarlbergs"; nur ist der Berg um 1200 *m* höher, entragt einem der mächtigsten Gletscherbecken in den ganzen Alpen und es sind demgemäß auch alle anderen Dimensionen ins Gewaltige verändert. Um 8 Uhr 5 Min. klappte Compton seine Mappe zu und wir setzten die Reise fort.

Bis hierher hatte ich bisweilen heikle Stufenarbeit gehabt, weil weichere und feste Partien wechselten, und besonders in den völlig vereisten Flanken jeder Tritt gut überlegt sein wollte; nun aber begann eine unvergeßlich schöne, mühelose Höhenwanderung in allergrößtem Stile. Dem Getriebe der Menschen völlig entrückt, gingen wir dahin, gleichsam nicht mehr Erdenluft atmend, sondern Himmelsäther schlürfend. Von den Bergketten bei Aosta reichte unser Horizont bis zum Weißenstein bei Solothurn. Die Ketten der Grajischen Alpen, das ganze weite Gebiet des Dauphiné, die mir seit meinen Wanderungen mit Purtscheller so bekannten und liebgewordenen Höhen der Maurienne und Tarentaise, das ganze schöne Savoyerland lagen vor uns da. Aus der Tiefe leuchteten die Kirchtürme der umliegenden Dörfer herauf, in unserem Rücken aber wuchs der Montblanc immer riesenhafter empor und zwang uns zu oftmaligem Umsehen. Um 8 Uhr 35 Min. hatten wir über den ziemlich flachen Gratfirst die mit 3680 *m* kotierte Höhe erreicht. Compton meinte, daß nun der Augenblick gekommen sei, den Brouillardgrat in sein Skizzenbuch zu bannen. Um 9 Uhr 55 Min. war das große Werk zu seiner Zufriedenheit gelungen, wir pilgerten gemächlich weiter und erreichten um 10 Uhr 30 Min. einen dritten Gipfel, den wir anfangs für die höchste Erhebung des Bergs zu halten geneigt waren. Aber von ihm aus erblickten wir erst, noch ziemlich weit entfernt, den unzweifelhaft höchsten Punkt, 3688 *m*, den wir um 10 Uhr 40 Min. über einen flachen Firnrücken erreichten.

Hier gönnten wir uns eine nur viertelstündige Gipfelrast, da Compton auf der benachbarten Aiguille de Béranger ein größeres Bild zu malen vorhatte. Wir hatten vom Col de Miage abzüglich aller Rast 3 St. 15 Min. benötigt, wobei aber in die Wagschale fiel, daß wir das erste und vielleicht unangenehmste Wegstück schon vorgerichtet antrafen. Man wird, mittlere Verhältnisse angenommen, vier Stunden berechnen müssen.

Um 10 Uhr 55 Min. begannen wir den Abstieg nach dem Col de Béranger über eine breite Firnhalde, die ab und zu sogar das Abfahren erlaubte. Nach der Tiefe einer gegen les Contamines leitenden Spur zu urteilen, von wo der Berg gewöhnlich bestiegen wird, mußten die Leute schwere Stufenarbeit gehabt haben. Um 11 Uhr 15 Min. standen wir im flachen Col de Béranger, 3369 *m*, der vom Glacier de Trèlatête nach dem Glacier de la Frasse führt. Während zum Glacier de la Frasse eine schwach geneigte Firnhalde hinabführt, ist der Col vom Trèlatêtegletscher nicht so ohne weiteres zugänglich; hier stürzt der Kamm nämlich in tatsächlich lotrechten Felswänden zum Gletscher hinab, und um diesen zu erreichen, muß man vorerst ein Stück gegen den Dôme de Miage oder besser gegen die Aiguille de Béranger ansteigen. Eine anscheinend vor zwei bis drei Tagen ausgetretene Trasse gab uns über den gebräuchlichen Anstieg nach der Aiguille de Béranger Auskunft. Mäßig steile Firnhalden und leicht begehbare Felsen führten uns bis 11 Uhr 50 Min. auf den 3431 *m* hohen, aperen Gipfel. Nicht mit Unrecht hatte ich mich schon lange auf diesen in französischen Schriften als Aussichtspunkt ersten Rangs bezeichneten Berg gefreut. Für einen instruktiven Überblick des südwestlichen Teils der Montblancgruppe wird sich ein günstigerer Standpunkt nicht wohl finden lassen. Da Compton eine Farbenskizze zu machen wünschte, wir aber kein Wasser hatten, breitete ich Schnee auf flachen, geneigt gelegten Platten aus und bald hatten wir nicht genug Gefäße, um das kostbare Naß aufzufangen. Als ich einen genügend großen Vorrat angelegt hatte, versenkte ich mich in die schier unermeßliche Aussicht und suchte, wie ich gestehen muß, zuerst alle Ortschaften auf! Von le Servoz, St. Gervais, les Contamines, St. Nicolas klangen die Mittagsglocken herauf, weit draußen war Sallanches sichtbar, von dessen Eisenbahnstation ich so oft ehrfürchtig nach der herrlichen Montblanckette geblickt hatte. Aber so geht es im Leben: Im Tale drunten richten wir sehnsüchtig unsere Blicke nach dem schimmernden Hochgebirge, und wenn wir oben angekommen sind, suchen wir mit demselben Fernglase die kleinen Häuser und Kirchlein auf. „So taumle ich von Begierde zu Genuß und im Genuß verschmacht ich nach Begierde!“ Nahezu zwei Stunden schaffte Compton emsig an seinem Bilde; ich hatte inzwischen genügend Zeit, die Umrahmung des mächtigen Trèlatêtegletschers, ein mir persönlich noch völlig unbekanntes Gebiet, einem genauen Studium zu unterwerfen. Da ich Karten, Bilder und Beschreibungen der Gegend in schwerer Menge durchstudiert hatte, war ich auf den ersten Blick darin wie zu Hause. Mit leichter Mühe stellte ich die beste Route auf die Aiguille des Glaciers fest; wollten wir doch über ihre kühne Spitze am nächsten Tag nach Courmayeur zurückkehren. Vergeblich aber strebte ich darnach, auch einen annehmbaren Weg auf die Aiguille de Trèlatête von dieser Seite aus zusammenzustellen. Ich kenne keinen Berg, der so sehr hinter einer Doppelreihe von Hängegletschern, Serakbrüchen und steinfallgefährdeten Couloirs verschanzt ist als dieser. Glücklicherweise hatte ich von der Aiguille d'Estellettes aus einen guten Weg über die Firnhalden des Glacier de l'Allée Blanche entdeckt. Ich gab also meine Bemühungen bald auf und musterte die Fernsicht. Dieselbe steht der vom Dôme de Miage genossenen nur unbedeutend nach, besonders ist es die Gruppe

des Mont Pourri, die, von hier aus gesehen, gewaltig imponiert. Um 1 Uhr 35 Min. begannen wir den Abstieg. Nach dem Pavillon de Trèlatête, der sich am rechten Ufer des gleichnamigen Eisstroms befindet, standen uns drei Wege offen. Eine anscheinend ziemlich frische Trasse überhob uns der Wahl und ihr folgend fuhren und gingen wir über die weiten Firnfelder hinab, welche uns nach einer öden Steinwüste, Trèlagrande geheißen, führt. Hier lagen noch vereinzelte größere Schneeflecken, unterbrochen von Geröllhalden und plattigem Terrain, welches den Karrenfeldern unserer Kalkalpen nicht so unähnlich sah. Weder Compton noch ich hätten, wenn allein gehend, hier die Spur verloren, aber nach regem Gedankenaustausche standen wir plötzlich allein auf weiter Flur und sahen keine Straße mehr. Nach einem ziemlich mühsamen Abstiege über steile Grashalden stand ich endlich um 3 Uhr hoch ober dem Gletscher in der Nähe des P. 2372 am Rande einer steil zu demselben hinabziehenden Felsrinne. Die zehn Minuten, welche Compton gebrauchte, um mir nachzukommen, benutzte ich zu einer genauen Untersuchung der Felswand, so daß ich mich verpflichtete, in wenigen Minuten unten auf dem Gletscher zu stehen. Ein Grasband, welches man von oben nicht wahrnehmen konnte, geleitete uns auch tatsächlich zu dem die Felsrinne erfüllenden Lawinenkegel und in sausender Fahrt ging's zum Gletscher hinab, den wir um 3 Uhr 30 Min. betraten. Wie wir später sahen, ist dies weit und breit die einzige Stelle, wo man östlich vom P. 2372 über die völlig glatt zum Gletscher abstürzende lange Wandflucht hinabkommen kann. Der gebräuchliche Weg quert den Scheiderücken zwischen Trèlagrande und Trèlapetite nördlich von P. 2372 und gewinnt dann ohne Schwierigkeit den Gletscher. Wir nahmen natürlich sofort das Seil zur Hand und gingen bis 3 Uhr 50 Min. knapp neben dem rechten Gletscherufer zu jener Stelle in der Felswand, wo eine Eisenstange nächst einer Anzahl in den Fels gehauener Stufen den Aus- bezw. den Abstieg erleichtern. Ein guter Felssteig führt von hier aus zu den Grashalden oberhalb des Pavillon de Trèlatête. Eine herrliche Quelle spendete uns seit Verlassen des Combalsees wieder das erste gute Trinkwasser. Um 4 Uhr 10 Min. betraten wir die einfache, aber sehr gute und in jeder Hinsicht höchst empfehlenswerte Wirtschaft des Pavillon de Trèlatête, 1976 *m*. Compton wechselte rasch die Wäsche, schluckte eine Tasse Kaffee hinab und dann gingen wir auf den reizenden, mit Alpenrosen bewachsenen Bühel hinüber, der, hoch über das Tal von Bourrant hinausragend, einen wahren Luginsland darstellt. Einem riesigen Eiszapfen vergleichbar, hing die völlig schwarze Zunge des Glacier de Trèlatête zwischen senkrechten Felsen hinab. Ein Wasserfall machte das düstere Bild etwas freundlicher. Darüber erblickt man den oberen großen Gletscherbruch und noch weiter oben ragt das dunkle Felsgerüst der Aiguille des Glaciers in den Abendhimmel. Talaus übersahen wir die Gegend von les Contamines und St. Gervais, bescherrscht vom Mont Joli und den charakteristischen schroffen Bergen von Sallanches und le Fayet. Blickte man gegen den Col de Bonhomme hinauf, so gewahrte man die Rochers de Bonhomme und de la Bonnefemme, zwei bizarr geformte Granitobeliske, die in den warm getönten Abendhimmel hineinragten. Bis zur eintretenden Dunkelheit waren Stift und Pinsel des Künstlers tätig, dann setzten wir uns zum überreich beschickten Tische und schöpften neue Kräfte für den kommenden Tag.

= AIGUILLE DES GLACIERS, 3834 *m*

Zu früh für unser Ruhebedürfnis, zu spät für unseren Tatendrang verließen wir am 17. Juli um 4 Uhr 30 Min. das gemütliche Haus, welches all unseren Wünschen aufs beste entsprochen hatte und dessen Kaffee besonders an die vorzüglichsten Erzeugnisse der Wiener Häuser

Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Aiguille des Glaciers von der Aiguille de Béranger

heranreichte. Auf bekanntem Pfade schritten wir zum Gletscherrande hinan. Die Felsenstiege wurde passiert und um 5 Uhr der hier völlig apere Glacier de Trèlatête betreten. Unserer Route vom Vortage folgend, hielten wir uns vorerst am rechten Ufer, dann aber bogen wir gegen die Mitte ab, wo wir weniger Spalten erwarten durften. Sobald die aperen Stellen spärlicher wurden, verbanden wir uns durch das Seil, obgleich die tragfähige Schneebedeckung kaum mehr als den Eindruck unserer Schuhnägel erkennen ließ. Nur hie und da waren wir gezwungen, infolge größerer Spaltenbildung von der vorgezeichneten Richtung abzuweichen; im allgemeinen konnten wir in schönem Bogen dem Fuße des Col des Glaciers zusteuern. Vom unteren Becken des Trèlatêtegletschers aus würde man vergeblich versuchen, sich von der Bedeutung des Dôme de Miage sowie der Aiguille de Trèlatête einen Begriff zu machen. Allenthalben ziehen anscheinend mäßig geneigte Firnfelder zu den Kämmen hinauf. Die näherliegende Aiguille des Glaciers dagegen weiß sich besser in Respekt zu setzen. Steile, eine Annäherung deutlich abweisende Felspfeiler stützen ihren Riesenbau, der sich aus dem mittleren Gletscherbecken erhebt. Nur weit von ihrem Gipfel weist sie eine schwache Stelle auf, den Col des Glaciers, 3098 *m*, dessen Fuße wir uns näherten. Ein Gletschersumpf, der mich an einen ähnlichen, wenn auch noch ausgebreiteteren im heimischen Vernagtferner gemahnte, machte uns etwas zu schaffen. Um 6 Uhr 30 Min. aber standen wir am Beginne des Firnhangs, der uns zum Sattel hinaufführen sollte. Entsprechend meinem von der Aiguille de Béranger aus entworfenen Feldzugsplane hielten wir uns anfänglich dicht an die untersten Felsen der Pointe de la Lanchette, dann erst querten wir die Eishänge ober einem kleinen Serakbruche gegen deren Mitte, gingen zuletzt an das andere, rechte Ufer hinüber und stiegen dann im Zickzack gegen den Col hinauf. Diese etwas komplizierte Route wählte ich nach reiflicher Überlegung, um den zwar spärlich — aber in der Montblancgruppe anscheinend unumgänglich nötigen Steinfällen auszuweichen. Wir betraten den mit 3098 *m* bestimmten Col des Glaciers um 8 Uhr und ließen uns — bisher waren wir stets im Bergschatten gegangen — mit großem Vergnügen auf einer sonnenbeschienenen Felsplatte nieder. Die Beschreibungen dieser Route verzeichnen alle für den Weg vom Pavillon de la Trèlatête nach dem Col des Glaciers fünf Stunden. Wir hatten trotz langsamst bemessenen Tempos nur 3½ Stunden gebraucht, welches günstige Resultat wir der guten Beschaffenheit des Gletschers sowie unserer Steigeisen zuschreiben zu müssen glaubten. Waren wir bisher in einer Firnmulde gegangen, deren Begrenzung uns jedes weiten Ausblicks beraubte, so waren wir nun umso erfreuter, als sich der Col des Glaciers durch eine herrliche Rundschau auf die Grajischen Alpen sowie auf den Dauphiné auszeichnete. Die Sonne stand hoch genug, um dem Bilde Wärme und Farbe zu geben, und noch hinlänglich tief, um genügend kräftige Schatten zu erzeugen. In der Tiefe lag die Gegend des Col de la Seigne; an dessen Fuße erglänzte die Wirtschaft von les Mottets, und eine große Anzahl von Alphütten. Zwei Kilometer in der Luftlinie von uns entfernt, türmte sich am Ende des Höhenzugs, der von uns gegen Osten zu ihrem Fuße ansteigt, die Aiguille des Glaciers auf. Die Zugangsrouten von les Mottets, sowie vom Col de la Seigne aus können wir leicht überblicken. Bis 8 Uhr 35 Min. genossen wir in ruhiger Beschaulichkeit — selbst Compton feierte einmal (!) — die schönen Bilder, dann drängte ich vorwärts. Nun begann eine äußerst abwechslungsreiche Wanderung über den langgestreckten Westgrat des Bergs. Bald ging es auf rauhem Firnfelde über den breiten Bergrücken dahin, dann mußten wir in der Nordwestflanke des Grats über Felsen ansteigen, weil der wild zersägte Kamm selbst mit den prächtigsten Nadeln und

Türmen gespickt war. Dann wieder erlaubten breite Felsplatten ein längeres Verweilen auf luftiger Grathöhe. Um 10 Uhr 30 Min. hatten wir den P. 3582, einen flachen Firnbuckel, in welchem der Grat vorläufig gipfelt, passiert und lagerten uns nun unmittelbar angesichts der Aiguille des Glaciers. Eine Firnmulde, welche zum Glacier des Glaciers — eine Armut der Bezeichnung, die ich den Franzosen gar nie zugetraut hätte — hinabführt, trennte uns vom letzten felsigen Aufbau des Bergs. Compton machte eine Aufnahme, ich rekognoszierte und überlas nochmals an Ort und Stelle die betreffende Literatur. — Als mächtiges Trapez steht die Aiguille vor uns; mehrere Firncouloirs, die nach oben in Felsrinnen endigen, schneiden in den Bau des Bergs ein. Ich entschied mich, ganz entgegen den Angaben früherer Besteiger, für jene große Felsrinne, die in der Westwand anscheinend bis zum Gipfelgrate hinaufführte. Nach unten ging sie in ein sehr steiles Firncouloir über, das wir aber nicht zu betreten brauchten. Von 11 Uhr bis 11 Uhr 10 Min. durchschritten wir die obenerwähnte Firnmulde und stiegen eine ziemlich geneigte Halde hinan, bis der Bergschrund, welcher, eine Seillänge vom Felsgerüste des Bergs entfernt, uns mächtig entgegendräute, erreicht war. Im Schutze einer hohen Eismauer bargen wir unser Gepäck in der Randkluft und bedeckten dasselbe, des herabträufelnden Schmelzwassers wegen, mit mächtigen Platten. Dann wurden die Steigeisen angeschnallt und ich begann, mit dem Freunde durch das Seil verbunden, um 11 Uhr 25 Min. unter stetem Stufenschlagen den Aufstieg gegen die Felswand. Die steile Eiswand nötigte zur Herstellung tiefer Tritte, aber bald betraten wir die Felsen, seilten uns ab — wir durften uns das ja leisten — und verbargen das Seil unter einem kleinen Überhange. Diesmal spielte uns unsere Sorglosigkeit zwei schlimme Streiche. Im Rucksacke unten in der Randkluft lag wohlverwahrt eine große Zahl roter Markierungsblätter, und ich weiß nicht, wie es kam, daß keiner von uns an deren Mitnahme dachte; auch daß ich das Seil zurückließ, rächte sich später. Wir mußten uns an allen Stellen, an welchen wir eine Rippe verließen und zu einer anderen hinüberkletterten, durch Anbringung kleiner Steinmänner helfen, was erstens recht zeitraubend war und sich oft gar nicht durchführen ließ, ganz davon zu schweigen, daß man dieses Zeug oft erst gewahr wird, wenn man schon fast mit dem Fuße daran stößt. Endlich war die große Rinne erreicht, aber hier vermißten wir das Seil bald empfindlich. Ich gehöre nicht zu jenen, die nie zugeben wollen, sich gefürchtet zu haben. Ich fand die Kletterei hier sehr schwer, und da das Gestein sich stellenweise als äußerst unzuverlässig erwies, auch gefährlich. Die Tritte und Griffe wurden, je weiter wir hinaufkamen, umso kleiner und spärlicher, im obersten Drittel der Rinne waren die Felsen außerdem mit Wasser überronnen, und es ist besonders eine Steilstufe von etwa $3^1/_2$ *m* Höhe, welche mir noch lange in Erinnerung blieb. Nur durch gegenseitige Unterstützung war es hier möglich, hinaufzukommen. Wenn die Felsen ganz trocken sind, dürfte die Stelle bedeutend leichter zu bewältigen sein. Nach dieser Wand wird die Rinne schwächer geneigt, mit Trümmern bedeckt, und um 12 Uhr 30 Min. traten wir in den hellen Sonnenschein auf den Gipfel der Aiguille des Glaciers, 3834 *m*, hinaus. Wieder wölbte sich ein wolkenlos heiterer Himmel über unseren Häuptern und die ruhige Luft gestattete es uns, durch eine volle Stunde die hehre Großartigkeit des Hochgebirgs zu genießen. Als südlichster großer Hochgipfel der ganzen Montblancgruppe erlaubt er bei einer Entfernung von z. B. 8 *km* vom Gipfel des Monarchen noch ein Versenken in die Details der Haupterhebungen, anderseits aber schon ein Erfassen der Berge in ihrer gegenseitigen Gruppierung. Das schwer entwirrbare Labyrinth der Gruppe der Trèlatête löste sich nun in befriedigender Weise auf. Klar erschien der zackige Kamm des Brouillard —

mit welcher Wonne schaute ich auf ihn hinüber und verglich Wirklichkeit und Karte. Die Miagekette, der unvergleichliche Pétéretgrat, das gewaltige Massiv der Grandes Jorrasses, die Aiguille de Bionnassay wurden mir in architektonischer Hinsicht an jenem Tage näher gebracht als jemals vorher. Die italienische Ebene bedeckten neidische Wolken, aber Grand Combin, Montblanc de Seilon, Weißhorn, Dom und Täschhorn, Dent d'Hérens und Matterhorn ragten, unberührt von Dunst und Wolkenmassen, aus dem weißwogenden Meere heraus. Geradezu entzückend ist der Anblick der Paradisogruppe, sowie der Blick auf den Mont Pourri. Eine Reihe hübscher Talblicke bringt Abwechslung in das Gebirgspanorama, wenn auch die Aussicht vom Dôme de Miage in dieser Hinsicht Unvergleichliches bietet. Was aber die Gebirgsschau betrifft, so ist die von der Aiguille des Glaciers weit vorzuziehen. Ich kann nur raten, die beiden Berge genau in der Art zu besuchen, wie ich dies mit meinem Freunde Compton getan habe: diese Umwanderung des mächtigen Glacier de Trèlatête wird jedermann aufs vollste befriedigen. Auch die allernächste Umgebung der Aiguille des Glaciers ist überaus bedeutend. Allenthalben stürzt der Berg unvermittelt gegen die ihn umgebenden Gletscherbecken ab, besonders die Ostwand des Bergs, welche sich gegen den Glacier de l'Allée Blanche absenkt, über die der stolze Gipfel übrigens auch schon erklettert wurde, sieht ganz haarsträubend aus. Um 1 Uhr hatte Compton seine Skizze vollendet, bis 1 Uhr 35 Min. „genoß" er bloß, dann begannen wir den Abstieg, der natürlich auf dem gleichen Wege wie der Aufstieg bewerkstelligt wurde. Erst wenige Minuten vor 3 Uhr standen wir am Bergschrunde und nahmen unser Gepäck auf; die schlechten Felsen hatten uns abwärts noch mehr zu schaffen gemacht. Hoch und teuer verschwor ich mich, unbekannte Gipfel nie mehr ohne Seil anzugehen. Um 3 Uhr setzten wir uns in Trab, was diesmal buchstäblich genommen werden darf. In großem Bogen umgingen wir das Fußgestell der Aiguille und gewannen ziemlich nahe an ihrer Westseite den obersten Glacier des Glaciers. Die reichliche Schneebedeckung erlaubte öfters ein prächtiges Abfahren; schon um 4 Uhr hatten wir den ebenen Gletscher erreicht und gingen dann über eine kleine Scharte zum Glacier des Mottets hinüber, der in wenigen Minuten in sausender Fahrt gequert wurde. Über Schutt und Felsterrain erreichten wir bei P. 2730 den Querriegel, welcher Frankreich von Italien scheidet. Weiter südlich liegt im selben wasserscheidenden Kamme der Col de la Seigne, 2512 *m*, jener vielbegangene, berühmte Paß, über den man von Courmayeur mittelbar nach dem Gebiete von Chamonix gelangt. Steile Schneefelder und Schneehänge führten uns in stellenweise ganz rasend schneller Fahrt nach der Talsohle. Uns gegenüber erheben sich die markanten Pyramides calcaires, aus weißgrauem Urgebirgskalk bestehend; die eine von ihnen trägt auf dem Gipfel einen bizarren roten Aufbau, der schon vielen ein Ziegeldach vortäuschte. Am Bache angekommen, nahmen wir eine gründliche Waschung vor, dann ging's auf Alpwegen hinaus zu den herrlich gelegenen oberen Alpenhütten der Allée Blanche. Unheimlich steil schwingt sich die Aiguille Noire de Pétéret auf, und ungezählte Male blieben wir stehen, um sie mit dem Zeiß zu betrachten. Um 5 Uhr erreichten wir die unteren Hütten der Allée, weitere Aufzeichnungen aber weist mein Notizbuch nicht auf. Und das kam so. Am Fuße des Hügels, auf welchem die Hütten stehen, kam uns Freund Eckenstein mit einem Träger entgegen. Er hatte uns in treuer Fürsorge Proviant zugeführt, da wir nach seiner Meinung am anderen Tage die Aiguille de Trèlatête besteigen sollten. Aber wie wurde sein edles Vertrauen in unsere alpine Tatkraft getäuscht, als wir ihm erklärten, daß wir vorderhand Höhenluft zur Genüge geatmet hätten. Das Ende vom Liede war, daß ich, wie ich eingestehen muß, recht lieblos rechts und links vom Wege, der nach dem Col

de la Seigne führt, kleine Obelisken erstellte, die ich mit leeren Astiflaschen zierte.

Es war tiefe Nacht, als drei wegmüde Wanderer in Courmayeur einzogen. Nochmals wurde Küche und Keller bei Petigax in Mitleidenschaft gezogen und bis in den Morgen hinein erscholl von den beredten Lippenpaaren dreier erprobter Genossen das hohe Lied von der hehren, nie ausgesungenen Pracht des Hochgebirgs.

AIGUILLE DE TRÈLATÊTE, 3899 *m* u. 3911 *m*

Wenn deutsche Bergsteiger nach der Montblancgruppe ziehen, so pflegen sie im allgemeinen zuerst dem Monarchen den schuldigen Besuch abzustatten. Ein sehr kleiner Teil derselben geht dann noch etwa über den Col du Geánt nach Courmayeur oder erklettert einen der Kletterblöcke von Montanvert, wie die Charmoz oder Grépon. Dann aber wird der gewaltigsten und interessantesten aller Gebirgsketten schleunigst der Rücken gekehrt. Die hohen Führertaxen, die Gefährlichkeit der Turen und die Unmöglichkeit, nach Schneefall irgend eine Besteigung zu unternehmen, dürften wohl die beste Erklärung der unbestrittenen Tatsache geben. Man sucht lieber Gegenden auf, wo man leichter und mehr Lorbeeren pflücken kann als im Gebiete des Montblanc.

So kommt es, daß auch ausdauernde Reisende gegen Süden nicht über die Aiguille de Bionnassay hinausgehen. Die durch deutsche Turisten erfolgten Besteigungen des Dôme de Miage, der Aiguille des Glaciers, der Aiguille de Trèlatête können an den Fingern einer Hand abgezählt werden. Und doch verlohnt es sich in mehr als einer Hinsicht, der südlichen Montblancgruppe auch einmal die Schritte zuzuwenden. Die Turen sind etwas kürzer, dabei viel weniger gefährlich als in dem nördlichen Abschnitte der Gruppe, die Gletscherwanderungen weniger mühsam und die Aussichten auf den am stolzesten aufgebauten Teil der ganzen Kette, nämlich den Brouillard- und Pétéret-Grat von unerreichter Großartigkeit. Die höchste Erhebung des südlichen Teils der Montblancgruppe bildet die Kette der Aiguille de Trèlatête. Vier Spitzen sind es, die sich zwischen dem Glacier de Trèlatête einerseits, dem Miage- und Allèe-Blanche-Gletscher anderseits erheben: Die Aiguille Centrale, 3911 *m*, die westliche 3899 *m*, die nördliche, 3857 *m*, und die östliche 3885 *m*. Bewundernd haftet der Blick aller Reisenden, die sich von St. Gervais nach Courmayeur begeben, mögen sie den Übergang über den Col de la Seigne oder über den vergletscherten Hochpaß des Col de Miage wählen, an ihren zierlichen Schneiden und überaus steilen Flanken. Bis vor wenigen Jahren kannte man nur zwei Zugänge zur höchsten Spitze, die beide geeignet erschienen, vom Besuche des Bergs abzuschrecken. Folgte man nämlich Edward Whympers, des ersten Ersteigers Route, so mußte man im Aufstiege in den Hängen des Petit Montblanc die Nacht im Freien zubringen, während diejenigen, die ihr Nachtlager in den Hütten der Allèe Blanche aufgeschlagen hatten, ausnahmslos im wildzerrissenen Glacier de l'Allèe Blanche von der Nacht überrascht wurden. Endlich fand Ferrari vom C. A. I. einen besseren Zugang, den auch ich wählte. Ich war am 11. Juli 1907 in Begleitung meines Freundes Hans Mach-Steinbach von Courmayeur nach dem 2175 *m* hoch gelegenen Hüttenkomplexe der Allèe Blanche gegangen. Dank der Liebenswürdigkeit der Alpherren waren wir im Besitze des Schlüssels der besteingerichteten der Hütten. Leider mußten wir am 11. Juli eine beobachtende Stellung einnehmen, denn gewitterartige Hagel- und Schneeschauer verboten das Vordringen in die Hochregion. Dafür entschädigte uns der Abend desselben Tags. Während tagsüber nur der Brouillardkamm, die untersten Partien des Pétéretgrats und die Berge um den Col de Ferret sichtbar waren, Höhen

Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Aiguilles de Trélatête und Tête Carrée mit Rifugio Quintino Sella

von 3400—3700 *m*, so daß man sich ganz gut hätte in die Ostalpen versetzt glauben können, zerflatterten am späten Nachmittage die wogenden Nebelschleier; und nun kamen der Grand Combin, die Grandes Jorasses, die Aiguille Blanche de Péteret, die Noire de Péteret und zuletzt der Montblanc selbst zum Vorschein und schauten aus anscheinend unerreichbarer Höhe auf uns ehrfürchtig hinaufblickende Menschen hernieder. Schon anläßlich meines ersten Aufenthalts in den unteren Alphütten der Allèe Blanche war ich im Juli 1906 auf die Aiguille d'Estellettes, 2975 *m*, gestiegen und hatte bei dieser Gelegenheit auch den Col d'Estellettes, *ca.* 2870 *m*, betreten. Da mir die Route dahin, welche mit dem Wege nach der Aiguille de Trèlatête zusammenfiel, bekannt war, konnten wir sehr früh aufbrechen. Wir verließen am 12. Juli, nachts 2 Uhr, die gemütliche Hütte und stiegen über die mir wohl erinnerlichen Grashänge gegen den Col d'Estellettes hinan. Gar bald kamen wir auf größere Schneefelder; denn auch in diesem Abschnitte des Alpengebirgs lagen diesmal weite Gebiete von Alpenweiden noch tief in den Hochsommer hinein unter der winterlichen Schneedecke begraben. In späterer Jahreszeit sind es steile Schutt- und Felshänge, die zum Col hinaufführen. Damals aber fanden wir es bald geraten, die Steigeisen zu benützen, mit deren Hilfe wir, gerade als es voller Tag geworden war, um 4 Uhr 6 Min., auf der Paßhöhe anlangten. Nun wurden wir unseres Ziels zum ersten Male voll ansichtig. In ruhigen großen Wogen senkt sich der Glacier de l'Allèe Blanche vom Fuße der Aiguille de Trèlatête herab zu einem Felsbande, das den ganzen Eisstrom nach dessen Querrichtung in zwei Teile scheidet. Der westliche Teil des Gletschers, welcher sich unter den Steilwänden der Aiguille de l'Allèe Blanche und der Aiguille des Glaciers hinzieht, ist nahezu spaltenlos und leicht zu begehen, während der östliche Teil ein wildes Chaos von Eistürmen und Nadeln darstellt. Sofort war der Schlachtenplan entworfen; wir stiegen anfänglich in den sehr brüchigen Felsen der westlichen Begrenzung der zum Gletscher hinabgleitenden Firnrinne, dann über den Firnhang selber in einer Viertelstunde vom Grate nach dem Gletscher hinunter. Unten angekommen, verbanden wir uns trotz der frühen Morgenstunde und der geradezu trefflichen Schneeverhältnisse sofort durch das Seil, schon um uns voll und ganz dem Genusse der herrlichen Gletscherwanderung hingeben zu können. In mäßiger Steilheit, stets ziemlich nahe dem Fußgestelle der in prallen Wänden sich auftürmenden Aiguille des Glaciers ging's hinan zum oben erwähnten Felsriegel. Leicht wurden einige große Firnbrüche in den sie umgebenden flachen Mulden und über sanft anschwellende Eisbühel umgangen. Öfters gingen wir längere Zeit am Rande tiefblauer breiter Klüfte dahin, während dicht neben uns haushohe Eistürme phantastisch in die Luft ragten. Bei jeder Wendung gab es neue, malerische Ausblicke. Bald traten wir aus dem Schatten der Aiguille d'Estellettes heraus auf die von der Morgensonne beschienenen, ruhig glitzernden Firnpartien; Freund Mach versah sich mit Schneebrillen, während ich dieses Hilfsmittel seit vielen Jahren verschmähe, indem meine gewöhnlichen Brillen mich auch auf den längsten Gletscherwanderungen völlig vor Schneeblindheit schützen. Um 5 Uhr 30 Min. betraten wir die Felsen der mehrerwähnten Felsbarre, welche am besten an ihrer schmalsten Stelle überschritten wird. Schon längst hatten wir, an der Schulter des Montblanc vorübersehend, einen Teil der Walliser Alpen erblickt. Besonders das dunkle Matterhorn, sowie die breite, leuchtende Monte Rosa-Gruppe hoben sich wirkungsvoll vom Morgenhimmel ab. Doch war es vor allem die erhabene nächste Umgebung, welche unser Interesse wachhielt. Nur dem doppelgipfeligen Uschba vergleichbar, entragte die Aiguille des Glaciers dem fleckenlos-weißen Firnfelde und der Einblick in das Gefüge des Riesenbaus der Aiguille de Trèlatête selber ließ mich allmählich eine Menge Andeutungen

verstehen, welche in italienischen und französischen Berichten über diesen Berg verstreut sind.

Ohne uns auf dem Felsriegel länger aufzuhalten, überschritten wir das oberste, flach geneigte Firnbecken des Glacier de l'Allèe Blanche in der Richtung gegen den Col de Trèlatête, welcher zum gleichnamigen Gletscher hinüberführt. Aber noch bevor wir den Paß erreichten, schwenkten wir nach rechts ab und stiegen über mittelschwere Felsen gegen jenen Grat, der sich von der nördlichen Spitze des Trèlatêtemassivs, 3899 *m*, gegen Süden absenkt, hinauf. Es war 6 Uhr 30 Min. geworden, und während des nun folgenden Marsches entwickelte sich die Aussicht auf das Gebiet von Montjoie und die Bergwelt von Französisch Savoyen. Der Charakter derselben gleicht so ungefähr dem des Steinernen Meeres und der Hochschwabgruppe, der südliche Himmel aber und eine strahlende Sonne versehen die formenreichen Gipfel mit bei uns nicht vorkommenden Farben und Lichteffekten. Während der nächsten Stunde befanden wir uns im Bergschatten, auch wehte ein schneidendkalter Wind, so daß uns, besonders bei dem lästigen Nebenumstande, daß das lockere Gestein ein rasches Klettern untunlich machte, bald die Fingerspitzen und Zehen zu schmerzen begannen. Mit Freuden begrüßten wir daher um 7 Uhr 30 Min. die liebe Sonne am Beginne des Firnfelds südwestlich vom Gipfel, 3899 *m*. Wohl wäre es von hier aus ein leichtes gewesen, nach Anweisung italienischer Autoren die Firnrinnen und Felsrippen gegen den Fuß der Haupterhebung, 3911 *m*, zu queren, mich aber gelüstete es, den Grat zwischen den beiden höchsten Gipfeln kennen zu lernen, der nach Angabe eines Mitarbeiters des Bollettino des C. A. I. nur „für Seiltänzer begehbar" sein sollte. Durch einen mächtigen Felsturm vor dem kalten Wind geschützt, blieben wir einige Minuten stehen und bewunderten die Aussicht, die sich nun schon von den Zermatter Bergen bis zum Dauphiné erstreckte. Bald aber trieb uns die Unruhe wegen der zu erwartenden Hindernisse vorwärts. Mehrmals wähnten wir uns nahe dem Gipfel, wenn wir aus der Tiefe einer Firnschlucht auf die nächste Felsrippe hinaufstiegen, aber es dauerte zwei volle Stunden, bis wir um 9 Uhr 30 Min. auf dem westlichen Gipfel der Aiguille de Trèlatête standen, welcher mit 3899 *m* den zweithöchsten Punkt darstellt. Ein Gefühl, gemischt aus Grauen und Entzücken, bemächtigte sich unser, als wir plötzlich ober den jäh hinabschießenden Eishalden standen und 1500 *m* unter uns den dahinflutenden Miagegletscher erblickten. Aber wessen Feder könnte den Eindruck schildern, welchen der Anblick des unsern Standort noch um 1000 *m* überragenden Montblanc hervorrief! In seiner eisbedeckten Flanke erblickten wir die Capanna Quintino Sella, wo Freund Eckenstein unser harrte. Mit berechtigtem Stolze zeigte ich Freund Mach unseren Weg nach dem Mont Brouillard und klopfenden Herzens betrachtete ich die furchtbare Wand, welche sich vom Col Emil Rey zum Pic Luigi Amadeo hinaufschwingt. Pia desideria! Nur um einige Meter überhöht die Aiguille Centrale die Occidentale, unseren Standpunkt. Da der Verbindungsgrat mit einer nahezu ununterbrochenen Reihe gewaltiger Wächten gekrönt war, so verbanden wir uns wieder durch das getreue Seil, welches wir beim Verlassen des Gletschers abgelegt hatten. Dann nahm Mach Stellung und ich trat behutsam die Reise an. Vorsichtig sondierte ich mit dem Pickel die Schneeauflage, und als ich in einiger Tiefe auf Felsgrund traf, ging ich langsam etwa 2 *m* vom Rande der Wächte entfernt ein paar Schritte am Grate dahin. Plötzlich ertönte ein dumpfer Knall, der Boden spaltete sich buchstäblich zwischen meinen Beinen und ein etwa 25 *cbm* fassendes Wächtenstück brach dicht neben meinem linken Fuße ab und stürzte unter gewaltigem Getöse in die Tiefe.

Ich hatte gleichgewichtshalber ganz gegen meine Gewohnheit und, wie ich zu-

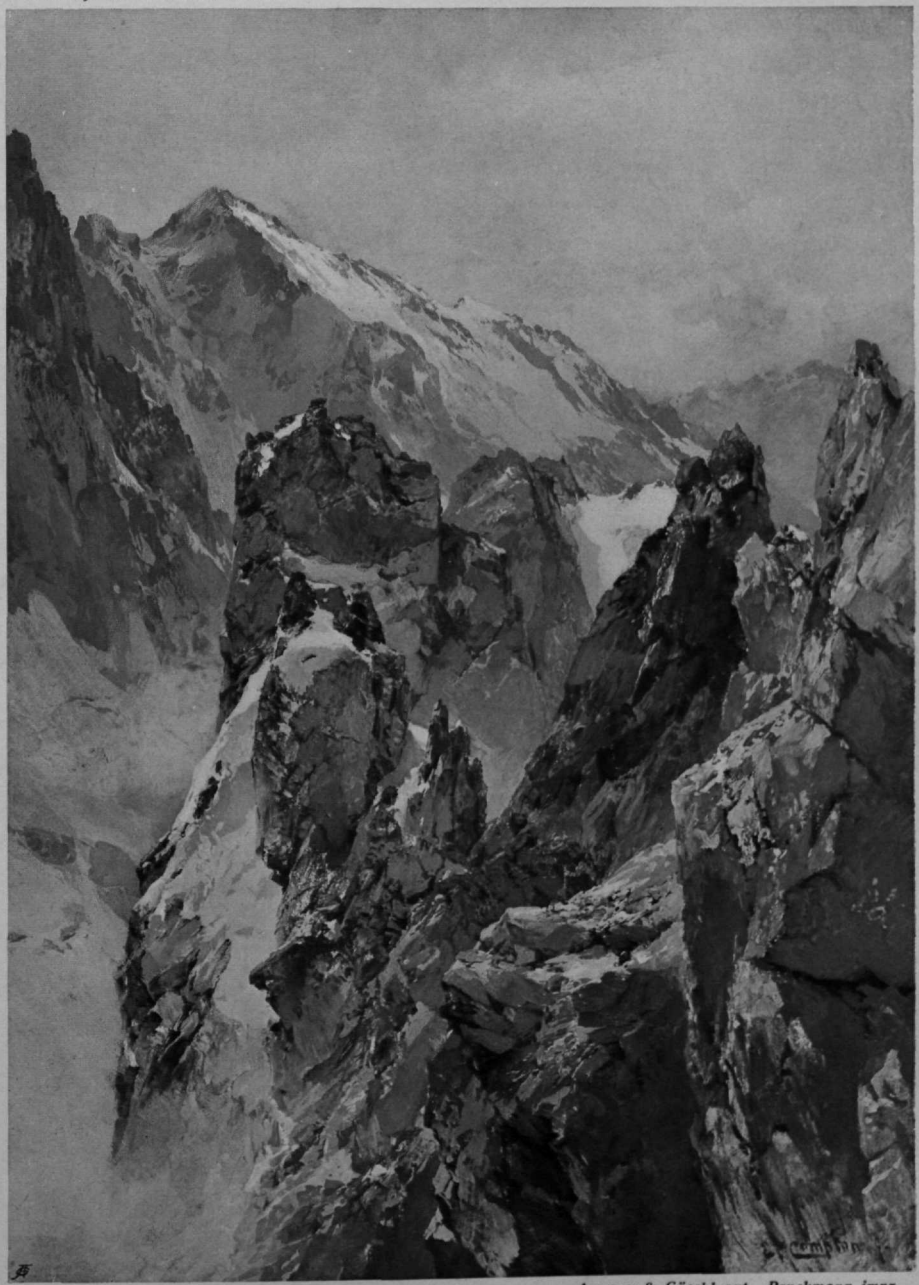
geben muß, in unverzeihlicher Gedankenlosigkeit die Klinge meines Pickels in die Wächte leicht eingehackt, statt die untere Spitze an dieselbe anzulegen. Beim Abbrechen der Schneemasse fühlte ich einen heftigen Zug an meinem Pickel. Blitzschnell durchzuckte mich der Gedanke: Hältst du deinen Pickel fest, dann reißt dich die Wächte mit hinab auf den Miagegletscher, läßt du den Pickel fahren, dann nimmt er allein den Weg dahin. Instinktiv riß ich die Klinge senkrecht nach oben, und es gelang mir auf diese Weise, sie aus dem Schneeblock loszubekommen. Einen Augenblick wankte ich derart, daß Mach eben im Begriffe stand, nach der anderen Seite des Grats hinabzuspringen, aber ich hatte ja eigentlich festen Boden unter den Füßen und im nächsten Momente stand ich wieder auf beiden Beinen sicher da. Doppelt vorsichtig ging ich nun eine Seillänge vor, dann kam Mach, genau in meine Stapfen tretend, nach. Einige Male wiederholte sich dasselbe Spiel und nach 20 Minuten standen wir um 9 Uhr 50 Min. auf der höchsten Erhebung der Aiguille de Trèlatête, 3911 *m*. Genau genommen betraten wir dieselbe nicht, denn der Gipfel wurde von einer mächtig nach drei Seiten überhängenden Firnhaube bedeckt, welche besonders nach den letzten Erlebnissen keiner von uns zu betreten Lust verspürte. Der eisige Wind trieb uns an eine geschützte Stelle hinab, welche gleichwohl das Prachtstück der ganzen Aussicht, das gegenüberliegende Montblancmassiv im engeren Sinne zu betrachten erlaubte. Auch die andere Rundschau wurde gebührend gewürdigt, doch gab ich derjenigen vom Dôme de Miage und der Aiguille des Glaciers bei weitem den Vorzug. In dem Ausblick von der Trèlatête fehlen mit unbedeutenden Ausnahmen die Talaussichten, welche vom Dôme de Miage in so vollendet schöner Reihe entzücken. Auch kommt die gewaltige Größe des Glacier de Trèlatête, der doch einer der größten Gletscher der ganzen Montblanckette ist, dem Beschauer kaum recht zum Bewußtsein.

Nach wenigen Minuten schon brachen wir wieder auf, benutzten aber schon die nächstgelegene, nach dem Gletscher hinabführende Firnrinne zum Abstiege. Als dieselbe im unteren Verlaufe so steil wurde, daß Stufen nötig gewesen wären, und auch einige Steine durch dieselbe herabpfiffen, stiegen wir eine zeitlang auf der westlich nächst gelegenen Felsrippe hinab. Bald aber öffnete sich vor uns ein großes Firnfeld, welches bis zum Gletscher hinabreichte. Der in demselben liegende Schnee gestattete eine lustige Abfahrt. Über den Bergschrund flogen wir, die Fahrt möglichst beschleunigend, in großem Bogen hinüber, dann gewannen wir eine mächtige, mitten im Gletscher liegende Felsplatte, auf welcher wir uns von 11 Uhr 35 Min. bis 12 Uhr eine ausgiebige Rast gestatteten. Für etwaige Nachfolger will ich bemerken, daß man vom Hauptgipfel der Trèlatête durch jedes Couloir und über jede Rippe zum Glacier de l'Allèe Blanche hinabsteigen kann. Immerhin bietet unsere Abstiegsroute den bequemsten und sichersten Zugang zum Berge. Wieder am Seile gingen wir durch den stark erweichten Gletscher genau unserer Trasse vom Morgen folgend bis 1 Uhr zum Passe des Col d'Estellettes. 25 Minuten später standen wir auf der Paßhöhe; dort versorgten wir die Seile für heute und nach einer schnellen Abfahrt, welche einem Hören und Sehen vergehen machte, saß ich nach fünf Minuten auf den schönen Wiesen und ließ meine Augen über die üppig sprießenden Alpenblumenpolster gleiten. Mit kluger Benutzung der zahlreichen Schneefelder, die noch manch hübsche Fahrt gestatteten, langten wir schon um 1 Uhr 50 Min. bei den unteren Alphütten der Allèe Blanche an, packten unsere Siebensachen auf und eilten um 2 Uhr 45 Min. zu Tal. In weiteren drei Viertelstunden standen wir jenseits des Combalsees und verbargen unser Gepäck unter Steinblöcken. Dann ging's in einer Art Dauerlauf nach Courmayeur hinab.

Wohl wußten wir Eckenstein auf der Capanna Quintino Sella, aber nach dem zwölfstündigen strammen Marsche gelüstete es uns begreiflicherweise sehr wenig, mit unseren schweren Säcken zu der 3370 *m* hoch gelegenen Hütte hinaufzusteigen. Da übte das nur zwei Stunden weit entfernte Courmayeur für heute wenigstens eine weit stärkere Zugkraft auf uns aus. Die Uhr auf dem altertümlichen Kirchturme zeigte die sechste Abendstunde, als wir das uns lieb gewordene Restaurant Savoye betraten.

ROCHER DU MONTBLANC, 3873 *m* (I. ERSTEIGUNG)

Der 13. Juli 1907 sah meinen Freund Mach und mich erst zu später Stunde nach dem Combalsee hinaufwandern. Es war 9 Uhr 30 Min. geworden, ehe die wichtigen Verrichtungen des Frühstückens, Ansichtskartenschreibens, des Besuchs beim Schuster u. dgl. abgetan waren. Da wir nichts zu tragen hatten, langten wir schon um 12 Uhr 10 Min. bei dem leicht vom Winde gekräuselten See an. Nach Aufnahme des Gepäcks freilich verlangsamte sich das flotte Tempo ganz bedeutend. Kurz um 1 Uhr verließen wir den See und trotteten gemächlich über die Moräne des Miagegletschers taleinwärts. Meterhoch ist der Eiskörper mit Platten aller Dimensionen bedeckt, so daß man erst spät bemerkt, daß man sich auf einem wirklichen Gletscher befindet. Nach zweistündiger Wanderung stehen wir südlich der beiden Cabanes du Rocher an jener Stelle, wo der westliche Ast des Montblancgletschers seine Eiswogen mit dem Miagegletscher vermischt. Auch ohne die Benachrichtigung durch Eckenstein wäre mir die gegen das Vorjahr gänzlich veränderte Szenerie sofort aufgefallen. An dem Platze, wo wir damals über eine bequeme Schneebrücke, die abgegangenen Lawinen ihren Ursprung verdankte, zu den Felsen des Rocher du Montblanc hinaufgestiegen waren, gähnte nun eine mächtige Randkluft; diese nötigte uns, etwa eine Viertelstunde weiter oben einen Übergang zu suchen und zu erzwingen. Wir benützten hier das Seil und die Steigeisen, weil eine nicht unbeträchtliche Zahl unsicherer Brücken und bedenklich schmaler Eiskämme zu überschreiten war. Hatten wir im Jahre 1906 zur Querung des Eisbruchs 25 Minuten benötigt, so kostete uns diese Passage heute 1½ Stunden. Um 4 Uhr 35 Min. standen wir nach Überwindung einer kleinen, senkrechten Wandstufe auf jenem Rasenhange, der im weiteren Verlaufe zu den Felsrippen und Schluchten des Rocher du Montblanc hinaufführt. Eine für geübte Augen gerade noch sichtbar ausgeprägte Steigspur leitete uns bis 6 Uhr über Fels und mit Geröll bedecktes Terrain zur unteren, öden Cabane du Rocher, 3107 *m*. Das wenige nicht fugenfeste Holzwerk, welches wir 1906 noch darin angetroffen hatten, war wohl inzwischen in der Form von Rauch durch den Kamin der Capanna Quintino Sella gegangen. Noch eine halbe Stunde schleppten wir unsere schweren Säcke bergan, dann machten wir einen letzten Versuch, ob wir uns nicht Eckenstein und dem Träger bemerkbar machen könnten. Unser Ruf wurde gleich darauf von Eckenstein mit der Frage beantwortet, ob wir etwa den Träger wünschten. Schon nach zehn Minuten traf letzterer bei uns ein und trotz Machs lebhaftem Protest schwang er auch noch dessen Rucksack über dem meinen auf seine mächtigen Schultern. Um 7 Uhr 10 Min. betraten wir, von Eckenstein herzlichst begrüßt, die geräumige Capanna Quintino Sella, 3370 *m*. Eckenstein hatte in derselben schon einmal 14 Tage gehaust und die Spuren seiner Bemühungen waren unverkennbar. Die ersten Nächte, welche er mit zwei Freunden aus England in der Hütte zugebracht hatte, waren schlimm gewesen. Das Schmelzwasser tropfte durch das Dach auf das obere und untere Matratzenlager und auf den Hüttenboden. Es war kaum möglich gewesen, das kleinste trockene Plätzchen zu finden. Die Türe, welche von der Küche nach dem Führerschlafraume führt, war so



Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Rochers du Montblanc gegen den Mont Brouillard

angequollen, daß es unmöglich war, sie zu schließen. Trotz ausgiebigen Heizens brachten die Freunde die Temperatur im Schlafraume nicht über — 5° C. Jetzt freilich bot das Innere der Cabane einen sehr wohnlichen Anblick. Der Führerschlafraum war in ein Proviantmagazin umgewandelt und außerhalb der Hütte hatte Eckenstein einen Eiskeller eingerichtet, in welchem Butter, Würste, Speck und Käse sich in untadelhafter Qualität erhielten. Um in jeder Hinsicht willkommen zu sein, hatten Mach und ich eine tüchtige Last Holz mitgebracht, so daß an diesem hier oben doppelt kostbaren Artikel kein Mangel herrschte.

Trotz des herrlich schönen Wetters, welches der 14. Juli brachte, hielten wir einen Rasttag. Das Bedürfnis nach Ruhe überwog die Lust am Steigen. Am 15. Juli aber rüsteten Eckenstein und ich — Mach litt an den Folgen einer unfreiwilligen Rutschpartie — uns zur Besteigung des Rocher du Montblanc. Sein vielgipfeliges Massiv erhebt sich, allseits von Eismassen umschlossen, zwischen dem Glacier du Montblanc und dem Glacier du Dôme. Tiefe Firnschluchten und Sättel trennen die Gruppe von der mächtigen Felswand, welche zum Montblanc-Gipfel hinaufstrebt. Eine Reihe von bizarr geformten Felstürmen schaut aus gewaltiger Höhe auf die Cabane du Dôme an den Aiguilles Grises, sowie auf die Capanna Quintino Sella herab. Trotz genauen Studiums der Literatur konnte Freund Eckenstein keinerlei Nachricht über eine Besteigung des Bergs finden. Diese Tatsache ist eben nur durch die unmittelbare Nachbarschaft des Monarchen zu erklären; das Bild des Bergs wird wohl imstande sein, mich von dem etwaigen Vorwurfe zu reinigen, daß ich einige Gratzacken dritter oder vierter Ordnung als „Berge" zu bezeichnen versuche.

Wir verließen die Hütte um 7 Uhr 30 Min. morgens. Wenige Schritte von derselben entfernt schnallten wir die Steigeisen an, denn es galt ein ziemlich steiles, hartgefrornes Firnfeld zu überqueren. Da mächtige Serakbrüche von dem über uns befindlichen Teile des Montblancgletschers herabsahen, hatten wir das Seil genommen. Im Falle einer von uns durch einen fallenden Block getroffen wurde, konnte der andere wenigstens den Sturz in die Tiefe hindern. Eckenstein hatte übrigens seit der zweiten Hälfte Juni die gesamten, von der Hütte aus sichtbaren Hänge betreffs Eisfalls und Steinschlags in Augenschein genommen, so daß er von jeder gefährdeten Stelle genauestens wußte, zu welcher Tageszeit man solche, wenigstens nach aller Wahrscheinlichkeit, sicher überschreiten könne. Unser Couloir war vor 9 Uhr morgens und nach 6½ Uhr abends als sicher zu betrachten. In 15 Minuten hatten wir den Hang gequert, legten die Eisen ab und stiegen auf den in östlicher Richtung der Hütte gegenüberliegenden Felsrücken hinauf. Um 8 Uhr 15 Min. wurde dann die Kammhöhe der ersten der drei parallel von Nordost nach Südwest abstreichenden Rippen erreicht. Eine Viertelstunde wurde zu einer photographischen Aufnahme verwendet. Trefflich gestufte Felsen brachten uns in 20 Minuten zum Beginne des Firnfelds, welches sich im weiteren Verlaufe gegen Osten und Norden zum Glacier du Montblanc hinaufzieht. Wiederum trat die Kamera in Tätigkeit. Um 9 Uhr 15 Min. setzten wir unsere Reise fort und standen nach 25 Minuten auf dem Firnplateau. Einer Offenbarung gleich, erscheint hier der letzte Aufbau des Montblanc. Als eine Bastion aus Eis und Fels erhebt sich der etwa 1300 *m* hohe, ziemlich ungegliederte Riesenwall vor unseren Augen. Ich weiß nicht, welcher Art Eckensteins Gefühle waren; ich kam mir in jenem Augenblicke ganz merkwürdig unbedeutend vor. Hier schwenkten wir von der östlichen Montblanc-Route, welche nun in die oberste Firnmulde des Montblancgletschers hinabführt, ab, hielten uns stets oben auf dem flachen Firnrücken und näherten uns derart in nordwestlicher Richtung dem Felsmassive des Rocher du Montblanc. Um

9 Uhr 55 Min. standen wir an den Felsen, legten die Eisen ab und stiegen vorerst wenige Meter hoch auf eine kleine Felskanzel hinauf, wo wir unsere Steigeisen und Pickel zurückließen. Zur orographisch Linken befand sich ein Couloir, durch welches Wasser herabkam, zur Rechten ein kleiner Felsgrat. Nach einer nahezu einstündigen Rast, welche vornehmlich der eingehenden Betrachtung des Pic Luigi Amadeo betreffs Auffindung eines praktikablen Anstiegs gewidmet war, stiegen wir durch einen kleinen, flachen Kamin hinauf. Es folgte ein kurzer Quergang, welcher uns zuerst wagrecht, dann in ein Couloir hinabzusteigen zwang. Aber nach kurzem Verweilen in diesem ging's zu einer Felsnase hinauf. Über morsche, nicht besonders steile Felsen querten wir das genannte Couloir nochmals nach seinem rechten Ufer. Bis hierher hatten wir 25 Minuten benötigt und der ziemlich komplizierten Route halber zahlreiche Markierungsblätter hinterlegt. Von hier aus benützten wir meistens den Grat, welcher das große Couloir an seiner orographisch rechten Seite begrenzt, zum Weiterkommen, bis eine kleine Scharte, welche das obere Ende des vorerwähnten Couloirs bildet, erreicht war. Die folgenden kleinen Buckel und Türme wurden teils umgangen, teils überklettert, bis wir um 11 Uhr 35 Min. am Fuße der ersten der vier Haupterhebungen des Rocher du Montblanc standen. Da A. E. Bellars, Oskar Eckenstein und H. O. Jones am 27. Juni die erste Besteigung dieses Gipfels ausgeführt hatten, so beachteten wir denselben heute nicht weiter. Die schlimmste Stelle befindet sich unmittelbar am Ende des etwa 3 *m* langen Schneegrats, welcher zum Fuße des Turms führt. Der nun folgende Überhang wird mit Hilfe guter Griffe auf nicht gerade außergewöhnlich schwierige Weise überwunden. Nach einer photographischen Pause von zehn Minuten gingen wir um 11 Uhr 45 Min. an die Besteigung des zweiten Turms. Den Zugang zu seinem Fuße bildet ein ebenso heikles als interessantes Wegstück. Wir stiegen von einer Scharte am Fuße des ersten großen Turms über steilen Firn und plattige, vereiste Felsen gegen den tiefsten Punkt zwischen dem ersten und zweiten Turme hinab. Hier ermöglichte eine Schneewand den Aufstieg in die Felsen des zweiten Turms. Von der Kante der Schneewand blickten wir in einen tiefen Riß, — Eckenstein schätzte denselben auf mindestens 15 *m* — hinab, dessen glatte Wände zu nah beisammenstehen, um ein Aufstemmen zu gestatten. Wenn hier in späterer Jahreszeit der Schnee abgeschmolzen ist, dann wird die Erreichung des zweiten Turms sehr schwierig oder vielleicht nur auf anderem Wege möglich sein. Vom Schnee aus bedurfte es einiger Klimmzüge und Ruckstemmen, um einen Felsvorsprung zu erreichen, von welchem aus ich nun meinerseits dem nachkletternden Freunde mit dem Seile genügende Sicherheit bieten konnte, während er mir früher vom Fuße des ersten Turms aus diesen Liebesdienst erwiesen hatte. Als wir wieder beisammen an dem Felsen standen, führte uns eine leichte Kletterei zum zweiten Turme hinan, 12 Uhr 15 Min. Wir errichteten hier einen kleinen Steinmann und machten uns nach einer Viertelstunde bereit, den dritten und, wie es schien, höchsten der Türme zu bezwingen. Vorerst gingen wir zu einer kleinen Scharte zurück, und nach ganz leichter Kletterei standen wir um 12 Uhr 45 Min. auf dem dritten Turme. Nivellierungen mit einem allerdings nicht ganz auf der Höhe der Vollendung stehenden Instrumente ergaben, daß wir uns in nahezu gleicher Höhe mit dem ziemlich weit entfernten vierten Turme befanden. Um zu diesem zu gelangen, müßte man zu einer tiefen, aber ziemlich leicht zu erreichenden Einsenkung hinabgehen, die sich in die Länge erstreckt. Jenseits derselben entragt dem Kamme ein kleiner Turm, der wohl am besten westlich umgangen werden dürfte, wenn man die letzte nördlichste Erhebung auch noch besteigen wollte. Wir gaben uns mit dem Erreichten zufrieden und ließen uns zu einer gemütlichen

Gipfelrast nieder. Unser Berg teilte alle Vorzüge und Nachteile der Aussichtsberge mittlerer Höhe, welche von Bergen ersten Ranges umgeben sind. Für die mangelnde Fernsicht entschädigte eine überwältigend großartige Umgebung. Den Tiefblick nach dem Eisstrome des Miagegletschers, sowie die Rundschau auf alle Hochgipfel, welche sein Becken umstehen, ist von wahrhaft seltener Majestät. Gleich über dem tief unten am Ende des Miagegletschers liegenden Combalsee schwingt sich der Kamm zur Aiguille de Combal, 2861 *m*, auf, um über den Petit Montblanc, 3431 *m*, zur Aiguille de Trèlatête, 3911 *m*, sich zu erheben.

Dann folgt das Trapez der Tête Carrée, 3752 *m*, von welcher sich die Kammlinie rasch zum Col Infranchissable, 3345 *m*, absenkt. Dieser Gebirgsabschnitt bietet gegen den Miagegletscher hin Neigungswinkel von ganz abschreckender Steilheit dar. Die Aiguille de Trèlatête harrt noch heute desjenigen, der sie von dieser Seite aus zu bezwingen gewillt ist. Es folgen dann der Dôme de Miage, 3688 *m*, der Col de Miage, 3376 *m*, und die luftige Schneide der Aiguille de Bionnassay, 4066 *m*. Die flache Senkung des Col de Bionnassay, 3940 *m*, leitet zum Dôme du Goûter, 4303 *m*, hinüber. Beim Montblanc, 4810 *m*, und Montblanc de Courmayeur, 4753 *m*, sind es dann weniger die Konturen als die relative, uns noch um 1000 *m* überragende Höhe, die imponiert. In scharfgebrochenen Linien bricht dann der Kammverlauf zum Pic Luigi Amadeo, 4472 *m*, ab, um dann in gewaltigem Sprunge zu dem von hier unsichtbaren Col Emil Rey sich abzuschwingen. Die langausgezogene Riesensäge des Mont Brouillard leitet uns über die Gipfel 4053, 3966 und 3333 wieder zum Ausgangspunkte, dem Combalsee hinab.

Ich wäre noch gerne länger auf dem Gipfel geblieben, doch Eckenstein fürchtete für die unten aufzunehmenden Bilder eine allzu ungünstige Beleuchtung zu bekommen. Wir traten daher um 1 Uhr 15 Min. unseren Rückmarsch an und langten, natürlich genauestens unserer Anstiegsroute folgend, um 2 Uhr 55 Min. am Einstiegsorte ober dem Firngrate an, wo wir unsere Pickel und Eisen hinterlegt hatten. Eckenstein machte einige Aufnahmen, und von 3 Uhr 35 Min. bis 4 Uhr gingen wir bis zum Scheiderücken zwischen beiden Ästen des Montblancgletschers hinab. Erst um 6 Uhr 40 Min. hielten wir es für rätlich, weiterzugehen, da nun erst das Couloir östlich der Sellahütte mit einer gewissen Sicherheit überschritten werden konnte. Wir gingen, nun wieder am Seile, mit tunlichster Eile über das große Couloir und betraten wohlbehalten die Capanna um 8 Uhr 15 Min. abends. Unserem Turenberichte hatten wir allerdings keinen erstklassigen tönenden Namen gewonnen, aber dem Buche unserer alpinen Erinnerungen hatten wir eines der inhaltreichsten schönsten Blätter eingefügt.

Ein Jahr darauf, am 12. Juli 1908, bestieg ich dann mit E. T. Compton den nördlichst gelegenen, höchsten Turm. Wir verließen die Capanna Quintino Sella um 6 Uhr morgens und standen um 8 Uhr 15 Min. im hintersten Gletscherboden zwischen dem Montblanc und dem Rocher du Montblanc. Von hier aus erscheint der dritte, von Eckenstein und mir 1907 zum ersten Male erstiegene Felsturm, als höchste Erhebung des Massivs, und erst als Compton gegen den Fuß des Montblanc ging, pflichtete er meiner Meinung bei, daß die nördlichste Erhebung den Kulminationspunkt der Gruppe bilde. Wir brachen um 9 Uhr auf, überwanden mit Hilfe der Steigeisen rasch das steile Firnfeld, welches uns zum Fuße der langgestreckten Felswand brachte, und überkletterten den Bergschrund. Wir hatten uns nach reiflicher Überlegung für eine sehr steile Firnrinne entschieden, welche dafür den Vorteil bot, daß man, ihr folgend, unzweifelhaft bis auf den Hauptgrat des Bergs gelangen konnte. Mit Befriedigung stellten wir dankbar fest, daß die Übungstur, welche wir am 10. Juli

unter Eckensteins Leitung in den Eisbruch des Brenvagletschers unternommen hatten, nun ihre wohltätigen Früchte trug. Eckenstein hatte uns dort gründlich im Gebrauch der Steigeisen unterwiesen und wir waren tatsächlich erstaunt, welche Neigungswinkel wir, ohne eine einzige Stufe zu schlagen, zu überwinden imstande waren. Etwa in halber Höhe des Couloirs gingen wir auf die Felsen an seiner orographisch linken Seite hinaus und erst unweit des Gipfelgrats stiegen wir wieder in die Eisrinne hinein. Um 10 Uhr 15 Min. standen wir im Sattel des Hauptgrats, südlich vom höchsten Turme. Es folgte eine hübsche, mittelschwere Kletterei und nach Umgehung und Überschreitung einiger untergeordneter Erhebungen betraten wir um 10 Uhr 45 Min. die mit 3873 *m* kotierte höchste Erhebung des Rocher du Montblanc. Unsere Route bildet den kürzesten und leichtesten Zugang zu diesem Berge; die Überschreitung des ganzen Massivs von Süd nach Nord ist natürlich unvergleichlich interessant. Wir schätzten den dritten Turm um etwa $2^1/_2$—3 *m* niedriger als unseren Standpunkt. Dieser zeichnet sich vor allem durch einen herrlichen Blick auf die Abgründe gegen den Montblanc- und Dôme-Gletscher aus. Compton arbeitete bis 12 Uhr 30 Min., dann traten wir den Abstieg an, den wir abwechslungshalber anfänglich in der unmittelbar vom Gipfel gegen Osten abfallenden Felswand ausführten. Die Kletterei ist hier stellenweise ziemlich ausgesetzt und schwieriger als in den Felsen, welche wir zum Aufstieg benützten. In halber Höhe stiegen wir wieder in das früher erwähnte Couloir ein, sprangen unten über den Bergschrund und kehrten auf dem Wege, der mit dem untersten Teilstücke der bezüglichen Montblancroute zusammenfällt, um 4 Uhr in die Capanna Quintino Sella zurück.

Diese Unternehmung war die einzige, welche sich zwischen dem 8. und 20. Juli ausführen ließ, das erste Mal seit meiner Erinnerung mußte ich eigentlich unverrichteter Dinge aus den Bergen heimkehren und nur die Gewißheit, daß Neuschnee, Vereisung und durch die Couloirs klirrend herabfallende Eiszapfen jeden kühl überlegenden Alpinisten zur Aufgabe hochfliegender Pläne zwingen mußten, ließen mich mein Mißgeschick geduldig hinnehmen.

MONT BROUILLARD, 4053 *m* (I. Ersteigung von Süden.) Wie den geneigten Lesern dieser Zeitschrift bekannt ist, hatte ich am 11. Juli 1906 die erste Besteigung des Mont Brouillard ausgeführt und damit vorläufig mit diesem Berge abgeschlossen. Als ich meine Erlebnisse und Wahrnehmungen in der „Österreichischen Alpenzeitung" des langen und breiten niedergelegt hatte, meinten meine damaligen Begleiter Oskar Eckenstein und Hans Wödl, der Redakteur der genannten Publikation, daß ich noch vor einer zweiten Aufgabe stehe, der ich mich unmöglich entziehen dürfe. Ich hatte in dem Aufsatze den Nachweis zu erbringen mich bemüht, daß Baretti im Jahre 1871 nicht auf dem Brouillard gestanden habe, indem es ganz und gar unmöglich sei, die von ihm genau bezeichnete Strecke Wegs in einer halben Stunde zu bezwingen. Baretti wollte nämlich, von einem namenlosen, 3966 *m* hohen Berg ausgehend, die höchste Spitze des Brouillard, 4053 *m*, in einer halben Stunde ohne die geringste Schwierigkeit erreicht haben. Zwei weithin sichtbare Steinmänner auf dem P. 3966 sowie auf einer etwas südlich davon gelegenen niederen Erhebung stellten deren Ersteigung durch Baretti außer allen Zweifel; aber die 500 *m* Entfernung der beiden fraglichen Gipfel, die 213 *m* Abstieg und 300 *m* Anstieg, welche nach genauen Messungen nötig waren, um von P. 3966 nach 4053 zu kommen, der wild zerrissene Grat, über welchen der Weg genommen werden mußte, ließen alle Eingeweihten die Besteigung durch Baretti als sehr unwahrscheinlich ansehen. Eckenstein und Wödl hießen meinen Artikel gut, aber sie ließen durchblicken, daß ich die moralische Verpflichtung hätte, den Grat zwischen

3966 und 4053 im Aufstiege zu begehen. Erst aus meinen Zeiten werde die angebliche Besteigung durch Baretti als endgültig abgetan sich ergeben. Mach, dem die Besteigung des Montblanc trotz fünfmaliger Anwesenheit an seinem Fuße nie hatte glücken wollen, war am 16. Juli nach der Hütte an den Aiguilles Grises gegangen; Eckenstein bedurfte nach der Besteigung des Rocher du Montblanc der Ruhe. So verließ ich denn in Begleitung eines Trägers, mit Eckensteins genauesten Instruktionen versehen, die Capanna Quintino Sella den 17. Juli um 4 Uhr 30 Min. morgens, querte den östlich liegenden Eishang und stieg in einer halben Stunde auf die bei der Besteigung des Rocher du Montblanc beschriebene Felsinsel zwischen den beiden Ästen des Glacier du Montblanc hinauf. Nahezu in gleicher Höhe bleibend, querten wir die Felsen gegen den östlichen Gletscherarm, den wir um 5 Uhr 7 Min. betraten. Wir nahmen das Seil zur Hand und überschritten mit leichter Mühe den Gletscher in der Richtung gegen den zum P. 3966 hinanziehenden Felsgrat, dessen Fuß wir in etwa 3200 *m* Höhe um 5 Uhr 50 Min erreichten. Wir verloren dabei freilich etwa 200 *m* an Höhe, aber nur an dieser Stelle ist ein Angriff auf die Felswand möglich, während weiter oben steile Platten und völlig senkrechte Wände jede Annäherung verwehren. Aber auch an dieser besten Stelle bedarf es eines geübten Kletterers, um die unterste Stufe der Felswand zu erklimmen. Meinem etwas kurz gewachsenen Begleiter — er sagte wohl drei dutzendmal täglich „mes jambes sont trop courtes" — half ich mit dem Seile, dann aber legten wir dasselbe für längere Zeit ab, um ungehindert klettern zu können. Nach Eckensteins Mitteilung war der Platz, an welchem wir uns nun befanden, wenn auch nur in geringem Maße, dem Steinfall ausgesetzt. Wir ließen deshalb zwischen uns einen entsprechenden Abstand und richteten unser Augenmerk gespanntest auf die über uns aufragenden Felsklippen. Bald kamen wir zu einer Stelle, wo eine Anzahl abgeschlagener Felsecken und herumliegende Trümmer deutlich von stattgehabten Steinfällen sprachen. Durch eine Kulisse gedeckt, krochen wir vorsichtig neben der steilen Felsrinne, die sich oben verschmälerte, hinauf, und blieben dann unter einem senkrecht aufgebauten Felsturme einige Minuten stehen; denn unterweilen flogen einige allerdings nur ganz kleine Steine durch die Rinne herab und unter scharfem Pfeifen zum Gletscher hinaus. Mit etlichen wohlbedachten Sprüngen setzten wir über die nur etwa 4 *m* breite, gefährdete Felsschlucht und erreichten um 6 Uhr 15 Min. ein großes Trümmerfeld, welches uns in einer weiteren Viertelstunde zur Grathöhe hinaufführte. Eckenstein hatte mir wohl geraten, erst über die nächste, südlich gelegene Rippe, welcher der so außerordentlich charakteristische Gratturm, 3313 *m*, entragt, zum Brouillardkamme hinaufzusteigen; ich wollte aber das hierzu nötige Auf- und Absteigen vermeiden und stieg an dem erreichten Grate an. Schon nach fünf Minuten sahen wir uns jedoch genötigt, umzukehren, und gerade an jener Stelle, wo wir früher die Grathöhe betreten hatten, stiegen wir um 6 Uhr 40 Min. in südöstlicher Richtung hinunter gegen jenes Firnfeld, welches sich nördlich vom P. 3313 vom Glacier du Montblanc gegen den Brouillardkamm hinauf erstreckt. Eine Reihe von steilen Felsrinnen und mit lose aufliegenden Trümmern bedeckten Graten mußte überklettert werden, bevor wir um 7 Uhr 15 Min. am Firnfelde anlangten. Im Dauerlaufe ging's nun dieses hinab und zum nächsten Grate hinüber. Vom Firnfelde leitete uns ein teilweise mit Schutt und Blöcken bedeckter mäßig steiler Felshang hinauf zur Grathöhe, welche um 7 Uhr 25 Min. dicht neben dem Fuße des Großen Gratturms, 3313 *m*, ohne Schwierigkeit erreicht wurde. Nun standen wir am Biwakplatze aller jener, die dem vielbegehrten Mont Brouillard genaht waren. Aber wie mein Mentor Eckenstein ganz richtig gerechnet hatte, erreichten wir die Stelle ohne jedwede Gefahr, während der bisher

benutzte Zugang vom P. 2384 am Glacier de Miage aus ein stundenlanges Verweilen in einer dem Steinfalle in höchstem Grade ausgesetzten Firnschlucht bedeutete. Bis 8 Uhr 15 Min. stiegen wir nun in nordwestlicher Richtung gemächlich über leichtes Felsterrain, welches dann und wann kleine Schneeflecken aufwies, gegen das große Firnfeld hinauf, das hier den obersten Teil des Brouillardgrats bedeckt. Ich wäre am liebsten direkt zum Hauptgrate hinaufgestiegen, mußte aber mit Rücksicht auf meinen Begleiter, der keine Steigeisen hatte und infolgedessen neben mir eine traurige Rolle spielte, zu jener Felswand abschwenken, welche die östliche Begrenzung des genannten großen Firnfelds bildet. Um 8 Uhr 40 Minuten hatten wir eine sonnenbestrahlte Plattform erreicht, auf welcher ich auf Bitten meines Trägers hin eine kleine Rast einschaltete. Ich wäre gerne ohne jeden Aufenthalt weitergestürmt, denn die Ungewißheit über die Schwierigkeiten, die meiner hinter dem P. 3966 warteten, hielt mich in einer fieberhaften Spannung. Gleichwohl mußte ich meinem Begleiter dankbar sein, daß er gerade hier das Bedürfnis nach Ruhe fühlte, denn die Rundschau war der längeren Betrachtung wohl wert. Gegen Norden erhob sich die Eiswand des Montblanc, zu seiner Linken die schimmernde Masse des Dôme du Goûter; mit dem Zeiß erblickte ich die Trasse Machs und seiner Leute. Endlich hatte der Unermüdliche sein ersehntes Ziel dennoch und dazu bei wolkenlos klarem Himmel erreicht. Über die schön geschwungene Aiguille de Bionnassay senkt sich die Kammlinie zum Col de Miage, über dessen Sattel ich weit nach Frankreichs Bergen, die mit dem Himmel in eins verliefen, sehen konnte. Die duftig blauen Töne, welche die um den Lac de Bourget gelegenen Berge zeigen, habe ich in ähnlicher Art nur mehr in den Bergamasker Alpen gesehen. Niemand kann sie erschauen, der nicht den Zentralkamm der Alpen gegen Italien hin überschreitet. In herrlichem Kontraste zu diesem lieblichen Bilde erhebt sich gegen Westen der flache Dôme de Miage, die charakteristische Tête Carrée und endlich die Gruppe der Aiguille de Trèlatête mit ihren keck herausfordernden, steilen Eiskehlen und Felspfeilern.

Über der Flanke des Petit Montblanc erscheinen die Alpen des Dauphiné, in ihrer Mitte als unbestrittene Herrscherin die strahlend weiße Barre des Écrins. Weiter südlich erhebt der schlanke Mont Pourri sein glänzendes Haupt, von dessen Scheitel ich vor langen Jahren mit Purtscheller unverwandten Blicks nach der Montblancgruppe geschaut hatte.

Um 9 Uhr vormittag waren wir wieder marschfertig und stiegen in einer Viertelstunde über kleine Firnstreifen und Felsbuckel zum breiten Hauptkamme des Mont Brouillard hinauf. Jenseits eines kleinen Firnplateaus, etwa 100 Schritte von der Kammhöhe entfernt, befand sich eine unbedeutende Anschwellung, vorgeschoben gegen den Brouillardgletscher; sie trug einen großen Steinmann; wir wandten uns zur Linken, nach Norden, und erreichten über einen hübschen, ziemlich steilen Firngrat, der von kleinen Felspartien angenehm unterbrochen wurde, um 9 Uhr 30 Min. einen Vorgipfel, auf welchem ich, um meinem Begleiter Gelegenheit zum Nachkommen zu geben, fünf Minuten verblieb. Nun ist auch der Blick gegen den Brouillardgletscher, die Innominata und den furchtbar schönen Pétéretgrat freigeworden. Besonders ist es die Aiguille Blanche de Pétéret, welche sich schön und schrecklich zugleich, wie eine Medusa, aus dem wildzerborstenen Fresnaygletscher aufschwingt. Um 9 Uhr 35 Min. setzte ich meine Entdeckungsfahrt fort und stand um 9 Uhr 52 Min. auf einer Erhebung, welche ich im ersten Augenblicke für P. 3966 zu halten geneigt war. Erst bei genauerem Zusehen erkannte ich meinen Irrtum, der daraus zu erklären ist, daß das Massiv des Montblanc de Courmayeur sich gerade in der Verlängerung der Richtung des Brouillardkamms erhebt, so daß es sehr schwer wird, die hinter-

einander aufstrebenden Gipfel auseinanderzuhalten. Auch Baretti scheint denselben Orientierungsfehler gemacht zu haben.

Über leichte Firnhalden, Fels und Trümmer ging es dann weiter und wir erreichten endlich um 10 Uhr 20 Min. den P. 3966, welchen ein großer Steinmann krönt. Ich schlage vor, denselben nach seinem ersten Ersteiger Punta Baretti zu benennen. Zehn Minuten blieben wir hier sitzen und versuchten uns durch Tuchschwenken Eckenstein auf Quintino Sella bemerkbar zu machen, was uns auch gelang. Um 10 Uhr 30 Min. wurde der jungfräuliche Grat in Angriff genommen. Gleich das erste Gratstück brachte die sehnlichst gewünschte Abwechslung in die bisher durchwegs leichte, wenn auch höchst lohnende Tur. In stellenweise exponierter Kletterei stieg ich durch eine halbe Stunde in den nächsten Sattel hinab. Eine zierliche schmale Firnschneide führte mich in weiteren zehn Minuten zum Fuße des nächsten, riesenhaften Gendarmen, wo ich durch fast eine Viertelstunde auf meinen Begleiter warten mußte. Im Anstiege war es ihm durchschnittlich leicht möglich, mir ohne weiteres zu folgen, im Abstieg aber hinderte ihn sein kurzer Wuchs ganz beträchtlich. Wie prächtig hatte sich die P. Baretti, 3966 *m*, nun entwickelt! Ähnlich dem Finsteraarhorn, vom Hugisattel aus gesehen, nur steiler und weit schmäler, türmte sich ihre Pyramide auf. Um 11 Uhr 30 Min. betraten wir nach anregender Kletterei über das ziemlich feste Gestein die nördlich von der P. Baretti gelegene Felsburg. Dieselbe dürfte die Höhe von 4000 *m* eben erreichen. Wir erbauten hier einen Steinmann, bei welcher Beschäftigung uns Eckenstein beobachtete. In wenigen Minuten ging's dann über steile, aber zuverlässige Felsen zum nächsten Sattel hinab; von hier aus aber waren wir durch mehrere Stunden genötigt, uns des Seiles zu bedienen. Der Grat war nämlich von nun an mit einer ununterbrochenen Reihe von Wächten besetzt, welche bei ihrer weiten Vorwölbung die äußerste Vorsicht erheischten. Im allgemeinen hielten wir uns von da weg an der Ostseite des Grats, wenn kleinere und größere Felsnadeln das Verbleiben auf der Schneide untunlich erscheinen ließen. Im ziemlich erweichten Schnee konnten wir nur langsam vordringen, da die meisten Tritte erst sorgsam mit dem Pickel untersucht werden mußten. Da wir uns nun in den allerseltensten Fällen gleichzeitig bewegten, hatte ich während des mechanischen Einholens des Seiles hinlänglich Zeit, die Szenerie zu betrachten. Ich stehe nicht an, den Anblick des Pétéretgrats, sowie den Tiefblick nach dem Brouillard- und Fresnaygletscher unter die wirkungsvollsten Bilder in den Alpen zu zählen. Es offenbart sich hier etwas Wildes, Ungebändigtes, auch das geübte Auge sucht vergebens in diesem Chaos von Eisschollen und Gletscherspalten, von Plattenschüssen und Felsnadeln Routen auszukundschaften. Es wurde Mittag, bis wir am Fuße der nördlichen höchsten Erhebung des ganzen Kamms standen, und nach einer unschwierigen Kletterei betrat ich um 12 Uhr 15 Min. die vor Jahresfrist von mir und Eckenstein mit einem Steinmanne bekrönte Spitze des Mont Brouillard, 4053 *m*. Trotz unseres rüstigen Gehens hatten wir von der P. Baretti, 3966 *m*, eine Stunde und 45 Minuten gebraucht. Dieser Umstand sowie die Schilderung meiner Tur dürfte wohl vollgültig beweisen, daß Baretti nicht imstande war, die Strecke in einer halben Stunde zurückzulegen.

Hatte uns vor einem Jahre unmittelbar nach unserer Ankunft auf dem Gipfel dichter Nebel umflossen, so lachte uns heuer das Glück. Warm und hell schien die Sonne vom klaren Himmelszelte herab und ließ in der gegenüberliegenden Wand des Montblanc, welche mich ganz unsagbar interessierte, jedes Detail wahrnehmen.

Leider stand ich diesem riesigsten Felsenwall in den ganzen Alpen zu nahe, um seine Größe so recht aufnehmen und genießen zu können. Es ist mehr das

Gefühl der Ohnmacht, welches einen beim Anblicke dieser Mauern und Strebepfeiler, die über dem Col Emil Rey in die Höhe ragen, überkommt. Besser sieht schon jene Partie des Bergs aus, welche sich in steilen Eiswänden vom Montblanc de Courmayeur zum Col de Fresnay absenkt. Gegen dieses Prachtstück muß auch die vielgerühmte Macugnaga zugekehrte Ostwand des Monte Rosa zurückstehen. Da wechseln überhängende, blauschillernde Eisbuckel mit steilen, weißglänzenden Firnhalden, glatten, schwarzen Felshängen in hoch malerischer Art ab. Nach Ansicht meines Freundes Eckenstein würde hier ohne besondere Gefahr und Schwierigkeit noch der Lorbeer einer Erstersteigung des Montblanc winken. In wirkungsvollem Gegensatze zu diesem Bilde ungezähmter Wildheit und Größe breitet sich zu unseren Füßen das Tal von Aosta gegen Morges hin aus. Der blitzende Fluß, die Dörfer und Kirchen, die grünen Wiesen und goldiggefärbten Felder üben, gerade von unserer eisumgürteten Hochwarte gesehen, doppelten Reiz aus. Auch der grüne Talgrund der Allèe Blanche bringt eine freundliche Abwechslung in das Meer von Spitzen und Gletschern, die wir übersehen. Vom Monte Rosa und Grand Combin bis zur Meije und dem Monte Viso, an den sich der in nebelhafter Ferne verschwindende Apennin schließt, schweift unser trunkener Blick dahin.

Nur fünf Minuten lang hielt ich mich auf der Spitze auf. Mehrere Steinsalven, welche an der Wand des Montblanc gegen das Couloir Emil Rey niedergingen, trieben mich zur Eile. Ich begann den Abstieg um 12 Uhr 20 Min. und 15 Minuten später standen wir in einer Scharte südlich des Col Emil Rey. Dort endlich überkam mich der Hunger wie ein gewappneter Mann. Trotz Steinschlägen und niederprasselnden Eiszapfen blieben wir an wohlgeschützter Stelle bis 1 Uhr 5 Min. sitzen und staunenden Blicks schaute ich dem Träger zu, wie Festes und Flüssiges, süß und sauer, in unerhörten Mengen zwischen dem Gehege seiner Zähne verschwand. An den orographisch linken Felsen des Couloir Emil Rey stiegen wir dann stets am Seile hinab. Die große Eisrinne erwies sich von weit besserer Beschaffenheit als im Vorjahre. Die Unmengen Winterschnee waren hier noch nicht abgeschmolzen und trotz des energischen Protestes meines Begleiters, dem mein Beginnen wohl als das eines Verzweifelten oder eines völligen Toren erschien, steuerte ich aus den sicheren Felsen in die Mitte des Couloirs hinein. Aber gar bald hatte sich der Übervorsichtige mit dem trefflichen Schnee befreundet und schon um 2 Uhr 30 Min. schossen wir über den Bergschrund auf den hier ganz zahmen Montblancgletscher hinaus. Wenn auch mein Begleiter mit Eisen versehen gewesen wäre, so hätten wir den Abstieg in noch weit kürzerer Zeit durchführen können. Sobald wir auf dem Gletscher angekommen waren, gestaltete sich die Fortsetzung der Tur nur mehr als eine Frage der Zeit. In einer halben Stunde stiegen wir zum Felsmassive östlich der Capanna Quintino Sella hinauf. Mit voller Befriedigung und vom sicheren Porte aus weidete ich mein Auge an dem Anblick des hier ganz unheimlich aussehenden Couloirs, durch welches wir eben herabgekommen waren. Dicht daneben befindet sich ein gewaltiger Streukegel von schwarzen Massen, welche aus der Wand des Mont Brouillard herrühren, während das Couloir Emil Rey in fleckenlosem Schneegewande herabzieht. Rasch querten wir die verschiedenen Rippen und Firnschluchten gegen Westen und erblickten um 3 Uhr 50 Min. vom letzten Felssporn aus die Hütte. Unser Jubelruf lockte Eckenstein vor die Tür. In einem wahren Galopp stürmten wir über das Firnfeld und es soll nicht unerwähnt bleiben, daß eine mächtige Steinlawine über unsere Trasse niederging, als wir die schützenden Felsen, auf welchen die Hütte steht, erreicht hatten. Um 4 Uhr 15 Min. schüttelte ich dem geistigen Ersteiger

des Mont Brouillard vom Süden die Hände. Als der erste Freudenrausch über die gelungene Besteigung vorübergegangen war, bekam ich von Eckenstein eine wohlverdiente Strafrede zu hören, daß ich entgegen seinen wohlerwogenen Vorschriften das letzte Couloir zwei Stunden zu früh überschritten hatte.

Am Tage nach der glücklichen Überschreitung des Mont Brouillard hatte ich mit Eckenstein einen zehnstündigen photographischen Ausflug gemacht, am 19. Juli stiegen wir dann endgültig ins Tal hinab. Wir hatten die Capanna Quintino Sella um 8 Uhr 50 Min. verlassen, hielten uns, am oberen Gletscher angekommen, diesmal am orographisch linken Ufer desselben und trafen nach öfteren, durch Photographieren bedingten Rasten um 2 Uhr im Jardin de Miage ein. Eine üppig grüne Wiese empfängt uns hier, ein reicher Blumenflor dicht am Rande des ewigen Eises entzückt das Auge, welches dergleichen lang entbehrte, doppelt. Eine kalte Quelle spendete willkommene Labung, während ein durch den Sand rieselnder lauwarmer Bach eine köstliche Gelegenheit zu einer gründlichen Abspülung bot.

Nach öfteren Aufenthalten erreichten wir den vielleicht malerischsten Punkt der Gegend, das Chalet von Pertud, 1492 m, wo wir, beim kühlen Asti sitzend, einen überwältigenden Anblick der Grandes Jorasses genossen. Eine Brücke führt über die brausende Dora zur Hauptstraße hinüber. Hier stand ein altes Pochwerk für die verfallenen Silber- und Bleiminen am Col Infranchissable. Nun stürzen die Wasser des vom Mont Noir de Pétéret herabkommenden Bachs in schäumenden Kaskaden zwischen den moosbewachsenen, efeuumrankten Mauern der Ruine hinab zur klaren Dora Baltea, während der Brenvagletscher, die Aiguille Blanche de Pétéret und die Hauptkette mit dem Montblanc de Courmayeur und dem Mont Maudit dem Bilde den erhabensten Hintergrund verleihen: Ein Anblick wert einer Reise über das Weltmeer! In 1½stündigem Marsche ging's dann nach Courmayeur hinab, wo wir sehnlichst von Mach erwartet und auch von Herrn Petigax — Mach nannte ihn beharrlich Baedeker — aufs freundlichste begrüßt wurden. Am anderen Tage war ich unfähig, irgend etwas zu unternehmen. Ich hatte nämlich von der Capanna Quintino Sella etwa 35 Kilogramm herabgetragen, da ich den kostbaren Proviant nicht preisgeben wollte. Die ungewohnt große Last, besonders aber der gewaltige Umfang der Säcke und der darauf gebundenen Seile usw., hatte mich beim Abstiege in den Felsen arg behindert. Alle Augenblicke stieß ich irgendwo an, bei jedem Schritte, besonders auf Schnee und Geröll, glitt ich noch ¼ *m* weiter vorwärts, und in Courmayeur angelangt, kam ich zum Schlusse, daß so ein Träger seine paar Franken sauer genug verdient. Am 21. Juli aber war ich wieder der Alte und zog mit einem Träger zur Besteigung der berühmtesten Zinne der Ostseite der Montblanc-Gruppe, der Aiguille Noire de Pétéret aus.

AIGUILLE NOIRE DE PÉTÉRET, 3780 *m* =

Wenn man die große Anzahl der Aiguilles von Chamonix betrachtet, denen auf der Courmayeurseite des Gebirgs die einzige Noire de Pétéret gegenübersteht, so könnte man meinen, daß die schaffende Natur ihre Gaben hier etwas stiefmütterlich verteilt habe. Aber es ginge einem da wie der Füchsin, als sie die Löwin fragte, wie viel Junge sie habe: Eines, aber einen Löwen! Hunderte und Aberhunderte pilgern alljährlich von Courmayeur nach dem Combalsee hinauf, und berauschen sich an dem Anblicke dieser Riesenpyramide. Dabei hat der Berg den gewaltigen Vorteil vor seiner Schwester jenseits des Montblanc, der Aiguille du Dru, daß er von allen Seiten freisteht, und nicht von einer zweiten Verte erdrückt wird. Schon am 5. August 1877 führten Emil Rey und G. B. Bich den Engländer Wenthworth auf die kühne Spitze. Die Gesellschaft war um 12 Uhr 30 Min. von den Hütten

von Pétéret aufgebrochen und erreichte um 5 Uhr morgens über Rasen und Felsen das sogenannte Combalet am Fauteuil des Allemands; um 5 Uhr 45 Min. stand man in einer Höhle, Balme des Chamois geheißen, und erreichte, in einer großen Rinne sich hinaufarbeitend, um 7 Uhr 45 Min. den Fuß des letzten Aufbaus. Aber erst um 12 Uhr stand man auf dem Nordgrate des Bergs. Man stieg dann nach links hin zu einer Art Schneeschulter, dann kam die Passage du Grand Gouffre, und zuletzt zum Südostgrat zurückkehrend, erreichte man über etwas leichtere Felsen um 2 Uhr nachmittags die heiß erkämpfte Spitze. Im Abstieg mußten die Männer in der Balme des Chamois ein Biwak beziehen. Am anderen Tage stieg man vollends zu Tal und begegnete der üblichen „Rettungsmannschaft". Im folgenden Jahre bestieg der mehrerwähnte Baretti den Berg mit drei Führern. Beide Partien hatten durch Steinschläge im großen Couloir arg zu leiden, aber erst 1893 trat das von den Führern oft prophezeite Unglück ein, indem der italienische Alpinist Poggi am 6. August, nachdem er schon um 8 Uhr 45 Min. den Gipfel erreicht hatte, im Abstiege zwischen den Führern von einem Steine getroffen und getötet wurde. Die beiden Leute standen in den relativ sicheren Felsen, während der Ärmste im Couloir, von beiden Seiten durch das Seil an jedweder Bewegung gehindert, nicht vor- und nicht rückwärts springen konnte. Hätte er, wie ich es seit Jahren in ähnlichen Fällen anrate, einen Seilring getragen und das Seil durch denselben laufen lassen, so hätte er sich höchst wahrscheinlich auf die eine oder andere Weise retten können. Die Steine kamen von sehr hoch und man hörte sie schon lange vorher, bevor sie auf den unglücklichen Mann einschlugen. Nach diesem Unglücke blieb der Berg jahrelang unbestiegen, bis Ettore Allegri am 17. Juli 1902 den neuen, nun allgemein üblichen Weg auffand. Derselbe ist nahezu steinsicher, gewinnt vom Fauteuil des Allemands ausgehend den Südostgrat in ca. 3200 *m*, führt dann abwechselnd auf der Brenvaseite und der dem Fauteuil des Allemands zugewandten Flanke hinan. Eine Stelle mußte mit dem natürlichen Steigbaum überwunden werden. Man erreichte den Gipfel in sechs Stunden vom Fauteuil aus und kam nach einem elfstündigem Abstiege um 10 Uhr nachts wohlbehalten nach Courmayeur zurück.

Es gilt in Courmayeur so gewissermaßen als Ehrensache, die Aiguille Noire bestiegen zu haben; dieser Umstand hätte mich sicherlich nicht bewogen, sie zu besuchen, sondern ein Gefühl, welches sich am besten durch die Zeile andeuten läßt: „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt." Wir hatten Courmayeur um 1 Uhr 35 Min. verlassen und erreichten nach einstündigem raschen Gang — wir waren ja völlig unbelastet — die bezaubernd gelegene Wirtschaft von Pertud. Hier nahmen wir Eckensteins Schlafsack, sein 60 *m* langes Seil, sowie eine Unmasse von Proviant auf und gingen (ab 3 Uhr 5 Min.) durch Wiesen und schöne Waldbestände nach den Alphütten von Pétéret, welche dem berühmten Grate den Namen geben mußten. Zwischen den pittoresken Lärchen, welche die Hütten umstehen, blitzten die Eisfelder und Firnhäupter der Grandes Jorasses und der Rochefortgipfel hindurch. Wir überschritten einige Bäche und erreichten um 4 Uhr 10 Min. durch Buschwerk und Bestände von üppigem Heidekraut eine Grashalde, ober einem schönen Wasserfalle, dessen tiefe Schlucht rechts unter uns blieb. Schon längst ist die Aiguille Noire hinter den Felsmassen, welche das Fußgestell des Fauteuil des Allemands bilden, verschwunden. Der Aufstieg zu diesem weiten Felsenkessel, in welchem man für die Aiguille Noire zu nächtigen pflegt, ist so kompliziert, daß ich sehr daran zweifle, dem Leser, der meinen Schritten folgen wollte, eine auch halbwegs brauchbare Beschreibung liefern zu können. Ich bekomme öfters Karten voll Dankes für gelieferte Be-

schreibungen komplizierter Routen, aber hier wird mir keine solche erblühen. Ich war ein volles Dutzendmal durch das Venital geschritten und jedesmal hatte ich vergeblich nach der Route gesucht, welche nach dem Fauteuil des Allemands führen sollte. Auch meinen vielliebenden Freunden Compton und Eckenstein, diesen Stereoskopguckern und Pfadfindern ersten Ranges, war es nicht besser gegangen. Wir vertrösteten uns immer damit, daß man, einmal an Ort und Stelle angekommen, schon durchfinden werde. Ich glaube auch, daß ich ohne ortskundigen Begleiter durchgekommen wäre, aber die vierfache Zeit hätte ich sicherlich dazu gebraucht. Es war das ein Hin- und Herlavieren in dieser Felswand, ein mehrmaliges anscheinend ziel- und zweckloses Überschreiten der zwei Bäche, welche über die prallen Wände herabschießen, daß mir zuletzt die Orientierung gänzlich abhanden kam und ich, unablässig Notizen machend, hinter meinem Träger einherstieg. Ich fand die Beschreibung der Route, wie sie im „Guide Kurz" angegeben ist, mit dem von uns gemachten Wege nicht im geringsten übereinstimmend, zweifle aber gar nicht daran, daß wir den allgemein gebräuchlichen Weg einschlugen, da Eisenstifte und Ringe, sowie massenhaft abgetretene Felshöcker dies bewiesen. Von der obenerwähnten Grashalde, die dicht an der Felswand endigt, stiegen wir nach rechts hinauf, überquerten die Schlucht des Wasserfalles und kamen auf ein breites, gut gangbares Band. Dieses führt zu einer mächtigen Platte, welche durch weite Schritte gegen rechts hin gequert werden muß. Es folgt ein kurzer Grat und ein Schuttband, welches zu einem zweiten Bache führt; derselbe wird unterhalb seines Falles überschritten.

Nun befinden wir uns rein südlich vom Mont Noir de Péterét, ganz nahe den östlichen Begrenzungsfelsen des Fauteuil des Allemands. Eine große, teilweise mit Gras durchwachsene Fels- und Schutthalde lud uns zu einer kleinen Rast ein. Wir kletterten dann noch einige Meter hinauf, dann schwenkten wir energisch nach links hinüber, überschritten den Bach nun oberhalb seines Falls von rechts nach links und erreichten eine Felsnase, über welche der Bach ein drittes Mal von links nach rechts gequert wurde. Gleich darauf standen wir vor einer glatten Felswand, welche mit Hilfe eines eingetriebenen fixen Eisenstiftes erklettert wird. Hier ist die Stelle, über welche die am Fauteuil des Allemands eine kümmerliche Weide findenden Schafe auf- und abgeseilt werden müssen. Über leichtere Schrofen geht man aufwärts zu einer Rasenfläche, welche wir um 5 Uhr erreichten. Nach fünf Minuten wandten wir uns nach rechts hin und nun erblickte ich eine Anzahl großer Schneewürfel, welche von dem kleinen Eisflecke, ich gebrauche absichtlich nicht den Ausdruck Gletscher, der sich im obersten Fauteuil befindet, herrühren. Über Schneefelder und einzelne kleine Bäche querten wir das öde weite Kar nach Norden hin, bis mein Begleiter unmittelbar an der etwa 300 *m* senkrecht aufstrebenden Wand des Mont Noir halt machte. Es war 5 Uhr 40 Min. geworden, als wir den gebräuchlichen Schlafplatz erreichten. Derselbe bietet in ruhigen, windstillen Nächten eine ganz angenehme Stätte, zu anderen Zeiten darf die Aiguille Noire überhaupt nicht versucht werden. Das brüchige Gestein, sowie die allenthalben eingelagerten größeren und kleineren Schneeflecken bringen es mit sich, daß der Berg als die steingefährlichste unter allen Aiguilles bezeichnet wird. Schon der seine zahllosen Klippen umbrausende Sturm allein ist imstande, auch bei kaltem Wetter die heftigsten Steinschläge hervorzurufen. Während mein dienstbarer Knappe den Boden von den wohl beim letzten Regenwetter herabgeschwemmten Steinen reinigte, stieg ich wenige Meter höher auf einen Felskopf hinauf.

Es ist allerdings nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Horizonte, welchen man zwischen den Riesenbauten des Mont Rouge zur Rechten und des Mont Noir

zur Linken überschaut, aber der ganze Zauber des Hochgebirgs ist darüber ausgegossen; 1000 *m* tiefer liegt die kleine Cantine de la Vissaille, darüber erhebt sich das scharfe Dreieck des Mont Favre, den entfernten Hintergrund bildet die Kette der Grajischen Alpen, von der schneidigen Grivola bis über den wundervollen Gran Paradiso hinaus. Einen tiefernsten Eindruck macht die allernächste Umgebung. Allenthalben rauschen Wasseradern über die von Lawinen und Steinfällen glattgescheuerten Felsen herab, im Hintergrunde des Fauteuil befindet sich ein steiles Firnfeld mit einer anscheinend breiten Randkluft. Darüber türmt sich die hier hufeisenförmig gebogene Riesenwand der Aiguille Noire de Pétéret auf, dem Schuster vom Innerfelde ähnlich, aber in einem weit großzügigeren Stile. Deutlich sieht man das große Couloir, durch welches bis vor einigen Jahren alle Besteigungen stattfanden. Der Mont Rouge und der Mont Noir bilden, um den Vergleich fortzusetzen, die beiden Armstützen dieses Riesenlehnstuhls, sie schließen diesen gewaltigsten aller mir bekannten Felszirkusse ab. Lange saß ich auf einem Felsblocke und ließ meine Fahrten in der Montblancgruppe an mir vorüberziehen. Trotz aller Vorsicht und Bergkenntnis war ich mehr als einmal in größter Gefahr gestanden, von stürzenden Fels- und Eistrümmern getroffen zu werden, obgleich ich derart bedrohte Stellen nur bei günstiger Witterung betreten hatte.

Umso besorgter war ich, wie es mir wohl morgen gehen werde, da trotz unseres hohen Lagerplatzes keine erfrischende Abendkühle eintreten wollte. Wohl war das Barometer bei meiner Abreise von Courmayeur noch gut gestanden, aber eine leichte Verschleierung der Paradisogruppe ließ mich nichts Gutes für den kommenden Tag ahnen. Ich ging zum Biwakplatze und musterte die Vorräte, welche durch meines lieben Eckenstein Fürsorge in schier verschwenderischer Menge und Güte bereit lagen. Nach einem reichlichen Abendessen kroch ich in Eckensteins Daunensack und beschäftigte mich damit, das Aufsteigen der Wolkenwand zu betrachten, welche vom Aostatale langsam aber sicher gegen uns heranzog. Der Träger, um seine Meinung befragt, versicherte, daß aus dieser Himmelsrichtung nie schlechtes Wetter herankomme. Solange der Col de la Seigne frei bleibe, bürge er für gutes Wetter. Ab und zu trat die nahezu volle Mondscheibe hinter eine vorbeisegelnde Wolke, dann gab es in dem dräuenden Gemäuer der Aiguille Noire die phantastischsten Schattenspiele. Mit jeder Minute wurde es schwüler. Schon längst hatte ich die warme Hülle zurückgeschoben, und, hätte ich nicht die Besteigung eines so übel berüchtigten Bergs vor mir gehabt, die Nacht auf der Höhe von Combalet — so heißt nämlich die geneigte Fläche im Fauteuil des Allemands — würde zu den schönsten zählen, welche ich je im Hochgebirge unter freiem Himmel zugebracht habe. Gegen 11 Uhr, — die Angst vor dem drohenden Wettersturze ließ mich nicht schlafen — fielen einige Tropfen; nun schien mein Schicksal besiegelt; ich kroch aus der weichen Umhüllung, entnahm dem Rucksacke meinen Mantel aus Billrothbattist und bedeckte mich mit demselben. Gleich darauf begann ein leises Sausen in den Lüften, es wurde urplötzlich merklich kühler, die Wolkenmassen zerteilten sich in zauberhaft schneller Weise, und bald nach Mitternacht erglänzte der klare Himmel in einer ganz südlichen Sternenpracht. Nun wurde ich des Schlafsacks erst recht froh und wachte erst um 3 Uhr 30 Min. auf, als mein Wecker seine Pflicht tat. Wir aßen eine Kleinigkeit, packten beim Scheine der Laterne unsere mitzunehmenden Stücke ein und gingen um 4 Uhr bei herrlichstem Wetter gegen das im obersten Talgrunde liegende Schneefeld hinauf. Vorerst mußten wir einige ziemlich angeschwollene Bäche überspringen, die ganz gegen alle sonstige Erfahrung — wohl infolge der außergewöhnlich warmen Nacht — bedeutend stärker

flossen als am Abend vorher. Wir kamen auf Grasboden, dann folgte ein bei der beginnenden Morgendämmerung ziemlich mühsam zu begehendes Blockterrain, bis wir um 4 Uhr 15 Min. das Firnfeld betraten. Es erwies sich als beinhart gefroren und für die Kenntnisse meines Begleiters viel zu steil. Ich mußte eine Reihe Stufen schlagen und war froh, als wir den tief und weit klaffenden Bergschrund hinter uns hatten. Über steile und brüchige, aber genügende Stufung zeigende Felsen stiegen wir zuerst in nordöstlicher Richtung gegen den Kamm hinauf, der vom Mont Noir zur Aiguille hinzieht. Um 5 Uhr bedeutete ich meinem halb und halb landkundigen Begleiter, daß man besser tue, nicht direkt zum Kamme hinanzusteigen, sondern lieber unterhalb desselben gegen die Aiguille hin, also nach Nordosten schräg aufwärts zu queren. Ich tat es und hatte nun Gelegenheit, die großartige Zerklüftung des Bergs kennen zu lernen. Eine schier unabsehbare Anzahl von Rippen sowie von kleinen und großen Schluchten mußte gequert werden, bevor eine sanft geneigte Fläche deutlich erkennen ließ, daß man sich nun zum Kamme hinaufzuarbeiten habe. Nach einstündigem Quergange standen wir Punkt 6 Uhr bei zwei ziemlich nah voneinander errichteten Steinmännern. Dieselben bezeichnen die Stelle, wo die Führer sich dem Kamme zuwenden. In einer halben Stunde war derselbe erreicht, und ich will einschalten, daß diese Strecke nahezu die einzige des ganzen Bergs ist, auf welcher man wenigstens zum allergrößten Teile ansteigen kann, ohne stets fürchten zu müssen, dem Hintermanne Steine jedweden Kalibers auf den Kopf zu werfen.

Während man vom Schlafplatze bis hierher nur einen zwar instruktiven, aber doch sehr beschränkten Blick auf die Türme und ringsum sich erhebenden Felswände des Bergs genießt, ändert sich nun die Sachlage. Mit dem ersten Schritte auf dem Grate selbst erschaut man das ganze Gebiet des Brenvagletschers sowie die großartige Kette vom Mont Maudit bis zu den Grandes Jorasses. Da der Kamm sehr zerrissen und mit mächtigen Gendarmen besetzt ist, pflegt man nach der Angabe meines Gewährsmannes alsbald in die Brenvaseite einzusteigen. Wir verbanden uns sofort durch das Seil, weil mir auf den ersten Blick klar war, daß nun eine ernstere Arbeit beginnen werde. Die Neigung des Bergs ist hier eine sehr bedeutende und ohne Anwendung des Seils wäre es sehr gewagt, sich manchen der Platten mit ihren kaum sichtbaren Griffen und Tritten anzuvertrauen. Solange man sich auf der Brenvaflanke des Bergs befindet, muß die Kletterei als sehr schwer bezeichnet werden. Wenigstens sind in dem Buch meiner Erinnerungen eine große Anzahl Stellen mit schwarzer Farbe angezeichnet. Vielleicht haben wir nicht immer die besten Stellen herausgefunden, aber im allgemeinen traue ich mir doch genug Bergkenntnis zu, um davor gesichert zu sein, daß ich etwa gerade die schlimmsten Platten angegangen habe. Auf meine wiederholten Vorstellungen stiegen wir endlich durch eine sehr steile Rinne zum Grate hinauf, obgleich mein Begleiter stets versicherte, bei seinen Besuchen des Bergs noch länger auf der Brenvaflanke geblieben zu sein. Wir standen um 7 Uhr 50 Min. wieder auf der Grathöhe, wenige Schritte noch und ich stieß mit dem Fuße an einige geleerte Konservenbüchsen. Wortlos drehte ich mich um, zeigte mit dem Finger auf die Büchsen und mein Träger antwortete auf die gleiche Manier mit einem stummen Achselzucken. Da hier der Frühstücksplatz war und einige Blöcke die schönste Sitzgelegenheit boten, so gab ich dem Drängen meines Magens nach und setzte erst um 8 Uhr 10 Min. meine Reise fort, nachdem ich die Stelle mit einem weithin leuchtenden roten Blatte versehen hatte. Mit einem Gefühl, gemischt aus Ingrimm und überlegener Verachtung, hatte ich seit einiger Zeit wahrgenommen, daß die Witterung sich zum schlechten wende. Anfänglich waren nur leichte Wolkenfähnchen an den

Gipfeln der vorliegenden hohen Berge aufgetreten, bald aber verhüllten schwärzliche Nebelmassen den ganzen oberen Abschnitt der Aiguille Noire, sodaß ich rasch umgekehrt wäre, wenn es sich um einen großen Gletscherberg gehandelt hätte. In meinem Falle aber, bei der leichten Orientierung, ferner dem Umstande, daß mein Begleiter versicherte, daß von unserem Standpunkte aus kein steinfallgefährliches Terrain mehr passiert werden müsse, glaubte ich, schon etwas wagen zu dürfen. Die Gipfel des Mont Rouge und Mont Noir lagen schon ein ziemliches Stück unter uns, wir befanden uns also in einer Höhe von etwa 3000 *m*.

Im wesentlichen blieben wir nun auf dem Grate selbst; nur wenn die Türme und Wandabbrüche desselben mich gar zu bedeutend dünkten, stieg ich nach der Brenvaseite hinüber. Hatten Compton und ich während unseres Aufstiegs zum Biwakplatze für die Aiguille Blanche de Péteret doch eine Partie auf der Aiguille Noire beobachten können, wie sie stundenlang auf dem Grate und dem diesem zunächst gelegenen Hange der Brenvaflanke hinaufkletterte. Bis 10 Uhr 30 Min. wurden die Schwierigkeiten immer größer, die Felsen steiler und brüchiger, dann trat eine Wendung zum bessern ein, und die letzte Viertelstunde gingen wir über lose Trümmer und leichtes Felsterrain zum Gipfel hinauf, dessen Schneide wir um 11 Uhr 15 Min. betraten. Nur die Anwesenheit einer Flasche mit Visitkarten ließ ahnen, daß wir oben waren, denn schon eine gute Stunde lang stiegen wir im dichten Nebel. Ich hatte über hundert große rote Markierungsblätter gelegt, so daß ich bezüglich des Rückwegs nicht im mindesten bedenklich war. Wir hielten uns kaum eine Minute auf, traten vielmehr unverzüglich den Abstieg an. Ich trieb den Mann zu größtmöglicher Eile, er ging voran, ich versicherte ihn unausgesetzt mit dem Seile und sammelte daneben die roten Papierstreifen ein. An schlimmen Stellen seilte ich mich ohne viel Federlesens ab. Schon um 12 Uhr 20 Min. befanden wir uns an der Stelle, wo die alte Route, die das Couloir benützte, mit der neuen zusammentrifft. Bald darnach langten wir um 12 Uhr 35 Min. bei unseren Säcken und Pickeln an, welche wir an sicherer Stelle auf dem Grat zurückgelassen hatten.

Es dürfte ungefähr gegen 1 Uhr mittag gewesen sein, als ich plötzlich einen heftigen Schmerz auf meinem Kopf verspürte; es war mir, als ob jedes Haar für sich mit einer Pinzette herausgezogen werden sollte. Zugleich fing mein Pickel an heftig zu surren und zu knistern. Der Träger zog rasch ein Taschentuch heraus und umwickelte seine Pickelklinge, kaum aber hatte ich sein Beispiel nachgeahmt, als ich einen brennenden heftigen Schmerz um meine Leibesmitte, welche mit dem Seil umgürtet war, verspürte, als wenn man mir Hunderte von Nadeln rasch hintereinander tief ins Fleisch stoßen würde. Wir befanden uns auf exponiertem Grate mitten in einer Gewitterwolke, aber ohne daß die geringste Licht- oder Schallerscheinung wahrnehmbar gewesen wäre. Wir mußten so rasch als möglich vom Grate wegzukommen trachten, denn da oben war die Gefahr, getötet zu werden, am allergrößten. Leider war es hier nicht möglich, nach der Südseite, dem „Fauteuil des Allemands" zu abzusteigen, da steile Wände unmittelbar am Grate ansetzten. Wir kletterten daher, während ein heftiges Hagelwetter einsetzte, stets von fallenden kleinen Steinen bedroht, gegen die Brenvaflanke des Bergs hinab. Mein Begleiter hatte gleich bei Beginn des Witterungsumschlags insoferne den Kopf verloren, als er sich über ganz haarsträubend steile Wände mit Hilfe des Seils hinuntergleiten ließ, um, am Rande derselben angelangt, ebenso gleichmütig sich zum Rückzuge zu entschließen, wenn er das Aussichtslose seiner Route eingesehen hatte. Höchst gegen meinen Willen trat ich endlich an die Spitze, denn schon im Aufstiege hatte der Mann des öfteren an Stellen, die ich leicht bewältigte, Schwierigkeiten

nachzukommen, da er die allerdings manchmal etwas weit auseinanderliegenden Griffe und Tritte nicht benützen konnte. Wie sollte das im Abstiege werden, wenn er als Letzter ging!

Durch einige Minuten machte sich die Sache ganz gut, abgesehen von kleinen Steinfällen, auf welche wir bei dem wütend auf uns niederprasselnden Hagel gar nicht mehr besonders achteten. In nicht zu großer Tiefe sahen wir ein Schuttband, von welchem mein Begleiter versicherte, daß es gegen den Sattel führe, in dem wir zum ersten Male den Grat betreten hatten. Aber die Rinne, welche zu diesem Schutte hinabführte, sah schlimm aus. Ich brauchte wohl eine Viertelstunde, bis es mir gelang, mit Benützung der kaum merklichen Rauhigkeiten, welche die ganz nassen Felsen boten, mich etwa 15 *m* hinabzulassen. Drei- und viermal schob ich mich an mancher Stelle wieder zurück hinauf, bis ich bei einem neuerlichen Versuche endlich eines kleinen Vorsprungs für die tastende Fußspitze habhaft wurde, der ein Nachgreifen mit wenigstens einer Hand gestattete. Beim ersten Standpunkte, der es mir ermöglichte, jemandem Hilfe zu geben, der vielleicht schneller, als er es ursprünglich geplant hatte, nachkäme, machte ich halt, legte das Seil um einen Felszacken und holte dasselbe langsam ein. Bis zur kritischen Stelle ging alles schnell und gut, als es sich aber um das entscheidende „Längermachen" handelte, da vernahm ich das stereotype, mir noch heute in den Ohren klingende „Ich kann nicht, meine Beine sind zu kurz!" Nach mehreren fruchtlosen Versuchen wies ich den Mann an, zurück hinaufzusteigen, damit ich ihn über die böse Stelle abseilen könne. Nun aber ging auch das nicht mehr an und die kurzen ruckweisen Bewegungen des Ärmsten ließen mich jeden Augenblick seinen Sturz befürchten. Mit weit ausgespreizten Armen und Beinen klebte der Mann wie eine Spinne in der abscheulichen Schlucht und konnte nicht hinauf und wollte doch auch nicht hinab. Ich faßte schnell den einzig richtigen Entschluß zu seiner Rettung und kletterte unter fortwährenden Beschwörungen, sich doch ja ruhig zu verhalten, von meinem sicheren Stande über die ganz glatten Plattenschüsse zu ihm hinauf. Während dem rief er mir ein ums andere Mal angstvoll zu: „Schnell Herr, schnell Herr, ich kann nicht mehr" und ich spannte meine Sehnen zum Zerreißen an. Endlich stand ich direkt unter ihm und aus ganz unsicherer Stellung heraus gelang es mir doch, einen seiner Füße zu fassen und — es handelte sich nur um wenige Zentimeter — auf den nächsten guten Stand zu leiten. Dann stiegen wir hinab zum nächsten Absatze, aber wie groß war unser Entsetzen, als wir sahen, daß uns eine Wand von mindestens 40 *m* Höhe vom großen Schuttfelde trennte. Dazu nahmen Unwetter und Steinfall eher zu als ab, und als ich meinen Begleiter aufs Gewissen fragte, ob er das Schuttfeld auch ganz gewiß als jenes erkenne, welches unsere Lage zum Bessern zu wenden berufen sei, da antwortete er ausweichend. Unter diesen Umständen durften wir unser Seil auch nicht zum Teile opfern und es blieb uns nichts anderes übrig, als wieder zum Grate hinaufzusteigen, denn wir waren hier in eine Sackgasse geraten, aus der nur ein etwa 100 *m* langes Seil uns hätte herausführen können. Ich machte vorerst unter einem kleinen Überhange halt und aß und trank ausgiebig. Dann wurde das lange Seil bis auf etwa 15 *m* eingeholt und versorgt, und als nach einer Viertelstunde das Hageln aufhörte, schickte ich mich an, wieder zum Kamme hinaufzusteigen.

Über eine Rippe, welche kaum besser war als unsere Rinne, gelangte ich um 3 Uhr nachmittags wieder auf den schnöde verlassenen Grat. Wieder sah blauer Himmel auf uns hernieder, nur der Gipfel der Aiguille Noire steckte in schwarzen Wolken. Wir eilten auf dem Grate hinab bis zum Frühstücksplatze, verfolgten

ihn nach meinem Gutdünken noch ein Stück abwärts, bis besser gangbare Schrofen auf der Seite des Fauteuil des Allemands mich meine Schritte dahin wenden ließen. Bald hatten wir auch Einblick in die große Schlucht, welche bis 1902 den Aufstieg vermittelte. Wir benützten sie kaltblütig zum Abstiege, und sie führte uns schnell zum Schneefelde im hintersten Winkel des Fauteuil des Allemands hinab, aber nicht ohne daß ich in der Überhastung den besten Weg verlor und erst nach Durchkletterung eines engen, hohen Kamins um 5 Uhr auf dem ersehnten Schnee landete. Zehn Minuten später standen wir an unserem Schlafplatze, wo wir rasch die Reste unseres Proviants ihrer Bestimmung zuführten.

Um 5 Uhr 30 Min. begann der Abstieg über die verzwickte Felswand, und ich gestehe, daß ich um 7 Uhr abends, als wir am Fuße derselben standen, mit mir darüber im klaren war, daß ich bei einer etwaigen dritten Begehung unter meiner Führung einen neuen Weg entdecken müßte, da die bisher begangenen Routen bei mir nur eine ganz nebelhafte Erinnerung zurückgelassen hatten. In der angenehmen Abendkühle gingen wir in einer halben Stunde nach Pertud hinaus, wo man uns ebenso trefflichen als wohlfeilen Asti kredenzte. Um 8 Uhr rüsteten wir uns zum Heimwege und betraten um 9 Uhr 15 Min. Courmayeur. Hier hatte man vom Gewitter, welches uns so leicht hätte verhängnisvoll werden können, gar nichts wahrgenommen.

Am anderen Tage fuhr ich mit Mach, den ich in Courmayeur wieder getroffen hatte, nach Aosta hinaus. Nach und nach erschien die ganze formenreiche Kette des Beherrschers von Europa von den imposanten Grandes Jorasses bis zum Col de Miage. Mit einem Gefühle aus Befriedigung und Stolz gemischt, mit welchem sich gleichwohl etwas wie Grauen verband, blickte ich durch Stunden zu dieser Götterburg zurück hinauf, bis sie hinter den Felsenkulissen des Doratals für immer verschwand.

Aber in der Erinnerung, diesem einzigen Paradiese, aus welchem uns nichts und niemand zu vertreiben die Macht hat, stehen unvergänglich und leuchtend die hehren Gestalten des Weißen Bergs und seiner Gefolgschaft da, verklärt durch das Andenken an manchen dahingegangenen treuen Gesellen, der mit mir in schimmernder Mondnacht über die weiten Gletscher wanderte, mit mir die wonnige Feier eines Sonnenaufgangs auf scharfem Felsgrat beging, der im tückischen Gletscher und auf schwanker Wächte jeden meiner Schritte treu bewachte und mit mir von hochragendem Gipfel aus über Berg und Tal die Kunde hinausjubelte vom unvergänglichen, heiligen Zauber des Hochgebirgs.

AM FUSSE DES MONTE BALDO

□ VON DR. JULIUS MAYR □

Lago di Garda! In dem Klange dieses Namens liegt eine Welt von Glanz. Wer von Norden kommt und in Torbole Quartier bezieht, sieht sich, wenngleich noch auf kaiserlichem Boden, mit einem Ruck nach Italien versetzt. So klein dies ehemalige Fischernestlein ist, hochtönend ist doch seine piazza, sein porto, sind seine vie; südländisch sind seine Feigen-, Oliven- und Mandelbäume, farbig See und Fels und Segel, schmutzig Häuser und Straßen, malerisch Hallen und Winkel, recht und schlecht das Lungern des Volkes. — Allein das Fischerdorf ist nun zum Fremdenstädtlein geworden und insbesondere im Frühjahr und Herbst sind dort Deutsche in Masse. Die meisten im Hotel Garda, dessen Besitzer den schönen deutschen Kraftnamen „Schwingshackl" führt. Gut ist das Haus innen wie außen und sein Winkelbau mit den unregelmäßigen Terrassen ist in den Stil des ganzen Nestes hineingestimmt. Einen Gegensatz dazu bildet freilich das an der Straße nach Riva stehende Grandhotel Torbole. Wie diese italienischen Unternehmungen alle, z. B. das Hotel am Misurinasee, ist auch dieser Bau im nüchternen Kasernenstil erstellt und ist keine Zierde der Landschaft. Doch sei es wie immer. Jedenfalls ist Torbole seit Goethes Zeiten, wenn es auch sonst das gleiche ist, in Bezug auf Hotelwesen vorgeschritten und auch im kleinen albergo dürfte es dem Gaste nicht mehr so wie jenem berühmten Reisenden passieren, daß er den Mangel einer „höchst nötigen Bequemlichkeit" empfindet und auf die Frage hiernach vom Hausknecht die „freundliche" Antwort bekommt: „Qui abasso può servirsi, dappertutto dove vuol". An jenem Hause aber, wo Goethe am 12. September 1786 wohnte, ist eine Tafel angebracht mit der bekannten Notiz aus seinem Tagebuch über seine Arbeit an der „Iphigenie". Die Tafel selbst über einem Torbogen, der von einer Säule, aus welcher durch ein Faunenhaupt Wasser in ein defektes Steinbecken quillt, in zwei Hälften geteilt wird, ist an einem äußerst malerischen Punkt, den der Durchblick auf den blauen See zum vollendeten Stimmungsbilde macht.

Aber die Schönheit des Gardasees will auch von der Höhe aus genossen sein. So wandern wir denn auf der alten Straße empor nach Nago und von dort zur Ruine Penede, einer ehemaligen Befestigung auf steilem, gegen die Seeseite senkrecht abfallendem Hügel. — Zwischen Mauern von Oliven- und Maulbeergärten, die da und dort reizende Pforten oder kleine Häuschen haben, wandern wir höher und strenge Einsamkeit umgibt uns. Die weiter oben freistehenden Olivenbäume sind alle säuberlich gepflegt und stehen wie auf breiten Postamenten auf der mageren Erde. Eine kohlschwarze Kuh ist das einzige Lebewesen, das wir hier treffen; sie ist unbeweglich, wie zur Schau, ja fast wie der ägyptische schwarze Stier, wie zur Anbetung, auf so einem Postamente hingestellt und ihre düstere, grobe Farbe steht im eigenartigen Kontrast zu dem zarten Silberton der Bäume. Aber freundlicher wird es jetzt. Weinberge beginnen, Trauben hangen noch an den Rebstöcken und durch den Olivenhain, der das kleine Tal füllt, schimmern Flecke des tiefblauen Sees. Schatten liegt im Tale, nur die Kuppel der Torbole-Kirche glänzt im Sonnenlicht und die Wellen da draußen schaukeln den blitzenden Strahl.

Nach einer halben Stunde sind wir bei den ersten Häusern von Nago, die, von besseren Zeiten redend, nun halb ruinös in Weingärten stehen. Durch einen Torbogen betreten wir ein schmales Gäßchen und klimmen auf schlechtem Pfade den Schloßhügel von Penede hinan. Altes Gemäuer, hinter Busch versteckt, hemmt den Schritt, der sonst in turmhohem Sturze enden müßte. Aber hier ist in der Mauer ein Loch ausgebrochen, und so mäßig sein Umfang ist — die ganze Größe der Gardasee-Pracht liegt vor uns.

Was bist du prunkend, du alter, vielbesungener Benacus! Deine Wasser, schier so sattblau wie die des Neapeler Golfes, wiegen sich mit kräuselndem Gischte und tragen farbige Segelbarken, deine Ufer sind geschmückt mit blinkenden Städtlein und die Gewalt der Alpen schirmt dich mit himmelhohen Felswänden, die wie schützende Schilde aus deinen Fluten emporstreben. — Dort drüben hat die Ponalstraße der Felsen Trotz gebrochen und da, wo sie dem Auge verschwindet, liegt das Dorf Pregasina über Wänden, unter Wänden, auf armseliger Bergflur, die der Ansiedelung kaum genügende Nahrung bietet. Unten aber am See das leuchtende Limone mit seinen terrassenförmigen Zitronengärten. Noch ein Stück unterhalb schließt der kuppelförmige Monte Bestone, der mit einer jähen Wand in den See abfällt, die westliche Aussicht.

Auf unserer Seite, am Ostufer aber, steht der Altissimo des Monte Baldo, der sich mit schöner Spitze aus massigem Aufbau schwingt. Unwirtlich sind diese Höhen, zum großen Teil blanker Fels die Hänge, und erst das schmale, kurze Tal im Grunde, durch das wir kamen, trägt Reben und Öl- und Maulbeerbäume. Ein Stücklein Torbole und dann die blaue Flut, die auch im Osten von hohen Wänden begrenzt ist. Dieser Blick von Penede aus ist der prunkvollste, den man am Nordende des Gardasees genießen kann.

Und nun, indem wir uns zur Rückkehr wenden, überblicken wir das uralte Nago, bei den Römern Nacus, zusammengedrängt und düster, kaum von Busch und Baum unterbrochen und mit einer schwarzen Kapelle auf isoliertem Hügel, die zu dem Ganzen paßt. Es ist wie stetes Zerfallen, wie lässiges Erhalten, das aus dem Bilde spricht. Ein paar Zypressen besiegeln den Eindruck. — Und doch! Die reiche Flur in nächster Umgebung, das wärmere Licht der Sonne, der Farbenzauber, der an Rebe und Baum, an Strauch und Fels hängt, geben einen freundlichen Ring, der sich um die Wohnungen dieser Menschen schließt, die ihre Tage zu dem weitaus größten Teil unterm Himmelsdache zubringen. — Gar wunderbar aber ist der Blick das Sarcatal hinauf, wo sich fruchttragend Felder und Haine und Gärten reihen bis hinauf zum Städtchen Arco, das weitgedehnt und lebendig die reiche Landschaft krönt.

Und daß dieses bewegten Morgenspaziergangs ruhiger Abschluß nicht fehle, betreten wir in Nago einen stillen Garten. „Alle oche“ heißt die Wirtschaft, „Zu den Gänsen“, und unter diesem Titel steht noch die anpreisende Inschrift: „O che vim, o che bom!“ Auch hier wieder zwei o che! So ist der Titel zu einem hübschen Wortspiel geworden. Ein fast quadratischer Hof von mäßiger Größe zwischen Häusern und Mauern, der aber durch Busch und Baum zum Garten umgeschaffen, nimmt uns auf. Wilder Wein auf Drahtgeflecht überspannt den Raum, halbwüchsige Kastanienbäume stehen da und Immergrün deckt die ärmlichen Mauern, während sich an der Holzaltane des Hauses die alte Rebe rankt. In der Ecke ein Käfig mit schläfrigen Turteltauben und drüben die Terracotta-Figur eines geputzten Mädchens im Reifrock, das anmutig aus dem Grünen tritt. Seltene Sonnenstrahlen nur stehlen sich über die Mauer und durch das Laubdach, bringen den grauen Steinen freundlichen Schimmer, schieben sich sachte selbst zu dem vergitterten Guckfensterlein empor, das von einem Zweige

wilder Rosen umrankt ist, und machen die paar nachtgeborenen Tautropfen im Spinngewebe erglänzen. Und goldig wie diese Sonnenstrahlen lacht der Muskateller im Glase. Über die Mauer hinweg aber sieht man, wie die Bäume da draußen in starkem Winde sich neigen, durch Laubdach und Busch schaut hier und da ein Fleck des reinen Firmaments herein und nahe ist uns Sonnenschein und glanzvolle Fernsicht, nahe Leben und reiches Schaffen. Aber hier nur ein paar Meter von all der Pracht entfernt, ist Armseligkeit und Schatten, aber auch wohltätige Stille der Meditation.

Und so schwindet die schöne Stunde nur zu rasch.

Auf der neuen Straße kehren wir nach Torbole zurück und laben uns neuerdings an dem berühmten Blick durch das Tor des Festungswerkes Nago auf den schönsten aller Seen.

* * *

Der Dampfer Benaco hatte uns über Limone nach Malcesine gebracht. Ein lachender Tag lag noch zur Hälfte vor uns und im Hotel Italia gehen wir vorerst zu Gast. Um es gleich zu sagen: wir waren dort mit Bewirtung und Preis zufrieden; ein freundlicher Wiener Kellner war ein angenehmer Mittler zwischen Albergo und Gast.

Malcesine ist ein stattlicher Ort und der Hafenplatz macht mit einem Hotel links, einem Hotel rechts und einem Kaffeehaus in der Mitte einen städtischen, fast behäbigen Anlauf. Aber freilich, der übrige Ort ist, wie er im Italienischen nur immer sein kann, eng, düster, unsauber, schlecht gepflastert, von wechselnden Düften durchzogen. Aber eine Eigenart hat er: fast an jedem Hause ist eine Rebenlaube, die einem uralten Weinstocke entsprießt, der aus einer Maueröffnung herauswächst und im Keller des Hauses seine Wurzel hat. Ein imposanter Bau ist das alte Schloß, von dem aus man einen wundervollen Blick auf den See und die jenseitigen Ufer und Berge genießt und das insbesondere einen Balkon hoch über den Fluten trägt, der romantisches Empfinden begünstigt. Das Schloß ist uns Deutschen besonders auch durch jenes Abenteuer ehrwürdig, das Goethe hier so mutvoll und geschickt bestand und das er so anregend erzählt.

Erhöht über Schloß und Städtlein liegt die schöne Kirche auf freiem Platze, von dem aus man die ganze Pracht dieses himmlischen Erdenflecks überschaut. Von Gargnano bis weit über Limone hinaus liegt das jenseitige Ufer vor dem Auge und der Monte Brione bei Riva schließt die Ausschau gegen Nord. Die dort drüben steil abfallenden Ufer haben die Ansiedelungen auf die Höhen gedrängt und Tremosine vor allem ist es, das als größerer Ort vom Berge herabschimmert. Direkt unter uns aber liegt das enge, schwarze Malcesine und so ist doppelt freundlich der weiten lachenden Landschaft Bild.

Die Kirche selbst ist ein respektabler Dom mit Marmoraltären, Freskenschmuck und mit einer vorzüglich gemalten Kreuzabnahme von de Libré an einem Seitenaltar. — Weniger gut gepflegt ist der seitwärts liegende Gottesacker, der von einer Mauer umfriedet und mit einigen Zypressen bepflanzt ist.

Gleich über dem Städtlein beginnen Höhen, die zumeist Ölgärten und Maulbeerpflanzungen tragen, zwischen denen noch bis weit hinauf Ansiedelungen herabschauen. Einzelne Zypressen und Pinien ragen auf. Die vorherrschende Farbe ist blau; dunkel, heller, am hellsten; so Wasser, Himmel und Erde. Ein unendlich zarter blauer Ton liegt über den ferneren Bergen, dunkler ist das Firmament und noch gesättigter der See. Dieses Farbenspiel, durch das feine Gezweige eines Olivenhains betrachtet, ist ein Eindruck, nicht wiederzugeben durch Worte oder durch den Pinsel. Aber gerade solche Farbentöne in der freien Natur wirken tief auf das Gemüt und um so tiefer, als sie lose zu schweben scheinen und an keine umrissene Form gebunden sind.

Solche Blicke ergötzten uns auf dem Spaziergang, den wir seeaufwärts nach dem 1¼ Stunde entfernten Navene unternahmen. Und sie waren die einzige Erfrischung auf dem Wege, der immer entfernt vom See, zwischen Olivengärten führt, in denen nur hin und wieder ein Bauernhaus steht. Erst eine Viertelstunde vor Navene erreicht die Straße das Seeufer und nun freilich liegt wieder all der stille, nicht aufdringliche Prunk vor uns, den des Gardasees Nordende an sich trägt. Die Sonne steht noch über den Bergen, aber schon wird's gegen Riva hinauf leicht umflort und die jenseitigen Hochufer werfen kurze Schatten in die dunkle Flut. Weiter hinauf am Gebirge mischen sich da und dort violette Töne in das Blau; nur herüben im Osten flimmert und flirrt es noch über Busch und Felsen. Der See aber liegt still. Kaum eine Welle hebt sich aus der glatten Fläche, deren Glanz deutlich erkennbar zu verlöschen beginnt. Es ist die Zeit, da der Südwind, die ora, des Tags sich erschöpft hat und das Wasser in geduldiger Siesta auf den Nord, die Tramontana, wartet, der es nächtlicherweile wieder neu bewegt.

O über die Armseligkeit solch eines Dörfleins! Schmutzige Steinhütten am Hange und über ihnen ein schmutziges Kirchlein. Kein Feld ringsum, kein fruchttragender Baum, nur dichtes Gestrüpp den Berg hinauf und unten der See. Und das scheinen die zwei Nährfaktoren der Bewohner zu sein: Fischerei und Buschwald. Fischerbarken liegen am Ufer und am Strande ist das ganze Dörflein, Männer und Frauen, jung und alt beschäftigt, mächtige Reiserhaufen zu Bündeln zu ordnen und sie in ein Segelboot zu verladen, das vor Anker liegt. Auch weiter unten trafen wir nächsten Tags auf die gleiche Arbeit. Der reiche Buschbestand des Ostufers scheint die Brennholzquelle für das nahezu gänzlich strauch- und baumlose Westufer zu sein. Aber trotz der sichtlichen Armut dieser Frohsinn bei der karg gelohnten Arbeit, dieses fröhliche Plaudern und Lachen, das kaum Zeit läßt, die ungewohnte Erscheinung von Fremden zu beachten.

In der Osteria kehren wir ein, trinken rauhen, jedoch reinen vino nero und kauen das kaum gesalzene Brot dazu, das heute noch in jenen Formen gebacken wird, wie wir sie aus der Zeit der alten Römer kennen. — Ein halbdunkler Raum, zugleich Wirtschaft und Krämerei mit Tisch und Ladentisch, mit Kaffeebohnen, die, dem Staub ausgesetzt, in offener Lade liegen, mit Zucker, an dem eine Schar Fliegen nascht, mit Schnaps- und Weinflaschen, verschimmelten Würsten und manch anderem halb oder ganz verlagertem Zeug. Ein offener Herd, auf dessen Steinplatte ein behäbiger Lehnstuhl mit Fußschemel davor steht und in dem ein bejahrter Mann sitzt, sein Pfeiflein schmauchend. Ein scharfer, muskulöser, energischer Gesichtsschnitt ist ihm im Profil zu eigen und in ungesuchter Stellung hebt sich die Silhouette seines Römerkopfes von dem schwarzen Hintergrunde ab. An der anderen Seite des Herds ein schwarzer Kater, in süßem Nichtstun die Stunden verschnurrend. Aus der Ecke aber leuchten blankgeputzte Kupfergefäße, vor allem jene schönen Wasserkübel, die paarweise an einer Bogenstange über der Schulter getragen werden. Freundlich und reinlich gekleidet ist die Wirtin und in freien Augenblicken nimmt sie immer wieder den Besen zur Hand und kehrt Staub und Schmutz, den Kommende und Gehende hinterlassen haben, vor die stets offene Tür. — So ist's geruhsam hier und der Zauber einer stillen Rast umgibt uns auch im fremden Lande. — Lauter freilich geht es im nüchternen Nebenraume zu, wo zwei Doganieri und ihr Barkenführer in lebhaftester Weise Karten spielen.

Der hereinbrechende Abend sieht uns wieder auf der Hotelterrasse von Malcesine. Unter uns plätschert das stahlblaue Wasser, das nun schon vom Nordwinde bewegt ist, und weiter draußen rollen Wogen mit schäumendem Kamme. Die weißen

Säulen der Zitronenterrassen von Limone leuchten noch herüber und die bläulichen Felsen dort drüben, stellenweise von leichtem Grün überdeckt, zeigen scharf ihre Kanten und Risse, während über die uralten Nester auf ihnen sich schon der Schleier der Dämmerung senkt. Segelbarken tauchen hin und wieder wie aus der Unendlichkeit auf. Rosenschimmer liegt auf den Hängen des Monte Baldo, und nur hoch oben in dem kleinen Kastanienhaine unter dem Grate und auf den schön geformten Gipfeln spielt noch ein letzter Sonnenstrahl.

Um wieviel friedlicher ist heute hier das Abendmahl als gestern dort oben in Torbole, wo gezierte und ins Blaue plaudernde Menschen störend sich drängten.

Nun aber ist die Nacht hereingesunken, der noch nicht sichtbare Mond wirft schon einen Schimmer auf den See, und Sternlein, die sich noch zählen lassen, gucken hernieder. An den jenseitigen Höhen tauchen zerstreute Lichtlein auf, Gargnano aber und Campione sind in glänzender Reihe erleuchtet. Eine einsame Barke steuert zum Port.

* * *

Auf guter Straße wandern wir südwärts durch die schöne Landschaft. Die Sonne liegt schon auf den westlichen Bergen und Tignale hoch dort oben glänzt herab. Erst noch aus Halbschatten weiß schimmernd, dann aber im vollen Sonnenlicht fast verschwindend sind die Örtlein am Ufer, nur Gargnano und Limone bleiben in ihrer Ausdehnung deutlich sichtbar. Der Monte Baldo aber herüben ist felsblau und schattig. Der See ist stark bewegt und selbst die großen Segelbarken schwanken.

Gegen die Südseite zu entwickelt sich Malcesine freundlicher. Hier stehen das Grand Hotel Malcesine, hübsch im Bau, aber wohl so ziemlich gästeleer, und mehrere Villen, von denen eine mit rotem Marmorportal und ebensolchen Fenstereinfassungen den vornehmsten Eindruck macht. Auch draußen an dem Landvorsprunge steht ein freundliches Landhaus hart am See und umgeben von Orangen- und Zitronenanlagen. Und oben auf der Höhe links von der Straße ist ein neuerbauter kleiner Palazzo, den See überschauend, von Zypressen umstanden, einem altrömischen Landsitze vergleichbar.

Gar prächtig aber ist von hier aus das alte Malcesine, über dessen Enge und über dessen Grau die weite lachende Seelandschaft bis Riva hinauf hereinschaut. Nahe bei uns liegt die kleine Isola del oliva; wenige Ölbäume zieren sie. Am weitesten reicht der Blick von der alten Kirche aus, die an der Straßenhöhe steht, zwei uralte Zypressen dabei.

Und wenn nun dieser Hügel überwunden, so stehen wir vor dem lieblichsten Bilde. Das Ufer läuft hier zu einem kleinen Vorsprung aus, der in den See einschneidet und noch eine feine Landzunge weiter vorschickt. Ein Steinhaus liegt halbversteckt in einem Olivenhain und die in ihrem letzten Ende leicht verbreiterte Landzunge trägt Pappel- und Ölbäume, die unter dem Einfluß des Nordwinds schief gewachsen sind; zwischen ihr aber und dem festen Ufer ist eine längere baumfreie Stelle, die auf den weiten See und auf die jenseitige, in den See abstürzende Felswand des Monte Bestone und auf die Kirchen von Voltino und Tremosine blicken läßt. So ist eine Bai von wunderbarer Form und Stimmung gegeben. Und daß die malerische Staffage nicht fehle, liegen nahe der Landzunge auf dem Strande eben zwei große schwarze Barken, eine von ihnen im Vorderteil gehoben, zum Ausbessern bereit. Das Ganze ein wundervolles, abgeschlossenes Seebild, der Hand eines bedeutenden Künstlers würdig.

Zur Linken und teilweise auch zur Rechten begleiten Olivenwälder den See und es gibt für ein Stücklein blaue Flut kaum einen feineren Rahmen, als das

Silbergeäste dieser Bäume. Weit hinauf am Monte Baldo-Hange stehen die Ölbaumpflanzungen, und reich sind sie heuer mit Früchten gesegnet. Es ist so ein Ölbaum ein fast rührender Anblick und vielleicht gibt es keinen armseligeren Fruchtbaum als ihn. In schlechter, steiniger Erde wurzelnd, der Stamm häufig in dünne Latten zerspellt, zerschunden und durchlöchert, mager gedüngt, zieht er dennoch in Fleiß und Genügsamkeit Kraft genug aus dem Boden, um eine reiche Krone zu entwickeln und Frucht an Frucht hervorzubringen; ja zugeschnitten zum unförmigen Strunk treibt er unverzagt neue Äste zur schönen Wölbung. Im grauen Felstale trübe wirkend, söhnt man sich mit ihm dort aus, wo bläuliche Berge oder blauer See gerade durch seine feinen Töne einen milden Farbenreiz erwecken.

So wandern wir frohen Gemüts in einer Gegend, die voll Sonnenglanz und Farbe ist. Wohin das Auge blickt, nichts als Farbe und Farbe, Fels, See, Berge, Luft, blau in allen Stufen — Olive, Maulbeerbaum, Eichenbusch und Zypresse, grün in allen Tönen —, Haus, Strand, Möwe, Brandung, weiß vom grauen und blauen bis zum blendenden, dazu die roten und orangegelben Segel der Boote und hin und wieder eine goldene Sonnenlücke zwischen dichteren Gruppen der Bäume. Und diesem Farbenzauber angemessen sind die Formen in der Natur. Die baumlosen Berge mit breiten Felsen und Matten, die welligen und sanften Linien der Gipfel und Höhen, der niedere Buschwald, die durchsichtigen Dächer der Oliven, Maulbeerbäume und Edelkastanien, die Zypressen, die sich zusammenschmiegen, als wären sie sich bewußt, daß sie hier nur ganz leise ans Düstere mahnen dürfen, einzelne Pinien, die in schöner Architektonik ihr Kuppeldach auf hohem, freiem Stamme tragen, selbst die giebellosen, würfelförmigen Häuser — all das bietet Pforte, Fläche und Raum für Farbe und Licht, deren Fülle das weite Wasser im Widerspiegeln vermehrt.

Nach einer Stunde ist Cassone erreicht, ein altes zusammengedrücktes Dorf. Ein klarer Bach kommt zur Linken herab, eilt über moosigen Aquädukt zu einer Mühle und stürzt in den See. Zypressen, Maulbeer und Oliven ragen aus jedem Winkel der Häuser, die sich um den Bach drängen. Überall waschende Frauen — das förmliche Wahrzeichen Italiens; sie waschen und waschen, als ob — mein Gott — als ob sie keinen Schmutz sehen könnten. Draußen als Gegensatz zu der fast nordischen, grünen Frische des Bachs der See im Abglanz des südlichen Himmels. Ein Inselchen, das von ferne wie ein Panzerschiff sich ansah, liegt nahe, die Isola Trimelone; sie trägt einen alten Turm und zerbröckelndes Gemäuer; Zypressen, welche die Schwermut, die im Zerfalle liegt, erhöhen, umstehen es.

Eine weitere Viertelstunde, dann haben wir mit Ascenza die Hälfte der Wegstrecke Malcesine—Torri gewonnen. Wein und Brot laben uns in der kleinen schwarzen Osteria; der Anblick fleißiger Menschen, die wie in Navene Strauchbündel schnüren und wägen, ergötzt uns, und acht Enten, im Gänsemarsch wie Soldaten beim Exerzieren genau die Abstände einhaltend, erinnern an heimatliche Dorfbilder. Ein großes, palazzoähnliches Gebäude mit Balkon, aber verwahrlost, steht unserer Osteria gegenüber.

Wieder 20 Minuten weiter durchschreiten wir das Hafenviereck von Castello, hochtrabend natürlich Piazza del porto genannt. Hohe Gebäude umstehen den kleinen Port, in dem zwei Segelboote liegen und auf dessen Einfassung Schiffer lungern. Und so wechseln malerische, geschlossene Örtlein mit freier, sonniger Fernsicht — seltenes Glück einer Wanderung. Und noch einmal von den Kirchenstufen von Magugnano aus können wir den Blick über die ganze nördliche Hälfte des Gardasees schweifen lassen, bis hinauf nach Riva und zum Monte Brione,

bis hinüber nach Limone und zu den letzten höheren Erhebungen der Alpen. Doch auch die südliche Hälfte fängt an sich zu erschließen, indem das Auge die Isola di Garda und das schön geformte Kap Manerba erblickt.

Um 11 Uhr, 2½ Stunden nach unserem Aufbruch in Malcesine, marschieren wir in Casteletto ein. Ein freier, schöner Platz am See mit neuer, zu einem Frauen-Kloster gehörender, außen und innen imposanter Kirche und neuen, hübschen Gebäuden überrascht uns, und schon glauben wir eine Ausnahme von den bisher geschauten italienischen Orten vor uns zu haben. Aber um die Ecke der alten Kirche — und der gleiche Charakter, den wir Deutsche gutmütig mit dem Worte malerisch bezeichnen, ist gegeben. Bei der „Sonne" kehren wir ein und die kleine, von Reben umwachsene Veranda mit Blick auf den See und auf eine am jenseitigen Ufer romantisch in einer Schlucht angelegte, terrassenförmige Orangerie muß uns für schlechtes Essen und rauhen Wein, für rastloses Geschnatter und geschmacklosen Putz einer einheimischen Gesellschaft entschädigen.

Nicht ungern machen wir dieser unerquicklichen Mittagsrast ein Ende, indem wir um ½2 Uhr nachmittags ein Boot besteigen, um uns von zwei Burschen nach Torri hinabrudern zu lassen.

Von Casteletto aus wird das Ostufer, an dem wir hinwandern, einförmig, Olivenhaine und Buschwälder ziehen sich am Berghang ununterbrochen fort, nur die Dörfer Pai und S. Zeno liegen höher oben, ein einziges, einsames Kirchlein unten an der Straße. Diese selbst ist auch wie verlassen, nur hin und wieder ein Frachtkarren oder ein Lastesel sind sichtbar. Auch auf dem See ist's ruhig, nur einem Frachtendampfer und einem Segelboot begegnen wir. Umso lebhafter sind die zwei Barkenführer, die zwar eifrigst rudern, aber ununterbrochen schwätzen oder in vortrefflicher Weise Vögel und Katzen nachahmen.

Umso schöner aber ist das Westufer vom Kahne aus gesehen. Wir sind nunmehr in das Gebiet der unteren Seehälfte gekommen. Und wenn oben, wo die Berge zu beiden Seiten des Sees himmelhoch ragen, noch ein gewisser träumerischer Charakter der Landschaft nicht abgesprochen werden kann, so ist hier unten alles frei, alles offen, alles lebendig und lachend. Limpidus nennt Catull seinen Benacus. Gargnano liegt dort drüben, leuchtend wie eine Perlenschnur auf hellblauem Samt, und je südlicher, je mehr erschließt sich die ganze Pracht der Gardasee-Riviera von Maderno bis Salò. Wie aus dem reinen Schaum des Wassers emporgestiegen, so schimmern und blitzen die Orte und Örtlein dort, und in der Entfernung der Seebreite haben wir den Eindruck, als lägen sie ohne Vermittlung auf den blauen Fluten. Ist es die Lust an Farbe und Sonnenlicht, ist es die Ahnung von Lebensfroheit, die uns bei diesem Anblick überkommt, die uns die Sehnsucht nach dort drüben weckt? Wohl beides. Aber wie gut ist's im Leben, daß hinter solchen Augenblickswünschen Frau Mutter Erfahrung mahnend steht. So wissen wir auch hier, daß jenes Ufer uns nur wie ein Ufer der Seligen erscheint, solange wir es aus der Entfernung sehen. — Und so ziehen wir denn unbeirrt unsere Bahn, glücklich im Gefühle des ruhigen Gleitens auf der Flut, glücklich im Anblick von so viel Südlands-Schönheit.

Nun erscheint auf unserer Seite hoch oben am Berg die Kirche von Albisano und herunten am See ragen graue, turmartige Mauern auf, Überreste der einstigen Befestigung von Torri, die auf die Skaliger zurückgeführt wird, auf jenes emporgekommene Herrschergeschlecht, das im 13. und 14. Jahrhundert, ähnlich wie später die Medici in Florenz, Verona zum Mittelpunkt einer nicht unbeträchtlichen weltlichen Herrschaft, aber auch zum Mittelpunkt von Kunst und Wissenschaft machte. Der von Florenz vertriebene Dante fand bei den Skaligern in Verona gastliche Aufnahme.

Auch Torri hat den gleichen Charakter wie all die Städtlein des Gardaseeostufers: ein respektabler Hafenplatz, sonst aber enge, schmutzige Straßen, dagegen erfreuliche Schau auf See und Ufer. Schön ist wieder die Kirche, die eine freundliche Lichtfülle in sich hat und durchaus mit Marmoraltären geschmückt ist.

Der sich neigende Tag führt uns noch nach Albisano hinauf — eine Stunde Steigens auf unendlich schlechtem Weg. Zum ersten Male am Gardasee grüßen uns Weinberge, die, je südlicher, je mehr die Olivengärten verdrängen, und eine Frau, die köstliche Trauben trug, bot uns freigebig davon, indem sie sich gleichzeitig gegen jedes Entgelt wehren wollte und auf alle Fragen nach dem Preise nur die Aufforderung „mangiare!" hatte. — Von Albisanos Höhe aus aber genießt man eine Rundschau, die vielleicht die großartigste des ganzen Sees genannt werden kann. Die Ufer des südlichen, ausgebreiteten Teils liegen in all ihren Buchten, Kapen, Halbinseln und Vorsprüngen, also in ihrer ganzen abwechslungsreichen Zeichnung, in ihren mählich und mählich abfallenden Bergen und Höhen, in all ihrem Schmucke der blitzenden Orte und Häuser, mit einem Worte: in ihrer unsagbaren Schönheit vor uns, ein kaum faßbares Bild von Leben und Glanz. Und die Sonne, die eben über die Hügel nördlich von Brescia hinuntertaucht, wirft vom Kap Manerba gegen Torri herüber einen breiten Streifen matten Goldes über die leicht bewegte Flut.

Im Albergo Calcinardi, so einfach es ist, war es lobenswert. Zuvorkommend die Bedienung, reinlich Bett und Tisch, gut der Wein, gut gemeint das Mahl. Gut gemeint, denn die prachtvollen, am Spieß gebratenen Hühner waren, um sie nach Maßgabe eines italienischen Gaumens schmackhafter zu machen, mit Büscheln von Rosmarin ausgestopft, dem deutschen Gaumen zum Leide. — Je nun! Zuletzt war es doch behaglich in dem Raume, in dem wir saßen und der mit seinem Marmorkamine, seinem Holzplafond, seinen langen Tafeln und im reichen Bilderschmuck wie ein kleiner Rittersaal aussah. Und in der Petroleumlampe bescheidenem Lichte funkelte der Wein noch zu einer Stunde, die ein Wandervölklein nicht mehr wach antreffen sollte.

* * *

„Der Sonntag ist der Ruhetag, wo jedermann sich freuen mag." Mit diesen naiven Worten beginnt ein Vers in „Prinz Grünewald und Perlenfein mit ihrem lieben Eselein" vom Verfasser des „Struwelpeter". Und in der Tat, diesen einfachen Reim sollte jeder beherzigen — auch der Turist. Denn Wandern sowohl als Einkehr hat am Sonntag seine mißlichen Seiten und viel besser sitzt man an einem Orte, das Drängen der Menschen beobachtend, sich nötigenfalls in sein Quartier zurückziehend, als daß man selbst mitdrängt und so das Unbehagen vermehrt.

Wir beachteten das Sprüchlein heute freilich nicht ganz, und so entging uns wohl manch reiner Genuß durch die Fülle der Menschen, die an einem schönen Feiertag in dem lebhaften Italien in Bewegung ist.

Der Strand von Torri abwärts bis S. Vigilio ist einsam und vegetationsarm. Umso schöner ist der Blick aus dieser Nähe über den wogenden See zum jenseitigen reich belebten Westufer, wo sich nunmehr die glänzende Riviera völlig entfaltet und wo Manerbas abstürzende Felsen und seine Spitze im Sonnenlicht blauen. Schon nach einem Stündlein aber sind wir an der Punta S. Vigilio und üppige Vegetation beginnt, wir treten auch herunten am See jetzt in das Bereich des Weinstocks ein.

Wir treten aber auch in jenen Teil der Seelandschaft ein, der geschichtlich der interessanteste ist, wo Römer, Langobarden, Goten, Veroneser, Venetianer und spätere Völker allüberall Spuren ihrer Herrschaft hinterlassen haben.

An der Spitze des scharfen Vorsprungs, den hier das Ufer in den See hinaus macht, steht inmitten von Fruchtgärten und Anlagen die schöne Villa Brenzoni und dabei eine vortreffliche Restauration, ein Ausflugspunkt für die Bewohner des Gardasees und der benachbarten Städte, insbesondere Veronas.

Eine Zypressenallee führt zur Villa. Die Stämme dieser Bäume, deren Rindenfeinheit und deren Farbentöne kaum zu beschreiben sind, die aufs engste gedrängten Zweige und Nadeln und ihre Dunkelheit machen einen märchenhaften Eindruck. Es ist wie eine Reihe lebendiger Obelisken, durch die wir schreiten. Und je nach der Umgebung ihres Standorts ist dieser Eindruck traurig, ja düster, immer aber ernst. Und der Ernst erhöht sich da zum reinen Gegensatze, wo der Hauptcharakter einer Landschaft lachendes Leben ist. Hier, wo der blaue See durch die Lücken ihrer Reihen glänzt und da und dort ein blinkendes Gebäude hindurchleuchtet, geben sie das Gefühl nicht der Unfreundlichkeit, sondern der Würde. Es liegt wie heilige Mystik über ihnen, jenes dem Menschen nicht unsympathische Empfinden, das Böcklin so gerne und so gut wiedergab; es ist die Poesie des Metaphysischen, die sich in diesem Baume verkörpert.

Und innen an den hohen Mauern der schönen Villa, die der Gelehrte des 16. Jahrhunderts, Agostino Brenzoni, nach den Plänen Sanmicheles erbaute, sind von einem verständigen Besitzer Nischen mit alten Büsten und mit den Versen altrömischer Dichter angebracht, die die Schönheit der Erde und die Hoheit der Götter preisen. Kein Zweifel! ein tieferes Naturgefühl hatten die Zeiten der Griechen und Römer, wo noch in jedem Busch, in jeder Quelle die Gottheit wohnte, als die Zeiten des Christentums, die den Blick nur aufs Überirdische lenken. So würzen uns die Erinnerung an längst vergangene Zeit, glanzvolle Fernsicht und nicht zuletzt des Weines Reinheit und Feinheit die schattige Rast. Und so geleitet ein angenehmer Weg vom Übersinnlichen über das Historische zur erfreulichen Gegenwart.

Der dreiviertelstündige Weg von S. Vigilio nach Garda führt durch einen ununterbrochenen Garten, der insbesondere da vollendete Schönheit zeigt, wo ein Schloßpark mit Weingelände, mit Zitronen- und Orangen-, mit Öl- und Zierbäumen und mit mannigfachen, wohlgepflegten Beeten die Straße begleitet, von deren höherer Lage aus man die Bucht von Garda stets überblickt und hinaussieht gegen das langgestreckte Sirmione, die Heimat des Catull, wo heute noch schöne Reste seiner Villa sind, und das er in einem übermütigen Liede „Peninsularum insularumque ocelle“ anspricht. Anders wie die übrigen Buchten des Sees ist diese. Während sonst am offenen Strande oder in einförmigem Ölbaumkranze, dahinter Berge, die Orte liegen, ist hier eine Fülle und Mannigfaltigkeit der Vegetation, die das Städtlein Garda halb verdeckt. Nur das Wasser ist das gleich blaue. Aber auch die Formen der kleiner werdenden Berge sind andere: „Der harte Eigensinn, die ungeschickt auftürmend zyklopische Wut ist getilgt; in Gestalten und Profilen herrscht eine reife Milde, plastischer Schwung, weicherer Wellenfluß, der aber den Ernst, die Bestimmtheit und Energie nicht ausschließt.“[1]) Auch die Luft erscheint freier und durchsichtiger, „das feinere kristallene Medium nimmt hier allem Körperlichen die Schwere und gibt den Dingen zugleich Bestimmtheit und Leichtigkeit.“

So sind wir hier in Vigilio an der Pforte Italiens und in Garda treten wir durch diese ein.

Garda selbst ist ein unsauberes, vielleicht das unsauberste Nest am ganzen See. Eine einzige lange, enge Gasse, oben und unten durch ein „hohles, finsteres

[1]) Victor Hehn, Italien.

Tor" abgeschlossen, bildet es der Hauptsache nach eine Gasse voll Krämereien und Osterien, aus denen die verschiedensten Gerüche kommen. Heute am Sonntag drängt sich viel Volk in diesem düsteren Raume, aber auch draußen auf dem freieren Kirchenplatz, wo das Hotel Terminus steht und die Station der Veroneser Trambahn ist, herrscht sonntägliches Leben.

Nun aber verlassen wir den See und ziehen — angestaunte deutsche Rucksackturisten — die Straße dahin, die den nach Süden abfallenden Bergrücken hinaufführt gegen Costermano. Überall Ansiedlungen, Gärten und Felder, reich mit Reben und Fruchtbäumen bestanden, überall Segen und Leben. Schöne wohlgepflegte Landsitze mit Parkanlagen, ringsum reiches Land, stehen an der Straße; jene auffällige Vernachlässigung der menschlichen Wohnungen, wie wir sie sonst häufig genug in Hesperien finden, ist nirgends bemerkbar. Man sieht, der Mensch hat hier mehr Arbeit von der gütigen Natur zugewiesen bekommen. — Die Straße ist von Fußgängern, noch mehr aber von Fuhrwerken belebt und ganze Gesellschaften sitzen auf vier- oder zweiräderigen Wägen, zusammengedrängt auf ein glückliches, lachendes Häuflein, das dem Sonntagsvergnügen entgegenfährt. Kleine Pferde oder Esel sind einzeln vor die Gefährte gespannt. Die Leute selbst, in meist dunkler, gewöhnlicher Kleidung, sind von jener nicht frei italienischen, etwas behäbigeren Rasse, die deutsche Mischung verrät. Unter den Frauen sind viele rot- und blondhaarig. — Bei einer Biegung der Straße aber, die jetzt das Grüne vorherrschend umgibt, sehen wir noch einmal zurück auf die blaue Bai von Garda und auf den leuchtenden weiten See, in dem sich Wogen kräuseln; die Rocca di Garda, auf deren Burg Hildebrand, des gewaltigen Dietrich von Bern Waffenmeister, geboren wurde, die letzte Erhebung vor der lombardischen Ebene südlich und das Kap S. Vigilio nördlich bilden den Rahmen dieses Bildes.

Der Höhenkamm, auf dem das Dorf Costermano liegt, ist jetzt gewonnen und abwärts geht es in jenes lebensvolle Tal voll Fruchtbarkeit und Segen, durch welches der Torrente-Tasso zur Etsch zieht. So weit das Auge reicht — ein einziger Garten, kein Flecklein, das nicht Früchte hervorbringt oder wohlgeordneten Ansiedlungen der Menschen dient. Noch hängen Trauben von enormer Größe an den Rebengirlanden, die sich zwischen den Bäumen der Felder winden, und die frisch gepflügte schwarze Erde kündet, daß sie gern bereit ist, sofort nach der Ernte neue Saat aufzunehmen. Unübersehbar fast, bis hinüber zum Fort S. Marco, das, eine stattliche Festung, auf dem Hügel liegt, und bis zu dem Höhenzuge, der das Tal von der Etsch trennt, sind lachende Gefilde über diese Mulde der Erde ausgebreitet.

Es ist das jenes Tal, das Goethe in seiner italienischen Reise, als er von Bardolino gegen Verona ritt, in seinem unteren Teile berührte und von dem er schreibt: „Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man beim Herabsteigen übersieht, durch Worte nicht dargestellt werden. Es ist ein Garten, meilenlang und breit, der am Fuße hoher Gebirge und schroffer Felsen ganz flach in der größten Reinlichkeit daliegt."

Über das schmucke Dorf Pesina mit schöner Kirche, wo feiertägliche Burschen mit tambourinartigen Scheiben Ball schlagen, gelangen wir in zwei Stunden von Garda her nach dem alten Caprino veronese, dem Hauptort dieses Fruchtlandes. Ein Dom und hohe Häuser, deren enge Balkons mit feiernden Menschen besetzt sind, bilden das Städtlein; auf dem Hauptplatz steht eine Miniatur-Nachbildung der venetianischen Löwensäule und dicht dabei unsere Einkehr „al leone di S. Marco".

* * *

Von Caprino aus kommen wir wieder dem Absturz des Monte Baldo-Gebirgs näher und die Straße, die wir verfolgen, führt uns nunmehr zwei Stunden ununterbrochen aufwärts. Bis Spiazzi ist ein Höhenunterschied von nahezu 600 *m* zu überwinden.

Wir haben für uns einen Einspänner gemietet, um der Wanderung unter der in diesem Jahre sehr heißen Oktobersonne zu entgehen. Es ist ein richtiges italienisches Fuhrwerk, das wir da haben, schmutzig, aber freundlich der Kutscher, zerlumpt in seinen Polstern, jedoch solide im Bau der Wagen und ein kleines, mäßig genährtes, aber tüchtig ziehendes Pferd. Solange die Straße noch ein kurzes Stück eben dahinführt, braucht das Tier stetes Treiben, traben ist nicht seine Sache. Sobald aber der Weg zu steigen beginnt, da zieht es mit einer Treue und Raschheit, daß man selbst bei steilen Stellen im Gehen kaum gleichen Schritt halten kann. Und doch hatte der Gaul vorher nur eine kärgliche Mahlzeit von drei Litern Maisbruch erhalten. Das ist jene kleine, harte Rasse, auf die der Italiener mit Recht stolz ist und die er durch Kreuzung, die im Bau mehr verspricht, als sie in der Leistung hält, nicht verderben will.

Bis zu dem saubern Dorfe Pazzon mit schöner Kirche reicht noch der Segen des Landes, und Trauben und Feigen, Pfirsiche und Melonen gedeihen in den fetten Äckern. Von hier an aber nimmt die Fruchtbarkeit allmählich ab. Rauhe Bachtobel kommen vom Monte Baldo-Stocke herab, Felsen, mit wenig Buschwerk besetzt, treten zutage, und hin und wieder liegt ein steiniger Acker auf mühsam abgerungenem flacherem Terrain. Edelkastanien noch einzeln oder in kleinen Gruppen. — Die Straße zieht nun in großen Schleifen bergan und noch ein paarmal können wir auf die Bucht von Garda und auf den See zurückblicken, der jetzt schon stundenweit entfernt ist und im Dunste des Sonnentags kaum unterscheidbar tief unten liegt. Links erscheint jetzt der Gipfelkamm des Monte Baldo mit dem Telegrafo, eine schöne Bergform, die sich auf breit basiertem, von Schluchten durchfurchtem, von Matten belegtem Untergrunde aufbaut. Was war es doch eine geniale Idee Napoleons I., von diesem Gipfel aus seinem Heere in der lombardischen Ebene die Bewegungen vorzuschreiben; was müssen das aber auch für Riesenzeichen gewesen sein, um sie aus solcher Entfernung selbst mit bewaffnetem Auge sicher beobachten zu können.

Nirgends auf der Welt gibt es einen schroffen Absatz in der Natur; alles ist sachter Übergang. Und so sind auch wir allmählich aus der Fruchtbarkeit des Tals in die bescheidene Kultur der Voralpengegend, ja in die Armseligkeit der Hochalpen eingetreten. Was uns hier oben bei dem kleinen Kirchdörflein Coltri umgibt, das ist Almencharakter. Große Weiden, wenige Bäume, Fels und lose Steine, zu niederen Mauern und Haufen geschichtet, dünner Busch. Aber ein sehr großes, noch neues, kasernenartiges Gebäude, das auf uns schon vor 1 ½ Stunden imponierend in die Tiefe herabgrüßte, zeugt davon, daß es doch auch in dieser Höhe der Mühe lohnt, ein Landgut in solchem Umfange anzulegen.

Nur wenige Schritte noch und wir haben Spiazzi erreicht, vier große dreistöckige Häuser, alle vier „alberghi e trattorie". Spiazzi ist die Wallfahrtsherberge für Madonna della Corona. Dultstände mit Wallfahrerandenken sind an der Straße aufgestellt; viel Volk drängt sich, und Krämer und Wirte machen gute Geschäfte.

Die Fahrstraße führt nur noch eine Stunde bergan bis Ferrara di Monte Baldo, den besten Ausgangspunkt für die Besteigung des Maggiore. Wir aber opfern unserem braven cavallo unter dem Schmunzeln des Kutschers und der Umstehenden, die solche deutsche Sentimentalität nicht begreifen, noch ein paar Stückchen Zucker und schreiten dann abwärts dem Santuario zu.

Schon nach den ersten Schritten sehen wir durch die unheimlich jähe Schlucht in die Tiefe des Etschtals hinab. Und wüßten wir nicht aus der Karte, daß der

Höhenunterschied zwischen Spiazzi und Etsch 700 *m* beträgt, dieser eine erste Blick müßte uns über die enorme Steilheit des Wegs belehren, der vor uns liegt. Allein der jähe Abfall wird gemildert durch eine großartige Weganlage in Serpentinen und durch Treppen, die schon ein paar hundert Schritte unterhalb Spiazzis beginnen. 728 Stufen führen hinab und dann wieder hinauf zur Wallfahrt, alle Stufen aus behauenem Stein, die ganze Anlage in einer Breite von zwei Metern.

Wir biegen um eine Ecke, da liegt die Wallfahrt Madonna della Corona vor uns — vielleicht die verblüffendste Bauanlage, die in den Alpen zu finden ist. Eine himmelhohe, glatte Felswand ist von einem abschüssigen, von oben bis unten kaum 25 *m* breitem Grasbande, das schmal beginnt und in dieser Breite plötzlich endet, durchbrochen. Auf diesem Bande steht eine stattliche Kirche, ein Pfarrhaus mit Gärtlein und zwei weitere hohe Häuser. Zur rotgetünchten Kirche führt eine breite und hohe Steinfreitreppe empor. Hoch oben über dem Ende der Felswand ist ein hölzerner Schuppen, von dem aus ein starkes Seil herabhängt, ein Aufzug, um dies Adlernest — gerade das hängende Seil vervollständigt dieses Bild — zu versorgen. Denn wie der Horst eines Adlers liegt die ganze Ansiedlung mitten in der Felswand, zum Teil in diese hineingezwängt, den unglaublich kleinen Raum in staunenswerter Kühnheit nutzend.

Jedoch was fruchtet hier alle Beschreibung; man muß es mit eigenen Augen schauen; auch kein Bild gibt nur annähernd den überraschenden Eindruck wieder. —

Zu einer Schlucht steigen wir hinab, die eine Steinbrücke überspannt und an der Devotionalienkrämer ihre Stände haben. Dann beginnt die fortgesetzte Steintreppe aufwärts zu führen, dem Terrain angepaßt nun enger, in Windungen, durch ein Pförtlein, zwischen sichernden Mauern. Und nun endlich betreten wir einen kleinen Platz mit Trattoria und Schuppen, mit Kramläden und einer in den Fels gehauenen, durch überhängenden Fels gedeckten scala santa, auf der Gläubige, auf den Knien emporrutschend, ihre Andacht verrichten. Zur Rechten steht das kleinere Pfarrhaus mit dem niedlichen Gärtlein und vor uns ist die breite Freitreppe, die zur stattlichen Kapelle emporführt. Ein Geistlicher mit Talar und Barett schreitet vor dem Portale, sein Brevier betend, hin und wieder.

Die Kirche selbst ist schmuck außen und innen. Am schönen Hochaltar thront hinter Glasverschluß das plastische, wundertätige Bild einer Madonna mit dem toten Sohne, also einer Pietà. Die Wände sind mit guten Fresken geschmückt, von denen das eine eine ergreifende Kreuzigungsgruppe darstellt. Reichliche Opfergaben, Wachshände und -Füße, Krücken und dergleichen hängen in den Nischen. Ein großer Opferstock, der um Geschenke zur Kirchenerhaltung bittet, fehlt nicht. Die Wallfahrt ist von Welschtirolern und Norditalienern stark besucht, und am ganzen Gardasee und in der Gegend von Verona wird es kaum einen Menschen geben, der sie nicht kennt.

Wie Fr. Andrea Vigna in seiner Storia della Madonna della Corona in Monte Baldo erzählt, stammt das aus parischem Marmor gefertigte Wunderbild von der Insel Rhodus her. Als im Jahre 1522 die Türken Rhodus eroberten und in die Kirche eindrangen, in der sich die wundertätige Madonna befand, verschwand diese plötzlich. Schon in der darauffolgenden Nacht erschien ein weit leuchtendes Licht in jener Felswand des Monte Baldo, wo heute das Heiligtum steht; gleichzeitig ertönte von dort himmlische Musik. Als sich Leute mit dem Seile hinabließen, fanden sie die Statue und zogen sie zweimal auf die zugänglichen Höhen empor, jeden folgenden Morgen aber war das Bild wieder an der alten Stelle. Nun wurde es dort belassen und darüber eine hölzerne Kapelle gebaut. Zwanzig Jahre lang war der Zugang zu diesem Platze nur durch einen Aufzug möglich. Erst ein neues Wunder, das ist das Hervorsprießen einer mächtigen Linde in einer Nacht,

ermöglichte einen anderen Zugang, indem zwei starke Äste dieses Baums eine natürliche Brücke über die Schlucht bildeten. Nun wurde mit dem Bau einer Steintreppe begonnen und im Laufe der Jahre bildete sich die heutige Ansiedlung heraus. Seit dem Jahre 1562 ist der Platz auch bewohnt, indem damals ein Eremit sich niederließ. Der Bau einer größeren Kirche wurde im Jahre 1625 begonnen. 1833 zerstörte ein Felssturz das Priestergebäude, das zwischen 1869 und 1873 wieder aufgebaut wurde. — Von jener Linde ist heute nichts mehr zu sehen: da schon eine Faser des Holzes, mit Wasser oder Wein verschluckt, alle Krankheiten heilte, war der Baum nach etwas mehr als hundert Jahren total aufgebraucht. Der Name Madonna della Corona wird von der Ringform der Schlucht abgeleitet, nach anderen davon, daß das Wunderbild einen Rosenkranz um den Hals trug.

Ein imposanter Blick ist von der Kirchentreppe aus in die Schlucht hinab. Man steht über der Felswand, die senkrecht in grausige Tiefe abbricht; unten die buschreiche Schlucht ohne jede menschliche Ansiedlung, und an ihrem Ende das enge Tal mit der Etsch, mit Eisenbahn und Straße, jetzt bei hereinbrechendem Abend alles in tiefblauen Schatten getaucht. Gerade die Armseligkeit der Natur und die Menschenleere erhöht den überraschenden Eindruck des kleinen Felsennestes, das in der unwirtlichen Öde wie ein freundliches Asyl erscheint.

Auch zum Etschtal hinunter führen an der rechten Wandseite der Schlucht fortgesetzt breite Steinstufen, und der Rückblick von diesem Wege gegen die Wallfahrt zeigt dieselbe in ihrer ganzen Eigenart. Rote Felswände, die sich in der Richtung gegen Ferrara hinziehen, geben der wilden Felsenenge einige Farbe. Die Weganlagen aber, die vom Etschtal oder von Spiazzi zur Madonna della Corona führen, sind wohl die opulentesten, die man in den ganzen Alpen finden kann.

In 50 Minuten haben wir das Dorf Brentino erreicht, das auf dem Schuttkegel der Schlucht liegt. In nächtlichem Dunkel marschieren wir auf der Straße nach Rivalta, um von hier auf einer Fähre über die Etsch zum gegenüberliegenden Peri zu setzen. Der Nachtzug führt uns nordwärts.

Und als wir am nächsten Abend von der Höhe des Guntschnaerbergs all die tausend Glühlampen Bozens unter uns sahen, gedachten wir des kleinen, bescheidenen Lichtleins, das von Madonna della Corona herab durch die schwarze Schlucht ins Etschtal guckte, wie ein verirrtes Sternlein des Himmels.

DIE HEITERWAND. VON DR. HANNS SCHUELLER

Noch vor kurzer Zeit dem großen Strome der Turisten unbekannt, unter Hochturisten nur einem kleinen Kreise liebgeworden, erhält jetzt auch das Allgäu neues Leben. Fast alle Hütten weisen steigenden Besuch auf, in den Talorten trifft man bereits Scharen von „neuen Leuten". Das demnächst erscheinende Blatt der „Karte der Lechtaler Alpen" wird die beiden prächtigen neuen Alpenvereinskarten der Allgäuer Berge ergänzen und die recht mangelhaften Spezialkarten verdrängen. Damit wird hoffentlich auch einem Gebiete endlich die Beachtung zuteil werden, die es ebenso wie die Nachbargebiete verdient, der Heiterwand und ihrer Gruppe. Nicht so günstig gelegen wie die Allgäuer und westlichen Lechtaler Berge, so daß oft längere Talwanderungen besonders von Norden und Nordwesten nötig sind, um die Heiterwand zu erreichen, hat sie das Los so vieler Schönheiten geteilt, unbeachtet zu bleiben, weil eine noch größere Schönheit, das Kleinod Tirols, der Fernpaß, an seiner Ostgrenze liegt. Wie mancher mag wohl die kühnen Grate und die schönen, hoch hinaufziehenden Hänge angestaunt haben, wenn er über den Fern pilgerte oder von benachbarten Bergen hinüberschaute, — aber eines Besuchs würdig befunden wurden Täler und Berge nur von wenigen.

Kommt dazu noch die wirklich wenig günstige Verbindung mit den größeren Turistenzentren München und Innsbruck, sowie die völlige Abwesenheit von Hütten der Art, wie sie jetzt in Mode sind, so läßt sich diese Vernachlässigung verstehen, wiewohl einst die Alpenvereinssektionen Imst und Memmingen sehr viel gerade für die Berge und Täler der Heiterwand getan haben. Sie sahen aber ihre Opfer und ihr Bemühen so schlecht gelohnt, daß eben, von kleineren Arbeiten abgesehen, in letzter Zeit fast nichts mehr geschehen ist.

Aus jener Zeit stammt auch die einzige umfassendere Literatur, die für die Heiterwandgruppe vorhanden ist. In der Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins hat Anton Spiehler 1885—1888 Aufsätze über die Lechtaler Alpen erscheinen lassen und als deren Schluß auch über unsere Gruppe einige kurze Notizen eingefügt. Merkwürdigerweise hat Spiehler die Heiterwand selbst in diesen Aufsätzen nicht beschrieben, obwohl sie doch, nach seinen Worten, vielfach gegliedert, geschartet und gegipfelt, als mächtiger Felswall das Rotlechtal nach Süden abschließt und mit ihren schroffen Felsen und grünen Hängen zur mächtigsten Wirkung kommt. Auch sonst ist in der Literatur wenig Anhalt vorhanden. C. Deutsch gibt in der „Erschließung der Ostalpen", Bd. I, Seite 115 f., einige Notizen über Turen, die in den früheren Jahren ausgeführt wurden. Dann ist noch einiges bekannt geworden durch Mitglieder des Akad. Alpenklub Innsbruck, worüber an anderer Stelle berichtet werden wird. Unter den Karten, die in Betracht kommen, ist die österreichische Spezialkarte nur beschränkt brauchbar. Bei dem Alter des Blattes Lechtal ist dies nicht zu verwundern. Dagegen ist das bayerische Blatt Hinterstein (Nr. 671) der Karte vom Deutschen Reiche schon seiner prächtigen Ausführung, besonders aber auch seiner Lesbarkeit wegen warm zu empfehlen.

Das Blatt Sonthofen 1 : 50000 ist für unsere Gruppe nicht brauchbar, da dieses Gebiet als „Ausland" nicht bearbeitet ist.

Die bequemsten Zugänge bietet natürlich die östlich gelegene Fernstraße; Imst, Nassereit und Tarrenz sind, wie bekannt, gute Standquartiere. Von Imst nach Nassereit verkehrt die Post in zwei bis drei Stunden mehrmals täglich über Tarrenz. Wesentlich länger sind die Anmärsche von Norden aus dem Lechtale. Hier stehen drei Täler offen, die sich zur Heiterwand ziehen. Von Weißenbach aus über Rieden leitet das Rotlechtal nach Rinnen, wohin auch von Bichlbach (Lermoos-Reutte) über Berwang eine Straße zieht, nach Mitteregg und weiter an den Nordfuß des Bergs. Bei Stanzach im Lechtal öffnet sich das Tal des Namloser Bachs, das über Namlos zum östlichen Teil des Bergs führt, den man auch durch das Streimbachtal über Elmen, Bschlabs und Boden erreicht.

Mit diesen Zugangswegen ist zugleich auch die Ausdehnung der Heiterwandgruppe gegeben: im Osten die Fernstraße, im Südwesten das Streimbachtal und das Tal Namlos, im Norden das Rotlechtal mit seinen Seitentälern, dem einsamen Tegestal und dem Tal von Kelmen, im Süden das Streimbachtal mit dem Salvesenbachtal und Alpeiltal bilden die Grenze. Ein Blick auf die Karte belehrt über die zentrale Lage der Heiterwand inmitten dieser Täler, zugleich aber auch über die oft langen Anmärsche, die erforderlich sind.

Hinsichtlich der Unterkunft genügen die Gasthöfe in Imst, Tarrenz und Nassereit allen Ansprüchen, die Wirtshäuser in Namlos und Boden sind ganz gut; im übrigen ist man auf das Übernachten in den Sennhütten angewiesen, die im Sommer fast alle befahren sind; Almkost ist also auch hier zu finden. Im Sommer ist es übrigens nicht allzuschwer, die Jäger des Gebiets zu treffen und in den gemütlich eingerichteten Jagdhütten zu hausen. Selbstverständlich muß man seine Ansprüche aber ein wenig heruntersetzen.

Dem Gewirr und Gewühl der Zugspitzbesucher und einer nicht besonders guten Nacht auf der Knorrhütte war ich glücklich entlaufen; nun bummelte ich über die Ehrwalder Alm und den Seebensee zur Koburger Hütte. Übermorgen früh, also am 2. August 1908, sollte ich in Nassereit eintreffen, ich hatte daher noch gute Weile, mir die herrliche Verpflegung und die lustige „Grüabigkeit" auf der Koburger Hütte nicht entgehen zu lassen.

Der Abend war schön, ich fürchtete schon schlechtes Wetter, aber als ich am nächsten Morgen der Bieberwierer Scharte, 2000 *m*, zusteuerte, freute ich mich bereits auf den schönen Anblick, den die Lechtaler Berge mir bieten würden. Ich wurde nicht enttäuscht: Tief unter mir die zahlreichen Seen des Ferns, die gewundene, kunstvolle Straße, darüber aber die mächtigen Berggestalten des breiten Daniels, der Gartnerwand und ganz im Süden, aus anderen Spitzen hervorragend, ein langer Grat mit spitzen Hörnern: das ist die Heiterwand. Über diesem Bilde liegt die Sonne so blendend und grell, daß mir die Augen fast übergehen von dem Lichte, das mir überall entgegenstrahlt. Das also ist der Berg, dem unser Streben gilt. Lange blieb ich liegen und ließ das Auge auf alle die Schönheiten ringsum wandern. Dann aber schulterte ich wieder meinen Rucksack und trabte gemütlich nach Bieberwier. An den Seen vorüber mit immer herrlichen Blicken auf die Wetterwand, Sonnenspitze, den Marienberg und das Wanneck einerseits, die Lechtaler Berge anderseits, wanderte ich bis zum Dorfe Fern, um von hier ab nicht die neue, sondern die alte Fernstraße zu begehen. Wer nur ein bißchen gut zu Fuße ist, sollte sich diesen Genuß nicht entgehen lassen. Hoch am Hang führt der verlassene und verfallene Weg, teilweise durch Mauern gesperrt, über dem Tale nach Süden, und ich kenne keinen schöneren Eintritt nach

Tirol als auf dieser alten Straße. Während die neue an den Schönheiten der Fernstraße vorüberführt, schaut das Auge von der oberen, alten, weit hinüber und hinaus nach beiden Seiten und grüßt Wetterstein und Mieminger und die Stubaier Berge. Immer bleibt die Höhe fast dieselbe, bis kurz vor dem alten Schlosse Fernstein der Abfall beginnt. Hinter dem Sperrschlosse geht es weiter, und nach etwa einer halben Stunde wird die neue Straße erreicht. Von da ist es nicht mehr weit nach Nassereit. Abend ist es, als ich hier anlange. Bald ist die Post gefunden und zugleich mein Turengefährte Dr. Kleintjes, der hier mit seiner Familie zur Sommerfrische weilt.

RAUHENBERG (RAUCHBERG), 2583 *m*
ÖSTERR., 2490 *m* BAYER. MESSUNG

(Zweite Ersteigung, erste Ersteigung von Nordosten.) Das Wetter ist uns nicht allzu hold. Die für heute verabredete Tur sollte der Auskundschaftung dienen, und dazu brauchen wir schönes Wetter und Kleintjes außerdem Sonne zum Photographieren. Also wandern wir nicht eben sehr vertrauensvoll dem Gafleintal entgegen, das 20 Minuten nördlich von Nassereit die Fernstraße trifft. Eine rote Markierung weist uns den Weg und führt zu einem weithin sichtbaren Steinbruche, wo uns die Wahl des Wegs etwas erschwert wird. Nirgends mehr deutet ein Farbflecken die Richtung, und dabei ein Überfluß von drei Wegen. Wir entscheiden uns schließlich zu dem nach den Karten wahrscheinlichsten, dem mittleren, und wandern am Bache weiter den Steig hinan, immer höher hinauf, bis wir endlich nach einer Stunde zu zwei verfallenden Knappenhäusern kommen, die uns beweisen, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Höher geht es hinan und bald erreichen wir die Kreuzung unseres Wegs mit jenem, der von Obtarrenz über die Kälberalm nach dem Tegestal führt, 1782 *m*. Vor uns ragt der Alpleskopf, 2259 *m*, mit seinen Latschenhängen auf und links über dem Tale das Sinnesjoch, 2259 *m*, und der Rauhenberg, 2490 *m*. Wir folgen dem Obtarrenzer Wege etwa 150 *m* abwärts und stehen im innersten Winkel des Gafleintals. Nach kurzer Beratung steigen wir den Nordosthängen des Rauhenbergs zu und gelangen in einen großen, schutterfüllten Kessel, der im Süden vom Verbindungsgrat zwischen Rauhenberg und Sinnesjoch abgeschlossen wird. Nach unserer Meinung scheint es wohl am besten zu sein, wenn wir den Grat rechter Hand versuchen und dann von dort aus den Hauptgrat zu erreichen trachten. Wir steigen noch einige Zeit in dem Kare fort und gewannen dann, in einer der zahlreichen Rinnen, die zum Nordgrat ziehen, emporsteigend, diesen Grat, der uns einen guten Aufschluß gewährt. Uns gegenüber steht südöstlich der Rauhenberg, und er ist am besten zu erreichen durch jene große Rinne, die sich im fahlen Lichte von dem Massive durch den vorgeschobenen Gratausläufer nur undeutlich erkennen läßt. Genaueres ist nicht zu sehen, denn unbarmherzig verdeckt wallender Nebel alles um uns her. Wir durchschreiten also querend ein großes Geröllfeld, in der Hoffnung, hinter jenem Ausläufer in die Rinne hineinzukommen. Bald haben wir den unteren, gerölligen Teil hinter uns und wir meinen, den Hauptgrat in etwa fünf Minuten zu erreichen, da wird das Gestein so brüchig und plattig, daß wir etwas nach rechts ausweichen müssen, um dann mühselig wieder nach links hinüberzuqueren. Hier hatte Kleintjes das bessere Teil erwählt; denn während ich vorsichtigerweise sehr weit rechts gegangen war und dann äußerst anstrengend über lose Platten nach links gelangte, stieg er viel bequemer zum Grat. Über diesen erreichen wir in teilweise anregender Kletterei nach kurzer Zeit den Hauptgipfel, 2490 *m*, und sind überrascht, in dem Steinmanne nur eine einzige Karte zu finden.[1])

[1]) XVI. Jahresbericht des A. A.-V. München, S. 55.

Aufnahme von Dr. L. L. Kleintjes

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Heiterwand von der Hinteren Tarrenton-Alm

Ekkehard Beyrer und Fritz Graf von der Innsbrucker Bergsteigergesellschaft „Edelweiß" bestiegen den Rauhenberg im August 1897 zum ersten Male von Obsteig über Nassereit aus vom Sinnesjoch her.[1]) Der Gipfel war vorher noch nicht betreten worden. Den Abstieg nahmen sie durch eine steile Rinne und über Geschröf nach dem Reißenschuhjoch.

Leider ist das Wetter nicht besser geworden. Während die Sonne sich im Süden etwas behaupten kann, sind die Heiterwand und die benachbarten Berge von dicken Wolkenschwaden bezogen, die uns jeden Einblick in die Südseite unseres Bergs, der Heiterwand, verwehren. Kaum schauen von Zeit zu Zeit die Spitzen und Hörner des langen Grats heraus. Muttekopf und Plattein liegen herrlich wolkenlos da, aber uns war das neidische Geschick nicht hold. Umsonst hat Kleintjes seine umfängliche Spiegelreflexkamera mitgeschleppt, seine Ausbeute ist gering. Nicht allzusehr befriedigt rüsten wir uns wieder zum Aufbruche, verlassen den Gipfel und treten unseren Abstieg auf dem gleichen Wege wieder an, auf dem wir gekommen. Der Abstieg geht natürlich rascher von statten und außer einigen Stellen, die uns in den Rinnen schon beim Aufstiege etwas aufgehalten, hemmt nichts unser tolles Laufen. Bald stehen wir im trümmererfüllten Kare und nach kurzer Zeit auch an der Wegsenkung. Auf der Karte ist ein Weg direkt am Bache durch das Gafleintal hinab eingezeichnet. Freilich beginnt er erst ziemlich weit unterhalb, aber wie wäre es, wenn wir ihn zu erreichen suchen? Gesagt, getan. Mit großen Sätzen springen wir durch das oft dichte Erlen- und Latschengestrüpp und kreuzen wiederholt das Bachbett; aber lange dauert es, bis wir das kleine, kaum kenntliche Steiglein erreichen und, nachdem wir es oft verloren, schließlich gegen 6 Uhr die Fernstraße betreten.

HEITERWAND PUNKT 2515 *m* (Überschreitung von Nord nach Süd.) Soviel hatten wir am heutigen Tage gesehen, daß die Heiterwand mit einem kühnen Schwunge sich aus dem Reißenschuhtale zu einem Ostgipfel, 2460 *m*, emporhebt, von dem aus sich ein Grat nach Westen erstreckt, der bei 6 *km* Länge hat und folgende Erhebungen aufweist: 2461 *m*, ca. 2690 *m*, ca. 2515 *m*, ca. 2494 *m*, ca. 2489 *m*, Steinmannl 2594 *m*. Zugleich hatten wir auch annähernd den gewöhnlichen Weg ausfindig gemacht, der vom Grubegg- oder Niederjöchl, 2040 m, nordwestlich über grüne Matten, später Fels und Platten zum Ostgipfel in zuletzt etwas schwieriger Kletterei hinaufführt. Vom Grubeggjöchl bis zum Ostgipfel etwa zwei Stunden. Vom Ostgipfel ist der Hauptgipfel, 2690 *m*, unschwer über den brüchigen Grat zu erreichen.[2]) Dieser Hauptgipfel ist zuerst am 5. August 1897 vom Grubeggjöchl aus über den Ostgipfel von Ekkehard und Gustav Beyrer und Heinz v. Ficker erstiegen, der Hauptgipfel selbst aber nur von Dr. Gustav Beyrer betreten worden.[3]) Der Gipfel ist ebenso selbständig wie alle die anderen Hörner, die dem langen Heiterwandgrate entragen. Natürlich fehlt auch hier nicht der im Lechtale bekannte sagenhafte Jäger und Hirt, der vor allen Turisten bereits in der kürzesten Zeit die ganze Gratwanderung ausgeführt hat. Heißt er in der Hornbachkette z. B. Wolf, so heißt er hier J. Kolb und ist Schäfer. Auch uns wurde wiederum ein solcher hervorragender Bergsteiger präsentiert, als wir auf der Hinteren Tarrentonalpe nächtigten, und zwar behauptete einer der Sennen, sein Vater, der Jäger und Wildschütz Alois Draxl in Tarrenz, habe bereits vor langer Zeit den ganzen Grat begangen. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Aufgabe,

[1]) Privatmitteilung.
[2]) Erschl. d. Ostalpen, Bd. I, S. 115 u. f., Ö.A.-Z. 1897, S. 285, 1898, S. 223. Privatmitteilung.
[3]) Ö.A.-Z. 1897, S. 285 (Bericht), 1898, S. 229, Privatmitteilung. An dieser Stelle gestatte ich mir, Herrn Dr. Ekkehard Beyrer meinen besten Dank für seine Mitteilungen zu entrichten.

die Begehung des ganzen Grats, wohl jeden Bergsteiger lockt, der diese riesige Wand sieht. Nachdem einige Versuche vorausgegangen, gelang die völlige Überschreitung des ganzen Grats Alfred Wachter vom Akad. Alpenklub Innsbruck.[1])

Wir wußten damals noch nichts von den Turen Wachters und beabsichtigten ebenfalls die Überschreitung des ganzen Grats. Leider war uns zu diesem Zwecke unsere Besteigung des Rauhenbergs nicht ergebnisreich genug gewesen, wir beschlossen aber trotzdem, nach der Vorderen Tarrentonalpe aufzubrechen, dort zu nächtigen und bei gutem Wetter einen Anstieg von Osten ausfindig zu machen und die Überschreitung auszuführen. Dies versprach umso interessanter zu werden, als bis dahin nichts von geglückten Aufstiegen zu unseren Ohren gekommen war, im Gegenteil, die Versuche J. Conzerts waren mißglückt.[2])

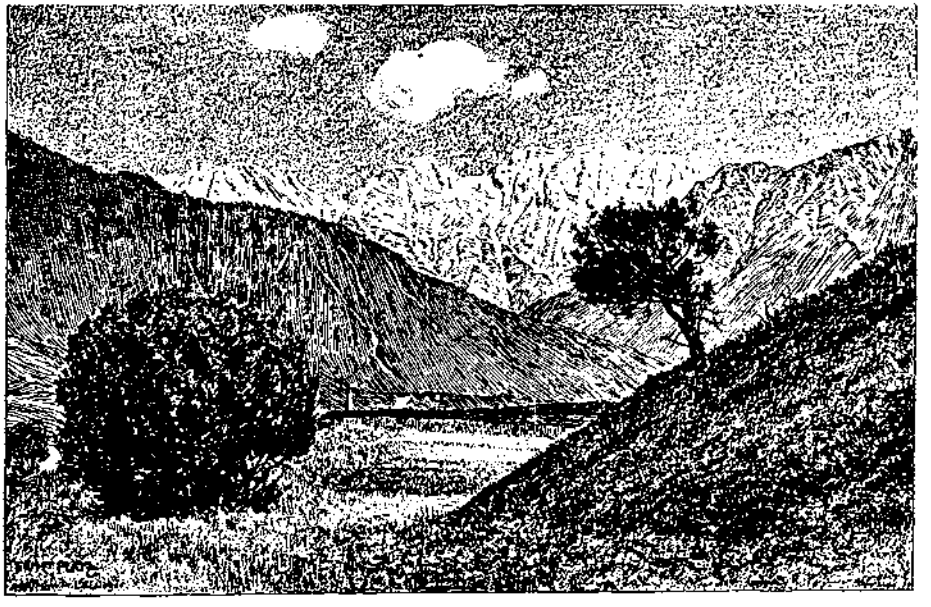
Mit vollgepackten Schnerfern zogen wir also voll Zuversicht am 3. August 1908, nachmittags 4 Uhr, von Nassereit ab und wandten uns nordwärts der Mündung des Tegestals zu. Leider hatten wir in Nassereit versäumt, genaue Auskunft über den Weg dahin einzuholen, und wir sollten dies recht bitter bereuen. Denn statt wie zum Wege ins Gafleintal nach dem Steinbruche zu gehen und hier den herrlichen „Wörzsteig" zu benutzen, liefen wir damals an dem kleinen Täfelchen vorbei, das 10 *m* hinter der Wegkreuzung fast unsichtbar den Namen trägt, und trabten, uns weidlich schindend, gegen den Tegesbach zu, wo uns ein recht schlechter Steig arg viel Schweiß kostete. Endlich kamen wir doch in die Höhe, aber die gesuchte Vordere Tarrentonalpe, 1604 *m*, konnten wir noch nicht sehen. Da in der bayerischen wie österreichischen Karte ein Steig eingezeichnet ist, so vermuteten wir, dieser würde nach dem Scheitel des Schweinsteinjochs, 1580 *m*, kommen; allein wir hatten dieses überschritten und Kleintjes, der ein Jahr früher bereits hier gewesen, konnte noch immer keinen Weg entdecken. Es war allerdings auch keine Kleinigkeit, denn der schüttere Wald war derart vom Galtvieh der vorderen Alm zertreten, daß auch ich keinen Anhalt an Schuhspuren der Sennen mehr hatte. So beschlossen wir denn, nach der Hinteren Tarrentonalpe zu ziehen und die Überschreitung der Heiterwand von Osten nach Westen in eine solche von Nord nach Süd umzuändern. Vom Sattel des Schweinsteinjochs, auf dem wir lange nach dem gegenüberliegenden Alpleskopfe, der rötlich angeglühten Heiterwand und dem finster drohenden Rudegger ausgeschaut hatten, schritten wir langsam abwärts durch schönen Fichtenwald nach dem großen oberen Talboden des Rotlechs, wo die Hintere Tarrentonalpe, 1516 *m*, liegt. Nachdem wir einigen Schlamm und Morast glücklich durchwatet und die großen dummen Augen so und so vieler Kühe auf uns gezogen hatten, betraten wir die anscheinend ganz gastliche Sennhütte. Die vier Sennen kannte Kleintjes noch vom Vorjahre, als sie auf der Vorderen Alpe hausten, wir fanden deshalb freundliche Aufnahme.

Alle Freundlichkeit aber ging rasch in Dunst auf, als wir uns nach unserer Schlafgelegenheit umsahen. Kleintjes hatte gehofft, daß auch hier wie auf der Vorderen Alpe ein Nebenstübchen vorhanden sein würde. Die Sennen schliefen zu viert auf einem Schragen in der Ecke der vorderen Hütte, wir aber hatten das Vergnügen, auf dem Heuboden in altem festem Heu, das mehr Spreu war und höchstens handbreit hoch lag, zu schlafen, wenn man das Liegen so nennen konnte. In der Nacht setzte eine frische Kälte ein, draußen lag am Morgen Rauhreif und die Hütte hatte keine Giebelwände, der kalte Wind strich also erbarmungslos über uns hinweg. Es war ein Biwak, nur unter einem Schindeldache, sonst eigentlich rechtschaffen unbequem. Während ich trotz meiner kurzen Lederhose die Nacht verhältnismäßig gut verbrachte, klagte Kleintjes am Morgen,

[1]) Ö. A.-Z. 1905, S. 8 ff. Privatmitteilung. [2]) Ostalpenwerk Bd. I, S. 116.

er habe entsetzlich gefroren und sehr wenig geschlafen, dafür aber sich gewundert, daß ich so gut schlief. Zeitig standen wir auf, kochten uns diesmal eine Milchsuppe und stiegen dann die Wiese hinter der Alm zur oberen Talstufe hinan. Nach einer Stunde standen wir am Fuße eines riesigen Schuttkegels, der aus einer Rinne herausfloß. Diese sollte uns den Anstieg zum Hauptgrat vermitteln und von da aus wollten wir das kühne Gipfelhorn zu unserer Rechten erreichen, das gerade über dem Talboden des Rotlechs emporragt und das Rotlechtal weithin beherrscht. Das war aber der Karte und dem „Hochtourist" zufolge der Punkt 2515 *m*.

Endlos schier deuchten Kleintjes die Windungen, in denen ich über das Geröllfeld anstieg, und schwerer und schwerer ging es die steile Halde bergan.



Heiterwand von Süden

Endlich entschloß ich mich, nach dem unteren Ende der Rinne links querend hinüberzugehen und dazu einen großen Schneefleck zu benutzen, in der Hoffnung, daß ich mir so das mühevolle Rutschen im Geröll ersparen würde. Doch welche Täuschung: der Schnee war beinhart gefroren, jeder Tritt mußte also erst mit dem Pickel herausgekratzt werden! Dabei hatten wir im Aufsteigen öfter unsere Blicke prüfend in die Rinne wandern lassen und sie voll Schnee bis weit hinan gefunden. Schöne Aussichten! War der Schnee in der Rinne ebenso hart, dann bedeutete das eine Verlängerung um wenigstens eine Stunde, und wir hatten bereits 8 Uhr. Der Schnee am unteren Ende war verfirnt, langsam kratzten wir abwechselnd Stufe um Stufe, dabei sorgfältig die schön gezeichnete Steinschlagrinne vermeidend; wir bewegten uns also hauptsächlich auf dem linken Rande der Rinne (im Sinne des Aufstiegs). Steiler wird der Firn, so daß oft die Randkluft zum Vordringen benutzt wird, doch lange dauert bereits das Stufenscharren. Kleine Eisstellen unterbrechen hie und da, während immerzu Steine und Steinchen

uns umpfeifen und sausend ihren Weg in die Tiefe nehmen. Wenn einen von uns ein Stein trifft, so ist kein Halten, pfeilgerade geht es auf der verharschten Bahn hinunter, und unten biegt die Rinne etwas nach links auf den großen Geröllkegel ein. Erleichtert atmen wir auf, als nach $2^1/_8$ Stunden endlich der obere Teil der Kluft auftaucht und wir ihn nach kurzer Zeit hinter uns haben. Jetzt müssen wir den Durchstieg zum Grate finden, denn da wieder hinunter wollen wir auf keinen Fall. Wir stehen hier vor der Frage, ob wir nach rechts oder nach links aufsteigen sollen. Links vermittelt eine einschneidende Rinne den Aufstieg, während es uns rechts etwas leichter über kleinere Rinnen und zumeist plattiges Geschröf weiterzuführen scheint. Also nach rechts hinüber und langsam hinauf, denn das Gestein ist arg brüchig. Etwas länger als eine halbe Stunde dauert es, ehe wir den Grat betreten und auf diesem westlich zum Punkt 2515 vorrücken; eine weitere halbe Stunde kostet uns dieser Gratübergang, denn das überaus brüchige Gestein nötigt uns zu erhöhter Vorsicht und außerdem brennt die Sonne unbarmherzig. Endlich aber erreichen wir den Gipfelpunkt und lassen uns die durch etliche Zigaretten gewürzte wohlverdiente Gipfelrast angelegen sein. (12 Uhr 15 Min. bis 1 Uhr 30 Min.) Es steht hier ein kleiner, verfallener Steinmann, ohne Karten; wir bauen ihn wieder auf und bergen in ihm die unseren.[1]) Weit um uns herum stehen alle die bekannten Gipfel im herrlichen Sonnenscheine. Dort drüben grüßen die lieben Berge der Hornbachkette und der Allgäuer, heimlich denken wir an unsere traute Hermann von Barth-Hütte und vergleichen damit das dürftige Nachtlager auf der Hinteren Tarrentonalpe. Zugspitze und Wetterstein, Mieminger und Karwendel, die Eisberge des Ötztals und Stubais, des Ferwalls stehen prächtig vor uns, herrlich schön sind die Tiefblicke in die vielen Täler zu unseren Füßen.

Nur zu bald schlägt die Stunde des Abschieds. Vom Gipfel ziehen mehrere Rinnen durch die steilen Südhänge hinunter ins Tal. Meine Ansicht geht dahin, daß es vielleicht am ehesten gelingt, einen Durchstieg zu finden, wenn wir in eine dieser Rinnen einzusteigen suchen und immer senkrecht abwärts auf das tief eingeschnittene Bachbett zusteuern, das uns bei der Trockenheit wohl keine großen Hindernisse bieten wird. Wir rechnen etwa drei Stunden bis ins Tal hinunter und von da bis Tarrenz eineinhalb Stunden, so daß wir noch am selben Abend bequem nach Nassereit kommen können. Wir wählen als Richtungspunkt den tiefsten Talboden im Alpeil, 1306 *m*, von wo ein Weg nach Tarrenz geht.

Voll guter Hoffnung stiegen wir also über das Geschröf ab nach einer Rinne zu, die wir für geeignet hielten. Über Wandeln, Abbrüche und durch Rinnen und Geröll ging es nun in bunter Abwechslung so anstrengend hinunter, daß wir froh waren, als wir um $^1/_2$4 Uhr aus den Felsen kamen und die Latschenregion betraten. Doch noch weitere zwei Stunden dauerte es, ehe wir auch diese eigentliche Graskletterei hinter uns hatten und zum Schluß nach mancherlei Schwierigkeiten in das Bachbett sprangen, was meiner Ledernen den Rest gab. Endlich standen wir 6 Uhr abends im Alpeil. Hier trafen wir einen Schafhirten, der auf der Suche nach einem Schafe den Ostgipfel der Heiterwand besucht hatte und mit uns nach Tarrenz ging. Er trug uns die schwere Spiegelreflexkamera und erntete dafür den Rest unserer Brotlaibe. Der Weg nach Tarrenz ist sehr angenehm zu gehen, er führt auf der halben Höhe im Salvesentale hinaus und bietet unterwegs schöne Blicke auf den Tschirgant, 2366 *m*, und die Heiterwand, sowie auf die Ruine Gebratstein und das ganze Gurgltal. Endlich gegen 8 Uhr kamen wir nach Tarrenz und um 10 Uhr nach Nassereit.

[1]) XVI. Jahresbericht des A. A.-V. München, S. 55.

RUDEGGER (RUDIGSPITZE), 2383 *m*
BAYER., 2378 *m* ÖSTERR. MESSUNG

(I. Ersteigung von Norden). Das Gebiet der Heiterwand hatte ich nicht mehr aufsuchen können. Kleintjes seufzte wieder unter dem Joche des Berufs, ich war ihm glücklich nach dreiwöchentlicher Vertretung entronnen und es zog mich wieder in das Rotlechtal hinein. Wir wählten als Einbruchstation Nassereit und, um eine Scharte vom letzten Winter auszuwetzen, den Weg von Ehrwald über die Koburger Hütte und die Grünsteinscharte, 2000 *m*. Meinem Gefährten Pflugbeil waren die Mieminger noch neu, wir brauchten also auch einen Tag länger auf der Koburger Hütte, ehe wir durch die Hölle nach Nassereit und nach den großen Einkäufen zu der Vorderen Tarrentonalpe ziehen konnten.

Diesmal kannte ich bereits den Anfang des Wörzsteigs, diesmal war auch eine reiche blaue Wegmarkierung vorhanden, kurz es wurde mir sehr leicht, den Steig zu finden. Er führt in stetiger langsamer Steigung an der Nordostseite des Alpleskopfs ins Tegestal, ist in sehr gutem Zustande und bietet hervorragend schöne Blicke auf die Umgebung der Fernstraße. Besonders von einer Bank, die hoch an dem Hange steht, erschließt sich ein schönes Bild. Tief unten liegt die Fernstraße und der Fernpaß mit Fernstein und Ruine Siegmundsburg, darüber sind die Berge jenseits von Nassereit und Bieberwier sichtbar. Bald trifft der Steig auf den Tegesbach und bei der Bachvereinigung auf den Weg von Fernstein. Es geht nun immer den Bach entlang bis hinauf zum Schweinsteinjoche, wo der Steig endet. Zugleich entsteht wieder die Verlegenheit, wo wohl der Pfad nach der Vorderen Tarrentonalpe zu suchen sei.

Es war Ende September, als wir wiederum schwer bepackt auf dem Schweinsteinjoche beratschlagten und, da es erst 3 Uhr nachmittags vorbei war, beschlossen, auf gut Glück durch den Wald zu gehen und die Alm zu suchen. Nach einer halben Stunde fand ich diese endlich und nach einem harten, für mich etwas schmerzhaften Strauße mit den Brennesseln rief ich meinen Begleiter durch den vereinbarten Juchzer herzu. Wir öffneten das Nebenstüberl und fanden darin eine Liegerstatt und eine Feuerstätte.

Nebel und Regen herrschten am nächsten Tage. Deshalb standen wir erst gegen 7 Uhr auf, kochten und hofften, daß sich vielleicht doch noch der Himmel etwas aufhellen werde. Gegen 9 Uhr erhielten wir Besuch vom Jäger aus der Klotzhütte, er war erstaunt, jetzt Turisten hier zu finden, und lud uns in seine Jagdhütte ein. Wir nahmen aber die Einladung nicht an, da ich noch immer entschlossen war, den Heiterwandgrat anzupacken und zu überschreiten. Gegen Mittag besserte sich das Wetter, der Regen hörte auf, wir machten also einen Verdauungsbummel nach der Hinteren Tarrentonalpe. Wie es so oft geht, kam meinem Gefährten die Lust, auf den Rudegger zu gehen; mich reizte das wenig, ich wollte vielmehr dem Jäger einen Gegenbesuch abstatten, um mir seine Hütte anzusehen, und näheres darüber zu erfahren suchen, ob man im Sommer wohl auch da zukehren könne. Allein auch mich erfaßte es, nach langer Zeit wieder auf einem Berge zu stehen, und nachdem meine Versuche, mich mit Pflugbeil zu verständigen, gescheitert waren, stieg ich noch ohne rechten Plan den Weg zur Schlierealm, 1932 *m*, hinan, folgte diesem jedoch nicht bis zur Alm, sondern stieg links nach dem Sattel zu, der über der Imster Ochsenalm im Namlosertale liegt. Über steile Geröllfelder dem Fuße der Felsen zustrebend, stand ich endlich nach einer Stunde am unteren Ende einer Rinne, die über einige Steilabsätze zum Hauptgrate herabzuziehen schien; diese durchkletterte ich — sie ist nicht immer ganz leicht — und stand am oberen Ende dem Gipfel derart gegenüber, daß ich einen heiklen Quergang in dem brüchigen Gestein antreten mußte, um über den Nordgrataufschwung an den Fuß des Gipfelblocks zu kommen,

den ich durch einen kleinen Kamin erreichte (4 Uhr 20 Min.).[1]) Bereits im Aufstiege hatte ich ängstlich nach der Uhr geschaut, denn die Wolken gingen wieder tief und dazu pfiff der Sturm ganz erbärmlich, so daß mich in meiner Lederhose keineswegs die Hitze quälte. Drei Minuten saß ich kauernd auf dem Gipfelblock und suchte einen Steinmann zu erbauen, aber die Kälte war so arg, daß ich rasch wieder verschwand und zu meinen Sachen zu gelangen suchte. Den heiklen Quergang vermied ich durch Absteigen und Wieder-Ansteigen, polterte dann mit Steinhageln durch die Rinne hinunter und erreichte bald wieder die Schlierealm (1 St. 40 Min.). Von da bummelte ich gegen den Rotlechboden, wo bereits Pflugbeil saß. Er hatte den Rudegger direkt durch eine große Ostschlucht anpacken wollen, war aber in so schlechtes Gestein gekommen, daß er allein nichts versuchen wollte und umkehrte. Gemütlich ging es nun zur Vorderen Tarrentonalpe, denn wir brauchten uns nicht zu beeilen, da wir den Weg schön bezeichnet hatten, ihn also auch mit Laternen gefunden hätten. Kurz vor sieben Uhr waren wir wieder da und erfreuten uns während unseres leckeren Mahls eines herrlichen Sonnenuntergangs.

Gestern hatte ich wiederum versucht, einen genauen und eingehenden Einblick in den Heiterwandgrat zu erhalten, und wieder war es mir wegen der Unbill der Witterung und der späten Tageszeit nicht möglich gewesen. Doch hatte ich gesehen, daß der Gipfel, den Kleintjes und ich am 4. August bestiegen hatten, nach der Höhe der anderen Gipfel geschätzt, einer der höchsten und beherrschendsten war, daß es der Punkt 2515 *m* (Hochturist) sein müsse. Ich hatte auch unsere Aufstiegsroute genau sehen können. Über dem Hinterberge und dem Steinmannl aber standen drohende Wolken und versperrten alle Aussicht auf den westlichen Teil des Grats. Da das Wetter nicht besonders günstig war und ich überdies versprochen hatte, gegen Ende September auf die Hermann von Barth-Hütte zu kommen, beschlossen wir, entlang des Nordfußes der Heiterwand über das Hinterberger Joch und Schachaun nach Bschlabs und Elmen zu laufen.

Grau in grau war der nächste Morgen, als wir gegen 7 Uhr aufbrachen und über das Schweinsteinjoch, 1580 *m*, zur Hinteren Tarrentonalpe, 1516 *m*, angesichts des gespenstigen Rudeggers zogen. Dann ging es talein gegen den Fuß der Heiterwand zu, immer mehr ansteigend, auf teilweise recht gutem Steige, bis hinan in den hintersten Karboden auf das Joch, das am Südhang des Hinterbergs liegt, ca. 2200 *m*. Hier überraschten wir eine überaus große Anzahl Gemsen, die bald in langen Zügen über die Geröllhalden auf den Grat der Heiterwand aufstiegen. Nun geht es weiter über das Schachaun und an einem See vorbei zu einer Unterstandshütte. Hier trifft sich unser Weg mit dem Saumpfad über das Steinjöchl, 2199 *m*, von Tarrenz und Pfafflar nach Namlos. Schnell verlieren wir an Höhe und erreichen 12 Uhr die Plötzigalm (1665 *m* bayer., 1617 *m* österr. M.), und nach öfterem Auf und Nieder endlich Bschlabs (1 Uhr 30 Min.).

Meine Turen im Gebiete der Heiterwand fanden damit ihren Abschluß. Wenn ich mit ihrer Schilderung erreiche, daß für die schöne Gruppe auch ein kleiner Teil von dem Turistenstrom abfällt, der alljährlich die benachbarten Berge erfüllt, so wäre das lebhaft zu begrüßen. Infolge der dürftigen Unterkunft sind die Rotlechtaler Alpen nicht für alle geeignet, und in Anbetracht ihrer Abgelegenheit kann sie nur der besuchen, der auch einmal gern auf ein paar Tage die Bequemlichkeit der Schutzhäuser und Hütten missen kann und mit dem dürftigen Nachtlager in der Hinteren Tarrentonalpe vorlieb nimmt. Doch wird es der Tätigkeit der Sektion Füssen unseres Vereins, die sich dieses Arbeitsgebietes angenommen hat, hoffentlich gelingen, auch hierin bald Wandel zu schaffen.

[1]) XVI. Jahresbericht des A. A.-V. München, S. 56.

„HOCH VOM DACHSTEIN AN —“

□ VON HANNS BARTH □

So beginnt ein allbekanntes volkstümliches Lied, das dem nächsten Gletscherberg Wiens zu einer Popularität verhalf, wie sie nur noch ein paar ganz Große der Alpen besitzen, etwa Großglockner und Ortler, oder Matterhorn und Montblanc.

Darum fehlt er auch in keines Naturfreundes Sehnsuchtsträumen, in keines Bergsteigers Gipfel-Wunschzettel, ja selbst die Mode-Nomaden müssen dort gewesen sein, wollen sie gesellschaftlich als „auf der Höhe“ gelten. Und wahrlich: der Dachstein verdient dieses allgemeine Interesse, denn dessen harmonische Vereinigung von starrlinigem Fels und weichformigem Firn, aus Mattenidylle und Waldromantik aufragend, ist ein Meisterstück der Natur, das sich mit triumphsicherer Schönheitsfreude in smaragdener Seen kritischem Spiegel selbstgefällig reflektieren kann.

Auch in meinem Bergfahrtenbüchlein prangt der Dachstein weit vorn verzeichnet, und voll Dankbarkeit denke ich seiner, hab' ich doch auf ihm als Neunzehnjähriger, zum erstenmal führerlos und allein gehend, im zweiten Jahre meines treuinnigen Bergkultes, die höhere alpine Weihe empfangen!

Damals trennte ich mich kurz entschlossen von einer bedächtigen, vielglatzigen Reisegesellschaft, mit der ich, aus dem Bereich des Totengebirgs kommend, in Hallstatt zur Rast zwischen sanften alpinen Spaziergangsprojekten gelandet war. Ich spotte aber nicht der lieben alten Herren, nein, ich danke ihnen sogar, weil sie in mir so manchen Grundstein alpinen Wissens befestigt haben. Wir waren nur gar zu ungleich. Sie hielten eben damals auf beschaulich-glücklichem Naturgenuß-Standpunkt, dem ich mich erst heute wohlbehaglich nähere, während zu jener Zeit mein Temperament noch in alpinem Sturm und Drang mächtig gährte. Kein Wunder also, daß ich mich angesichts des herrlichen Tosens und Schäumens, womit der vielbesuchte „Waldbachstrub“ im stillen Echerntal aus dem Herzen der Dachsteingruppe springt, schnell verabschiedete und über „schwindlichten Steg“, unter dem es gischtet und wallt, den verführerisch lockenden Orientierungstafeln und -Marken der Sektion Austria vertrauend, dem angenehm bergwärts führenden, breiten und schattigen Kaiser-Franz-Joseph-Reitsteig folgte.

Wie staunte der einsame Novize, als sich mit jeder lichter werdenden Serpentine des langen Zickzacks unter den grauen, tropfenden, löcherigen Wänden im Dürrgarten, fern und nah neue Wunder in die blaue Sommerluft hoben; als ober den letzten, wetterzerzausten, silberbleichen Baumgreisen, umringt von lebensfrischer Üppigkeit roter Alpenrosen und bedrängt von tückischem Legföhrengezweig, mit einem Mal die weite, wüste Karrenei „am Stein“ sich auftat, mit ihrer duftigen Bergschau in sonnenschleieriger Runde; als — wie ein inniger, mütterlicher Abschiedsgruß der bisher verehrten Wald- und Wiesennatur — die letzte grüne Oase der Wiesalm hinter den steinernen Wogen versank, ob denen droben verheißungsvoll das Eisfeld blinkte, darüber starre Felsen mit grell leuchtenden Wänden, tief schattenden Schluchten in neue purpurne Lüfte ragten — der märchenhafte Zauber des Hochgebirgs in seiner Pracht — welch lockende Schauer, welch bebende Triebe für das glückselige alpinistische Kind!

Und wenn der um sein und mein Wohl fürsorgliche Hüttenwart des Simony-Hauses noch zehnmal schauriger die Schrecken einer Dachsteinbesteigung über-

trieben hätte, um Hänschen das Gruseln zu lehren, ich wäre trotzdem hinauf; denn wo die Sonne am längsten verweilt, dort konnte es nur unaussprechlich wonnesam sein; des Lichtes Hochthron mußte ich mir erringen!

Unglaublich schien mir überdies, daß die Natur, wo sie in ihrer ganzen hehren Größe sich enthüllte, grausamen Wucher mit ihren Geschöpfchen treiben sollte, und vertrauensselig zog ich im Morgengrauen aus, fröstelnd mehr vor erwartungsvoller Spannung und Erregung über die nächste Zukunft als wegen der sternklaren Dämmerkühle. Über noch nachtstarren Gletscher und fahlen, knirschenden Firn an die morgenblinzelnden Felsen gelangt, stieg ich unaufhaltsam auf Eisenstiften den Seilen entlang zur soeben erwachten Schulter empor und mit Neulingsschauern über die schimmernde, eisige Schneide zur rosigen Steilschlucht; dann wieder froh und zielsicher deren gezähmtes Gestein hinan auf den goldenen Gipfel, in den leuchtenden Tag hinein, und staunte hinaus in die Weite und hinab in die Tiefe, wo die Sonnenstrahlen das Dunkel versprengten, wo schimmernd und glänzend ein Stück der Erde sich furchte in überirdischer Pracht und Reinheit, daß ein Menschenherz versunken in den heiligen Anblick der wundervollen Gotteswelt vor nie geahntem Glück in stummer, heißer Andacht taute.

Und als ich triumphierend mittags über die murmelnde, plätschernde, gurgelnde und dennoch feste Strömung des Gletschers talwärts stieg, mit einem Schatz im innersten Ich, den mich köstlicher Leichtsinn und Kraftfülle der Jugend verheißungsvoll heben ließ, da gab es um einen eingeschworenen Bergsteiger mehr, da ward ich Alpinist, — das heißt: Jünger, Apostel (will's das Geschick), Märtyrer sein für alles Erhabene auf Erden!

Das war die herrliche, sportreine Zeit des schönen Überschwangs berauschender, edler Begeisterung, die mich kreuz und quer durch die Alpen wandeln hieß.

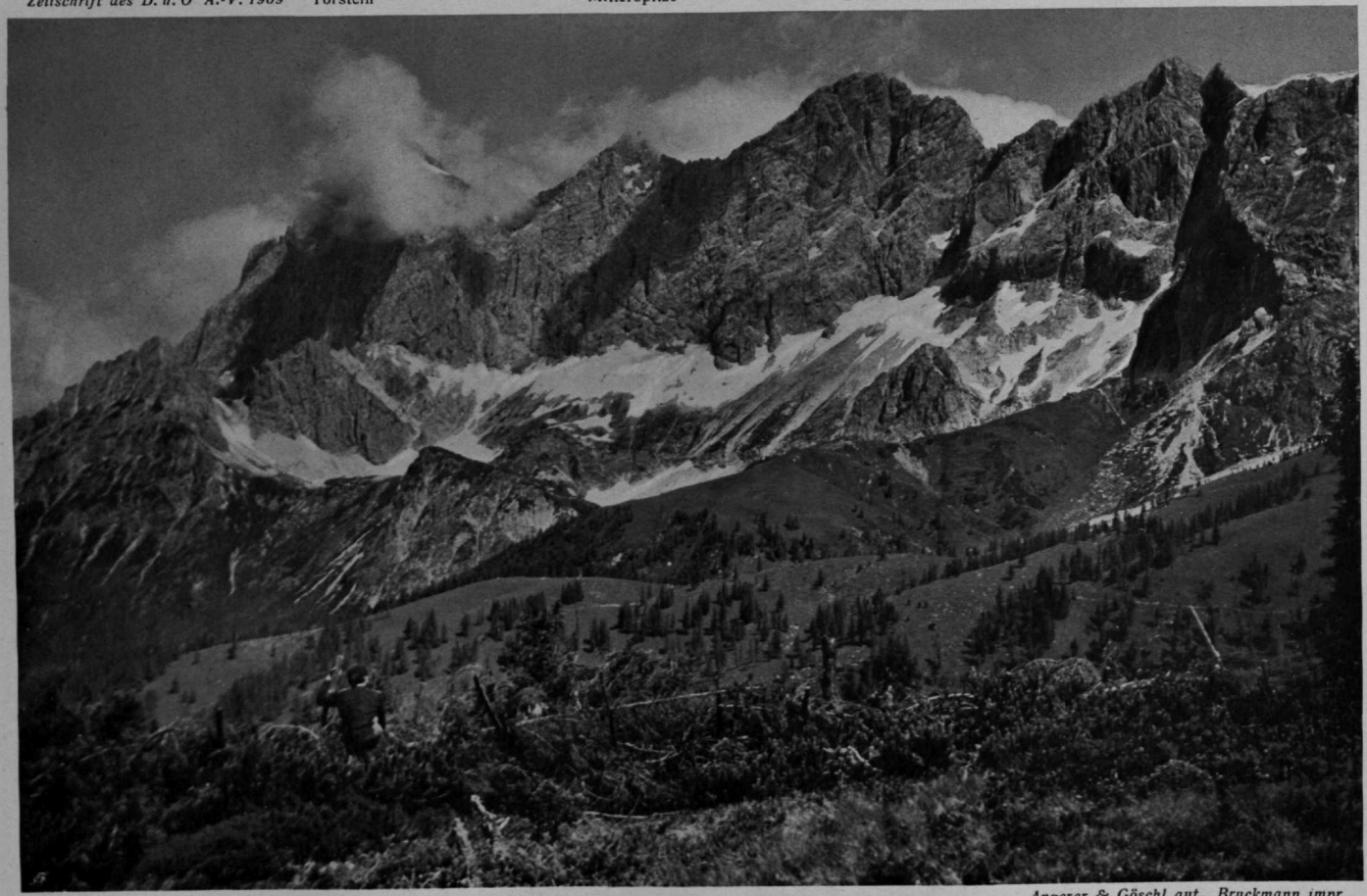
Dann kam ich wieder in die Dachsteingruppe, nach fast fünf Jahren. Zuerst im Frühsommer, hernach im Spätherbst nochmals, und immer ging's im Saus von Schladming (an 4 Uhr früh) rastlos durch die schöne Ramsau zur Austria-Hütte (an 7 Uhr) und schleunigst weiter in die Schwadering, über die Hunnerscharte auf die Spitze zu kurzer Mittagsrast oder zum „Gipfelsammeln" über die Nebenkämme und Grate, und rasch wieder hinab, um in der Nacht zu Heim und Pflicht zurückzukehren. Das war die asketische Abonnementkartenzeit der Turenberichtsrekorde, die wilde, närrische Rennsportfexerei des Sonntags-Gipfelfressers.

Und wieder nach zwei Jahren des alpinen Austobens trieb mich die Sehnsucht nach der „ersten Liebe" in den Dachsteinbann, bereits gereifter und geklärter. Doch war Wetterungunst oder die reichere Erfahrung schuld daran: ich fand es nicht mehr, das Glück von einst. — Und deshalb suchte ich, was mir auf allerwelts Wegen nimmer blühen mochte, auf Pfaden, die noch nie oder doch selten betreten wurden: die alpine Feinschmeckerperiode begann.

I.

MITTERSPITZ-SÜDWAND Diese alpine Delikatessensucht ließ mich also, auf dem Umweg über Linz—Salzburg—Bischofshofen nach Mandling gekommen — weil dadurch ein paar Stunden zu gewinnen waren —, in Gesellschaft von fünf Wiener alpinen Größen in mondverlassener, schwüler Julinacht zur stillen Hachau verdrossen und träge hinaufstolpern. Hätte damals nur einer den Mut gehabt, sich zum Schlafe ins Gras hinzuwerfen, ein jeder wäre gern dem Beispiel gefolgt, wie wir uns später gestanden; doch wortlos trieb uns die schreckliche Scham, verweichlichter Genußmensch zu scheinen, schlürfenden Schrittes vorwärts.

Auf und ab durch rotäugige Gehöfte und knarrende Gatterln führte die Wellbahn des alten Almsträßchens, welches, von Filzmoos heraufkommend, längs der



Aufnahme von Josef Netzuda

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Die Südwand des Dachsteinstocks

kalten Mandling weit grabenein sich senkt und jenseits wieder grabenaus ansteigt, um sich in die Ramsau hinüberzuschlängeln. Wir zogen aber bei seiner alten Holzbrücke geradeaus weiter, über weichgepolsterte Matten sanft bergan.

Im Vorblick, wie eine drohende, düstere, ungeheuere Wolkenwand, mit ihrem Zackenrand in den verdächtig flackernden Sternhimmel ragend, wußten wir die Südabstürze des Dachstein-Dreizacks, welche nach und nach im Dämmer aus schemenhafter Ahnung zu fahler Wirklichkeit sich zeichneten und färbten, bis endlich schwacher Morgenschein, den eine unsichtbare Wolkenschicht im Osten noch verwässerte, sie formte und belebte. Doch als der erste Strahlenstoß der höher steigenden Sonne die längst schon lauschenden Zinnen der Hochgipfel traf, da ging ein mächtiges Pulsen und Atmen durch die gewaltige Felswand; Grate und Rippen sprangen aus der noch kurz vorher scheinbar glatten Mauer; Schluchten und Rinnen furchten sich darein, des Lichtes Blut flutete in diese steinernen Adern und gab kräftigen Odem herrlichen Seins der gewaltigen Natur, daß es auch uns durchströmte wie neues Leben, die wir Zeugen waren dieser ergreifenden täglichen Wiederschöpfung der Welt aus nächtlichem Chaos!

Am Fuße des Rauchecks, dem vorgebauten Torsteinsockel, angelangt, wo heute der markierte wunderschöne Almweg, von der Austria-Hütte kommend, die Scharlalm erreicht, um über den Sulzenhals zur Hofpürgl-Hütte zu leiten, trennten wir uns. Thomas Maischberger, Dr. Heinrich Pfannl und Franz Zimmer zogen grabeneinwärts zu neuem Sieg gegen den Torstein, während Dr. Robert Lenk, Alfred v. Radio und ich uns bergwärts wandten, um wetterfroh und felssüchtig am stellenweise dichtverwachsenen Steilgehänge des Rauchecks herum den Maarboden, das einsame wilde Kar unter den Dachsteinsüdwänden, zu stürmen. Heute führt schon eine regelrecht ausgetretene Pfadspur hinan, so daß die uns gewordene delphische Belehrung: „nur nicht zu hoch, aber auch nicht zu tief“, genügen dürfte. Wir aber mußten damals mit den putipharischen Zudringlichkeiten der Zerbenwildnis heiß ringen, bis wir uns endlich jeder auf eigene Faust einen Durchschlupf erzwungen hatten und aufatmend die großartige Wüstenei dieser obersten, geröllerfüllten Terrasse betreten konnten. Inmitten dieses gigantischen Halbzirkus auf der mageren Schafweide des Maarbergs lagernd — einem Rastplatz mit lieblichem Talblick und wilder Bergschau — hielten wir Auslug und Kriegsrat.

Steil und gewaltig bäumen sich die Felswände empor, wie himmelstürmende Titanenmauern, und zücken an den Flanken als dräuende Wehr den Dachstein- und Torsteingipfel in die Höhe, indes dazwischen wie ein Riesenwurfgeschoß die Mitterspitze aufschnellt. In den Scharten lappt blinkend Firn und Eis und höhnt herab vom ewigen Thron zum allsommerlich sterbenden Schneesaum auf den Schutthalden zu Füßen der stolzen Felsen, welche sich jahraus, jahrein polternd Schuppe um Schuppe aus ihrem Plattenpanzer bröckeln lassen und dennoch so unangreifbar scheinen wie vor undenklichen Zeiten.

Trotzdem ließ der Menschennatur Kampflust und Sucht nach neuen Genüssen selbst von dieser ehernen Verneinung jeglicher Lebensfreude nicht ab, bis auch die wüste Felsenei Lust und Wonnen schenken mußte für menschliches Sinnen und Fühlen. Fritz Drasch und R. H. Schmitt eroberten diese harte Felsenbrust der Dachsteinabstürze nach heißem Werben am 14. Juli 1889 zum erstenmal, und als wir das von ihnen zur leichteren Wiederholung des kühnen Unternehmens verfaßte Rezept nochmals durchlasen, entdeckten wir, daß mit unserem Vorhaben just eine zehnjährige Jubiläums-Durchkletterung stattfinden konnte.

Nachdem wir den Einstieg neben den am tiefsten streichenden Felsen mehr durch die einfache Suche in der Gipfelfallinie der Mitterspitze als durch die angeblich so charakteristische, auffallend lichte Platte unter hohem Überhang fest-

gestellt hatten, stapften wir den rasch steiler werdenden Schuttkegel hinan, der in der Felsnähe mit Hartschnee bedeckt war, in dessen regelmäßigen Mulden Steinbrocken wie in den wattierten Fächern einer dilettantischen Mineraliensammlung verstreut lagen, die uns, ohne daß wir Wissensfeinde waren, zu flüchtendem Aufwärtshasten trieb, um einer eventuellen Vermehrung des reichen Museums aus den oberhalb drohenden Felsen nicht stilwidrig hinderlich zu sein.

Der Schnee spitzte noch ziemlich hoch neben dem untersten Felsvorsprung hinauf, aber trotzdem ward bei der auf dem obersten, abklaffenden Rand balancierend vorzunehmenden Klettertoilette die Überzeugung gewonnen, daß bei etwas tieferer Ausschmelzung die glatte Einstiegsmauer wohl schwerlich mehr zu bewältigen sein dürfte. Das damals apere, haltarme Wandstück, wo man auf kaum eine Seillänge nach winzigen Stützpunkten tasten muß, bis endlich nach einigem Hin und Her ein vorspringender Block in graziösem Damensitz zu nehmen ist, und man nach raschem Draufstellen sofort in die darüber abbrechende Rinne zu kriechen hat — gehört zu meinen pikantesten Klettererinnerungen!

Hernach kamen wir rasch vorwärts. Aus der Rinnengabelung links hinausbaucht sich ein überraschend gut gangbarer, rauher Plattenhang, unter Überhängen entspringend, herab, in deren Schutz wir uns endlich steinschlagsicher fühlten, während draußen auf den Platten klatschend Geschosse zerstoben; zum Glück war es bei uns aber nur verstreuter Felsschrott gewesen.

Den Höhlungen des sogenannten „schlechten" Bandes, in denen wir eine zerlumpte Hutruine fanden, nach links schräg aufwärts folgend, betraten wir unvermutet rasch und unschwer die breite, immer frisch geschotterte Straße des sonst wirklich „guten" Bandes. Bei schönem Wetter und Zeitüberfluß müßte dort ein wonniges Rasten sein!

Wie auf garantiert sicherem Balkon thront man inmitten eines gewaltigen Felstheaters über dem Parkett des Maarbodens, auf dessen bereits wie feingesiebter Sand scheinendem Gerölle sich die großen, abgestürzten Klötze wie blanke Habitué-schädel drängen, um begehrlich in die kernfrischen, saftgrünen Liebreize leuchtender, klingender Almherrlichkeit nach und nach hinabzuschieben. Und jenseits des duftigen Ennstales über dem farbensatten Mattengewoge stellen sich im Hintergrund die schneegetigerten Schladminger Tauern zum Reigen und ziehen rechts hinter den Kulissen des Rauchecks und des bunten Rettensteins die leuchtenden, weißen Feenschwestern der Hohen Tauern prunklustig herbei. — Nur wollte uns der rasch dichter werdende Schleiertanz mit den grauen Wolken nicht gefallen und wir verließen eiligst das herrliche Schauspiel.

Der überhängende kurze Kamin am Ende des Balkons kam mir in seiner prächtigen Griffigkeit spielend leicht vor; hingegen plagte ich mich in dem langen und engen, als leichter bezeichneten Wandschluf, der drüben folgte und ziemlich luftig ist, tüchtig ab. Als wir uns schnaufend endlich herausgerungen, war kurz nachher das bekannte scharfe Schartel erreicht, von dem die Gratrippe jäh gipfelwärts auf baut.

Bis hierher in verhältnismäßig kurzer Zeit gelangt, glaubten wir schon gewonnenes Spiel zu haben, begann doch nun nach Purtscheller-Heß' „Hochturist" der leichtere Teil, so daß wir hofften, ebenso rasch vorwärts zu kommen, wie unsere von Zeit zu Zeit drüben sichtbar werdenden, ameisenartig am Torstein-Südgrat emporwimmelnden Klubbrüder. Diese strebten nun bereits der hoch über uns sichtbaren Unteren Windlucke zu, während wir auf unserem Standpunkt erst das untere Drittel der Wandhöhe überwunden hatten, welche die weit vorspringende Wölbung, die statt der Felssturzwurzel die vom Maarkar absinkenden Hänge sehen läßt, besonders durch wallenden Nebel geschaut, bedeutend zu überschätzen verlockte.

Nach kurzer Sammelrast ging's weiter. Und das war wohlgetan. Denn als

der letzte - - eigentlich früher als nötig gewesen, gewissermaßen instinktiv — sich in Bewegung setzte, surrte ein Stein - der einzige während der Begehung der Gratrippe — aus der Höhe im Bogen über uns herab und schlug zerberstend zielgenau auf der scharfen Schneide des luftigen Schartels ein. Den Bruchteil einer Sekunde früher und er wäre einem von uns sicherer Tod gewesen. So ward er Stärker unseres Glücksglaubens, daß wir zielsicher in das graue Gewoge hinein kletterten, das uns immer dichter umspann und die Felsen näßte. Um Hindernisse lavierten wir stets wieder auf die Schneide, querten endlich die eisige Rinne zur Rechten, um einen Steilabbruch durch einen lehmigen Schmutzkamin zu überlisten, ober dem wir abermals nach links auf den Grat zurückkehrten. Wir guckten nach links hinaus, wo aber nichts als pralle, blanke Platten schauerlich zur Tiefe schossen, krochen behutsam zurück und wieder gerade empor, immer weiter und höher und höher — aber endlos schien die Rippe zur Himmelsleiter sich zu dehnen. Dann fing's gar zu graupeln an, die Dämmerung nahte, und noch immer fielen links und rechts steil die Flanken in des Abgrunds Trauerflor, türmten sich im Vorblick Zacken und Höcker in des Tages düster wogende Sterbeschleier. Schon hielten wir verdrießlich und fröstelnd Umschau nach einem Freilagerplatz, da riß der Nebel auf und ließ fast in gleicher Höhe drüben den Firn der Unteren Windlucke schimmernd geistern. Im finstern Gewände entdeckten wir ein Band. Ja, wenn man das erreichen könnte, dann brauchten wir nicht hier ein böses, schutzloses Nachtasyl suchen wie Drasch und Schmitt vor zehn Jahren. Muß denn die Jubiläumstur zu einer genauen Kopie werden? — Frisch, auf die Kante nach links hinauf: Heissa, da ist ja der Ausweg! Aber dazwischen bröckelt ein morscher, fast lotrechter Pfeiler. Nur ein paar Meter zwar; dennoch von gruseliger Häßlichkeit. — Jetzt, Freunde, sichert gut! Die Arme umspannen das scheußliche Gebild, die Finger krallen sich fest, und innig schmiegt sich der Leib an den bröselnden Fels. Dann ein Juhschrei — der Weg zur Flucht vor der bösen Nacht ist frei! Glücklich vereint stürmen wir in die seichte Karmulde, an einem höhlenartigen Riesenblock vorbei, der vielleicht das Schlafgemach der Erstersteiger war, steigen durch eine Schuttrinne auf eine kleine Scharte und stehen endlich auf dem verschneiten Hang, der von der Mitterspitze zur Unteren Windlucke streicht.

Im letzten Abendschein flatterte der Nebel um den Torstein, daß sich sein Gipfel scharf von einem mißgrellen, schrillverfärbten Golgatha-Himmel abhob. Dann schlugen die Schwaden wieder zusammen und wir tappten schleunigst über den spaltenlauernden, nachtbrauenden Gosaugletscher der sicheren Dachsteinspur zu. Mit dem Dunkel um die Wette liefen wir die Moräne hinab, doch die Nacht war schneller und ließ uns höhnisch in der Zerbenwildnis irren, bis uns dennoch Weginstinkt und Tastsinn der Füße zur Grobgestein-Hütte leitete.

II.

TORSTEIN-SÜDWAND Peter und Paul am 29. Juni, meist in unmittelbare Nähe eines Sonntags fallend, das ist für uns Wiener Alpinisten der richtige Dachsteinfeiertag. Der Winter ist im Hochgebirge so ziemlich vorbei, die Tage sind am längsten, die kurzen Nächte fast hell: da läßt sich die Sehnsucht nach besserer Bergfahrt nicht mehr zähmen. Also just die rechte Zeit für eine Durchkletterung der Südabstürze. Darum befand ich mich im Jahre 1901, nachdem wir frühmorgens von Schladming nach Mandling kutschiert waren, dem rauschenden Wasser des gleichnamigen Baches entgegenwandernd, in Gesellschaft der Herren Ing. Alfred Hofbauer und Fritz Panzer dahin unterwegs, während unser Vierter in seinem zu Selztal unbemerkt abgekoppelten „Separatwaggon“ noch in süßen Südwandträumen schwelgen oder bereits in Tobsucht wüten mochte.

Wie flott stieg es sich heute im taufrischen, dampfenden Morgen die Steilstufe zur malerischen Hachau hinauf, die in voller, leuchtender Frühlingspracht lachte, daß selbst der uralten, dräuenden Felsriesen starre Runzeln und Falten im jungen, warmtönigen Lenzschein sich wie freundliches Geschmunzel erhellten.

Heute galt's der Torstein-Südwand! Und siehe da! Am letzten Wasser bei der Scharlalm, die wir im klettersehnenden Eilmarsch schnell erreicht hatten, rasteten zwei der damaligen Erstersteiger: Thomas Maischberger und Dr. Heinrich Pfannl, welche uns nun den veröffentlichten knappen Bericht ihres beispiellosen und bis dahin merkwürdigerweise unwiederholt gebliebenen Siegeslaufes in begeisterter und willkommener Ausführlichkeit ergänzten.

Beim obersten Zerbenfleck schieden wir dann. Die beiden wandten sich gegen die steile Windlegerscharte, um über den schneidigen Westgrat unser gemeinsames Ziel zu erreichen, während wir drei im breiten Schuttkar unter den prallen Torsteinmauern zu dem höckerigen Sattel hinanklapperten, dessen ebene Rast das vorne — vom Tal aus gesehen — so kecke Raucheck zur niederen Rückfallkuppe unseres mit senkrechtem Steilsturz abbrechenden Torstein-Südgrates degradiert.

Ist man im sogenannten „Tor" angelangt, sitzt sich's auf natürlicher, rasengepolsterter Steinbank — um den Vergleich vom Mitterspitz-Balkon beizubehalten — wie in einer Proszeniums-Festloge. Und wirklich, es ist weniger die duftige, flimmernde Perspektive der sonnigen Tauern-Fernschau als die urgewaltige Architektur dieser Felsarena, womit die schöpferische Natur alle genialen babylonisch-ägyptischen, griechischen und römischen Stümpereien menschlicher Kolossalbaukunst zu niedlichem Spielzeug verschrumpfen läßt. Der Blick allein ist wert, einen Tag seines Lebens für diese erschütternd-erhebende Wallfahrt zu widmen und im andächtigen Schauen vor der kühn aufschwingenden, zyklopischen Himmelsstütze des Dachsteingipfels das ewige Walten göttlicher Naturgesetze gläubig zu bekennen.

Leider scheuchte uns nur zu bald flauer Lüfte wolkenfädiges, regenkündendes Spinnetz, das den blauen Himmel milchig trübte, aus dem glücklichen Sinnen auf.

Vom Steilsturz zieht rampenartig links ein einladender Vorbau herab, bei einer kleinen Nische in das Geröll tauchend. Dort legten wir Hand an ihn. Kleine Haltpunkte helfen über den untersten Abschwung schwierig hinauf, wo man etwas besser auf plattiger Pflasterung, die, nur einmal von einem vorspringenden Pfeiler unterbrochen, zur fast lotrechten, die Rinne absperrenden Wandkulisse gelangt. Nun heißt's aber stramm in die feuchtmoosig angehauchten Ritzen greifen, welche in der unregelmäßig geschichteten Felsmauer klaffen, und ein paar kecke Spreiztritte in die luftige Steilkante tun, bis man, sich auf ihre scharfe Krone hinaufziehend, so ziemlich das schwierigste Stück des gesamten Anstiegs überwunden hat.

Unvermittelt fällt drüben der Blick in den wilden Maarkarkessel; doch ein langer Schritt oder kurzer Ritt auf der Schneide bringt überraschend in eine muldige, nicht übermäßig steile, dachziegelartig geschuppte Rinne, welche statt des erwarteten Grates zwischen plattigen Böschungen weit emporzieht, darin man sich geborgen fühlt wie ein Kindlein in der Wiege. Nur einmal muß man bei einem gar zu wuchtig vorschiebenden Block nach rechts hinaus auf den Kammfirst, den Sirenenlockungen der ungeheueren Tiefe preisgegeben. Doch dann schmiegt man sich schon wieder links rasch in die offene Runse und guckt nur geradeaus, wo eine Rasenterrasse unter quergestellter, rötlicher Wand zu köstlichem Ruhen ladet. Frei fliegt dabei der Blick hinaus ins sonnenschummerige Land, über das sanfte Wogen der Wald- und Almhügel längs der Enns und Salzach bis zu den aufspringenden, schneefleckigen Felswellen und der firnglänzenden Brandung des ewigen Eises der Niederen und der Hohen Tauern.

Neugestärkt brachen wir auf. Jenseits des niederen Steinriegels wußten wir die

dämonischen Abstürze in das Maarkar und dennoch ist dort der Weiterweg. — Wie ein angelegter Steig beginnt ein breites Band in die gewaltige Wandfläche ansteigend hinauszuziehen: des Torsteins eigenartigste Herrlichkeit! — Vier- oder fünfmal unterbrochen, setzt das Band immer wieder pfadartig an, um sich bis zum nächsten Hindernis mählich zu verschmälern.

Diese sorgfältige Verschanzung des Zuganges ins Allerheiligste scheint mir wie Selbstschutz der Natur; denn mitten hinein in die überwältigende Felsschöpfung der Südabbrüche führt die schwindelnde Bahn, ewige Allmacht enthüllend und unfaßbare Größe, die bestürzend und ergreifend wirkt, wie ein belauschtes, unverständliches Mysterium, das bebend schauern läßt und dennoch wonnesam beglückt.

Und drum haben wohl alle, die bisher tiefergriffen diesen Gang getan, die Reihenfolge seiner Einzelheiten sich nicht gemerkt. Wann der große Block kommt, der zu überklettern ist, oder eine Steilstufe, wann die enge Scharte zum Durchzwängen, ich weiß es nicht mehr. Mir blieb nur lebhaft die eine unvergeßliche Stelle in der Erinnerung, wo das Band zur überwölbten Kriechleiste wird und endlich unter einem Überhang sogar zur Spalte, in der man hangelnd auf die breite Fortsetzung hinüberturnen muß; wobei — allerdings gut gesichert — der Körper mehr in der Luft baumelt, als auf dem ausgebauchten Gefels ruht, das mit einem Schuß niedersetzt zu den gleißenden Geröllhalden des unendlich tiefgesunkenen Maarkares. Dann war noch ein Turm, der bereits das Ende des Bandes sperrt und erst in nächster Nähe spärliche, plattige Tritte weist, auf welchen man außen herum, fast wie im Vogelflug, ob dem purpurnen Abgrund schwebt. Und dahinter klafft eine böse, schmale Schlucht, durch welche zur Schneeschmelze Lawinen donnern und Steinschläge schmettern müssen, weil sie untrügliche Schleif- und Hiebnarben zeigt und damit vor sich selbst warnt.

Drüben, gleich daneben aber, beginnt im kernfesten, scharfgriffigen Gesteile eine herzerfreuende, überreiche Auswahl aller erdenklichen Kraxelmuster: die idealste Kletterweide, über die wir flink hinaufschwelgten, bis wir zur Linken eine Schuttmulde betreten konnten, die, felszackig umhegt, ein quellendes Schneefeld barg, aus dem erquicklicher Jausentrunk nur zu einladend gluckste.

Sonst wären wir gewiß gleich weiter gestürmt; denn rechts drüben verhießen die wie überraschend aufgescheucht, zusammendrängenden Türme des Weiterweges neue Klettergenüsse, und nahe wußten wir überdies das dann und wann mit wallenden Nebelschleiern Maskarade treibende Ziel. Darum ließen wir auch nach kleiner Rast die hier nach links sich bietende Gelegenheit eines neuen Schotterdurchstieges zum Gipfelkar kommenden Variantentigern über, und sprangen nach kurzem Flankenangriff von rechts her dem gelben Zackenrudel auf die spitzen Scheitel. Und richtig lachte uns droben der blinkende Firn des von der Unteren Windlucke heraufziehenden Hanges entgegen, zu dessen berüchtigter, neugierig sich vorbeugender Schneewächte wir schnell die letzten Gratstufen emporstiegen.

Rasch alles abgelegt, was uns beim Gipfel-Sturmlauf durch das Geröllkar beschwerlich sein konnte, und ledig aller Bürde rannten wir freudegeschwellt hinan. Knapp vor der Spitze mußten wir aber bremsen, weil aus der Scharte noch eine kurze, gar nicht harmlose, luftige Wandplatte zu queren ist, die letzte spröde Geste des stolzen, verkannten, herrlichen Torsteins. Ohne Seilsicherung, wie wir waren, mochte ihm die Annäherung wohl allzu vorsichtig erfolgt sein; denn er hatte sich indessen fest seine Nebelhaube aufgestülpt und wollte sie um keinen Preis mehr lüften. Schade! — Nur ungern vermisse ich nach Kampf und Sieg den duftverklärten Friedensblick von hoher Warte auf das winzige Erdental. Und dann erst recht, wenn ich zum erstenmal auf einem Gipfel raste: weil einem des Berges Seele trotz allseitiger Bekletterung erst dann völlig bekannt wird, wenn man auch

weiß, wie seine Augen die Welt ansehen. Dennoch bin ich dem prächtigen, alten Riesen nicht gram: ist ihm ja nicht nur der Dachsteinstürze schönste, sicherste und kürzeste Rute zu eigen — die herrlichste Kletterbergfahrt meiner reichen Erinnerung, das bleibt die Erkletterung der unvergeßlichen Torsteinsüdwand!

Dann stiegen wir im Abenddämmer zum Grobgestein hinunter, und wieder war die winzige Bude ein qualvolles Massenquartier, daß wir seufzten: O Adamek-Haus — wo bist du?

III.

DIE DACHSTEIN-SÜDWAND „O mein, da Batt-Hons! Frei nit zan dakenna bist, so foast!" Das war der Willkommgruß der wackeren „Resi"-dentin auf der Bachleralm, als ich nach mehrjähriger Pause in Gesellschaft einiger Bergkameraden wieder einmal in dieser anheimelnden, historischen Ausgangsstation für die Dachstein-Südwände Einzug hielt. Ich war inzwischen Gatte und Vater geworden und wollte noch rasch, bevor mich der Ehe Honigseim völlig bedächtig und familienfromm machte, das unbezähmbare Liebäugeln mit des Dachsteins Gipfelwand, die meine Freunde Ed. Gams, Ing. Ed. Pichl und Franz Zimmer, am 27. Juli 1901 im Sturme genommen hatten, durch eine ehrbare Bekanntschaft erledigen.

Die Bachleralm gehört zu den schönstgelegenen, bestgeführten Sennen landaus, landein; kein Wunder, daß uns der sonnige Nachmittag gar köstlich dort behagte. Inmitten der Almidylle lagernd, gegenüber die heroische Felsszenerie, woraus es gleißte und dämmerte wie von verheißungsvollen Schätzen unvergeßlichen Glückes, empfand ich zugleich die stolze Freude der Erinnerung an genossene Wonnen und die süße Bangigkeit vor dem sicheren Nahen eines heiß begehrten Erlebnisses. Und diese Sorge für morgen ward allmählich reger, so daß ich bald mit noch zweien aufbrach, um uns den Anstieg durch die mir im unliebsamen Gedenken stehenden Zerbengassen des Raucheckhanges zum Maarkar hinüber mit Papierfetzen zu markieren.

Dann kam der Abend; ein wundersamer Abend. Still und leuchtend und erhaben stand die Welt in überirdisch verklärter Schöne und lauschte verzückt dem purpurnen Schwanenlied des entschwebenden Lichtes, bis ein bleicher Schauder die heilige Ergriffenheit verscheuchte und die Nacht unwiderstehlich ihren finsteren Domino über die hehre Pracht zog, immer höher, dichter, und nur mehr blinzelnde Sterne aus der samtdunklen Maske des Firmaments die ewig wache Seele des Alls verrieten. Der holde Bann ist dann gebrochen und die Menschlein schlüpfen wieder in ihr gewöhntes Ich. Bald trieb uns das Ruhebedürfnis auf den Heuboden, wo unter Ulk und Spaß in Wort und Tat allmählich der Schlaf der obligaten krampfhaften Lachepidemie ein Ende machte.

Noch stand der Mond am Himmel, als wir zu fünft von Resis mächtigem Feuerherd weg ins Freie traten und fröstelnd hinab zur Scharlalm stolperten, um jenseits des Baches am Raucheck-Hang das Schuttfeld zu erreichen, wo die Steigspur beginnt, welche auf und ab durch die Zerben zum Maarkar hinanleitet, wobei uns unser gestriges Markieren an den paar im Zwielicht zweifelhaften Stellen recht willkommen war.

Bevor man das gigantische Halboval betritt, welches von den überwältigend emporstarrenden Felsbastionen der Dachstein-Südabstürze umschlossen wird, schäumt zur Rechten unten aus moosigem Schoß ein bachstarker Born: das letzte Wasser für heute. Beim Füllen der Flaschen blitzt und blinkt noch der Schwall im Mondenstrahl, doch schon bei Aufnahme des Gepäcks rauscht das Wasser farb- und glanzlos davon: fahler Dämmerschein hat der Nacht magische Zauber-

künste verscheucht und ringsum eine stumpfe, mißmutige Schleierstimmung ausgebreitet, die nicht mehr Schlaf, aber noch nicht Wachen ist.

Stern um Stern ertrinkt in der grauen Flut des Zwielichtes, wie ein bleiches Seerosenblatt treibt die Mondsichel darauf gen Westen, wo schemenhaft die Firnküste der Hohen Tauern Himmel und Erde verbindet. Und von dort her dehnt sich eine Fläche, nur mit Linien und Flecken bedeckt, von mystischer, farbloser Wirkung, die sich erst in der Nähe zu Umrissen verdichten: Konstruktionszeichnung der erwachenden Natur! Wortlos und düster querten wir die Geröllhalden hinan: um diese Stunde ist der lustigste Bergsteiger trübsinnig. Je ernster das Vorhaben, desto ärger! Bald aber klingeln uns wild weidende Schafe den Morgen ein und erinnern mit ihrem salzhungrigen Blöken auch uns an den Nahrungstrieb. Bevor wir uns aber dem ergeben, verursacht ein Nimmermüder den Beschluß, diese animalische Regung durch eine menschenwürdige Hemmung zu adeln; wir jagen das zudringliche liebe Vieh davon und steigen vollends auf dem nächsten Geröllkegel bis zum Fuß der Wände hinan, ungefähr in der Fallinie unterm Dachsteingipfel.

Indessen ist's wirklich Morgen, die Zeichnung zur Form geworden, nur kalt, unbeseelt erscheint die Natur. Schon liegt das Kar als Kar unter uns, Wald und Almen in der Tiefe, und gegen Westen, von der Kulisse des Rauchecks und dem Gupf des Rettensteins flankiert, wogen statt der toten Fläche Kämme und Furchen, haben sich Flecke und Linien zu Forst und Feldern, zu Tälern und Bergen gemodelt; die Tauernkette hebt sich scharfgeschnitten vom klaren Himmel ab, ganz in der Ferne draußen jungfräulich weiß und festlich, je mehr gegen Osten, felsig, dunkel werdend, bis endlich die düster-ernsten „Niederen Tauern“ wie hagere asketische Profile in schwarzen Felskutten anmuten. Und wahrhaftig, wie in feierlicher Prozession wallt der Zug daher. Jetzt flammen sogar Lichter auf! Zuerst draußen bei den Firnen. Dann aber züngeln sie springend heran, und nun steht alles, was hocherhaben in der Runde, in lohendem Brand. Ein Drängen und Sehnen scheint rings die Natur zu beleben: sie hebt sich förmlich dem Licht entgegen. Begeisterung erfüllt das All und reißt einen fast unwiderstehlich zur Selbstaufopferung hin — o Sonne! Gloria in excelsis!

Da dachten wir keiner ans Leibliche. Hinauf! Empor! Tatenlustig strebten wir aufwärts, dem Firnwinkel zu, der den höchsten Zwickel des Maarkares darstellt und zwischen dem Abbruch der unter der Dachsteinwarte eingebetteten Geröllmulde und dem Absatz der Plattenterrasse in der Dirndl-Südwand eingebuchtet ist. Stets längs dem Saum der glatten Felsen hinan, kamen wir im Eifer der Höhe-Ökonomie bald auf blankes, steiles Eis, das, in dünne Schichten auslaufend, wie ein Schild das Gestein abklaffend überdeckte. Der stufenschlagende Pickel schuf hier eigentlich Sprossen und der Fels zur Linken mußte als Holm dieser sonderbaren Leiter dienen. Doch schon war der Einstieg nahe und nach Hinausqueren auf den Hang, der besser schon früher hätte benutzt werden sollen, über die durch eine eingestürzte Schneebrücke bösartig erscheinende Randkluft rasch gewonnen.

Hier, zuhöchst der Firnbucht, reißt eine wilde Engschlucht durchs pralle Gefels. Rechts schmiegt sich ein schmales Band, mehrfach verschanzt und unterbrochen gegen Osten und verläuft in rötlichem Gestein: das ist die verheißungsvolle Schwelle zur Dachstein-Südwand! Hier machten wir Klettertoilette und stärkende Rast.

An der Basis eines zerissenen Überhanges kauernd, inmitten einer schier erdrückend wirkenden Umklammerung himmelhoher Felsabstürze, schwebt der Blick über den Alabastersaum der zu Füßen klaffenden Randspalte des jähen Firnabschusses hinaus in die bereits sonnenhelle Weite, über Matten und Wälder und

die breite Furche des Ennstales, hinüber zu dem goldfarbig schimmernden, blauverschleierten Tauernwall — ein Bild von beispiellosem Kontrast und unvergeßlicher Wirkung genießend.

Ich glaube, hier müßte einer auch verweilen, der blind und statt des Herzens ein Uhrwerk in der Brust hätte, denn ganz durchdrungen fühlt man sich von der andachtsvollen Größe dieser Stelle. Und nur der Wunsch, noch tiefer sich darin versenken zu können, treibt zum weiteren Vordringen.

In zwei Partien geteilt, begannen wir die Kletterei. Die Reihenfolge der genommenen Hindernisse ist meinem Gedächtnis entfallen; ich weiß nur, daß uns dieses Einstiegsband schon hoch entzückte, daß es eine eindrucksvolle Abbruchstufe besitzt, die mir durch ihre reckartige Anlage unvergeßlich geworden ist. Dann sind wir bis ans Ende des Bandes hingeirrt, wo es sich allerdings liebenswürdigerweise sofort selbst als ungangbar erklärt, und mußten mit etwas heikler Umkehr den verpaßten Kamin gewinnen, der auf bessere Schrofen emporleitet, von welchen, nun stets links haltend, ein sehr enger, langer Riß erreicht wird, durch den flotte Stemmturnerei in die Geröllmulde gelangen läßt, welche überraschend geräumig als wildromantischer Kessel zwischen den prallen Abstürzen der „Dachsteinwarte" genannten Randhöhe des Hallstättergletschers und des Nördlichen Dirndls sowie einem gratartig vorspringenden Zackenpfeiler der Dachstein-Südwand eingesperrt ist.

Ähnlich wie beim Einstiegswinkel ist man auch in diesem Felszwinger völlig im Bann der erhabenen Felszenerie. Nur mischt sich anfangs ein bißchen Beklommenheit in das Staunen; denn die Oberkante des überwundenen Absturzes schneidet scharf wie ein Symbol unbestechlicher Wachsamkeit quer durch die Luft und läßt jenseits unmittelbar lockend Tiefe und Weite schatten und blinken.

Das Gefühl, gefangen zu sein, schwindet aber sofort, wenn das felskundige Auge den Zackengrat erblickt. Mögen die übrigen Wände dieser Fallgrube immerhin unbezwinglich sich geben — tatsächlich haben einmal zwei unserer engeren Gilde unter den größten Schwierigkeiten, hoffend so rascher einem Wettersturz zu entrinnen, im Hintergrunde des Kessels gerade hinauf zur Dachsteinwarte experimentiert —, dieser förmlich wie eine Sturmbrücke zur Dachstein-Südwand hinantürmende Pfeilergrat hat die Wirkung des Glück und Freiheit erschließenden Sesamzaubers und mit Jubelgefühl packt man die kletterholden Felsen an.

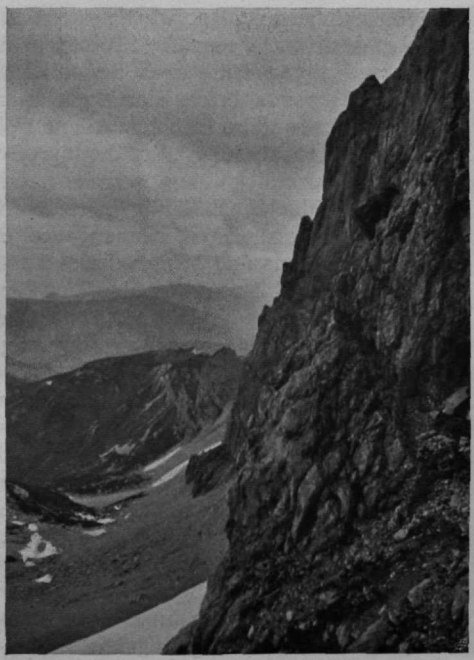
Auch deren Einzelheiten sind meiner Erinnerung entschwunden. Ich gedenke aber dafür noch stets mit heiligen Schauern an die vom Gratfirst plötzlich sich auftuende Schau in die übermächtige, niederschmetternde Riesenwucht der unmittelbar dastehenden plattengepanzerten Südwandabstürze. Der Blick prallt förmlich an ihnen ab und taumelt wirr zur Tiefe, wo das weißsandig erscheinende Maarkar wie eine Pause nach unerhörten Dissonanzen wirkt und draußen die saftfarbigen Matten und Wälder wie ein holdes Lied, das zum Hymnus anschwillt in der duftverklärten Ferne und Weite. Doch der Aufblick an den zyklopenhaft in den Himmel steigenden Felsmauern weckt die ewige Titanensucht, den alten Höhenrausch des Staubgeborenen, lockt unwiderstehlich empor nach dem olympischen Ideal, dem Gipfel. Unseren umbrauten plötzlich Wolken und machten ihn noch dräuender als die nebelfreien Himmelsburgen seiner Nachbarschaft. Das spornt zur Eile! Noch eine Erinnerung an den Grat ist mir klar verblieben. Ein paar Schritte zu weit seitwärts, ja nur mit dem unrichtigen Fuß anfangen und Eindruck wie Aufeinanderfolge der nach Pichls Beschreibung erwarteten Stellen ist verschieden. Und richtig: Schon nahe der allmählichen Wandwerdung des Grats, wo Abweichungen von der Hauptrichtung leicht möglich werden, glaubte ich klüger zu handeln, eine von glatten Riesenprismen gebildete Stufe rechts

Dachstein Dachsteinwarte Dirndln Hunerscharte

Aufnahme von Karl Sandtner

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Dachstein-Südwand von der Bachlalm



Einstieg zur Torstein-Südwand

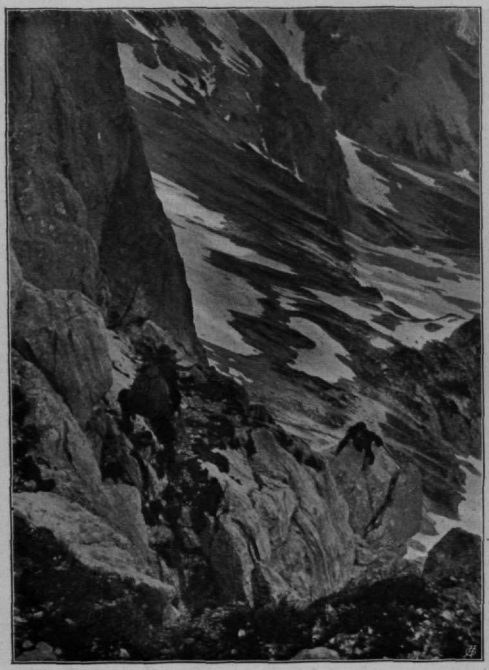
herum anzupacken. Aber die Rinne dahinter war glatt und schließlich unpassierbar, so daß ich sehr froh war, von oben durch das zugeworfene Seil unserer zweiten Partie, welche links herum rascher und besser die Schanze genommen hatte, Sicherung zu finden. Um jedoch nicht völlig gehißt zu werden, wählte ich die unheimlichen, glatten Platten links hinaus und kroch auf schmaler abschüssiger Leiste unter dem obersten, überdachenden Felsknauf sehr luftig zu den Gefährten empor. Der Kuckuck hol' solche „Varianten“!

Infolge dieser bösen Erfahrung nun stets etwas links steuernd, sind wir, wie ich glaube, wieder von der Originalrichtung abgekommen.

So war ein ungemein schwieriges Queren unter brüchigen Überhängen längs fingerbreiten Plattenritzen entschieden berichtswidrig. Während dieser luftigen Hangelei hatte man unter sich den schaurig-erhabenen Abgrund einer zum Maarkar niederbrechenden Felsschlucht, deren wie durch die eigene Schwere langgezogene Rinnen und Klüfte zusammenschossen gleich den Streifen eines im Wirbeln erstarrten Trichterrohres. Jenseits kam dann eine feuchte Grotte, in die man sich recht gern und innig hineinzwängte, um wieder einmal das sichere Gefühl zu spüren, daß nebst den Fingerspitzen auch der zugehörige Körper noch auf unserem Erdball haftet. Aber diese Pause währte nur kurz, denn aus der Grotte mußte man, mit dem Gesicht nach außen gewendet, herausspreizen, um den nun links davon zur Höhe fördernden Kamin zu erreichen.

Die ganze Örtlichkeit erinnerte mich stark an das berühmte Kirchl des Schmittkamins der Fünffingerspitze. Droben ward die Rinne schließlich zu einem schmalen, steilen Schuttgäßchen, das zwischen einem abklaffenden, gelben Turm und der senkrechten

Dachstein, Mitterspitze und Torstein vom Weg zur Adamek-Hütte



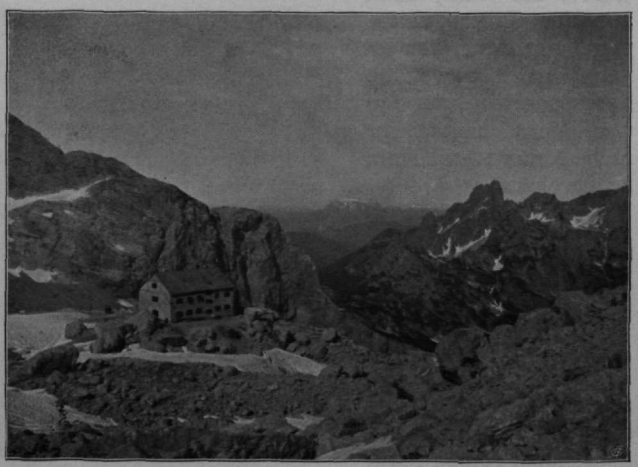
Torstein-Südwand (Rasenterrasse)

Mauer der prallen Bergwand einschnitt. Auf der Höhe dieser Enge hielten wir notgedrungen Rast und Sammlung. Denn jenseits bricht der Spalt mit der offenen Wand ab und dient als kühne Umrahmung für den großartigen Anblick der ungeheueren Gipfelschlucht. Beiläufig in unserer Höhe sahen wir darinnen breite Schuttbalkons und bezwingbares Terrain. Dort wäre freilich der Weg zur Dachsteinspitze frei! Aber bis da hinüber und darunter? — Vorläufig vollbringen's nur die Augen!

Zugleich wird uns klar, daß wir nun rechts einen Ausweg finden oder umkehren müssen.

Ober uns an der senkrechten Bergmauer beginnen Leisten, die sich bandartig rechts hinan entwickeln. Einer von uns hat beinahe zwei Meter Länge. Aber trotz Schulterung dieser menschlichen Latte und ihrer ausgestreckten Arme gelingt die Erkletterung nicht. Nun, wozu ist die Turmwand vorhanden? Leichtester vor! Auf das zweibeinige Klettergerüst hinauf, und zwischen Turm und Berg emporspreizend, hängt sich mit einer blitzschnellen Drehung der erste an der Leiste fest und zieht sich auf das Bändchen völlig hinauf. Unter allgemeiner Spannung kriecht er zuerst und geht schließlich bis an die Kante zur Rechten, wo Blöcke das Band versperren, und — hurra, drüben geht's weiter!

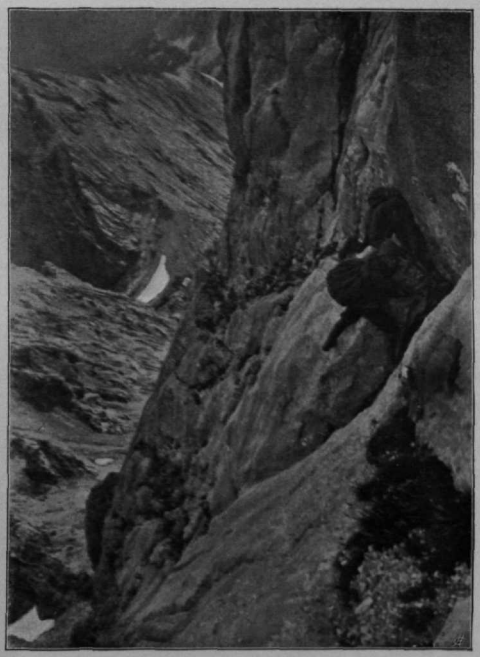
Unser „Südwand-Lift" funktioniert tadellos, und bald klimmt das Fähnlein, immer etwas rechts haltend, durch die nun gebänderte Zone der Wand empor. Hastiger als empfehlenswert vorwärtsstrebend, löst sich unter dem Fuß eines auf der nächst höheren Terrasse gehenden Vordermannes ein taubeneigroßer Stein und trifft meinen just über die Randkante emportauchenden Schädel. Trotzdem er mehr gekollert



Adamek-Hütte gegen Bischofsmütze

und kaum einen halben Meter gefallen ist, sehe ich sofort durch meine Brille alles blutrot. „Gelt, so bringt man Verzögerungen ein!“ Die Verletzung sah schrecklicher aus, als sie war, aber daß bloß ein Steinstups schon solche Wirkung haben kann, hätte ich bis dahin nicht geglaubt. Seitdem fürchte ich Steinschlag noch mehr als sonst.

Nachdem mein letztes Trinkwasser und Pflaster den Schaden repariert, durfte uns der Zwischenfall nicht länger aufhalten. Kurz nachher kamen wir längs brüchiger Leisten auf ein Band unter roten Überhängen hinüber und standen am Rande einer unheimlichen Steilschlucht, welche in den Kessel ob der Einstiegsstufe niederspringt. Seit Erreichen der Bänderregion stets freien Fern- und Tiefblick genießend, wußten wir uns wieder auf begangenem Gebiet, aber völlig sicher wurden wir erst jetzt, weil diese markante Stelle der unverkennbare und vielleicht einzige Durchschlupf der Erststeiger war.



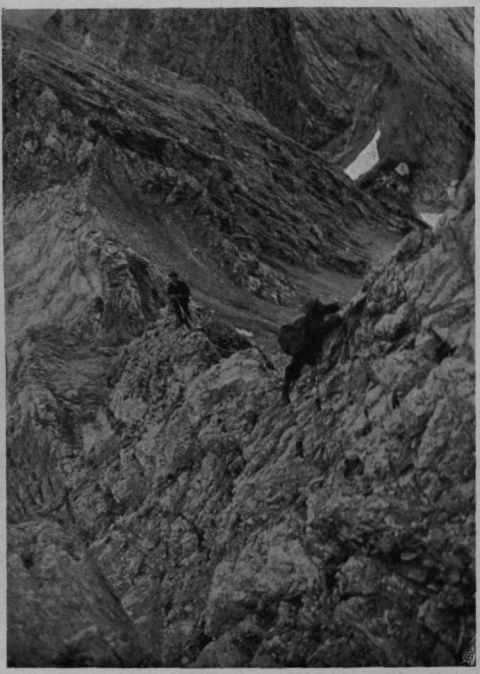
Torstein-Südwand (Hangelstelle)

Schon sieht man auf den Hallstättergletscher hinüber und fühlt sich siegessicher, denn die steil wie ein Kirchendach jenseits der Schlucht sich aufbäumende Platte, welche zu den Ausstiegsbändern hinaufhilft, kann dem nicht mehr bange machen, der weiß, daß dort schon andere hinausgekommen sind. Aber das Überqueren der Schlucht erscheint noch heikel und ist es auch.

Austria-Hütte gegen den Torstein

Ganz draußen am Rande heißt's Stellung nehmen und dann hinauf über die glatte Wandstufe, auf der überraschend ein Sims dem Tastenden Halt bietet. Die kurze, aber ausgesetzte Profilkletterei ist dann zu Ende, denn als Band leitet die griffige Verbreiterung, nachdem man sich hinaufgestemmt und aufgerichtet, in die Schlucht hinein. Eine Schutterrasse überbrückt sie und man befindet sich erstaunt in einem geräumigen Win-

kel, den mit Ausnahme gegen die Tiefe rings turmhoch aufschießende Felspfeiler einschließen. Ganz feierlich mutet nach den dämonischen Lockungen der schwindelnden Tiefe die Szenerie an, als stünde man inmitten einer gotischen Kirchenruine. Doch das Bewußtsein der Zielnähe treibt weiter. Das Plattendach stürmend, steht man rasch wieder auf luftigem First und klimmt unaufhaltsam empor, entlang auf schräg ansteigenden Rampen. Beim Überstieg von der unteren auf die nächst höhere nochmals fest zugreifend, standen wir endlich auf der gezähnten Schlußkante und hatten das Becken des Hallstättergletschers mit seiner kühnen Umrandung zu Füßen.



Torstein-Südwand (Einstieg in die Gratrinne)

Sinnend flog mein Blick über das Firnfeld und die Karrenwüste hinaus in die abendsonnige Weite. Wieder sah ich, in ewiger Schönheit prangend, Berge und Täler leuchten und dämmern; zwar nicht wie einst mit den Augen des staunenden Neophyten, aber dennoch neu: flaggte mir doch von jedem augenfälligen Punkte ein Stückchen meiner alpinen Burschenherrlichkeit entgegen! Und als ich mich zurückwandte, wo die schier unvergleichlichen Dachstein-Südwände wie ein Felskatarakt zur Tiefe stürzen, aus der ich heute auf dem in ihnen bisher letzten menschenmöglichen Pfad zur Höhe geklommen bin, da überkam mich die wehmütige Wonne der Vollendungsfreude.

Bachler-Alm gegen die Schwadering

Lange sann noch einer einsam auf der Scheidekante, dann zog er die Kletterschuhe aus, rollte das Seil ein und stieg langsam über die Stufenpyramide der Dachsteinschulter zur Tiefe, den vorausgeeilten Gefährten nach, auf dem sichern Gängelpfade abenteuerfeindlichen Pflichtbewußtseins.

DIE JAMTALGRUPPE

□ VON H. CRANZ □

Drei starke Gletscherbäche vereinigen im hinteren Paznaun ihr Wasser mit dem klaren Bächlein, das in kaum einstündigem munterem Lauf über Weidegründe vom Zeinisjoch nach der Talebene von Wirl, 2 *km* oberhalb Galtür, eilt: der Vermunt-, der Jam- und der Larainbach.

DAS BIELTAL Der Vermunt- oder Bielbach entspringt dem Bieltalergletscher, der, eingelagert zwischen den Südausläufer des Hohen Rads, den Bieltalerkopf und den Westrand von Totenfeld und Getschnerkar, über eine ganz flache Erhebung, welche den Bieltalerkopf mit dem Massiv des Rauhenkopfs verbindet, hinüber mit dem Rauhenkopfferner, einer selbständigen Bucht des Großvermuntferners, zusammenhängt. Von den zahlreichen Firn- und Eisfeldern der Kare in der Westflanke des Hennebergkamms, dem Madlener-, Henneberg-, Roßbergferner, dem Bodmerkar und der Terrasse unter dem Hochnörderer empfängt der Bach viele Zuflüsse auf der rechten Seite, während die linke Talwand auf ihrer ganzen Länge ihm keine Träne nachweint. Bis unter die Bielerhöhe haben Bach und Talsohle nordnordwestliche Richtung, dort ist die niedrigste und schmalste Stelle der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau in den Alpen; sie liegt nur 70 *m* über dem Bielbach, 30 *m* über der Ill und ist kaum 1200 *m* breit. Von jetzt an drängt die Vallüla mit ihren Südausläufern und weiter im Norden die Ballunspitze dem Tal, das von da an Kleinvermunt heißt, eine nordöstliche Richtung auf. Der obere Teil, das Bieltal, ist weit; die prachtvolle Ostwand des Hohen Rads zur Linken, rechts die Firnfelder des Hennebergs, vorne die in elegantes Grau gekleidete Vallüla und im Rückblick der firnbehangene, dunkle Rauhenkopfstock entzücken das Auge. Kleinvermunt ist eng, die beiderseitigen Hänge, mit wuchernden Bergerlen besetzt, fallen steil gegen die wenig geneigte Talsohle ein und gewähren nur selten einen Blick nach den höheren Felswänden. Der Bach läutert sich in den zwei kleinen, großenteils mit Binsen verwachsenen Vermuntseen; gleich unterhalb der Alphütten besinnt er sich auf seine Bergheimat und eilt rascher zwischen mageren Waldresten in klammartigem Bette eingeengt dem Haupttal zu, wo er sich gegen Osten wendet und das Wässerlein von Zeinis aufnimmt. Vom Rauhenkopfstock bis zum Zeinisjoch ist die linksseitige Kammschneide zugleich die politische Grenze zwischen Tirol und Vorarlberg und Wasserscheide zwischen Rhein und Donau. Die Länge des Bieltals beträgt von der hintersten Gletscherecke bis zur Bielerhöhe 5½ *km* Luftlinie, von da bis Wirl 7 *km*.

Interessant sind die Besitzverhältnisse des Tals. Die Kleinvermuntalpe gehörte seit alters der Engadiner Gemeinde Ardez, wohin im Mittelalter Galtür auch eingepfarrt war, erst im Jahre 1900 kauften sie die Galtürer dank der Energie des Führer- und Brüderpaares Lorenz um 65 000 Frs. Es ist eine der wertvollsten Alpen Paznauns. Überhaupt gibt es in dieser Gegend noch manche Erinnerungen an die einstigen Beziehungen zu Rätien. Bei Wirl sind noch die Fundamente eines alten Engadiner Wirtshauses; an die großen Viehmärkte in Vermunt, zu denen vom Engadin, aus Montavon und Paznaun Mensch und Vieh zog, wo aber auch manch scharfer Strauß zwischen harten Älplerschädeln ausgefochten wurde, erinnerten die Ruinen des „Veltliner Hüsli" neben dem Madlener-

Haus. Über Vermunt zogen früher friedliche Herden, aber oft auch ein streitbarer Bündnerhaufen, um für österreichische Überfälle Rache zu nehmen. Auf dem Futschölpaß hat Gottlieb Lorenz noch altertümliche Hufeisen gefunden und unterhalb der Paßhöhe im Urschaitale sind noch die Spuren des einstigen Karrenwegs in langen Serpentinen erkennbar.

In Galtür selbst, kurz unterhalb der alten Moränenterrasse, auf der die schmucke Kirche, die älteste Paznauns, steht, stürzt der Jambach wildtosend dem Vermunt-Zeinisbach in die Arme, um nun den stolzen Namen Trisanna weit hinauszutragen, bis dahin, wo unterhalb des malerischen Schlosses Wiesberg die vom Arlberg kommende Sanna sich ihr vereint.

DAS JAMTAL Das Jamtal erstreckt sich vom Hauptkamm der Silvretta, an dessen Fuß der Jamtalgletscher sich breitet, fast genau in Nordrichtung auf 14 *km* Länge; auf den Flußlauf kommen davon 10 *km*, aber gleich nach seiner Entlassung aus der eisigen Gletscherhaft hat der Bach das reißende Wasser des Futschölbachs aufgenommen, das in seinem 5 *km* lang von Ost nach West ziehenden Tal, vom Fluchthorn- und Kronen-, Futschöl- und Augstengletscher genährt, einen offenen Lauf von etwa 3½ *km* entwickelt. Ebenso wie das Kleinvermunttal von der Höhe der untersten Terrasse bis zur Gletscherzunge hin nur wenig ansteigend, hat das Jamtal eine höhere durchschnittliche Lage als jenes; es ist dementsprechend rauher, zugleich enger. Beim Aufstieg zur Jamtalhütte, die wenig östlich von der Vereinigungsstelle des Jam- und Futschölbachs etwa 200 *m* höher gelegen ist, bleibt man, nachdem man noch in Galtür hinter dem Gasthaus zum Rößle den Bach überschritten hat, stets auf seinem rechten Ufer. Die Gipfel der östlichen Talseite bleiben hinter den steilen, mit Bergerlen und Gras bewachsenen Halden verborgen, mit denen die dem Kamme vorgelagerten zahlreichen Kare nach dem Tale zu abstürzen. Der westliche Kamm zeigt bis in die Nähe der Hütte hinauf wenig gegliederte Steilhänge. Über schotterdurchsetzten Rasen schauen die dunkelbraunen Glimmer- und Hornblendeschiefer der Gipfelfelsen herein, nur einmal, gegenüber der Schnapfenthaja, durch eine tiefe Einsenkung zwischen Hochnörderer und Sedlspitze unterbrochen. Aus dem Hintergrund des Tals ist über dem glänzenden Weiß des Jamtalferners die Vordere Jamspitze sichtbar, die übrigen Gipfel in der Umrandung des Gletschers bleiben lange hinter Vorderem Satzgrat und Gamshornkamm, die als Torpfeiler des Gletscherrunds beiderseitig vortreten, unsichtbar. Die Monotonie des Tals weicht erst, wenn eine halbe Stunde unterhalb der Hütte, zwei Stunden nach Verlassen von Galtür, der Weg am rechtsseitigen Gehänge gegen den Westfuß des Gamshorns ansteigt und hinter dem Vorderen Satzgrat der energischer profilierte Hintere Satzgrat frei wird, der Jamtalgletscher nach links und rechts sich dehnt, im Vordergrund der vielgipfelige Augstenberg sich entwickelt, links neben der Jamtalfernerspitze die Pickelhaube der Gemsspitze und rechts, mit steilem Firnfeld geziert, die Dreiländerspitze sich zeigt. Erst wenige Minuten vor Erreichung der Jamtalhütte, bei einem riesigen Felsblock, wird diese sichtbar, sie ist auf dem letzten Ausläufer einer vom Augstenberg nördlich herabziehenden Hügelreihe hübsch gelegen. Nun hat sich auch das bisher eintönige Bild vollständig geändert. Der Jamtalferner hat sich in seiner ganzen Breite erschlossen, seine Zunge, vor 25 Jahren gerade unter der Hütte, fällt 1 *km* weiter taleinwärts in elegantem Schwung zum ebenen Talhintergrunde ab, in mannigfachem Wechsel von tiefschwarzen Felsköpfen und blendendweiß herabhängenden Firnfeldern beherrscht der Stock des Augstenbergs die Mitte des Bilds; gegen Westen schließen die kraftvoll vortretenden Satzgrate und die vielfarbigen Steilwände des Hennebergs die großen Gletscherkare des

Totenfelds und des Getschners ein, gegen Osten aber blicken über den Terrassenstufen des Futschöltals und den gewaltigen Stirnmoränen von Fluchthorn- und Kronenferner rechts die Krone und links die gewaltigen Zacken des Fluchthorns auf die Hütte nieder.

Der Grund und Boden im Jamtal ist in eigentümlicher Weise geteilt, die linke Talseite mit der Burgesthaja gehört Galtür, die rechte samt dem ganzen Futschöltal nach Göfis bei Feldkirch, woher das Vieh durchs Montavon und über das Zeinisjoch einen Weg von mehreren Tagreisen zu machen hat. Die alte Galtürer Chronik weiß zur Erklärung eine ergötzliche Geschichte zu erzählen von zwei Schwestern, von denen der stolzen älteren die Wahl frei stand zwischen dem reichen Grundbesitz des Vaters und einem weißen Roß. Sie wählte das letztere und die jüngere schenkte im Unmut darüber Hand und Gut ins ferne Vorarlberg. Wahrscheinlicher ist die Erklärung O. v. Pfisters, der im Anschluß an die gleiche Chronik darauf hinweist, daß an der Besiedelung des obersten Paznauns — das untere ist rein alemannisch — drei Elemente beteiligt waren: rätische Engadiner, die über die Pässe Vermunt und Futschöl kamen, Montavoner, die früher gleichfalls romanisch sprachen, und freie deutsche Walser. Göfis ist aber ebenfalls von den Walsern gegründet worden.

DAS LARAINTAL Das schönste der drei Täler ist Larain. Man erreicht den Eingang, wenn man 20 Minuten unterhalb Galtür, wo bei einer Gruppe von drei Häusern die Straße vom rechten auf das linke Trisannaufer übergeht, rechts bleibt und sich einem Feldweg anvertraut, der noch fünf Minuten eben fort, dann aber mit rasch zunehmender Steilheit über eine von Bäumen eingefaßte Wiese in die Höhe geht. Im schönen Lärchenwald vermindert sich nach 20 Minuten Steigens die Steilheit, als breiter Ziehweg gewinnt der Pfad die Höhe des Rückens, mit dem der Predigberg gegen die Trisanna vorspringt, und folgt auf gleicher Höhe noch längere Zeit dem Laufe des Haupttals. Zwischen hohen Lärchen und Fichten blicken von jenseits die grünen Höhen zunächst des Schafbücheljochs herein, talauswärts überrascht an einer Lichtung ein Blick über Waldesdüster hinweg auf die Kirche von Ischgl, tief unten braust die Trisanna in enger Schlucht. Wenn der Weg sich rechts gegen das Larain hineinwendet, dessen Bach in der Tiefe dem Hauptstrom zueilt, erscheinen hoch über uns die vorderen Spitzen des Larainkamms, Mittagskopf, Berglerkopf und Dreiköpfel, in einer durch ihre reiche Gliederung an die Kalkalpen gemahnenden Form. Noch eine Viertelstunde weiter, dann verlassen wir den herrlichen Wald und erreichen mit wenigen Schritten die schlechten Hütten der Larainer Außeralpe inmitten eines düngerduftenden Brennesseldickichts und das Ufer des nunmehr ruhiger fließenden Wassers. Vor der ersten Besteigung des Fluchthorns diente die Alpe bei schlechtem Wetter einige Tage lang Weilenmann als Aufenthalt; seine Schilderungen vom Leben in der elenden Behausung bei der mißtrauischen Sennerin, neidigen Bauern, jämmerlicher Kost und unzähligen Flöhen ist ergötzlich zu lesen. (Aus der Firnenwelt, II. Bd.) Die Bewohnerinnen haben sich neuzeitlicher Fremdenkultur etwas mehr angepaßt, sehen aber immer noch recht selten einen Besucher im Tale.

Die schönen Weideböden des durchschnittlich etwa 200 *m* höher als Jam gelegenen Tals gehören einer Alpgenossenschaft aus Galtür und Mathon, politisch zur Gemeinde Galtür. Bis zur besser eingerichteten Inneralpe, die auf der rechten Bachseite bleibt, steigt der ganz ordentliche Weg in drei Viertelstunden etwa 150 *m*. Nun wird die Talsohle breiter, der Bach breitet sich mehrmals über Schuttfelder aus, bis nach einer weiteren Stunde der Boden über ein grasdurchwachsenes Trümmerfeld auf eine höhere Stufe ansteigt und der Pfad allmählich

undeutlich wird. Die Szenerie ist stets abwechlungsreich, links zeigt der Scheidekamm gegen Fimber, besetzt von den farbenreichen Felskolossen des Berglerkopfs, Dreiköpfels, der Bidnerspitze und des massigen Gemsbleiskopfs vielgegliederte, teilweise schneeerfüllte Karmulden, rechts schaut man über steile, von scharf eingeschnittenen Wildbachrunsen unterbrochene Grashalden nach der felsigen Grathöhe, in die tiefe Scharten, wie Langgraben und schöne Furka, eingeschnitten sind. Im Hintergrund entwickelt sich der schon beim Betreten des Tals sichtbare steile Larainferner immer weiter, überragt von den senkrecht aufstrebenden, dunklen Wänden des Fluchthorns; rechts daneben steht in majestätischer Ruhe ein fleckenlos weißer Schneedom, der es schon Weilenmann angetan hatte, die Schnapfenspitze; links gegen den Vordergrund zu zwei formenschöne Pyramiden, die Larainfernerspitze und die Heidelbergerspitze. Aus dem Laraintal führt ein schöner Übergang ins Fimbertal zur Heidelberger Hütte oder zu dem talauswärts liegenden Bodenhaus über die Larainscharte (auch Riezenjoch). Von Turisten wird der jetzt markierte Uebergang, der sich durch den prächtigen Ausblick auf die Gruppe der Roten Wand nach rückwärts und die Samnauner Berge gegen Südosten sehr lohnt, bei dem außerdem Heidelbergerspitze oder Gemsbleiskopf mitbesucht werden können, selten gemacht, wohl aber von Galtürern und Montavonern, wenn alljährlich am 25. Juli auf der Fimberalpe ein großer Viehmarkt Händler und Bauern aus der Schweiz und Tirol zusammenführt.

Der Larainferner, der den ganzen Talhintergrund ausfüllt, gehört zu den schönsten in der Silvretta. Eine von gewaltigen Klüften und Eisstürzen unterbrochene Steilwand von Schnee und Eis legt sich in halber Höhe quer über seine Breite hin und läßt nur an den äußersten Flanken die Möglichkeit offen, den darüber aufragenden Fels- und Firnkamm, d. h. östlich den Fuß des Nördlichen Fluchthorngipfels, westlich das Schneejoch zwischen Schnapfenspitze und Gamshorn zu gewinnen.

ÜBERSICHT DER GRENZEN UND KÄMME

Die Grenzen des Jamtalgebiets fallen auf drei Seiten mit den politischen zusammen. Im Westen ist es die Landesgrenze zwischen Tirol und Vorarlberg, zugleich Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, von der Dreiländerspitze bis zum Zeinisjoch; im Süden die Reichsgrenze zwischen Tirol und der Schweiz, die von der Dreiländerspitze nordöstlich und östlich bis zum Grenzeckkopf über den Hauptkamm der Silvretta zieht; auch im Osten ist vom Grenzeckkopf bis zum Gemsbleiskopf die Gebietsgrenze zugleich die politische Grenze, sie trennt bis zum Fluchthorn das Futschöltal, vom Fluchthorn bis zum Gemsbleiskopf das Laraintal vom oberen, schweizerischen Fimbertal. Während aber von hier ab die Schweizer Grenze nach Osten zu das Fimbertal überquert, läuft der das Jamtaler Gebiet abgrenzende Kamm in Nordrichtung weiter bis zur Trisanna unterhalb Mathon.

Der Gebirgskamm im Westen, vom Hohen Rad über Bielerhöhe, Vallüla bis zur Ballunspitze, kehrt seinen Steilabfall gegen Kleinvermunt, die Entwässerung erfolgt gegen Westen, dorthin sind auch die größeren Kare und die Zugänge zu den Gipfeln geöffnet, daher kann auf die Beschreibung dieses Teils verzichtet werden. Es bleiben somit für unsere Beschreibung folgende Gebirgskämme übrig:

1. Der von der Dreiländerspitze bis zur Gorfenspitze ziemlich genau nördlich streichende Kamm, den wir im südlichen Teil, bis zum Totenfeld einschließlich, als Ochsentalerkamm, von da bis zu dem Punkte, wo der Henneberg am weitesten gegen Osten vorspringt, als Bieltalerkamm, von hier bis zur Gorfenspitze als Kleinvermuntkamm bezeichnen.

2. Der Jamtalerkamm von der Westlichen Schnapfenspitze im Süden bis zum Predigberg im Norden reichend; er trennt Jam von Larain.

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Jamtalhütte mit Jamtalferner

3. Der östliche Grenzkamm vom Grenzeckkopf im Süden bis zum Mittagskopf im Norden, der das Fimbertal westlich begrenzt. Er zieht als Kronenkamm vom Grenzeckkopf über Krone und Zahnspitze zum Zahnjoch und ist durch dieses mit der etwas gegen Westen verschobenen Kette verbunden, die vom Südfuß des Fluchthorns über dieses selbst, die Larainferner- und Gemsbleisspitze zum Mittagskogel sich erstreckt und am besten mit dem Namen Larainkamm belegt wird.

4. Der Hauptkamm der Silvretta, von der Dreiländerspitze bis zur Fuorkla Chalaus nordöstlich, von da über den Augstenberg und den Futschölpaß bis zum Grenzeckkopf rein östlich ziehend.

5. Als südlicher Abschluß des vorderen Jamtals und des Laraintals ist ein kurzer, westöstlich gerichteter Kamm von Bedeutung, der mit dem Gamshorn beginnend in der Schnapfenspitze kulminiert und beim Nördlichen Fluchthorn an den Larainkamm anschließt, der Gamshornkamm. Wir werden im folgenden aus Zweckmäßigkeitsgründen das Fluchthorn, das gewissermaßen der Knotenpunkt von Kronen-, Larain- und Gamshornkamm ist, mit dem letzteren zusammen behandeln und den Larainkamm mit der Larainfernerspitze beginnen lassen.

GEOLOGISCHES Das Material, aus dem diese Kämme aufgebaut sind, besteht wie das der übrigen Silvretta vorwiegend aus älteren kristallinischen Gesteinen, Gneisen, Glimmer-, Hornblende- und Chloritschiefern, während westlich, im Prättigau, und östlich, in den Samnauner Bergen, jüngere Schichten, Trias, Jura und Kreide, vorherrschen, die an der Randzone unter die älteren kristallinen Massen hinuntertauchen. Gerade die östliche Grenze unseres Gebiets ist hier von besonderer Bedeutung. W. Paulcke, dessen freundlicher brieflicher Mitteilung ich die folgenden Notizen verdanke, fand im Larainkamm junge Schiefer mit darüberlagernden Liaskalken über das Riezenjoch hinüber bis gegen den Larainferner hinab; im Futschöltal gehen diese jungen Gesteine beim sogenannten breiten Wasser (½ Stunde östlich der Jamtalhütte) bis zum Punkt 2370 der Siegfriedkarte, wo das Steiglein zum Unteren Fluchthornferner vom Futschölweg abzweigt. Vom Fuß des Augstenbergs gegen den Grenzeckkopf bis zum Süd- und Westfuß der Krone besteht alles aus Sedimenten, und zwar vorwiegend Tertiär und Kreide, sowie Lias mit Fossilien (Terebrateln, Belemniten, Zweischalern). Die Trias ist am Nordostfuß des Fluchthorns, sowie am Fuße der Heidelbergerspitze (P. 2908 *m* der Spez.-K.) und des Gemsbleiskopfs in umgekehrter Ordnung unter den kristallinen Schiefern in untergeordnetem Maße vertreten. Wir sehen hier im Osten der Silvretta größtenteils dieselben Schichten zutage treten, welche im Westen, im Prättigau, gegen die Silvretta einfallen und unter ihr verschwinden. Paulcke steht mit andern Geologen auf dem Standpunkt, daß die Silvretta als mächtige Überschiebungsmasse auf jugendlichen Sedimenten „schwimmend" ruht, und daß die jungen Schiefer unter den kristallinen Massen durchziehen. Am Fluchthorn und der Krone kann man die Randpartien dieser Überschiebung vorzüglich erkennen.

Die bedeutende Höhe dieser kristallinen Deckmasse bedingt ihre beträchtliche Eisbedeckung, zählen wir doch in dem oben umschriebenen Teile nicht weniger als 16 selbständige Gletscher, zum Teil von gewaltiger Ausdehnung, neben vielen perennierenden Schneefeldern. Der starken Dislokation, welcher die Schichten unterworfen waren, und der damit zusammenhängenden intensiveren Wirkung der Erosion verdanken die Ketten ihre reiche Gliederung und die Berge ihre schroffen Formen, die an manchen Stellen sich bis zur Ausbildung prächtiger Türme und Nadeln steigert.

GESCHICHTE DER ERSCHLIESSUNG

Die turistische Geschichte der Jamtalgruppe während des vorigen Jahrhunderts ist von O. v. Pfister im Ostalpenwerk dargestellt. Ihre Hauptmomente sind: einige Erstersteigungen (Vordere und Hintere Augstenspitze, Grenzeckkopf, Krone, Gemsbleisspitze) durch den schweizerischen Topographen Forstinspektor Coaz im Jahre 1849, wenige Besteigungen (Rote Wand, Signalkopf im Augstenberg, Finsterkarspitze, 3024 *m*, südlich von der Roten Wand) durch die österreichischen Topographen, das Auftreten des Züricher Gipfelstürmers Weilenmann (Gorfenspitze, Larainfernerspitze, Fluchthorn) im Jahre 1861 und seines Freundes A. Specht aus Wien (Fluchthorn 1872 und 1874, Hintere Jamspitze 1876), eine Tur von Th. Petersen (Frankfurt) auf die Dreiländerspitze 1870, sowie das Erscheinen von Weilenmanns gesammelten Schriften: „Aus der Firnenwelt", 1872, deren zweiter Band unsere Gruppe in klassischer Weise behandelt. Nun war einige Jahre Ruhe. Anfangs der achtziger Jahre unternahmen O. v. Pfister (München) und die Schwaben Blezinger (Heidenheim), Zöppritz (Calw), Renner (Stuttgart), auch Dr. Strauß (Konstanz) und Stedefeld (Prag) eine Reihe von Exkursionen in der Umgebung des Jamtalgletschers, als deren unmittelbare Folge die Erbauung der Jamtalhütte durch die Sektion Schwaben anzusehen ist, die im August 1882 mit einem Besuch der Vorderen Augstenspitze von 17 Turisten eingeweiht wurde. Die ersten Besucher der Hütte nach der Einweihung und zugleich die ersten Ersteiger des Fluchthorns von ihr aus bei nebligem Wetter waren Richard und Emil Zsigmondy am 29. August 1882. Zur weiteren Erschließung der Gruppe trug die Erbauung des Madlener-Hauses an der Bielerhöhe durch die Sektion Vorarlberg im Jahre 1884 bei, ihr folgte die Heidelberger Hütte auf Grund der schweizerischen Gemeinde Remüs im oberen Fimbertale 1889, dazu kam die Veröffentlichung der Monographie O. v Pfisters: Das Montavon und obere Paznaun 1884, und des Abschnitts über die Silvrettagruppe im Ostalpenwerk vom gleichen Verfasser 1894. Die neunziger Jahre brachten dann die Erbauung einer modernen Hütte am Fuß des Vermuntferners durch die Sektion Wiesbaden 1896, die Vergrößerung der Jamtalhütte 1897, ihre Bewirtschaftung 1898 und einen abermaligen Anbau 1899. In der Zwischenzeit waren alle Gipfel im Bannkreis des Jamtalferners gefallen, auch einige Aufsätze in den »Mitteilungen« und der »Österreichischen Alpenzeitung« von Dr. Haag (Mitteilungen 1893), Dr. Bröckelman (Mitteilungen 1899), H. Biendl (Österreichische Alpenzeitung 1898) galten einzelnen Bergen der Gruppe. Alles was in der einschlägigen Literatur zu finden war, sowie zahlreiche Privatmitteilungen hat Ed. Imhof im Auftrag des S. A. C. in seinem Itinerar der Silvretta- und Ofenpaßgruppe 1898 in hervorragend gründlicher, übersichtlicher und lebendiger Weise mit den Ergebnissen eigener Durchwanderung des Gebiets zusammengestellt. Erst seit dieser Zeit hat sich, begünstigt durch die Herausgabe der neuen Siegfriedkarte, aus der der S. A. C. die „Exkursionskarte Silvretta—Muttler—Lischanna" 1898 zusammenstellte, die Turistik in der Jamtalgruppe in einem den anderen hochalpinen Gebieten annähernd ebenbürtigen Maße entwickelt. Es traten immer mehr Führerlose oder Turisten mit fremden Führern auf den Plan, die neue Probleme suchten und lösten, Kombinationsturen und Gratwanderungen wurden unternommen, auch die bis dahin vernachlässigten Felsberge des Gebiets aufgesucht und zuletzt erschienen auch die Schifahrer, welchen gerade das obere Jamtal und Futschöltal und seine Nachbarschaft, der ausgedehnte Vermunt- und Silvrettaferner im Westen, der Fimberferner und die weite Hügellandschaft des oberen Fimbertals im Osten ein ideal-schönes Feld der Betätigung bieten. Freilich ist der Zugang im Winter ganz anders zu nehmen als im Sommer, wo der Paznauner Stellwagen den Turisten von der Haltestelle Wiesberg bis Galtür in vier Stunden um wenig Geld fährt

und der Aufstieg zur Jamtalhütte nur 2½ bis 3 Stunden erfordert. Das obere Paznaun von Mathon bis Galtür, Kleinvermunt, Jam und Larain sind in hohem Grade lawinengefährlich. Daher wird meist von Klosters über die Silvretta-Hütte oder von der Ascher Hütte über die Samnauner Berge ins obere Jam gefahren. W. Paulcke, der Altmeister des deutschen Schilaufs, empfiehlt als bequemsten Zugang und Ausgang das im oberen Teile ganz, auch unten nahezu lawinensichere Fimbertal, von der Heidelberger Hütte (die seit 1905 bedeutend vergrößert und im Sommer gut bewirtschaftet ist) wird über den Fimberferner das Kronenjoch zwischen Krone und Grenzeckkopf erreicht und durch das Futschöltal zur Jamtalhütte abgefahren. Mit einem Umstand freilich müssen Winterbesucher der Wiesbadener und der Jamtalhütte rechnen: Die Holzbeschaffung ist sehr erschwert, im unteren Teil von Jam und Vermunt ersetzen kümmerliche Erlenstauden die Latschen der Ostalpen, im oberen Teil wächst nichts mehr; eine Zufuhr neuen Brennmaterials im Winter selbst ist aber durch die Lawinen ausgeschlossen.

Verschiedene im Jamtaler Hüttenbuch niedergelegte Wünsche von Turisten und eigene mißliche Erfahrungen bei Projektierung neuer Weganlagen überzeugten die Sektion Schwaben von der Notwendigkeit einer Revision der Karte, insbesondere an der Grenze zwischen dem Jam- und dem Ochsentaler-Gletscher und im Bieltalerkamm; ihr Mitglied Topograph Haug hat dieser Aufgabe in uneigennützigster Weise die Zeit eines kurzen Sommerurlaubs und die Mühe vieler Winterabende gewidmet und das Ergebnis seiner Arbeit der Sektion und dem Gesamtverein in Gestalt des dieser Zeitschrift beigegebenen Kärtchens übermittelt. Während die alte österreichische Spezialkarte an zahlreichen groben Fehlern litt, hat das K. u. k. Militärgeographische Institut Anfang der neunziger Jahre nach neuerem Verfahren probeweise eine Reambulation des Blattes Illursprung vorgenommen, jedoch nicht selbst veröffentlicht, dagegen dem eidgenössischen Amt für den Siegfriedatlas überlassen. Dabei sind aber sämtliche Unklarheiten in der Nomenklatur und auch manche Positionsfehler geblieben.

Die Aufgabe, die sich dieser Aufsatz stellt, ist nicht, die vorhandene Literatur, insbesondere die im Imhoffschen Itinerar enthaltene Ersteigungsgeschichte der einzelnen Gipfel zu wiederholen, auch nicht etwa farbenprächtige und stimmungsreiche Schilderungen eigener Turen in den Jambergen zu geben, sondern nach Möglichkeit Ordnung in die recht verworrene Nomenklatur zu bringen und für die neueste Zeit so gut als möglich ein Inventar über Bekanntes und Unbekanntes aufzunehmen. Unser Kärtchen enthält keine neuen Namen, die nicht seit Jahren von den einheimischen Führern gebraucht wären; die Höhenzahlen weichen manchmal von denjenigen der schweizerischen Karte etwas ab, wir setzen in diesem Falle die Höhenzahlen der Siegfriedkarte zuerst, die unseres Kärtchens dahinter in Klammer. Wenn auch die Forderung durchaus berechtigt ist, ohne Not keine unwesentlichen Erhebungen mit neuen Bezeichnungen zu belegen, so weist doch auch Imhoff darauf hin, daß manche wichtige Gipfel keinen Namen tragen. In solchen Fällen wurden die Namen zwischen den Sektionen Schwaben und Wiesbaden und dem besten Kenner der Silvretta, Herrn Professor Dr. W. Paulcke, vereinbart und werden in folgendem begründet. Die Eintragung dieser Namen in das Kärtchen unterblieb vorläufig.

DER OCHSENTALERKAMM Die Dreiländerspitze, 3212 *m* (Abb. 2, S. 221), deren Aussicht zu den schönsten in der ganzen Silvrettagruppe gehört und deren leichte Ersteiglichkeit von allen Seiten (außer über die bis jetzt und wohl auch ferner jungfräulich-steile Eisflanke im Westen, sowie über den fast senkrecht abfallenden,

zum Jamjoch ziehenden Ostgrat) ihr auch stets einen guten Besuch verschafft hat, entsendet gegen Norden einen kurzen Sporn, dessen Fuß sich alsbald unter der Firnbedeckung des Grenzrückens zwischen Vermunt- und Oberstem Jamtalferner verliert. Dieses flache Schneejoch zwischen beiden Gletschern ist die Obere Ochsenscharte oder Obere Ochsenfurkel (Abb. 5, S. 222). 100 *m* weiter nördlich taucht aus dem Schnee wieder ein niedriger Felsrücken auf, der nach weiteren 200 *m* wieder unter die Schneefläche des Vermuntferners absinkt, aber gegen den tieferliegenden Jamtalferner steil abfällt.

Hier liegt die von den Galtürer und Montavoner Führern als Untere Ochsenscharte oder Untere Ochsenfurkel bezeichnete Übergangsstelle, die der oberen Scharte beim Gang auf den Vermuntpaß oder den Piz Buin vorgezogen wird, trotzdem die etwa 30 *m* hohe Felswand, die vom Jamtalgletscher her erstiegen wird, sehr brüchig ist. Die obere Scharte bedingt einen Zeitverlust von etwa einer Viertelstunde und ist im Spätsommer durch größere Spalten gefährdet. Die obere Scharte ist auf der Exkursionskarte gar nicht, die untere als Ochsenscharte bezeichnet, jene hat 2970 *m*, diese etwa 2950 *m* Höhe. Von der unteren Scharte zieht der Südgrat des Ochsenkopfs, dessen Ostflanke ziemlich steil gegen den Jamtalgletscher abfällt, in sanfter Neigung zum Ochsenkopfgipfel, 3040 *m* (3070 *m*), empor. Erstersteiger nach dem Jamtaler Hüttenbuch: Konst. Fischhaber, Reutlingen, 3. Aug. 1884, allein. Etwas steiler als gegen Süden, aber noch gangbar, fällt der Grat nach Norden zur Tirolerscharte, 2940 *m*, ab, von der Exkursionskarte fälschlich als Ochsenfurkel bezeichnet; es ist dies der beliebteste und kürzeste Gletscherübergang von der Wiesbadener Hütte zur Jamtalhütte. Ein vom Ochsenkopf nach Westen ziehender Seitenkamm begrenzt den Vermuntferner nördlich und verliert sich in dessen Stirnmoräne, er schneidet von jenem Gletscher den selbständigen, direkt gegen die Wiesbadener Hütte hängenden Tirolerferner ab, an dessen orographisch rechter Seite der Aufstieg von der Hütte zur Scharte vor sich geht; er ist spaltenlos und im Sommer meist aper. Gegen Nordosten springt vom Ochsenkopf ein vergletscherter Rücken vor und scheidet durch seinen steilen Osthang vom tiefer liegenden Jamtalferner eine von der Tirolerscharte nahezu eben gegen Osten vorspringende Gletscherterrasse (Abb. 5, S. 222); durch diese wird der Aufstieg von der Jamseite etwas mühsam. Nördlich von der Tirolerscharte erhebt sich schroff der Tirolerkopf, den die alten Karten als Radtspitz, die Exkursionskarte fälschlich als Bieltalerspitze bezeichnen, 3094 *m* (3110 *m* und 3090 *m*). Er entwickelt einen Seitengrat nach Westen, der den Tirolerferner vom nördlicher gelegenen Rauhenkopfferner scheidet, und einen massigen, gegen Osten nach dem Jamtalferner vorspringenden, am Ende nördlich umgebogenen Pfeiler. Der beiderseits steil abfallende Nordgrat ist etwas nach Westen ausgebogen; daher birgt sich zwischen ihm, der Biegung des Ostpfeilers und dem Südrand des Totenfelds eine abgeschlossene runde Seitenbucht des Jamtalferners von ansehnlicher Größe. Es sind zwei Gipfel zu unterscheiden: Der Nordwestgipfel, 3094 *m* (3110 *m*), etwas nördlich vom Kreuzungspunkt der Seitengrate und der auf der Exkursionskarte nicht kotierte Südostgipfel im östlichen Seitenpfeiler, 3096 *m*, von jenem durch eine scharfe Scharte getrennt. Erster Ersteiger des Nordwestgipfels war E. Renner, Stuttgart, mit Ignaz Lorenz am 28. August 1883 aus der genannten Gletscherbucht und über faule Felsen der Ostseite (Hüttenbuch der Jamtalhütte. Die Verwechslung mit dem Hinteren Satzgrat in den „Mitteilungen" 1884, S. 222, ist durch E. Zöppritz verschuldet). Erster Ersteiger des Südostgipfels: R. Schweizer, Stuttgart, 24. Juni 1897, mit Ignaz Lorenz von der Tirolerscharte aus. Übergang vom Nordwest- auf den Südostgipfel auf der Westseite unter dem Grat durch Dr. Bröckelmann, Berlin, mit Ignaz

Abb. 1. Fluchthorn und Heidelbergerspitze vom Piz davo Sasse (Text S. 228 und 232)

Lorenz 2. Aug. 1898, Abstieg gegen den Tirolerferner und zur Wiesbadener Hütte. In die Beschreibung („Mitteilungen" 1899, Nr. 19) haben sich einige Verwechslungen der Himmelsrichtungen und falsche Angaben eingeschlichen.

Der Nordgrat senkt sich zu einer Schneescharte von 2960 *m* Höhe, der Rauhenkopfscharte (Abb. 6, S. 223), die schon 1883 von E. Renner erwähnt, später, 19. September 1895, von J. Duhamel mit Gottl. Lorenz von der Wiesbadener Hütte überschritten wurde. Doch ist der Aufstieg von Westen und Osten steiler als bei der Tiroler-Scharte. Nördlich von ihr erhebt sich ein mehrgipfliger Stock, derjenige des Rauhenkopfs. Sein südlicher Kulminationspunkt, der eigentliche Rauhekopf, 3109 *m*, hat einen durch eine kleine Scharte abgetrennten nördlichen Vorgipfel, 3104 *m*. Erste Ersteigung durch Dr. Haag mit Ignaz Lorenz 22. Juni 1893 von der Rauhenkopfscharte. Er entsendet gegen Osten einen in lauter einzelne Türme und Nadeln, die Totennadeln, aufgelösten Seitenkamm, der im weiteren Verlauf zu dem in nordöstlicher Richtung weit hinausziehenden und bis über 3000 *m* ansteigenden Hinteren Satzgrat hinüberleitet und mit letzterem die Südumrandung des zerrissenen Totenfeldgletschers bildet. Der Hauptgrat zieht über eine flache Scharte nördlich zum zweiten Teil, der doppelgipflig ist und vom Ersteiger Dr. Haag (19. Juni 1893, mit Ignaz Lorenz,

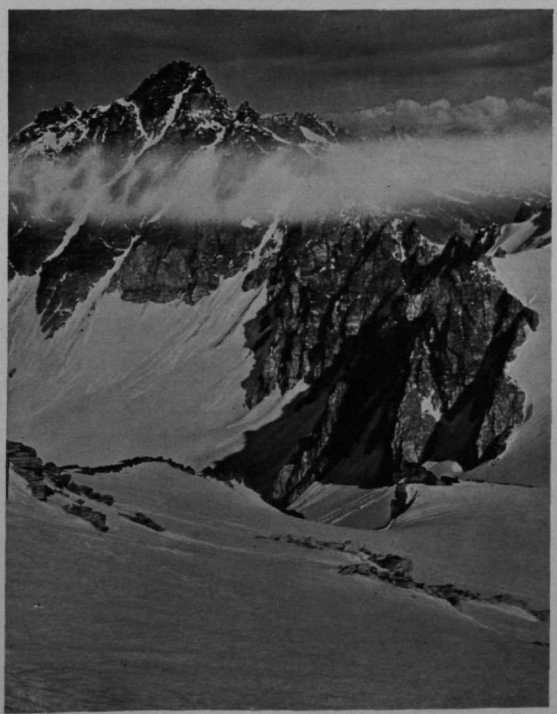


Abb. 2. Dreiländerspitze von der Jamtalerfernerspitze (Text S. 219)

Abb. 3. Fluchthorn und Augstenbergstock vom Hinteren Satzgrat (Text S. 227)

„Mitteilungen" 1893, S. 230) mit dem viel mißbrauchten Namen Bieltalerspitze belegt wurde. Zwischen beiden Gipfeln, 3042 *m* (3041 *m*), zieht vom nordwestlich angelagerten Bieltalerferner eine Schneezunge bis auf den Grat, 3004 *m*, und gegen das Totenfeld als steile Schneekehle hinab, die leichte Annäherung vom ersteren Gletscher gewährt. Beim südlichen Gipfel löst sich gegen Westen ein kurzer Seitenast, der rasch absinkt, aber als Schneerücken bis zum Bieltalerkopf weiter geht. Dieser Schneerücken leitet die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, die von der Dreiländerspitze an dem Hauptkamm folgte, von ihm weg nach Westen, scheidet den Rauhenkopfferner vom Bieltalerferner und teilt letzteren dem Land Tirol zu. Wegen seiner unzweifelhaften orographischen Wichtigkeit verdient der Doppelgipfel einen besonderen Namen. Da der Name Bieltalerspitze in Land- und Ansichtspostkarten nun schon auf vier verschiedenen Bergen herumgejagt wurde und eine Verwechslung mit dem gleichfalls wichtigen Bieltalerkopf ausgeschlossen werden sollte, hat die Sektion Schwaben beschlossen, den Berg nach dem Erststeiger Haagspitze zu nennen. Der Hauptkamm sinkt von ihr steil, aber nicht ungangbar nordöstlich zur früher viel begangenen Totenfeldscharte, 2858 *m*, ab. Sie wurde von E. Zöppritz am 12. Juli 1884 vom Hinteren Satzgrat aus entdeckt, am 19. August 1884 von E. Gunser, Tübingen, mit Ignaz Lorenz von der Jamtalhütte nach dem Madlener-Haus und am gleichen Tage von Dr. Tauscher-Geduly und Frau mit Gottl. Lorenz in umgekehrter Richtung überschritten (Jamtaler Hüttenbuch). Von der Totenfeldscharte an ist der Zusammenhang des Kammes unterbrochen, es zieht in nordöstlicher Richtung eine Reihe isolierter Köpfe, deren erster, der Totenfeldkopf, von schöner Kuppelgestalt, mit Platten umgürtet ist, aber seit 1900 ein Steinmännchen trägt, 2942 *m*,

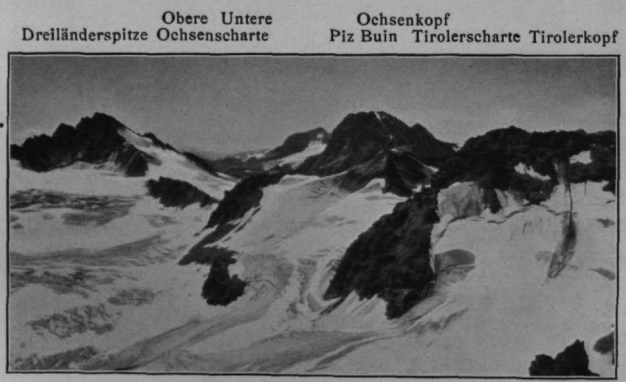


Abb. 5. Dreiländerspitze — Tirolerkopf vom Hinteren Satzgrat (Text S. 220 u. 226)

Abb. 4. Gemsspitze und Jamtalfernerspitze vom Hint. Satzgrat (Text S. 226)

bis zum Vorderen Satzgrat hin. Zwischen ihm und dem niedrigen letzten Kopfe, ebenso zwischen diesem und dem vorletzten sind ebenfalls Übergänge vom Bieltalerferner zum Totenfeld, die bei der jetzigen Zerrissenheit dieses Gletschers der eigentlichen Totenfeldscharte weit vorzuziehen sind (Untere Totenfeldscharte, ca. 2880 *m*). Der Hintere Satzgrat behauptet gegenüber dem Hauptkamm eine gewisse Selbständigkeit durch seine lange Ausdehnung und die verschiedene Streichrichtung. Gegen das nordwestlich anliegende Totenfeld fällt er schroff ab, gegen den tieferen Jamtalferner sind ihm zwei übereinanderliegende, durch parallele Schuttwälle getrennte Schneeterrassen vorgelagert. Er weist fünf bedeutendere, durch Scharten getrennte Gipfel auf, deren höchster, 3067 *m*, von Westen gerechnet, der zweite ist. Die Jamtalhütte ist erst vom vierten an sichtbar. Erste Ersteigung des Hauptgipfels durch E. Zöppritz, 12. Juli 1884, mit Ignaz Lorenz in der Meinung, den Vorderen Satzgrat zu besteigen (Mitteilungen 1884, S. 372). Erste Überschreitung aller fünf Köpfe, Aufstieg von Südwesten aus der Gletscherbucht des Jamtalferners, Abstieg durch die lange Rinne vom fünften Kopf nach der Zunge des Jamtalferners durch H. Cranz mit Ignaz Lorenz II am 22. September 1900. Vollständige Überschreitung mit Aufstieg über den Nordgrat, Überkletterung der höchsten Totennadel und Überschreitung des Rauhenkopfs durch stud. A. Beilhack, München, allein am 13. August 1906 (Beobachtung des Verfassers vom höchsten Gipfel aus und briefliche Mitteilung), eine erstklassige Leistung! Die Aussicht vom Hauptgipfel gibt einen überaus instruktiven Einblick in den Bau der Silvrettagruppe selbst und rivalisiert darin mit dem Vorderen Satzgrat und der Haagspitze.[1])

DER BIELTALERKAMM Bei der Unteren Totenfeldscharte hat der bisher nördlich, bezw. zuletzt nordöstlich ziehende Kamm ein Ende; es legt

Abb. 6. Rauherkopf und Totenfeld vom Hinteren Satzgrat (Text S. 221)

[1]) Der ganze Kamm vom Ochsenkopf bis zur Haagspitze wurde von V. Sohm und K. Eyth führerlos am 22. August 1901 überschritten.

sich ihm der mächtige, von Ost nach West streichende Querriegel des Vorderen Satzgrats entgegen. Der Anschlußpunkt liegt etwa in der Mitte des Satzgratzugs, so daß dessen westliche Hälfte gegen das Bieltal weit vorspringt und von seinem Gletscher eine spaltenlose flache Bucht abtrennt. Nord- und Südflanke des Vorderen Satzgrats sind erheblich steil, doch erleichtern Bänder und Stufen im Gneis das Hinaufkommen. Am leichtesten geht es über den Sporn, den der Westgipfel, 3025 *m*, gegen Norden vorschiebt, und der in Verbindung mit dem Südostgrat der Hinteren Getschnerspitze den hinteren Teil des Getschnerferners von dessen vorderem, ganz an den Fuß des Satzgrats angeschmiegten Teile trennt. Dieser Westgipfel trägt ein starkes, allseitig schroff abfallendes Gipfeltürmchen, eine Scharte trennt ihn vom nahen Mittelgipfel, 3026 *m*, und eine tiefere Schlucht diesen vom Ostgipfel, 3028 *m*, der gerade über der Unteren Totenfeldscharte steht. Ziemlich niedriger sind zwei Erhebungen des ein Stück weit leichter begehbaren Grats, 2961 *m* (2944 *m*), dann senkt sich dieser über einen prägnanten Vorgipfel, 2775 *m*, in Steilstufen rasch zur Höhe der unteren Terrasse des Getschnerkars. Welcher der höheren Gipfel gewöhnlich bestiegen wird, ist mir unbekannt, am leichtesten geht es von Norden und Süden

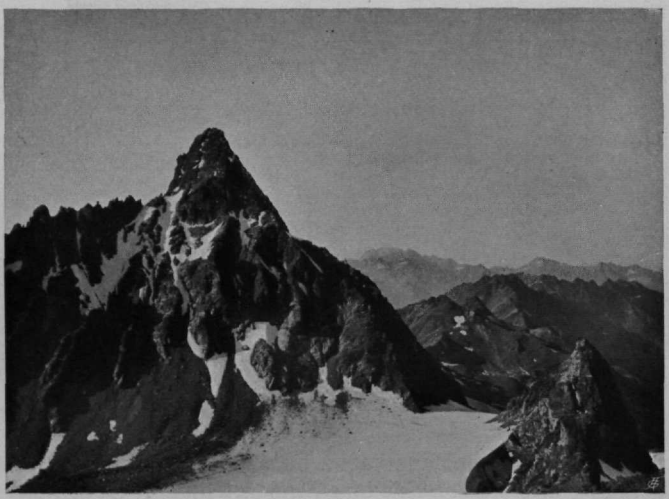


Abb. 7. Fluchthorn und Zahnspitze von der Krone (Text S. 228)

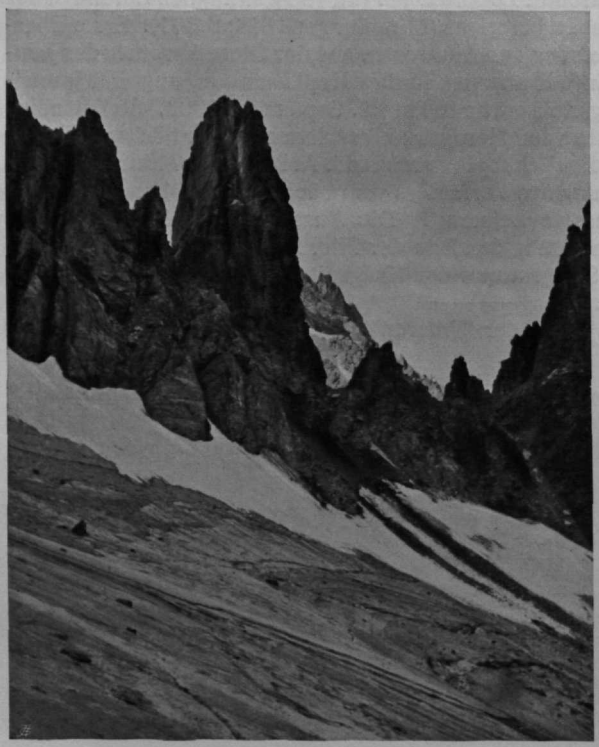


Abb. 8. Paulcketurm von Südosten (Text S. 228)

Tiroler Kopf Hinterer Satzgrat Totenfeld Vorderer Satzgrat

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Hinterer Satzgrat vom Breiten Wasser

auf Mittel- und Ostgipfel. Die Erstersteigung vollführte nach dem Jamtaler Hüttenbuch K. Willner, Wien, mit Ignaz Lorenz, 26. August 1890, nachdem E. Stücklen, Stuttgart, 1880 nicht hinaufgekommen war; Weg unbekannt. Dr. Haag stieg mit Ignaz Lorenz am 22. Juni 1893 vom Totenfeld auf und zum Getschnerferner durch eine Schneerinne ab. Aufstieg von Norden durch Herrn Czerny, Heidelberg, mit Ignaz Lorenz, 25. August 1897. Die Westkante des Westgipfels fällt sehr steil zu einer Schneescharte, 2944 *m*, ab, die schon von Czerny bei seiner Besteigung des Westgipfels betreten wurde und einen leichten Übergang vom Getschnerferner auf den Bieltalerferner, also, da hierbei der neue Getschnerweg bis zur Höhe der Gletscherzunge benützt werden kann, von der Jamtalhütte zur Wiesbadener Hütte ermöglicht. Dem gleichen Zweck kann eine 300 *m* weiter westlich, gerade am Ende des Querzugs befindliche Schneescharte, 2944 *m*, dienen (von Topograph Haug und dem Verfasser 1905 begangen). Von der letztgenannten Scharte führt ein sanft ansteigender Grat nach Norden zu einem namenlosen Gipfel, 2985 *m*, der in nordwestlicher Richtung einen langen Seitengrat als Abschluß des Bieltalerferners entsendet. Er bildet beim Gang vom Madlener-Haus durchs Bieltal hinauf ein imposantes Bild, wir schlagen daher für ihn den Namen Madlenerspitze vor. Von zahlreichen tiefen Scharten durchfurcht und durch sie in einzelne Felsklötze aufgelöst, zieht der Kamm nordöstlich weiter zur Hinteren Getschnerspitze, 2961 *m*, die eine prachtvolle Aussicht bietet. Sie ist von der nördlich eingetieften bequemen Getschnerscharte, 2843 *m*, leicht in einer Viertelstunde zu erreichen, doch fand ich 1905 mit Topograph Haug und Cl. Widmoser noch kein Zeichen einer Ersteigung vor. Unmittelbar nördlich von der Scharte und von ihr auch bequem zu erreichen, steht die Mittlere Getschnerspitze, 2975 *m*, orographisch wichtig durch zwei Seitengrate. Der südöstliche springt keck ins Getschnerkar vor, und an seiner Südflanke, teilweise in seinen Felsen, windet sich der neue Getschnersteig aus dem Kar zur Scharte empor, den die Sektion Schwaben 1907 zum 25jährigen Jubiläum der Jamtalhütte einweihte. Westlich von der Scharte folgt dieser Steig dem Südfuß des langen, west-nordwestlichen Seitengrats der Mittleren Getschnerspitze und vermeidet so den Madlenerferner, der zwischen diesem Seitengrat und dem früher erwähnten Ausläufer der Madlenerspitze eingelagert ist. Auf der Stirnmoräne dieses Gletschers teilt sich der Weg, der rechtsseitige folgt dem Bieltal abwärts zum Madlener-Haus, der linksseitige übersetzt den Bielbach hart unter der Zunge des Bieltalerferners und steigt dann wieder fast 400 *m* zu dem Verbindungskamm zwischen Hohem Rad und Bieltalerkopf auf, wo mit Überschreiten der Vorarlberger Grenze der Weg vom Hohen Rad zur Wiesbadener Hütte getroffen wird. Wenn auch länger als die früher genannten Verbindungswege zwischen den beiden Hütten, ist er doch der einzige, der alle Gletscher vermeidet und daher von Alleingängern und weniger geübten Führerlosen gut gemacht werden kann. Ein hübsches Kletterobjekt ist die Vordere Getschnerspitze, 2983 *m*; sie ist von der mittleren durch eine schneidige Scharte getrennt, aus welcher nach dem Getschnerkar eine enge Rinne hinabzieht. Breiter ist die Schnee- und Schuttrinne, welche nach der Scharte nordöstlich von der Vorderen Getschnerspitze leitet. Diese ist der Getschnerscharte ganz ähnlich, sie heißt wegen des nördlich angelagerten Hennebergferners die Hennebergscharte. Mit dem östlich von ihr gelegenen, unschwer aus der Scharte zu erreichenden Kopf, 2936 *m*, beginnt der vielgipfelige Zug der Hennebergspitzen, 2935, 2924, 2815, 2760, 2825, 2830 *m*, welcher anfangs noch die bisherige nordöstliche Richtung beibehält, später entschieden in die nördliche des Jamtals einschwenkt. Die Köpfe erheben sich nur wenig über den westlich angelagerten, flachen Roß-

bergferner; dieser wird vom Hennebergferner durch einen langen, nordwestlich ziehenden Kamm getrennt, der beim ersten Hennebergkopf, 2935 *m*, sich ablöst und am Ende noch zur hübschen Hennespitze, 2753 *m*, sich aufschwingt. Der ganze Zug des Hennebergs macht den Eindruck, als sei er der Bruchrand einer mit etwa 30° Neigung gegen Nordwest und West einfallenden Scholle, in deren plattige Decke sich Madlener-, Henneberg- und Roßbergferner eingesenkt haben, während an der steilen Südost- und Ostseite das Getschnerkar und das Jamtal niedersank oder ausgetieft wurde. Im Jamtaler Hüttenbuch verzeichnet L. Purtscheller eine Hennebergspitze mit der unmöglichen Höhe von 3195 *m*, die er allein, von der Silvretta-Hütte über das Silvrettahorn kommend, am 6. September 1886 erstieg. Welche Spitze er meint, wird sich nicht mehr feststellen lassen. Jedenfalls einen der ersten Hennebergköpfe, aneroidisch mit 2670 *m* gemessen, erstieg E. Stücklen mit Ignaz Lorenz, vom Bieltal über den Hennebergferner aufsteigend, am 17. Juli 1892 (Mitteilungen 1892, S. 171). Eine Überschreitung aller Spitzen von der Mittleren Getschnerspitze an vollführte ich mit Ignaz Lorenz II am 23. September 1900.

DER KLEINVERMUNTKAMM zieht parallel dem Jamtal ziemlich genau nördlich über eine größere Anzahl von Köpfen, die sich wenig über die Gletscherterrasse des Roßbergs erheben, bis zur Bodmerspitze, 2839 *m*, auf der Exkursionskarte fälschlicherweise mit 2859 *m* kotiert. Hier geht parallel zum Hennekamm ein Seitengrat ab, der mit dem weiteren Verlauf des zur Sedlspitze, 2715 *m*, ziehenden Hauptgrats die im oberen Teil vergletscherte Mulde der Bodmerfurka einschließt. Östlich fällt der Kamm fast durchweg sehr steil gegen die Grashalden ab, aus denen der untere Teil des linken Hangs im Jamtal besteht. Nördlich von der Sedlspitze zeigt der Kamm eine tiefe Depression, die Sedlfurka, östlich hat sich ihm in halber Höhe eine Karterrasse vorgelagert, das Wurmälpele, über das an einigen kleinen Tümpeln vorbei Spuren eines früheren Steigs aus dem Jamtal zur Scharte leiten; westlich breitet sich der untere flache Teil der Bodmerfurka unter dem Namen Sedlertäli aus. Es birgt ein hübsches Seelein, steht gegen Norden mit der dem Hochnörderer westlich vorgelegten Terrasse in Verbindung und ist vom Talboden des Kleinvermuntbachs durch eine jäh abschießende, mit dichtem Erlengebüsch bewachsene Lehne getrennt. Nördlich der Scharte, deren Höhe ca. 2400 *m* beträgt, steigt der Kamm über die Nördererspitze, 2691 *m*, wieder energisch und nach beiden Seiten sehr schroff abfallend zum Hochnörderer, 2758 *m*, an und setzt sich, vielfach geschartet, als Felsgrat bis zur Gorfenspitze, 2560 *m*, fort.

Erste Ersteigung des Gorfen durch den Pfarrer von Galtür vor 1861, durch Weilenmann im Juli 1861, des Hochnörderer und der Sedlspitze durch E. Zöppritz 1882, Überschreitung aller Köpfe vom Henneberg über die Bodmerspitze zur Sedlspitze mit Abstieg nach Kleinvermunt durch den Verfasser am 23. September 1900 und mit Umgehung der Bodmerspitze im August 1908.

DER SILVRETTAHAUPTKAMM Das Stück von der Dreiländerspitze bis zur Fuorkla Chalaus (Abb. 4, S. 223, u. 5, S. 222), in dem die Vordere Jamspitze, 3175 *m* (3190 *m*), das Jamjoch, die Hintere Jamspitze, 3169 *m*, die Fuorkla Urezzas, die Gemsspitze, 3114 *m* (3120 *m*), und die nur sehr wenig über den Firn aufragenden Köpfe, 3004 *m* und 3122 *m*, stehen, ist im Itinerar von Imhof nach Lage und Ersteigungsgeschichte richtig und erschöpfend dargestellt, nur muß bei der Gemsspitze als Jahr der Ersteigung durch die Herren Blezinger, Weiß, Köhler und Petzendorfer 1882 statt 1883 eingesetzt werden.

Mit dem Augstenberg beginnt die Verwirrung. Dieser Name bezeichnet den ganzen Gebirgsstock zwischen Jamtalferner, Futschöltal, Urschaital und Urezzatal, nicht aber einen oder mehrere Gipfel. Die Haupterhebungen des Stocks wurden auch früher, zur Zeit der Eröffnung der Jamtalhütte, stets als Augstenspitzen bezeichnet. Es sind dies die nahezu gleich hohen, in Nord-Südrichtung nur 200 *m* entfernten, auf der Exkursionskarte Vorderer und Hinterer Augstenberg benannten, die wir somit als Vordere und Hintere Augstenspitze, 3233,7 *m* und 3234 m, bezeichnen. Die vordere ist schweizerischer Triangulationspunkt, die hintere liegt ganz auf Schweizer Gebiet. Der Gletscher, welcher dem Massiv aufliegt, heißt Schweizer Chalausferner oder Oberer Chalausferner, er ist durch die Chalausscharte von dem nach Westen gegen die Zunge des Jamtalgletschers hinabhängenden Tiroler Chalausferner oder Unteren Chalausferner geschieden. Die beiden Gipfel, welche nördlich und südlich die Chalausscharte flankieren, sind die Nördliche und Südliche Chalausspitze, 3168 *m* (3170 *m*) und 3162 *m*. Von der südlichen dieser Spitzen zieht gegen Westen eine Reihe von Felsköpfen als südliche Begrenzung des Tiroler Chalausferners hinab, die man als Untere Chalausköpfe ansprechen könnte. Schärfer als Kamm ausgeprägt ist die nördliche Begrenzung dieses Gletschers, die von der Nördlichen Chalausspitze gegen Nordwesten in der Richtung auf die Jamtalhütte hinabzieht. In diesem Kamm stehen der Triangulationspunkt der österreichischen Markierung, die Augstenbergsignalspitze, 3159 *m*, die namenlosen, wenig hervortretenden Erhebungen, 3130 *m* und 3105 *m*, sowie der von der Hütte aus gut sichtbare Westliche Augstenkopf, 2975 *m* (2970 *m*, Abb. 3, S. 222). Von der Signalspitze löst sich ein gegen das Breite Wasser im Futschöltal vorspringender Nordgrat ab, in dem die Östlichen Augstenköpfe, 2970 *m* und 2840 *m*, stehen. Zwischen dem Zug der Westlichen und dem der Östlichen Augstenköpfe liegt der Obere und der Untere Augstenferner, die vor 25 Jahren noch zusammenhingen, jetzt durch eine ausgeaperte plattige Felsbarre getrennt sind. Den Nordfuß der überaus steilen Wand, mit dem der Hauptstock gegen das Futschöltal absetzt, umsäumt der Futschölferner, der vom Westhang des Futschölpasses durch einen nördlichen Seitenpfeiler der Vorderen Augstenspitze abgetrennt ist. (Die Exkursionskarte zeichnet fälschlicherweise den Ferner bis an die Paßhöhe.) Zwischen den Graten der Vorderen und der Hinteren Augstenspitze fällt ungemein steil, furchtbar zerrissen und fortwährend Eisstücke von seinen einsturzbereiten Überhängen in die Tiefe sendend, der Futschölpaßferner gegen Osten herab.

Die Gipfel des Augstenbergs werden jetzt stets über den Tiroler Chalausferner erstiegen, dessen Stirnmoräne der Hüttensteig zum Jamtalferner quert. Früher wurde ebenso häufig über den Unteren und Oberen Augstenferner aufgestiegen, was jetzt kaum mehr möglich ist; auch der Zug der Westlichen Augstenköpfe wurde benützt. Der einigemale im Abstieg benützte Futschölpaßferner ist jetzt ganz unpassierbar geworden.

DER KRONENKAMM Vom Futschölpaß, dessen alten Saumweg die Sektion Schwaben wieder herzustellen beabsichtigt, zieht ein bequem gangbarer Grat östlich zum Grenzeckkopf, 3051 *m*, wo man ohne Mühe hübsche Bergkristalle sammeln kann. Die Schreibweise Grenzeggkopf der Exkursionskarte ist veraltet. Der Name Piz Faschalva ist hierher erst Ende der neunziger Jahre vom Piz Tasna übertragen worden, was bei der Lektüre Weilenmanns und O. v. Pfisters zu berücksichtigen ist. Grat und Landesgrenze ziehen horizontal gegen Norden, der Fimberferner reicht bis hinauf, im Westen breitet sich unterhalb einer Schutthalde ein flaches Schneefeld, im Norden eingefaßt von der Hügelreihe westlich der Krone,

über die sich die Stirnmoräne des Kronenferners herabschiebt. Über die niedrigste Stelle des Grats, das Kronenjoch, etwa 3000 *m*, besteht die früher genannte Winterpassage vom Fimber- zum Futschöltal. Die Krone, 3195 *m*, steigt vom Grat aus als schmaler Felsrücken sehr steil an, ihr Nordgrat hat geringere Neigung. Von der Mitte des Zugs gegen Westen etwas vorspringend steht ein Seitenpfeiler, so daß zwei nahe, gleichhohe Gipfel gebildet werden. Der Westgipfel trägt die Vermessungsstange von Coaz, den Ostgipfel, von jenem durch eine kaum überschreitbare Scharte getrennt, eroberte E. Renner mit Gottlieb Lorenz am 19. Juli 1887, vom Nordgrat in die Fimberseite einsteigend. Der nächste Ersteiger war O. Klewe, Berlin, 1894. Auch heute noch wird die Krone selten besucht, obschon sie der Jamtalhütte in die Fenster sieht und wie ein verkleinertes Ebenbild des Fluchthorns dreinblickt. In der Exkursionskarte ist das auf die Krone folgende Gratstück gezeichnet, wie wenn die Firnfelder des Fimber- und des westlich anlagernden flachen Kronenferners vielfach einander berühren würden. Sie sind jedoch durch einen 50 *m* hohen Felsrücken getrennt, der östlich als Steilmauer gegen den Fimber-, westlich mit einer Schutthalde gegen den Kronenferner abfällt; auf ihm sitzen eine größere Zahl isolierter, schroffer Köpfe und Türme, darunter besonders ein gegen Norden etwas überhängender, auf der Westseite ganz unangreifbarer Turm, 3080 *m* der Exkursionskarte, dem wir seinem Erstersteiger zu Ehren den Namen Paulcketurm (Abb. 8, S. 224) gaben (Ö. A. Z. 1907, Nr. 750); auf ihn folgt nach einer durch zwei Felsklötze gezierten tiefen Scharte die Zahnspitze, 3104 *m*, der Mauer einer Burgruine ähnlich, von E. Schaller und O. Fischer mit Ignaz Lorenz am 31. August 1892 zuerst über den Nordgrat mit Ausweichen in die Ostflanke erstiegen. Über die Südkante erstieg sie der Verfasser mit Cl. Widmoser im Sommer 1908, bis zu einer vorspringenden Schulter recht schwierig. Der Kamm setzt sich nördlich von der Zahnspitze als östliche Begrenzung des vorderen, westlichen Fimberferners über eine „las Gondas" genannte Hügelreihe bis fast zur Heidelberger Hütte hin fort. Zwischen der Zahnspitze und dem Fluchthorn hängt der Kronenferner mit dem Vorderen Fimberferner durch einen in der Richtung Südost-Nordwest ziehenden Firnsattel, das Zahnjoch, 2960 *m*, zusammen.

DAS FLUCHTHORN MIT DEM GAMSHORNKAMM

Der Zackenbau der Fluchthörner (Abb. 1 u. 7, S. 221 u. 224) ruht auf einer von Süden nach Norden gestreckten gewaltigen Mauer, die nach West und Ost sehr steil abfällt und gegen Südwesten einen mit bizarren Türmen besetzten Seitenkamm weit ins obere Futschöltal vorschiebt. An den Fuß der Mauer schmiegt sich östlich der Kronenferner und über dem Zahnjoch der Untere Fimberferner, im Westen der Untere Fluchthornferner. Letzterer bildet mit dem Kronenferner eine hohe, flache Terrasse im Futschöltal, die gegen den Bach durch einen mit Gras und Schotter bedeckten Wall alter und junger Moränen von etwa 100 bis 200 *m* Höhe abgetrennt ist. In der Westflanke des Seitenkamms hängt der Obere Fluchthornferner, früher und in sehr schneereichen Jahren noch jetzt mit dem unteren in Verbindung, meistens aber durch Felsplatten und Eisbrüche von ihm getrennt. Zwischen dem Hauptgipfel, dem Südlichen Fluchthorn, 3403 *m*, und dem Mittelgipfel oder der Rennerspitze, 3403 *m*, liegt die Fluchthornscharte, 3340 *m*, zu der vom Unteren Fluchthornferner eine steile, von der Jamtalhütte aus sichtbare Eisrinne hinaufführt, und, durch einen Felsturm davon getrennt, etwas näher dem Mittelgipfel, noch eine kleinere Scharte. Südlich vom Hauptgipfel ist die durch einen auffallenden Felsklotz gedoppelte Südscharte, 3300 *m*, zwischen den Gipfelbau und den Südwestkamm eingeschnitten; zu ihr führt vom Kronen-

ferner die orographisch rechtsseitige von zwei parallelen breiten Schutt- und Schneerinnen — durch die linksseitige kann man mit schwerer Kletterei unter Steinfallgefahr direkt zum obersten Gipfelaufbau gelangen —, während westlich der Obere Fluchthornferner bis zu ihr hinaufreicht. Der gewöhnliche Aufstieg von der Südscharte zum Gipfel, von dem verschiedene Varianten möglich sind, geht zunächst horizontal in die Südseite, dann in der Südost- und Ostseite über Bänder und hohe Absätze aufwärts. Für den Übergang vom Haupt- zum Mittelgipfel wird ein etwas niedrigerer, nur 50 *m* entfernter nordwestlicher Vorgipfel gewöhnlich durch Absteigen an der Westseite umgangen (oder bedeutend schwieriger über den Vorgipfel und eine bis zu 60° geneigte Schnee- und Eiswand abwärts gestiegen) und an der Westseite des nächsten Turms in die Fluchthornscharte eingestiegen, dann entweder an der Ostseite, oft unter teilweisem Höhenverlust, oder an der Westseite des trennenden Turms möglichst nahe dem Grate die kleine Scharte erreicht, von der die Rennerspitze durch hübsche Kamine und ein Felsenfenster in der Südostseite erstiegen wird. Der Nordgrat des Mittelgipfels fällt mit mehreren senkrechten Absätzen treppenartig ab, trägt dann drei kleinere Türme und sinkt zu einem (3310 *m*) flachen Sattel, der Nordscharte, ab, welche mit dem Unteren Fluchthornferner durch eine breite, vom Mittag an in hohem Grade dem Steinfall ausgesetzte Schneerinne verbunden ist. Aus der Nordscharte wird über bequeme Stufen der Nordgipfel, 3344 *m* (3350 *m*), leicht erreicht. Von einigen niedrigen Türmen umstanden, stürzt dieser mit einer Steilwand von 500 bis 600 *m* Höhe gegen Norden zum Larainferner ab. In halber Höhe löst sich in anfangs nordöstlicher Richtung der Verbindungsgrat zur Larainfernerspitze los, während schon 80 *m* unter der Gipfelhöhe ein mehrfach gescharteter Grat gegen Nordwesten zum tiefsten Punkt, 3130 *m*, des zur Schnapfenspitze ziehenden Westkamms abfällt. Beim Abstieg vom Mittelgipfel zur Nordscharte hält man sich am besten so nahe als möglich am Grat, meist auf der Westseite; ein plattiger Überhang kann an der Westseite oder bequemer direkt überwunden werden, die drei Türmchen werden an der Westseite in Schartenhöhe umgangen. Für den Abstieg vom Nordgipfel wird sein niedriger nordwestlicher Vorgipfel überstiegen oder umgangen und dann eine Scharte gewonnen, aus der eine enge, mit Schnee und Schutt erfüllte Kluft schräg gegen Südwesten in die äußerste Nordostecke des Unteren Fluchthornferners leitet, doch kann auch in der Westseite des Gipfels, im oberen Teil über gute Treppenabsätze, in der Mitte durch kleine Kamine, im unteren Teil über steinfallgefährdete Plattenhänge direkt abgestiegen werden.

Die „Traversierung der drei Fluchthörner", bei der „man" sich jedoch meist mit einem Besuch des Nordgipfels von der Scharte und zurück begnügt, bildet jetzt eine Modetur in der Silvretta, nachdem die Führer, die aus der nicht tarifierten Route eine gute Einnahme ziehen, überall die bequemsten Varianten aufgefunden haben. Man macht sie meistens von Norden nach Süden, einmal, um dem Steinfall in der großen Schneerinne der Nordscharte zu entgehen, sodann, weil bei den Überhängen und Steilabsätzen vor der Rennerspitze die „Seilsicherung" im Aufstieg leichter ist. Derartig geführte Turisten pflegen die Wanderung nachträglich als leicht zu bezeichnen. Für Führerlose, die nicht die ganze Literatur zuvor genau studiert haben, oder für Turisten mit fremden, der Gegend unkundigen Führern wird die vollständige Überschreitung, besonders in der Richtung von Süden nach Norden, stets eine schwierige, aber hochinteressante Tur bleiben.

Ersteigungsgeschichte: Erste Ersteigung des Südgipfels durch Weilenmann, Zürich, mit Pöll, 12. Juli 1861, vom Kronenferner, — erster Abstieg zum Fluchthornferner durch Frühmesser Battlog aus Galtür, Sommer 1876, — erster Aufstieg

auf diesem Wege durch Battlog, O. v. Pfister, R. Linder, H. Riemerschmied, 11. September 1876. — Erster Aufstieg von der Fluchthornscharte, zugleich Übergang vom Mittel- zum Südgipfel, E. Stücklen mit Ignaz Lorenz, 12. Juli 1892. — Erster Übergang in umgekehrter Richtung E. Schaller, O. Fischer mit Ignaz Lorenz am 1. September 1892, — neue Variante für den Übergang durch A. Essich mit Ladner aus St. Anton, 27. August 1895. — Erster Aufstieg zum Mittelgipfel durch die Eisrinne durch G. Schwarz mit Ignaz Lorenz, 22. August 1889. — Erster Abstieg ins Fimbertal von der Kleinen Fluchthornscharte durch E. Renner und L. Petzendorfer mit Gottl. und Ignaz Lorenz, 10. Juli 1895. — Nordgipfel: Erste Ersteigung durch E. Stücklen mit Ignaz Lorenz, 21. August 1896. — Erster Übergang vom Süd- über den Mittel- auf den Nordgipfel durch den Verfasser mit Ignaz Lorenz II., Sohn von Gottl. Lorenz, 21. September 1900, Wiederholung der Tur durch den Verfasser und Abstieg in der Westseite des Nordgipfels mit H. Wagstätter am 27. August 1907. — Erste vollständige Überschreitung der drei Fluchthörner von Süd nach Nord durch V. Sohm und K. Eyth, führerlos, 25. August 1901. — Vollständige Überschreitung des Grats vom Gamshorn über die Schnapfenspitze sowie der drei Fluchthörner in einer Tur durch E. Siegrist, Winterthur, E. Frey, Davos, Th. Kofler, Klosters, führerlos, 5. August 1904. — Erste Ersteigung des Nördlichen Fluchthorns von Osten über P. 2910 der Exkursionskarte (durch eine Rinne zum Grat nördlich des Gipfels und unter Umgehung zweier Grattürme zuerst auf der Ost-, dann auf der Westseite zum Gipfel), durch C. Oppenheimer, Berlin, und A. Nassau, Hagen, am 20. Juli 1904.

Im Westen des Nördlichen Fluchthorns ist der zum Gamshorn ziehende Grat anfangs sehr schmal, fällt gegen das steile, obere Firnfeld des Larainferners fast senkrecht ab, bildet aber nach Süden gegen den Unteren Fluchthornferner hin eine von schönen Bändern und Schuttflecken durchzogene Schräge. Einzelne Stellen, so bei Punkt 3130 *m*, sind recht scharf. Bei der Schnapfenspitze, 3221 *m* (3230 *m*), und westlich davon bis zum Steilabsatz des Punktes 3190 *m* gegen Osten geht der Schnee des Larainferners bis auf den Grat. Hier ist auch die bequemste Stelle für einen Übergang aus dem Larain- ins Futschöltal, wenn man sich dort ganz am orographisch linken Ufer des Larainferners in die Höhe zieht und hier über die Schutthalden und Schneerinnen des Südausläufers der Schnapfenspitze gegen das untere Ende des Unteren Fluchthorngletschers absteigt. Punkt 3190 *m* ist auf der Exkursionskarte nicht kotiert, ist auch bisher nicht benannt, jedoch wichtig als Ablösungspunkt des Nordkamms, der das Jamtal von Larain trennt. Wir bezeichnen den Kopf als Westliche Schnapfenspitze. In leicht gegen Süden gekehrtem Bogen umzieht der Grat das bis zu ihm heraufreichende Schneefeld der Mittleren Schnapfenkuchel, die — vom Tale aus nirgends sichtbar — in den Winkel zwischen dem von der Westlichen Schnapfenspitze und dem vom Östlichen Gamshorn gegen Nordwesten ausstrahlenden Seitenkamm eingelagert ist, an Ausdehnung den Totenfeldgletscher nahezu erreicht. Das Östliche Gamshorn, 3080 *m*, fällt gegen Osten auffallend steil ab; der wie zuvor südlich ausgebogene Verbindungsgrat mit dem gewöhnlich als Nachmittagsspaziergang von der Jamtalhütte aus besuchten Westlichen Gamshorn, 3010 *m* (2995 *m*), fällt gegen Norden in Steilwänden ab und bietet für die Überkletterung mancherlei Schwierigkeiten. Zum Westlichen Gamshorn führt von der Hütte ein markiertes Steiglein über Gras und Schotter. Auch dieser Gipfel entsendet einen aus plattigen Gneis- und Schieferfelsen mit nordwestlicher Fallrichtung aufgebauten Seitenkamm gegen Nordwesten, und wie vorhin, so ist auch hier zwischen die zwei benachbarten Seitenkämme ein steiles Schnee- und Eisfeld eingebettet, die Vordere Schnapfenkuchel.

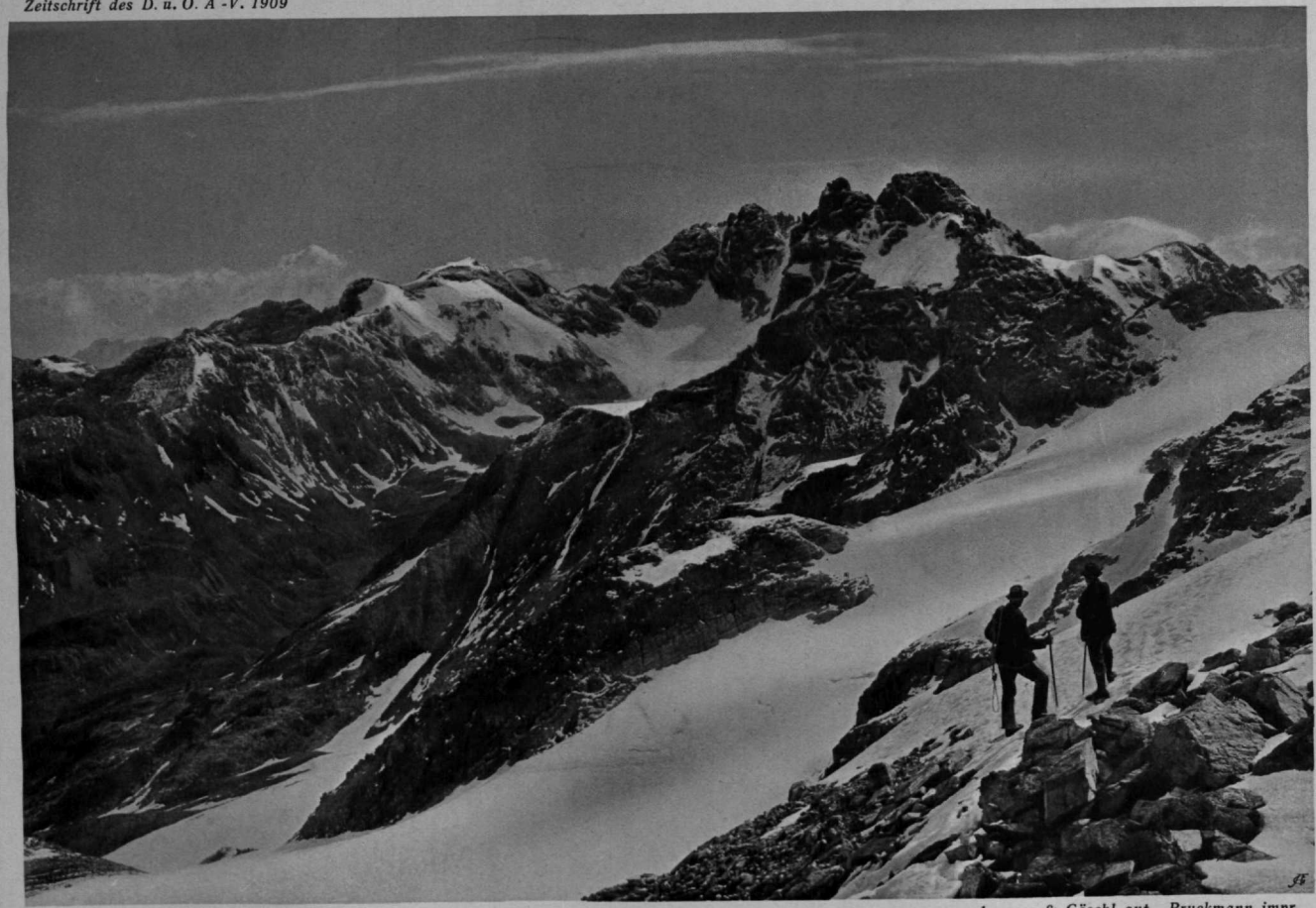
Erste Ersteigung der Schnapfenspitze von Osten, dann über die Westliche Schnapfenspitze und den oberen Teil der Mittleren Schnapfenkuchel bis vor das Östliche Gamshorn, durch die Scharte, 3030 *m*, und eine steile Rinne gegen das Futschöltal herab: E. Gunser, Tübingen, mit Ignaz Lorenz, 20. August 1885; Östliches Gamshorn: R. Schweizer mit Ignaz Lorenz, 7. September 1900; Westliches Gamshorn: E. Zöppritz, Stuttgart, mit Ignaz Lorenz, 8. Juli 1882.

DER JAMTALERKAMM Wie im Westen des Bieltalerkamms eine mit Schneefeldern erfüllte, von nordwestlich gerichteten Höhenrücken durchzogene flache Terrasse vor dem eigentlichen Kamm liegt, so wiederholt sich der Bau der Kette auf der rechten Seite des Jambachs, nur daß die Terrassenbildung hier noch weit ausgeprägter ist. Vom Nordende des Gamshornausläufers bis über Galtür legt sich vor den Jamtalerkamm eine mit Schafweiden bedeckte Terrasse, deren Vorderkante dem Talwanderer den Blick auf die Spitzen des Gebirgszugs wehrt. Fast jeder bedeutendere Gipfel sendet in Nordwestrichtung einen Ausläufer aus, dessen Fuß den ebenen Teil der Terrasse jeweilig auf einen schmalen Rest einengt, und die vielfach mit kleinen Tümpeln geschmückten, oben von perennierenden Schneefeldern bedeckten Karmulden zwischen den Seitenästen sind im unteren Teile von Wildbachbetten durchfurcht, so daß der durch die Ausschau nach den pittoresken Gipfeln genußreiche Gang auf der Terrasse durch das fortwährende Ab- und Aufsteigen recht mühselig gemacht wird. Die Exkursionskarte verzeichnet, der österreichischen Reambulierung folgend, nur drei Namen und einige Höhenkoten. J. Faber, Stuttgart, der mit Ignaz Lorenz II vom 19. bis 24. Juni 1905 den Kamm von Galtür aus in einzelnen Abschnitten beging, hat durch Erkundigungen bei alten Jägern und Schafhirten die Namen richtiggestellt. Ich besuchte den südlichen Teil der Terrasse in den Jahren 1904 und 1905 gelegentlich photographischer Aufnahmen, den nördlichen beim Abstieg von der Roten Wand nach Galtür im Jahre 1908. Ich folge den von J. Faber mir übergebenen Notizen. Der südöstlich von Galtür sanft aufsteigende Grasrücken, an dessen Westfuß die Eckalpe sich breitet, heißt Schafberg, über ihn geht es bequem auf die Predigbergspitze, 2642 *m*, die gegen Nordosten einen Zweigkamm, den Mathonergrat, vorschiebt. Eine leichte Kammwanderung bringt zur Thomasbergspitze, 2631 *m*. Von hier über P. 2659 *m* zu einer tiefen Einschartung des Grats, den Langgraben, über den ein Übergang aus dem Jamtal nach Larain möglich ist, und auf dem brüchig und schärfer werdenden Grat zur Langgrabenspitze, 2734 *m*. Der Grat wird schwierig und leitet zur Schönfurkaspitze, 2760 *m*. Der Grat fällt steil zu einer tiefen Einschartung ab, welche von Larain durch eine lange Schuttrinne zu erreichen ist, und steigt bequem gegen den südlich gelegenen Gipfel der Roten Wand, 2953 *m*, an.

Schöne Furka heißt das Kar nördlich von dem überaus feinschiefrigen Nordwestausläufer der Roten Wand bei den Galtürern, die überhaupt mit dem Worte Furka nur noch den Begriff eines eingeschlossenen Hochtals verbinden. Südlich von der Roten Wand, mit ihr durch einen schweren Grat verbunden, steht die Schnapfenlochspitze, 2993 *m*, ebenfalls mit jamtalwärts gerichtetem Seitenkamm. Zwischen ihm und dem Kamm der Roten Wand liegt das Kar Schnapfenloch. Das südlich folgende Kar ist das Finsterkar. Über ihm liegen die Nördliche, Mittlere, Südliche Finsterkarspitze, erstere beiden nicht kotiert, die südliche mit 3024 *m*. Der Aufstieg zur nördlichen Spitze ist schwer, der Übergang zu den beiden anderen leichter. Auf der südlichen Spitze fand Faber die Trümmer eines hölzernen Vermessungssignals, doch war in Galtür nichts von dessen Errichtung bekannt. Im Seitenkamm der südlichen Spitze liegt ein

mit 2897 *m* kotierter Punkt mit schöner Aussicht, vom Verfasser 1904 besucht. Der Grat macht eine kleine Ausbiegung nach Osten bis zu der nicht kotierten Kühälplispitze, bei der sowohl der Aufstieg von Norden, als insbesondere der Abstieg gegen Süden zum schwierigsten der ganzen Kammwanderung gehört. Das diesem Gratstück westlich angelagerte Kar ist das Kühälpli. Südlich von der Kühälplispitze schneidet eine Schneescharte in den Grat ein, bis zu der von Osten der Firn des Larainferners hinaufreicht, wo er mit dem steilen Firnfeld der von hier nordwestlich hinabziehenden Hinteren Schnapfenkuchel zusammenhängt. Die Scharte wurde vom Verfasser mit Fräulein N. und E. Andersen und Cl. Widmoser am 26. Juli 1908 vom Laraintal zur Jamtalhütte überschritten. Die südlich der Scharte stehende Schnapfenkuchelspitze, 2978 *m*, von welcher der Trennungskamm zwischen Hinterer und Mittlerer Schnapfenkuchel ausgeht, wurde ebenfalls von J. Faber erstiegen, sie rangiert nach ihm mit der Kühälplispitze, insbesondere den Abstieg über die Mittlere Schnapfenkuchel fand er schwer und bis zur Jamtalhütte langwierig. Noch nicht begangen ist das Stück von der Schnapfenkuchelspitze bis zur Westlichen Schnapfenspitze, ebenso der Trennungskamm zwischen Mittlerer und Vorderer Schnapfenkuchel. So viel gegliedert die Westflanke des Jamtaler Zugs ist, so einfach ist seine Ostseite, die ungemein steil in einer Flucht, nur von Wildbachbetten durchfurcht, zum Larainbach abstürzt. Bemerkt mag noch werden, daß der Name Brunnenkogel, den Weilenmann einem Berge des Zugs zuschreibt, in Galtür selbst bei den „ältesten Leuten" nicht bekannt ist.

DER LARAINKAMM Noch einfacher als beim Jamtalerkamm ist meine Aufgabe beim Larainkamm, nicht weil dieser von geringerer Bedeutung wäre, im Gegenteil: kaum wird ein Anblick einen von eintöniger Postwagenfahrt im langen Tale ermüdeten Reisenden so erfrischen, als wenn sich ihm bald nach Ischgl ein Blick nach den überaus kühn aufgebauten, mit kleinen Hängegletscherchen gezierten, von trotzigen Felsenzacken bekrönten Pyramiden des Berglerkopfs und Dreiköpfels auftut; auch den überwältigenden Eindruck, den die Fluchthornnordwand im Verein mit der ebenmäßigen Pyramide der Larainfernerspitze auf den Wanderer im hinteren Larain macht, habe ich oben schon zu schildern gesucht. Aber dieser Kamm ist der am wenigsten besuchte und bekannte der ganzen Gruppe. Am Nordfuß des Fluchthornmassivs löst sich ein schwachgeneigter Schuttsattel los, zu dem beim Punkt 2854 der Exkursionskarte (2861 *m* der österreichischen Reambulierung) der Larainferner hinaufreicht. Gegen Osten zieht sich eine wenig geneigte Schutthalde von da zur Moräne des Unteren Fimberferners, so daß dieser Sattel, die Larainfernerscharte, die rascheste Verbindung der Heidelberger Hütte mit dem Larainferner, vielleicht auch den Schlüssel zu der Lösung des Problems einer direkten Fluchthornersteigung vom Larainferner aus bildet. Nördlich der Scharte, mit ihr durch einen nicht zu steilen Schnee- und Schuttgrat verbunden, erhebt sich die von Weilenmann am Tage vor seiner Fluchthornbesteigung zur Rekognoszierung allein erstiegene Larainfernerspitze, 3011 *m*, die einen Seitengrat gegen den Larainferner hinabsendet. Nördlich davon ist wieder eine markante Einsattlung, von Westen über Schneefelder, von Osten über Schutthalden zu erreichen, die Heidelbergerscharte, 2819 *m* (2826 *m* Reambulierung), von wo der Südgrat der von W. Paulcke 1906 überschrittenen Heidelbergerspitze, 2968 *m* (Abb. 1, S. 221) beginnt. Diese ist von Süden nach Norden gestreckt und trägt an der Westseite eine kleine Schneeinlagerung. Die Ersteigung bezeichnet W. Paulcke als unschwer, besonders von Osten her. Nördlich von ihr liegt das Riezenjoch oder



Aufnahme von Dr. F. Benesch

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Fluchthorn von der Jamtalfernerspitze

der Larainpaß, 2690 *m* (2697 *m* Reambulierung), zu dem von der Talsohle von Larain ein mit Gras, Schutt und Schnee bedecktes Kar hinaufleitet. Das Joch wird nördlich vom Felskopf des Hohen Kogels, 2828 *m* (2818 *m* Reambulierung), flankiert. Die Gratwanderung vom Riezenjoch über den P. 2773, den Hohen Kogel, dessen Nordgrat, der bis zur Höhe von 2735 *m* (2683 *m* Reambulierung) absinkt, und hinauf zur Gemsbleisspitze oder Schwarzwandspitze der österreichischen Karte, 3017 *m*, nennt Paulcke eine anregende Wanderung.

Vorher wurde die Gemsbleisspitze 1849 durch Coaz, dann am 11. August 1884 und 29. Juli 1885 durch Ingenieurtopograph Reber erstiegen, durch letzteren von der Ostseite her; durch O. v. Pfister mit J. Ladner von der Nordseite. Die Tur wird von allen Ersteigern als eine hübsche Kletterei geschildert. Über die weiter gegen Norden befindlichen Erhebungen hören alle Ersteigungsdaten auf. In der Westflanke des Gebirgszugs beginnt wieder die Bildung der nordwestlich abzweigenden Seitenäste, die zwischen sich und den Hauptkamm kleine Schneefelder einschließen, so nördlich vom Dreiköpfel, 2962 *m*, das Berglerloch, ein gleiches nördlich vom Berglerkopf, 2888 *m*; ein einziges Kar liegt in der Ostflanke zwischen der Bidnerspitze, 2861 *m*, und dem Dreiköpfel. Die hier etwas mehr ins Detail gehende österreichische Reambulierungskarte läßt scharfe Kämme und steile, plattige Abstürze vermuten, so daß für Freunde neuer Turen noch ein Feld der Tätigkeit offen ist. Den Stützpunkt würde am besten Mathon oder die dürftige Larainalpe, eventuell das Bodenhaus im Fimbertal bilden. Die Sektion Schwaben hofft im Laufe der nächsten Jahre auch die drei nach Norden ziehenden Kämme kartographisch berichtigen und so ein weiteres Scherflein zur Kenntnis des von ihr seit mehr als einem Vierteljahrhundert bearbeiteten Gebiets beitragen zu können.

BEGLEITWORTE ZUR UMGEBUNGSKARTE DER JAMTALHÜTTE VON E. HAUG, TOPOGRAPH

Die hier beigelegte Karte des oberen Jamtals und seiner direkten Umgebung entspringt der Initiative der Sektion Schwaben, welche, die Unzulänglichkeit der Zeichnung des westlichen Höhenzuges in der bisherigen Karte erkennend, an das Kgl. Württembergische Statistische Landesamt mit der Bitte herantrat, einem seiner Topographen die Feststellung und Berichtigung der vermuteten Anstände zu gestatten. Im Jahre 1905 bekam ich durch meine vorgesetzte Behörde die Erlaubnis, die heimatliche Geländeaufnahme zu unterbrechen und meinen dreiwöchigen Jahresurlaub zum Zweck dieser Untersuchungen auf den Monat August zu legen.

Es handelte sich also zunächst nur um die Berichtigung eines Teils des Westgrats Getschner—Satzgrat. Erst im Laufe der Berechnungs- und Kartierungsarbeiten, die neben meinem Beruf die freien Stunden während zweier Winter vollauf beanspruchten, zeigte sich, daß eine Weiterausdehnung der ursprünglich gedachten Kartierung, unterstützt durch die vielen Photogramme, sehr gut möglich war und somit die Grundlage bildete für eine neue Karte der die Jamtalhütte direkt umgebenden Höhenzüge.

Es ist daher diese nicht beabsichtigte, erst nach und nach entstandene Umgebungskarte nicht ohne weiteres zu vergleichen mit einer totalen Neuaufnahme eines bestimmten Geländestrichs, die normalerweise einzelne Monate, ja ganze Sommer für die Aufnahme selbst und eine erkleckliche Reihe voller Arbeitstage für die Ausarbeitung erfordert.

Als Aufenthalt für die täglichen Exkursionen diente die Hütte selbst, die die Sektion für Unterkunft und Verköstigung in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hatte. Was die Grundlage der Koordinaten von Dreieckspunkten anbelangt, so möge an dieser Stelle für das bereitwillige Entgegenkommen seitens des Eidgenössischen Topographischen Bureaus in Bern und ganz besonders des k. u. k. Militärgeographischen Instituts in Wien der beste Dank ausgesprochen werden, ebenso wie wir Herrn Professor Dr. Finsterwalder für Überlassung eines kleinen Gebirgsphotogrammeters, der uns nie geahnte Dienste leistete, zu vollem Dank verpflichtet sind. Außerdem mit einem kleinen Tachymetertheodoliten mit 1′ direkter Ablesungsmöglichkeit ausgerüstet, trat ich meine Reise am 31. Juli 1905 an.

Gleich in den ersten Tagen zeigte sich, daß Tachymetrie, wie wir sie im Tiefland und Mittelgebirge verwenden, in Fels und Firn beinahe vollständig versagte, und, wenn ja einmal verwendbar, wegen schweren Begehens und wegen fehlender Anschlußpunkte zuviel Zeit beanspruchte. Das Einschneiden mit dem Meßtisch von je zwei Standpunkten aus hätte zweifelsohne sicherer zum Ziele geführt, hätte uns nicht der beschwerliche Transport dieses umfangreichen Instruments einerseits und die kurz gemessene Frist anderseits, die möglicherweise durch Unwetter und Neuschnee noch geschmälert werden konnte, von diesem Verfahren abgehalten, ganz abgesehen davon, daß das Wiederauffinden der erstmals gewählten Punkte oft zu manchem Zweifel und Zeitverlust beim zweiten Standpunkt Anlaß gibt. Zur Triangulierung also, zu der ich mich alsbald entschlossen hatte, verwendete ich meinen leichten Tachymeter als Theodoliten und zur Detailbestimmung den erwähnten Photogrammeter. Beide Instrumente, in möglichst kleine Kasten montiert, fanden neben Seil, Mantel, Proviant usw. genügend Platz im Rucksack des mir von der Sektion gestellten trefflichen Führers Cl. Widmoser von St. Ulrich. Stative und die kleinen Meßutensilien fielen meinem Rucksack zu. In überaus liebenswürdiger Weise hatte sich Herr Professor Cranz in der ersten Woche angeschlossen und ließ mir, neben Einführung in die Turistik auf all' die Einzelheiten mich hinweisend, tatkräftige Unterstützung zuteil werden.

Es war zunächst unser Ziel, nach Gewinnung des westlichen Höhenzugs die Signalpunkte schweizerischen und österreichischen Systems zu suchen und festzustellen, um darnach Lage und Orientierung für das einzuschaltende kleinere Dreiecksnetz zu bestimmen. Schon beim Auf- und Abstieg errichteten wir an geeigneten Punkten, die genügend Aussicht über Kare, Gletscher und Gebirgseinbuchtungen boten, Signalpyramiden, die von den oberen Hauptdreieckspunkten aus durch Vorwärtseinschnitte nacheinander bestimmt wurden. Waren wir dann auf dem zum voraus notwendig erachteten Gipfel angelangt, so wurden zuerst die mitunter ziemlich ausgedehnten Dreieckswinkelmessungen nach den entfernten Signalen für Bestimmung des Standpunktes (Rückwärtseinschnitte) und gleichzeitig für Vorwärtseinschnitte der verschiedenen photogrammetrischen Kleinpunkte und markanten Bergspitzen erledigt, dann wurden die entsprechenden Höhenwinkel abgelesen und notiert. Jetzt trat der Photogrammeter in Tätigkeit. Der Aufstellungspunkt war natürlich so gewählt, daß er neben den Erfordernissen für die Triangulierung möglichst viele Gebirgs- und Detailstücke des Aufnahmegebiets beherrschte. Gewöhnlich wurden auf diesen Gipfelpunkten sechs Aufnahmen gemacht, die ein ganzes Rundpanorama bilden. Unmittelbar vor der Exposition wurden die gestellten Anforderungen bezüglich Stellung der Kamera noch einmal geprüft und hernach die Ablesungen an Bussole und Höhennonius gemacht.

Der Finsterwaldersche Gebirgsphotogrammeter ist eine kleine (3,5 kg schwere) stabile Metallkamera mit vertikal verschiebbarem Objektivschlitten, dessen Ab-

stand über oder unter der horizontalen Fadenkreuzebene mittels Nonius abgelesen wird. Direkt vor der Platte in der Kamera sitzt das Fadenkreuz. Bei herausgenommener Kassette kann vermittels einer in der Hinterwand angebrachten Konvexlinse durch Fadenkreuz und Objektiv, die so zusammen ein zweifach vergrößerndes Fernrohr bilden, der Zielpunkt anvisiert werden. Aufgesetzt auf die Kamera ist eine Bussole von ca. 7 *cm* Durchmesser, in der die Dosenlibelle zur allgemeinen Horizontalstellung angebracht ist; das Ganze ruht auf einem kleinen Aluminiumkugelgelenk und wird von einem sehr bequem und stabil konstruierten teilbaren Stativ getragen.

Nach Abschluß der Beobachtungen wurde auf jedem Aufstellungspunkte eine Steinpyramide mit Flagge aufgebaut für weitere Richtungsbeobachtungen, die von Stufe zu Stufe ein immer engmaschigeres Netz von Kleinpunkten der für uns bedingten Anhaltspunkte für Lage und Höhe schufen. Gewöhnlich war die Zeit schon weit vorgeschritten und mahnte zum Abstieg, bei dem wir noch einen Kleinpunkt mit weniger Beobachtungen und Aufnahmen erledigen wollten. Obwohl wir einige Male die Beobachtungen unterbrechen mußten, weil Nebelkappen die höchsten Spitzen verhüllten — ja einmal mußten wir ganz abbrechen und nächsten Tags repetieren —, so waren wir doch im allgemeinen vom Glück begünstigt und hatten gerade mit Ablauf des Urlaubs nach zehn Feldtagen unser Arbeitspensum erledigt. Wohl waren es außerdem zweimal zwei Tage Unwetter und Neuschnee, die uns inmitten der Feldarbeit an die Hütte bannten, aber sie waren mir gerade zur Entwicklung und Registrierung der Photogramme wie zur Erledigung der nötigsten Berechnungen erwünscht. War die Exposition der sehr langsam arbeitenden Eosinplatte die richtige und keine nennenswerte Fehlaufnahme mit eingelaufen? Gleich am ersten Tag wurde rüstig darangegangen, mein kleines Schlafstübchen zugleich in eine Dunkelkammer umzuwandeln und gegen einfallende Lichtstrahlen in allen Fugen zu dichten, wobei sich mein langer Widmoser ganz besonders bewährte. Die Chemikalien und Utensilien alle, die mit Mühe zur Hütte heraufgebracht waren, wurden in dem kleinen Raum auf den gezimmerten Wandregalen untergebracht, und nun konnte die eigentliche Entwicklungsarbeit erst beginnen. Laboratorium, Entwicklungszimmer und Schlafgemach in einem Raum von knapp 3 *qm* Querfläche, oder Tisch, Bank, Schrank und Bett alles in einem. Welch unbeschreibliche Einfachheit, die mich auf meiner trefflichen Lagerstätte an die Freuden und Leiden eines Forschungsreisenden erinnerte; begrüßte und entschädigte mich doch eine Natur, die in ihrer Großartigkeit jeden Gedanken an Einförmigkeit und Abgeschlossenheit vergessen ließ.

Daß das Einzelentwickeln von einigen Dutzend Platten eine doch zu zeitraubende und mit der Zeit monotone Arbeit ist, stellte sich bald heraus; doch wie anders machen? Not macht erfinderisch, das empfindet man insbesondere bei den primitivsten Verhältnissen. Nach längerem Suchen stießen wir in der Hütte auf alte Konservenbüchsen, die dank der Schnitzfertigkeit meines Faktotums durch Holzeinlagen in tadellos funktionierende Standentwicklungs- und Wässerungsbehälter umgewandelt wurden, die zwölf Platten zugleich aufnehmen konnten. Der hierzu besonders zubereitete Pyro-Aceton-Entwickler wurde in sehr verdünntem Verhältnis eingegossen, und so waren wir in der Lage, die Entwicklung zu verzögern und nur in größeren Zeitintervallen zu kontrollieren, beziehungsweise das Nötige auszuwechseln. Wir erhielten dadurch gleichmäßig weiche Negative, einzelne überexponierte Platten konnten zurückgehalten und so doch noch verwendet werden, so daß eine nochmalige Nachbesteigung dieses oder jenes Standpunktes überflüssig wurde; ferner setzte mich der dadurch erzielte Zeitgewinn instand, diejenigen Dreiecks- und Azimutberechnungen anstellen zu können, die

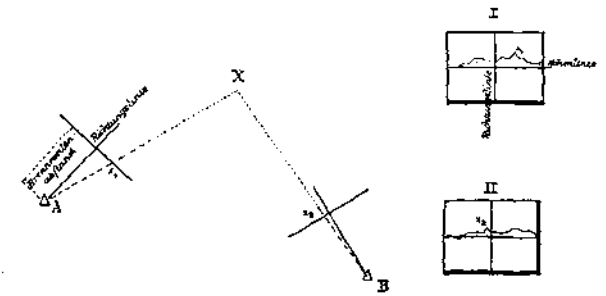
zur Orientierung, Anschluß und Kontrolle erforderlich waren. Wie gerne ist man z. B. bei fernen Anschlußpunkten geneigt, die vermeintliche Steinpyramide eines Gipfels anzuvisieren, und erst später stellt sich von einem seitlicheren Standpunkt heraus, daß dies ein kleiner Seitengrat mit dem beliebigen Steinmännchen eines Turisten gewesen ist, das mit dem Gipfelsignal gar nichts zu tun hat.

Aber auch das Gemütliche kam in den Mußestunden zur Geltung. Abgesehen von der strengen Pünktlichkeit und Reinlichkeit, die bekanntermaßen allen Räumen der Hütte eigen ist, weht etwas Behagliches, Warmes darin. Ist's der verandenähnliche Eingang mit seinem herrlichen Ausblick zum Fluchthorn, die gemütliche Gaststube mit anstoßendem Bibliothekzimmerchen oder ist's gar die Küche und Führerstube, von wo fröhliches Geplauder und Gesang zu uns hereinschallt? Gerne habe ich mich da hinausgesetzt und mir meinen obligaten Kaiserschmarren oder meine Loferer Weinbrennsuppe von Seraphines kochkunsterfahrener Hand zubereiten lassen und mich erfreut an dem Treiben und frohen Gemüt unserer Tiroler. Gesang und „Fotzhobel" haben dabei nicht gefehlt. Mühe und Strapazen waren vergessen und bald fühlte man sich daheim. Wie rasch waren die 15 Tage verschwunden, wehmütig gedenke ich des Abschieds von der Hütte, noch ein letzter Jodler, der durchs dunkle Futschöltal zu uns heraufdrang, und wir stiegen hinab durchs Tasnatal ins Engadin, der Heimat zu.

* * *

Nun aber kurz zur Ausführung der Karte selbst. Die erste Arbeit war zu Hause die endgültige trigonometrische Berechnung der gemessenen Dreiecke und ihre Ausgleichung, alsdann erfolgte aus den hieraus ermittelten Dreiecksseiten unter Benützung der Höhenwinkel die Höhenbestimmung, zuerst der Haupt- und dann der Nebenpunkte. Um die Lage dieser Punkte genau kartieren zu können, werden sämtliche berechneten Dreieckspunkte koordiniert, d. h. bezogen auf ein ebenes Koordinatensystem, das seinen Nullpunkt hat im Innsbrucker Pfarrturm. Hiernach werden nun all die Dreieckspunkte in dem bestimmten Maßstab kartiert, d. h. von dem bereits eingezeichneten rechtwinkligen Netz aus, dessen x-Linien Parallelen zum Innsbrucker Meridian sind, genau eingestochen und numeriert. Diese verhältnismäßig wenigen Punkte und Linien auf dem Papier, so geringfügig und unauffällig sie sich ansehen, bilden das maßhaltige Gerippe, sozusagen das Fundament der erst entstehenden Karte. Jetzt erfolgt das Orientieren der Photogramme nach den bereits kartierten markanten Punkten. Jedes Photogramm ist ein genau maßhaltiger Abzug von dem entsprechenden photographischen Negativ und enthält in dem Bild die Richtung der Visur in Form einer vertikalen Linie, der Richtungslinie; ferner ist die Horizontale oder eine hierzu parallele Ebene durch die Gerade von links nach rechts fixiert, die Höhenlinie. Auf der im Plane orientierten Richtungslinie des Photogramms wird der genaue Brennweitenabstand des photographischen Objektivs abgetragen und hierdurch eine Senkrechte gezogen; diese bildet die Projektion der Bildebene, und wir sind jetzt in der Lage, jeden Abstand (Horizontalwinkel) von der Richtungslinie des Photogramms auf diese Senkrechte zu übertragen, um so die erste Bestimmungslinie zu erhalten. Dies wird von einem anderen günstigen Standpunkt nach demselben Punkt wiederholt und der Schnitt beider Verbindungslinien (Konstruktionspunkt—Aufstellungspunkt) gibt den gesuchten Punkt X. Der theoretische Grundsatz: „eine gegebene Seite und zwei gegebene Winkel bestimmen den dritten Dreieckspunkt" kommt hier unzählige Male zur Ausführung. Folgendes Beispiel veranschaulicht die Konstruktion: Von den Punkten A und B, die auf Grund ihrer Koordinaten in dem Plan kartiert sind — deren Horizontalentfernung somit bekannt ist —, sei die Bergspitze X zu be-

stimmen. Aus den Photogrammen I und II übertragen wir mittels Zirkel und Lupe je den Abstand vom Punkt *X* zur Richtungslinie auf je die Senkrechte zu dieser in den Plan, also bei *A* nach x_1; bei *B* nach x_2, ziehen und verlängern wir nun die Linien Ax_1 und Bx_2; so ist der Schnittpunkt dieser Geraden der gesuchte Punkt *X*, vorausgesetzt, daß beide Richtungslinien orientiert sind. Diese Manipulation für soviele Punkte ausgeführt, wie für die Genauigkeit der Karte notwendig ist, läßt allmählich ein Kartenbild entstehen, wie wir eines vor uns haben. Haben wir die Lage des gesuchten Punktes *X* gefunden, so braucht zu seiner Höhenbestimmung von *A* aus nur die Länge *AX* der Karte entnommen, mit tangens des dem Photogramm I entnommenen Höhenwinkels multipliziert und zur Höhe von *A* geschlagen oder von ihr abgezogen zu werden, was man am besten alles mit besonders konstruiertem Diagramm graphisch bewerkstelligt. Die gleiche Höhenbestimmung von *B* nach *X* und deren Übereinstimmung mit dem ersten Resultat gibt eine Kontrolle der ganzen Arbeit wie auch die Gewähr, daß auf beiden Photogrammen derselbe Punkt tatsächlich gewählt oder identifiziert worden ist. Die hier eingeschriebenen Höhenwerte sind meist zwei- bis dreifach bestimmt. Das Identifizieren gleicher Punkte erfordert ziemlich Übung und Zeit.



Die Tuschzeichnung der Karte unter nochmaliger Zuhilfenahme sämtlicher Photogramme ist dann der Schluß der Arbeit. Daß in erster Linie auf die für den Turisten wichtigsten Momente, wie Grate, Scharten, Bänder usw. das Augenmerk zu richten ist, ist selbstverständlich. Geologische Strukturen und Faltungslinien, wie sie in der Brentakarte so hübsch zum Vorschein kommen, sind selten, da wir es im Jamgebiet und seiner direkten Umgebung fast ausnahmslos mit bröckligen, stark verwitterten Hornblende- und Glimmerschiefern zu tun haben. Dem Eisengehalt dieser kristallinischen Schiefer dürfte es übrigens wohl zuzuschreiben sein, daß ich an einzelnen Aufstellungspunkten eine für die Konstruktion namhafte Ablenkung der Bussolennadel durch Dreiecksmessung nachweisen konnte.

Zur Originalkartierung wählte ich den größeren Maßstab 1:12500, um erstens einen größeren Übersichts- und Umgebungsplan für die Hütte selbst zu schaffen, zweitens sollte derselbe als sichere Grundlage für alle Reduktionen kleineren Maßstabs dienen, und dann war es mir zur persönlichen Vergewisserung hauptsächlich interessant zu bestimmen, ob und wie weit die photogrammetrische Bestimmung mit der Triangulation in Übereinstimmung zu bringen ist. Das Ergebnis war in der Tat ein befriedigendes; meist waren die Differenzen solcher Kontrollbestimmungen fürs Auge kaum mehr wahrnehmbar, fehlerzeichnende Dreiecke von mehr wie 10 $m = 0{,}8$ *mm* Grundlinie kamen nicht vor, oder es lag an falscher Identifizierung der Punkte oder an ungünstiger Bestimmung.

Möge nun diese kleine auf 1 : 25000 reduzierte Umgebungskarte, die ich erst jetzt nach mehrjähriger Zeit des Wartens der Sektion Schwaben zur freien Verfügung stellen kann, bei nachsichtiger Beurteilung eine zweckentsprechende Aufnahme finden!

BERGWANDERUNGEN IN DER ANKOGELGRUPPE. DER NEUEN ALPENVEREINSKARTE ZUM GELEITE. VON FRIDO KORDON.

Die Tauernbahn erschließt mehrere bisher vom Weltverkehre abgelegen und daher weniger besucht gewesene Berggruppen, unter denen die des Ankogels den ersten Platz einnimmt. In ihrer Mitte liegt als wichtigstes Unterkunftshaus des Gebietes die Osnabrücker Hütte, die von den mit der neuen Bahn aus Norden kommenden Alpenfahrern auf vier Wegen erreicht werden kann: Von Badgastein durch das Kötschachtal über die Kleinelendscharte in acht, von Böckstein durch das Anlauftal, über den Korntauern, die Hannoversche Hütte und die Großelendscharte in neun, und von Mallnitz über die Hannoversche Hütte und Großelendscharte in sieben Stunden. Der an malerischen Bildern reichste Weg ist jedoch der vierte durch das Malteiner-(Malta-)tal, wofür die Tauern- und Südbahnstation Spittal-Millstättersee der Ausgangsort ist. Von dort besteht eine dreimal tägliche Postverbindung auf der Salzburger Reichsstraße mit dem eineinhalb Fahrstunden entfernten altertümlichen Oberkärntner Städtchen Gmünd, wo in die vom Katschberge kommende Liser die Maltein mündet und eine gleichfalls eineinhalb Fahrstunden erfordernde Straße zum Pflüglhofe führt, von dem die Osnabrücker Hütte über die Gmünder Hütte in sieben Stunden bequem zu erreichen ist. Dieser Zugang verlangt somit nur einen geringen Mehraufwand an Zeit, der jedoch durch die überraschende Schönheit des Malteinertals reichlich aufgewogen wird. Sehr empfehlenswert ist es auch, einen der Wege von Gastein oder Mallnitz zum Aufstiege und das Malteintal nach Gmünd als Abstieg zu benützen, womit sich leicht der Besuch des Millstättersees, des holdesten Juwels in Kärntens Seenschatz, verbinden läßt.

Ich will im nachfolgenden meine Leser zuerst durch das Malteinertal führen und dann — weil es Brauch geworden ist, mit je einer Besteigung des Ankogels und der Hochalmspitze das ganze Gebiet als erledigt zu betrachten — einige Bergwanderungen auf Nebengipfel schildern, wo der Freund reiner Höhenfreuden reiche Schätze stiller Tauernschönheit heben kann.

Und deine Wasser wallen,
Wie aus der Wunde quillt das Blut;
In Schmerzenswut
Schwermütig zu Kristallen
Zerschlägst du deine Silberflut.
Hamerling

DURCH DAS MALTEINERTAL ZUR OSNABRÜCKER HÜTTE

Die sonnige Straße von Gmünd durch das breite vordere Malteintal, das von der edlen Gestalt des Sonnblicks beherrscht wird, legt man am besten im Wagen zurück. Im Sommer besteht eine zweimal tägliche Postomnibusverbindung. Auf halbem Wege liegt das Pfarrdorf Maltein oder Malta, der Hauptort des Tals, der gerne als Sommerfrische benützt wird und der Wohnsitz tüchtiger Bergführer

ist. Am jenseitigen Hange steht halbversteckt zwischen alten Bäumen das Jagdschloß Dornbach, darüber erheben sich die zerrissenen Felsgrate des Bartlmanns und der Tandlspitze und — rechts von dieser — die Hochalmspitze. Der Ort liegt auf einem fruchtbaren Schuttkegel; in der Talsole sieht man das Dörfchen Gries, wo die große Hochflut des Jahres 1903 entsetzlich gehaust hat. Äcker und Wiesen sind weithin mit weißem „Gries" (Sand und Steinen) überschüttet und führen die Entstehung des alten Ortsnamens anschaulich vor Augen.

Nach Maltein folgt Feistritz, wo in schwer zugänglicher Schlucht der hohe, von der Straße nur wenig sichtbare Wasserfall des Faschaunbachs tost und das 1903er Hochwasser der Maltein von zwei einander gegenüber liegenden, Wiesen tragenden Schuttkegeln geradezu belehrende Querschnitte angefertigt hat.

Dann beginnen zur Rechten die in langer Flucht vom Faschaunertörl 1000 *m* hoch herabstürzenden Röderwände mit ihren den kühnsten Holzknechten unerreichbaren Waldstreifen. Am Ende dieser Riesenmauer wallt der Fallbach 150 *m* hoch aus dem Perschitztale herunter. Am prächtigsten ist der schlanke Wasserfall gegen Abend, wenn im Einschnitte des gegenüber mündenden Gößgrabens die Sonne sinkt und auf den Wasserstaubwolken langsam ein schimmerndes Farbenband emporschwebt. Dann sieht es aus, als stürzten bunte Raketen die Felsen herab und als lodere ein geheimnisvolles Feuer hinter dem sprühenden Vorhange. Selbst die rauhen Bewohner des Tales werden bei diesem märchenhaften Anblicke zu Dichtern, indem sie sagen: „Der Fallbach blüht!" Er ist wirklich einer großen Wunderblume vergleichbar, die für kurze Zeit zu traumhafter Schönheit erblüht.

Bei Koschach lugt aus dem Gößgraben für einige Augenblicke das spitze Säuleck hervor, dann zweigt rechts der Weg zum schlichten Egarter-Wirtshause in Brandstatt ab, wo der anspruchslose Bergsteiger freundliche Aufnahme findet. Links geht es, nachdem noch die Straße in den Gößgraben hinweggeführt hat, über die Göß und den vom 1903er Hochwasser arg verheerten Talgrund zum Pflüglhofe. Dieser ehemalige Sitz der edlen Herren von Pflügl ist im Besitze der Gräflich Lodronschen Fideikommisherrschaft zu Gmünd und macht mit seinem aus rötlichem Lärchenholze gezimmerten und mit Gängen versehenen Stockwerke unter dem weit ausgreifenden Giebeldache und dem mit bunten Malereien verzierten, gemauerten Erdgeschosse auf den Wanderer den festlichen Eindruck eines verkörperten Willkommengrußes, der durch die uralte, grüne Schirmerin des Gebäudes, die große Linde, noch erhöht wird. 14 Zimmer mit Zirbenholzeinrichtung bieten 30 Gästen Unterkunft, ferner ist ein Sommerpost- und Telegraphenamt, sowie eine Badeanstalt vorhanden und werden hier Bergführer besorgt, so daß man im Pflüglhofe als Turist oder Sommerfrischler recht gut leben kann.

Unser Weg geht nun über die große Wiese ans linke Ufer der Maltein, wo er sich mit dem vom Egarter-Wirtshause kommenden vereinigt und nach Brandstatt führt, das mit seinen traurigen, ganz und halbzerstörten Häusern wirklich einer Brandstätte gleicht. Jedoch nicht Feuer hat hier gewütet, sondern das Wasser hat im Jahre 1903 den Schuttkegel, auf dem dieses letzte Dorf des Tals steht, untergraben, so daß die Hälfte des kleinen Ortes in die Fluten stürzte.

Von den Karwänden jenseits des Bachs zieht ein mehrere 100 *m* langes Drahtseil herab, an dem die in den Hochwäldern gefällten Baumstämme zutal sausen, wo sie dann die Maltein auf wogenden Schultern zu dem großen Sägewerke Karnerau bei Gmünd weiterträgt. Bald flattert rechts hoch oben von überhängender Wand unter dem gekrümmten Horne der Loibspitze der Schleierfall, eine im Winde wehende Fahne aus durchsichtiger Seide. Neben dem Wege liegen hausgroße Felsklötze, die das Wässerlein, wenn es übler Laune ist, herabwälzt. Die Hütte der

nahen Kerschhaklalm duckt sich im Schutze eines solchen besonders mächtigen Bruchstücks der Talwände, die aussehen, als wären sie mit Strömen von Tinte übergossen worden, weil sich an ihnen in senkrechten Streifen, dem Laufe der herabsickernden Feuchtigkeit entsprechend, schwarze Flechten angesiedelt haben.

Links fliegen unsere Blicke die Jagerwand hinan, eine mehrere 100 *m* hohe, steile, unten überhängende Platte, von der im Herbste 1903 einer der vielen Bergstürze herabdonnerte, die den Lauf des Bachs aufstauten und seine zerstörende Kraft ins Maßlose steigerten. Die Talweitung der Falleralm wurde damals durch die aus Felstrümmern, Erde und Stämmen eines mitgerissenen Waldes gebildete Klause in ein großes Staubecken verwandelt, das seine Böschungen unterwühlte und ins Rutschen brache. Nach dem Abflusse der Hochflut blieb an Stelle des früheren, fruchtbaren Weidegrundes ein ödes Geröllfeld zurück, in dem die verschütteten Bäume langsam absterben.

Vor der Faller-Hütte zweigt vom Almfahrwege links ein Alpenvereinssteig ab und bringt uns aus der traurigen Steinwüste in schattigen Wald, wo eine bunte Gesellschaft von Herren-, Birken- und Fliegenpilzen im feuchten Dämmer wuchert und bald die Fallertümpfe erreicht sind, tiefe Kessel, die die Maltein aus dem harten Gesteine höhlte und wildbrausend durchtobt. Am schönsten ist der Obere Fallertumpf. Glatte, graue, von Quarz weißgeäderte, überhängende Wände mit tiefen, runden Nischen umschließen ihn und der Bach, als Wasserfall hineinstürzend und ihn ebenso wieder verlassend, bildet inmitten einen Wirbel, der die den Fluten zur Trift übergebenen Hölzer oft tagelang im Kreise herumtanzen läßt. Wir gelangen wieder zum Hauptwege zurück und sehen hoch über dem Bachbette am rechten Ufer die Linie eines Schuttstreifens, die den unglaublichen Wasserstand der Maltein vom 13. September 1903 anzeigt. Am linken Ufer befinden sich an Stelle des Weidebodens große, durch die Katastrophe bloßgelegte Gletscherschliffe. Ein helles Schimmern in der blauen Luft lenkt unsere Blicke aus der tosenden Tiefe zur ruhigen Höhe, wo über dunklen Fichtenhängen die scharfkantige Pyramide der Preimlspitze dem Gletscher entragt.

Nach einer Stunde (vom Pflüglhofe) sind wir am Hochstege; er überspannt eine Schlucht, zu der die Maltein den Gneis zersägte. Der gewaltige Schnitt erfolgte in schiefer Richtung, so daß einer der Uferfelsen turmhoch überhängt und der Bach dort unterirdisch braust. Das allmähliche Fortschreiten seiner in ferner Vorzeit begonnenen Arbeit künden uns die knapp aufeinanderfolgenden ausgenagten Kerben und rundlichen Wülste, die man — an die Jahresringe der Bäume denkend — Jahrtausendringe nennen könnte.

Beim Hochsteg beginnt am rechten Ufer der Turistensteig der Sektion Gmünd, der dem holperigen Almfahrwege auf der anderen Talseite vorzuziehen ist. Wir genießen nach wenigen Schritten den Anblick des Melnikfalls, der mehrere 100 *m* hoch über weiße Platten herabrauscht. Die Waldumrahmung dieses mächtigen Wasserfalls ist im Jahre 1903 durch eine Mure, die am Hochstege eine verhängnisvolle Klause bildete, vernichtet worden. Jedoch auf einzelnen Stellen der kahlen Felshänge ist bereits ein schüchterner grüner Anflug zu sehen. Junge Erlen sind dort die ersten Boten künftiger neuer Waldespracht.

Bald schauen wir von der Kanzel, die eine weit überhängende Wand krönt, auf die Wipfel der aus dem Talgrunde emporstrebenden Bäume hinab, sehen den Dreifaltigkeitsfall über schwarze Felsen in ein hellgrünes Becken der Maltein sprühen, und laben uns an der vortrefflichen Quelle, wo der bezeichnete Weg zur Villacher Hütte beginnt. Dann gehen wir teils durch „Fraten", das sind abgestockte Hänge, wo schüchterne Fichtenpflänzchen von hochmütigen Gräsern

überwuchert werden und köstliche Himbeeren angenehm den Weg einsäumen, teils durch fröhlich aufgeschossenen Jungwald, der Kraut und Strauch schon siegreich überwunden hat — nur die Waldrebe hat sich nicht verdrängen lassen, klettert die Fichtenbäumchen heimlich hinan und nickt uns von den nadelbewehrten Zweigen schalkhaft mit blauen Blütenglocken zu —, schließlich durch dunklen Forst mit weißbärtigen Lärchengreisen, an deren rissiger Rinde „Waldhansl", der Specht, eifrig hämmert.

Zum jenseitigen Talhange bieten sich freie Ausblicke auf den Schober und die Hammerleiten unter dem Sonnblick, wo die Eiszeit große Schotterhalden hinterlegt hat, die nun samt ihrer Waldbedeckung im Rutschen begriffen sind und den Almweg verheeren. In der Tiefe schäumt ohnmächtig die Maltein gegen die selbstgeschaffenen Fesseln, stellenweise bildet sie schöne „Tümpfe" (ruhige Becken) und von beiden Seiten stäuben zu ihr Seitenbächlein hinab.

Nach drei Viertelstunden ist die Hochbrücke, ein Werk kühner Zimmermannsarbeit, erreicht, wo die Maltein in bedeutender Tiefe über eine steile Stufe donnert, deren Seitenwände zu Nischen ausgehöhlt sind. Die Brücke war im Jahre 1903 trotz ihrer hohen Lage ernstlich gefährdet. Das Wasser schlug schon über den Weg, das rechte Ufer war bereits unterwaschen, da hielt eine alte Lärche mit ihren Wurzeln den Ansturm auf.

Wir sind wieder am Fahrwege, der über die Feidlbaueralm zur Hochbrücke geführt hat und nun mit einigen gepflasterten Windungen einen steinigen Riegel erklimmt, dessen abgestockten Wald wir im Sonnenbrande schwer vermissen. Links dräuen die von finsteren Schluchten durchzogenen, senkrechten Wände des „Kesseles". Bald senkt sich der Weg durch Wald zur Maltein hinab und überschreitet sie auf einer Brücke. Der Alpenvereinsweg führt am rechten Ufer weiter, und leitet dort, wo links der Weg zur Anemanalm und Villacher Hütte abzweigt, auf einem Fußstege über den Fluß, womit die seit 1903 in eine Sand- und Schuttwüste verwandelte Schönau — in zwei Stunden vom Pflüglhofe — erreicht ist. Lustig flatternd begrüßt uns die Fahne der Gmünder Hütte.

Das freundliche Bergsteigerheim besteht aus einem ebenerdigen Wirtschaftsgebäude mit Küche, Gastzimmer, Wirtschafterraum und Veranda und einem einstöckigen Schlafhause mit zehn Betten in fünf Zimmern, ist vom Frühsommer bis zum Spätherbste bewirtschaftet und hat während der Reisezeit eine Postablage. Eine der besten Quellen des Tals entspringt in der Nähe. Von hoher Wand rauscht der Vordere Maralmfall, der 1903 die Bahn eines unter dem Sonnblick ausgebrochenen Bergsturzes war. Er zerstörte die Untere Maralm- und Trax-Hütte, während die Jagdhäuser der Maltataler Jagdgesellschaft verschont blieben, 1904 in den Besitz der Sektion Gmünd übergingen und zu einem Unterkunftshause umgebaut wurden. Eine Wegbezeichnung führt von hier zur Oberen Maralm, die den Besteigern des Hafners zur Übernachtung dient.

Wir bleiben auf dem Talwege und sind nach einer Viertelstunde am Blauen Tumpf, wo einerseits der schlanke Hochalmfall von einer senkrechten Wand in freiem Sprunge herniederprasselt, anderseits die Maltein aus enger Klamm hervorschießt und über eine Steilstufe in ein rundes Becken donnert. Im Rinnsale des Hochalmbachs schmetterte ein unter der Villacher Hütte losgebrochener Bergsturz ungeheure Granitblöcke herab und richtete derartige Verwüstungen an, daß nach der Katastrophe das Gerücht auftauchte, der berühmte Blaue Tumpf im Malteinertale wäre verschwunden. Es war dies eine Übertreibung der Tatsache, daß das schöne Bild gegen früher entschieden gelitten hat. Denn der Talboden ist seit dem großen Naturereignisse bedeutend höher; abgestorbene Lärchen, die jetzt im Wasser stehen, krönten früher einen Hügel. Durch diese

Aufschüttung ist die Höhe der Wasserfälle vermindert. Ferner ist ein großer Teil des Waldes vernichtet worden. Zwischen den gewaltigen Steintrümmern bleichen zerknickte Stämme und wirres Wurzelwerk, selbst hoch oben am gegenüberliegenden Hange hat der Luftdruck ganze Reihen alter Fichten umgeworfen. Das Dröhnen und Knattern der zerstiebenden Gletscherwässer klingt dem Wanderer, der erschüttert inmitten der grauenhaften Wildnis steht, wie ein Sang von Todgeweihten, die sich ihrem Geschicke stolz entgegenwerfen . . .

Der früher bestandene Weg des Alpenvereins am rechten Ufer verschwand spurlos und konnte dort nicht mehr erbaut werden. Es ist dafür der Wand am linken Ufer ein neuer Weg mit Sprengungen abgerungen und dadurch eine bis 1904 unbekannt gewesene Klamm erschlossen worden, die für die verminderte Schönheit des Blauen Tumpfes reichen Ersatz bietet. Ein kurzer, steiler Anstieg führt zur Schillerruhe, wo wir in die von einer Brücke überspannte Blaue Tumpfklamm von oben hineinblicken. Ein Vers aus dem Bergliede des Unsterblichen, in dessen hundertstem Geburtsjahre die Bank errichtet worden ist, grüßt uns hier stimmungsvoll:

„Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben."

Die volle Schönheit dieses Platzes erschließt sich, wenn wir weiter wandern und auf den Stufen des Alpenvereinswegs links (der Viehtrieb führt rechts weiter) zu der verwegen angelegten Brücke hinuntersteigen. Drei Wasserfälle sind von ihr gleichzeitig zu überblicken: in der schaurigen Tiefe zwischen abenteuerlich zernagten und durchlöcherten Felsen der Obere Blaue Tumpf, talauswärts der auf einen bleichen Trümmerhügel herabsprühende Hochalmfall, talaufwärts an der bauchig gewölbten Langwand der 200 *m* hoch ruhig herabwallende Schleier des Hinteren Maralmfalls. Eine Steigerung dieser wilden Pracht scheint uns nicht möglich; wenn wir jedoch den Weg weiter verfolgen, einen alten Bergsturz queren, in dessen dunklen Klüften stämmiger Hochwald wurzelt, und nach einer halben Stunde am Klammfalle stehen, müssen wir anerkennen, daß die Natur unerschöpflich ist in den Ausdrucksmitteln ihrer nie versiegenden Kraft.

Die Maltein stürzt in zwei Absätzen 100 *m* in einen Felsenschlund hinab. Weithin hallt das furchtbare Tosen, bis über die Wipfel der höchsten Bäume ringsum raucht der Wasserstaub, deutlich spüren wir das Zittern des Bodens. Wenn zur Mittagsstunde Freyrs goldenes Antlitz in die dunkle Klamm schaut, wölben Lichtelfen die siebenfarbig strahlende Brücke Bifrost durch die feuchten Wolken über dem Abgrunde, in dem der gefesselte Fenriswolf heult . . .

Über dem Klammfalle ist der Alpenvereinsweg aus der senkrechten Gneiswand in den Jahren 1896 und 97 unter der Leitung des Malteiner Bergführers Josef Strasser gesprengt und die Wand deshalb nach ihm benannt worden. Ein Drahtseil sorgt für die nötige Sicherheit entlang der brausenden und wirbelnden Tiefe. Weiter talaufwärts sind bei niederem Wasserstande an glatten Platten des linken Ufers durch den Bach mit Hilfe kreisender Steine gehöhlte, länglich runde, Gletschermühlen ähnliche, tiefe Becken zu sehen, großen Badewannen vergleichbar, in denen die trübe Flut wie Seifenwasser steht.

Stundenlang bleibt nun der Bachlauf eine nur selten durch ruhigere Stellen unterbrochene Reihe von Katarakten, deren Brausen unser getreuer Begleiter längs des oft sehr kühn, aber bequem angelegten Wegs ist, und wir werden nicht müde, die Bilder zu bewundern, die die große Künstlerin Natur aus den einfachen Motiven: Wasser, Felsen und Wald in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit gestaltet. Vor der Wolfgang-Hütte gehen wir wieder an das linke Ufer, wo der

an der Langwand heraufführende Viehtrieb den Alpenvereinsweg kreuzt und am rechten Ufer fortzieht. An der altersschwachen Almhütte vorbei, die auf einem großen Gletscherschliffe mit Rundhöckern steht, über Talboden, die das Hochwasser stark verwüstet hat, und an deren spärlichen Rasenresten der unersättliche Bach rastlos weiter nagt und wühlt, kommen wir zum Roßtumpf, wo die Maltein in weitem Bogen über eine senkrechte Stufe hinabspringt und hinter diesem, an den Blauen Tumpf erinnernden Wassersturze, der Findelkarfall zwischen den dunkelgrünen Krummholzhängen des Brandbichls zutal rauscht. Auf dem nächsten Boden ist sein Ursprung, die blendend weiße Wölbung des Findelkargletschers, sichtbar. Vom Brandbichl geht die Sage, daß dort ein Knappe, der im Kölnbreiner Goldbergwerk Erze gestohlen hatte, verbrannt wurde.

Wir queren zwei gewaltige Muren und durchwandern dann ebene Weidegründe und Lärchenhaine, wo das Tosen des Bachs ein leises Murmeln wird; rechts stürzt, in viele Arme geteilt, der aus dem Wastlkare kommende Krumpenbachfall herab. Das Tal verengt sich wieder; der Viehtrieb am rechten Ufer erklimmt den Galgenbichl, wo einst ein zweiter von den ungetreuen Bergknappen gehenkt worden sein soll. Der Alpenvereinsweg führt in der Klamm weiter, zu der der Galgenbichl mit senkrechter Wand hinabbricht. Im Hintergrunde erscheinen Marchkarspitze, Brunnkogel, Arlscharte und Arlhöhe. Über rundlich ausgewaschene Felsbänke, die jedenfalls einst das Bett des nun tief links in enger Schlucht brausenden Bachs waren, und einen üppigen Anger, wo dunkle Pfützen tückisch lauern, erreichen wir die Wastlbauerhütte, die samt der Wiese durch eine breite Mauer vor dem Bache geschützt ist.

Dann biegt der Weg um eine scharfe Ecke und führt, knapp über der wild anprallenden Maltein aus einem großen Gletscherschliffe gesprengt, in die Talweitung des Sonntagsbodens. Hier war vor dem Jahre 1903 ein schöner, sicherer Weidegrund, wo das Vieh ohne Aufsicht gelassen werden konnte, weshalb es die Halter Sonntags hierher trieben. Während der Hochflut brachen auf beiden Talhängen große Muren aus, die den Bachlauf verlegten, wodurch der ganze Sonntagsboden ein Stausee wurde, der langsam ablief und eine unfruchtbare Geröllwildnis hinterließ. Der Bach durcheilt sie in mehreren Armen, abgestorbene Lärchen recken inmitten der Fluten ihre dürren Stämme empor.

Später sehen wir zur Linken den schlanken Langkarfall, der bis zur Hochflut doppelt war. An der Wand ist die Spur des seither ausgebliebenen zweiten Falles deutlich zu sehen. Der Weg umgeht dann im Bogen die kärglichen Überreste einer Hütte. Hier hauste um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Enzianbrenner, der als gewalttätiger Wildschütz gefürchtet war. Einmal hatte er bei der Gemsbirsche Unglück und fiel auf dem Findelkarkees in eine Spalte, die so tief war, daß ihm der Tag nur noch wie ein Stern erschien. Der Mann hatte sich bei dem Sturze nicht wesentlich verletzt, trotzdem war seine Lage eine verzweifelte. Er kniete nieder und gelobte, nie mehr eine Gemse zu stehlen, wenn er aus der Kluft wieder herauskäme. Dann ging er auf dem Grund des Gletschers eine Strecke weit fort, sah rechts und links blaue Gewölbe wie tiefe Keller, und fand endlich eine Stelle, die einige Vorsprünge bot und wo er — mit dem Messer Stufen und Griffe aus dem Eise schneidend — unter unbeschreiblicher Mühe nach 12 Stunden wieder an das Tageslicht kam. Er hielt sein Gelübde treu, Gemsen und Jäger hatten nun Ruhe vor ihm, zum Ersatze dafür wurde er aber ein Schrecken der Halter, denen er fleißig Schafe raubte. Im Kölnbrein soll er eine Höhle als Selch- und Vorratskammer für das Fleisch gehabt haben. —

Bald sehen wir zur Rechten in dieses verlassene Hochtal, zu seinen bleichen

Gipfeln und dem stark zurückgegangenen Gletscher hinauf, dessen Abfluß über die mit dichtem Krummholz bewachsenen Talstufen die beiden leuchtenden Enzianfälle bildet und von uns, nahe seiner Mündung in die Maltein, auf einem Stege überschritten wird. Von der anderen Talseite, der durch ihre Steinschläge bei schlechtem Wetter berüchtigen Grünleiten, kommt auf dem Samerstege der Viehtrieb herüber und zieht nun mit dem Alpenvereinswege, den von hier an die Sektion Osnabrück erbaut hat, gemeinschaftlich weiter. Die zerfallene Brennhütte, wo man im Jahre 1899 zum letzten Male den aus dem einfachen Brennapparate tröpfelnden Enzianschnaps kosten konnte, lassen wir rechts; dann windet sich der Weg um den Brennkopf, tief unten braust die Maltein; ein bis 1903 überhängender Felsvorsprung, der bei der Hochflut hinunterbrach, zwingt den Bach zu einer jähen Biegung. Die Lärchen werden spärlicher, Zirben und Krummholz beginnen vorzuherrschen. Der Weg senkt sich zum Vorderen Samerboden hinab, riesig ragt vor uns als Eckpfeiler des sich an ihm in zwei Äste teilenden Tals das Schwarzhorn mit seinem graugrünen Gletscher und dem zackigen Gipfelgrate, rechts im Hintergrunde glänzt das Kleinelendkees, auf das die dunkle Felsgestalt des Tischlerkarkopfes einen langen, blauen Schatten wirft. Ein Hügel mit der dachlosen, verwitterten Ruine des aufgelassenen Elendhauses und dem zweigiebligen Samerjagdhause, von wunderlich verdrehten Zirben beschattet, trennt den Vorderen vom Hinteren Samerboden. Unter dem Jagdhause, das rechts oben bleibt, entspringt ein vorzügliches Brünnlein. Hier — 3½ Stunden von der Schönau — zweigt ein Steig zur Arl- und Marchkarscharte ab.

Wir eilen im stark sumpfigen Tale auf den Steinplatten des Wegs an der Samerochsenhütte vorbei — zurückschauend erblicken wir jetzt hinter dem Petereck den Hafner als düsteres Dreieck — und kommen durch eine neuerliche Enge auf den Platschboden, wo sich das Malteintal teilt und links (südlich) als Groß-, rechts (westlich) als Kleinelend weiterzieht. Der östliche Ausläufer des Schwarzhorns, der Reckenbichl, schiebt sich zwischen den Elendbächen bis zu ihrem Zusammenflusse vor. Auf ihm hat der Sage nach die Hinrichtung des dritten der diebischen Kölnbreiner Knappen stattgefunden, jedoch wurde dieser hier weder verbrannt, noch aufgehangen, sondern „zerreckt".

Wir übersetzen den Kleinelendbach auf einer Brücke und wenden uns in das Großelend hinein, wo bald die Reckenbichlhütte erreicht ist, wir auf dem allmählich ansteigendem Wege über die steinigen Weiden des einsamen Tals die letzten aufrechten Vertreter des Waldes hinter uns lassen und langsam die Pracht des Großelendgletschers sich entwickeln sehen. Seiner mächtigen Zunge entströmt der Großelendbach, westlich wallt der Abfluß des Kälberspitz- und Pleßnitzkeeses über eine hohe Stufe breit herab: der letzte Wasserfall des Malteiner Tals, so wie der erste seiner dreißig Brüder, Fallbach geheißen.

Zur Mündung der Bäche sinkt der Kälberspitzkamm als latschenbewachsene felsige Anhöhe nieder und von ihr winkt stattlich die Osnabrücker Hütte dem Wanderer, der sie in 1½ Stunden von der Sameralm erreicht hat. Das einstöckige, gezimmerte Unterkunftshaus hat vier Zimmer mit neun Betten und einen größeren Schlafraum mit sechs Matratzenlagern, Küche, Gastzimmer und Veranda. Es ist über Sommer bewirtschaftet. Der frische Geruch des Zirbenholzes weht durch seine Räume, als wäre der Bau erst fertiggestellt worden. Er dient jedoch schon über ein Jahrzehnt seinem edlen Zwecke und hat in dieser Zeit mehr als 2000 Bergsteiger beherbergt. Im Gastzimmer entbietet uns ein Bild der Stadt Osnabrück einen Willkommengruß, durch das Fenster daneben glitzert der Fallbach von dunkler Berglehne herein.

Vor der Hüttentüre überblicken wir den ganzen Großelendgletscher mit seinen

Eisbrüchen und Spaltenwirrsalen. Mit einer jähen, von Lawinengängen gefurchten, überfirnten Wand baut sich über der Randspalte als Beherrscher des erhabenen Bildes der Großelendkopf, der Nordgipfel der Hochalmspitze, auf. Rechts ragt das zierliche Horn der Jochspitze, links ziehen die wilden Zacken der drei Elendköpfe zur Preimlscharte, neben der die Preimlspitze ein wenig sichtbar ist. Zum Großelendgletscher führt von der Hütte ein Alpenvereinsweg; er übersetzt knapp unter der Zunge den Bach und steigt auf der mächtigen rechten Seitenmoräne bis zu etwa 2600 *m* hinauf, wo er am Gletscher unter der Preimlscharte endet, diesen von der Hütte nahezu ausschließlich benützten Aufstieg zur Hochalmspitze erleichternd. Der direkte Anstieg von der Gletscherzunge zur Scharte zwischen Jochspitze und Großelendkopf und dann auf dem Arnoldwege weiter ist erst einmal von E. T. Compton und Josef Klampferer aus Maltein am 17. Juli 1901 durchgeführt und gleichzeitig damit die Jochspitze zum ersten Male erstiegen worden.

Es ist Abend geworden. Die Ziegen drängen sich meckernd und bimmelnd mit strotzenden Eutern um die Wirtschafterin und wollen alle von ihr gleichzeitig gemolken werden, weshalb die ungeduldigen mit Scheltworten und entsprechenden Klapsen zurechtgewiesen werden müssen. Das Tageslicht flüchtet über die zerborstenen Wölbungen des Gletschers immer weiter hinauf, bis nur noch die höchste Spitze einsam in das ruhige Tal herniederleuchtet. Das ungestüme Tosen und Dröhnen, das uns tagsüber auf unserem Wege entlang der sich in rastloser Hast überstürzenden Fluten begleitet hat, ist nun ein sanftes Rauschen geworden und singt den müden Wanderern ein holdes Schlummerlied.

Der Brünnlein klar und Quellen rein
Viel hie, viel dort erscheinen,
All silberweiße Töchterlein
Der hohen Berg und Steinen.
Aus des Knaben Wunderhorn

DURCH DEN GÖSSGRABEN ZUM ZWILLINGFALLE UND AUF DEN GÖSSBICHL

Vor dem Pflüglhofe mündet in das Malteintal sein einziger größerer Seitenzweig: der genau von Westen nach Osten ziehende Gößgraben. Südlich umrahmen ihn das Reißeck, nördlich die Hochalmspitze mit ihren Untergebenen. Er baut sich in drei gut ausgeprägten Stufen auf, von denen die unterste durch die Gößfälle, die mittlere durch den Zwillingfall und die oberste durch die Wände gekennzeichnet ist, auf denen das Hohe Gößkar lagert. — Bei Koschach zweigt von der Malteintaler Straße das Sträßchen in den Gößgraben links ab und erklimmt mit einigen Windungen am rechten Ufer die erste Talstufe. Fußgeher wandern besser am linken Ufer den bezeichneten Alpenvereinsweg hinauf, der zur Erinnerung an die Zeit, als noch Bären in der Göß hausten, Bärentalsteig genannt wird.

Der Boden ist mit zerfaserten Baumwurzeln, Felstrümmern und Schotter bedeckt. Der Gößbach hat im Jahre 1903 Straße und Brücke zerstört, den Wald geknickt und verschüttet und die Wiesen des Tals weithin übermurt. Nach wenigen Schritten stehen wir vor dem ersten Gößfalle (früher Schwaigtumpf genannt), der schön geschwungen über eine marmorartig geäderte Felswand in ein rundes Becken braust. Hier erfolgte im Jahre 1903 ein Ausbruch des Bachs in der Richtung zum Pflüglhofe, dessen Waldanpflanzungen und Wiesen dadurch verheert wurden, weshalb eine mächtige Schutzmauer errichtet worden ist.

Der Pfad führt ansteigend zum zweiten, in engem Felsenwinkel tosenden Falle und schließlich zum dritten, der — seit 1903 in zwei Arme geteilt — in mehreren Absätzen von einer zackigen Wand wild dröhnend herabstürzt. Sein

Wasserstaub, in dem die Frühsonne siebenfarbige Lichtkreise erstrahlen läßt, nährt ringsum einen üppigen Pflanzenwuchs. So hat das gewaltige Bild den schönsten Rahmen, der denkbar ist. Früher betrachtete man es von einem über dem Abgrunde hängenden Felsvorsprunge, auf dem Bäume wuchsen und der mit Geländern, Tisch und Bänken versehen war. Bei der großen Hochflut des Jahres 1903 brach der Fels hinab und liegt seitdem in der Tiefe, vom Bache zornig umschäumt. Seither ist neben der Bruchstelle zwischen Bäumen ein neuer Ruheplatz für die Beschauer hergerichtet worden.

Zum dritten Gößfalle führt vom Pflüglhofe auch ein direkter Weg herauf, der, im Waldesschatten allmählich ansteigend, einen prächtigen Blick auf den feierlich herniederschwebenden Fallbach gewährt. Gut zu übersehen ist ferner die Größe der Verwüstungen des Gößbachs. Auf der weißen Sand- und Schotterfläche der begrabenen Wiesen zeigen sich jedoch schon grüne Inseln von Schachtelhalmen. Diese anspruchlosen Herolde des Pflanzenwuchses lassen hoffen, daß in einigen Jahrzehnten der Talboden wieder ein einziger Gras- und Blumenteppich sein wird. — Oberhalb der Gößfälle kommt man zu einer alten Mühle, wo das unscheinbare, aber vortreffliche Augenbrünnl sprudelt und hoch über Fichtenwipfeln die Loibspitze als kühnes Horn den letzten Gruß des Malteinertals entbietet; dann mündet (drei Viertelstunden vom Pflüglhofe) der Weg in die Gößgrabenstraße, die auf einer Brücke zum linken Ufer herüber und in geringer Steigung talaufwärts weiterzieht.

Wir gelangen bald zum Gößbauer, wo die engenden Waldflanken beiderseits zurücktreten. Das Gehöft findet heute nur mehr als Almhütte Verwendung und den umliegenden Wiesen mit ihren Rainen ist es anzusehen, daß sie einst Getreidefelder waren. Im Hintergrunde ragt das Säuleck als schlanke Zinne über den glänzenden Firnflecken des Hohen Gößkars, daneben sind die Gößspitzen mit der tiefeingeschnittenen Dössenerscharte sichtbar: ein lichtvolles und farbenreiches Bild voll schöner Linien, das Anmut und Größe vereinigt und schon manchen Maler in seinen Bann gezogen hat. Der Vordergrund ist hier wie an vielen anderen Stellen des Tals ein ausgedehntes Schotterbett. Wenn auch im Jahre des Unheils 1903 der Gößgraben verhältnismäßig weniger gelitten hat, als das Malteinertal, so sind doch auf unserer ganzen Wanderung Muren, angebrochene Ufer und abgerutschte Hänge als Spuren des großen Naturereignisses zu sehen.

Beim Weitergehen tritt wie ein riesenhafter Zuckerhut der Nordausläufer des Kleinen Reißecks in den Gesichtskreis und hinter ihm der Zauberernock mit seiner vielgezackten Gipfelkrone über abenteuerlich zerfransten Schneefeldern. Als hätte ein künstlerischer Parkgärtner gewaltet, stehen auf den Wiesen, durch die unser Weg führt, Gruppen von Fichten und Lärchen, Ahornen und Birken und liegen von Farnkräutern umwucherte Felsblöcke im blumigen Rasen. Der Gößgraben ist durch seine Lage vor dem rauhen Nordwinde geschützt und hat daher einen auffallenden Reichtum an Laubhölzern, die den Nachbartälern fehlen. Von allen Hängen rieseln Wässerlein herab und tränken die Wiesen und Weiden, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend Sonne haben und daher den anderen Almen der Gegend im Graswuchse voraus sind, so daß schon in der letzten Aprilwoche Vieh aufgetrieben wird und bis Mitte November bleiben kann, günstiges Wetter vorausgesetzt. Vor alten Zeiten — erzählt die Sage — gingen die üppigen Wiesen bis zu den Höhen hinauf und dort oben hat einmal ein wilder Mann, einer der riesenhaften Ureinwohner der Gegend, mit seiner gewaltigen Sense nach der ganzen Sonnseite herausgemäht. Noch heute sieht man oberhalb der Waldgrenze in den steilen Abhängen des Draxel- und Schmiednocks einen

sehr breiten, durch wagrechte Linien abgegrenzten Streifen (es sind regelmäßig verlaufende Gesteinsschichten, die vom Pflanzenwuchse frei blieben) „Wilden Mann's Mahder" geheißen. —

An den Pongratzischen Jagdhäusern vorbei, einer idyllischen Blockhausansiedlung mitten im Walde, wo eine vorzügliche Quelle von der Schattseite herübergeleitet wird und zur Rast verlockt, führt die Straße — links schimmern durch die Bäume zuerst der Treska- später der Ritteralmfall — zur Kohlmayralm (1 3/4 Stunden vom Pflüglhofe) und endet hier. Die stattliche einstöckige Hütte birgt zwei Turistenzimmer mit sechs Lagerstätten und ist während des Almbetriebs bewirtschaftet. Sie steht neben dem großen Wirtschaftsgebäude am Fuße des waldigen Berghangs; ein weitgedehnter, sorgsam eingezäunter und gepflegter „Anger" (eine Wiese, die nicht als Viehweide dient, sondern gemäht wird) zieht zur Hütte hin, vor der zwei Ahornbäume Schatten spenden und Tisch und Bänke angenehme Rast bieten. Im Talhintergrunde ragen Große Göß- und Dössenerspitze mit dem Ebeneck, die die Dössenerscharte in ihre Mitte nehmen, dann die verwegene Kleine Gößspitze und der Erste Pfaffenberger Nock.

Von hier sind auf dem Alpenvereinswege am linken Ufer noch drei Viertelstunden bis zum Zwillingfall, früher auch Höhlenfall genannt. Wenn wir ihn zur Zeit seiner größten Wasserfülle, im Juni, besuchen, dann werden wir schon von der Kohlmayralm aus, dort wo die Talwände zusammenrücken, eine schimmernde Dampfsäule emporrauchen sehen. Der Weg führt lange durch ebene Auen, wo die Glocken der weidenden Rinder friedlich läuten und an heißen Tagen im Erlengehölz eine schwüle Luft lagert, quert eine Anzahl breiter Muren und Reste von Lawinen, die im Frühjahre über weißgescheuerte Plattenschüsse aus finsteren Schluchten herabdonnern, und führt schließlich in Waldesdunkel hinein, aus dem ein dumpfes Dröhnen an unsere Ohren dringt. Der Weg windet sich durch Gestrüpp, biegt um einen Vorsprung und wir stehen hoch über der Klamm des Bachs in dem ungeheueren Schlunde des Zwillingfalls. Auf drei Seiten umgeben uns senkrechte Wände. Links springt die Göß hinter einem mächtigen Pfeiler hervor und in einem einzigen Satze etwa 100 *m* zur Tiefe, rechts sprüht der viel schwächere, aber dreimal höhere Fall des Plattenbrandbachs hernieder und vereinigt sein zartes Wasserfädengespinst mit den wogenden Schaumgarben des Hauptbachs. Auf dem mit Eisengeländern versicherten Ende des Wegs umweht den Beschauer stürmisch die von dem stürzenden Wasser verdrängte Luft, überschüttet ihn triefender Regen und umfliegen ihn nasse Staubwolken, in denen die Sonne eine Bogenbrücke aus siebenfarbig schimmernden Perlen über dem tosenden Höllentrichter baut. Der Photograph ist der Aufgabe, dieses gewaltige Bild schrankenloser Urkraft künstlerisch wiederzugeben, nicht gewachsen, bescheiden muß er vor dem Maler zurücktreten. —

10 Minuten vor dem Zwillingfalle zweigt vom Alpenvereinswege rechts der rot bezeichnete Viehtrieb zur Trippochsenhütte ab. Man kann auch knapp neben dem Sturze des Plattenbrandbachs auf einem sehr steilen Steiglein zum Viehtriebe hinanklimmen, jedoch ist diese nicht für den allgemeinen Gebrauch bestimmte Abkürzung nur geübten Gehern zu empfehlen. Der gut im Stande gehaltene Viehtrieb führt durch Hochwald empor, an dem kleinen Plattenbrandhüttchen vorbei, einige düstere Schluchten, deren bedeutendste die wilde Hundsfreithofklamm ist, querend und schließlich über stark geneigte Almböden, wo man achtgeben muß, um den Weg nicht zu verlieren, in 1 1/2 Stunden zur uralten, vom Wetter gebleichten Trippochsenhütte. Die Halter empfangen den Bergwanderer gastfreundlich und bieten ihm den Nektar dieser Höhen, die nach aromatischen Kräutern duftende Ziegenmilch an, vor deren Genuß viele Stadt-

menschen eine größtenteils unbegründete Scheu haben. Die urwüchsige Unterkunftstätte gewährt schon wegen ihres engen Raumes wenig Bequemlichkeit; der Besitzer hat jedoch die Absicht, im nächsten Jahre einen Neubau mit einem Turistenzimmer und Matratzenlagern zu errichten.

Wenn wir vor der Hütte Umschau halten, so liegt uns zu Füßen die Tiefe des Gößgrabens, aus der sich der schütter bewaldete, stark plattige Lerchriegel und darüber die von einer bösen Eisrinne gespaltene Ritterspitzennordwand erhebt, während im weiten Halbkreise die meisten der anderen Hüter des Tals zu sehen sind. Die Rundsicht wird umfassender, wenn wir der roten Bezeichnung zur Dössenerscharte auf dem Viehtriebe eine Stunde lang bis zum Gößbichl, etwa 2100 *m*, folgen. Dort quillt unter rhododendronbekränzten Felsblöcken der Gößbrunnen hervor. So oft ich mich an dem kristallenen Borne labe, der die kälteste Quelle weit und breit ist, fällt mir des Malteiner Bergführers Strasser Kennzeichnung eines guten Wassers ein: „Ein Wasser ist gut," sagt er, „wenn man einen Becher voll davon nicht austrinken kann, weil es einem früher in den Schläfen zu stechen anfängt!"

Wenn du also, o Wanderer, dich hier in recht kleinen Schlucken satt geschlürft hast, dann lasse deine Augen die glänzenden Farben des Rundbildes trinken, das ein schöner Tag am Gößbichl ausbreitet. Östlich blaut die Tandlspitze, südlich ragen im vollen Lichtprunke Ritterspitzen und Zauberernock über dem zerborstenen Gletscher, daran schließen sich der wenig hervortretende Riekener Sonnblick und der mächtige Riekenkopf. Auf den Einschnitt des Zwenbergertörls, durch das man in den Zwenbergergraben und bei Obervellach zur Tauernbahn kommt, folgen die schneidige Pyramide der Tristenspitze, dann das Kaponigtörl — ebenfalls einen Übergang nach Obervellach, jedoch durch den Kaponiggraben, vermittelnd —, hierauf die unbedeutenden drei Pfaffenberger Nocke, die kühne, bisher erst dreimal erstiegene Kleine Gößspitze [1]), das breite Ebeneck — die Dössenerspitze fast deckend —, die Dössenerscharte — zu der die rote Bezeichnung vom Gößbichl durch die Blockwildnis des Hohen Kars in 2½ Stunden hinüberleitet —, die verwitterte Große Gößspitze und der stolze Herrscher aller der Genannten: das Säuleck, das aber selbst wieder zum demütigen Untertanen wird, wenn wir vom Gößbichl zur nahen Moräne des Westlichen Trippkeeses hinansteigen und — rechts von dem flachen, weißen Gewölbe der Schneewinkelspitze — die Hochalmspitze erblicken, deren Südwände dem von Bergschründen umgürteten steilen Gletscher entragen.

Der Gößbichl ist für einen Hüttenplatz wie geschaffen. Er hat eine günstige Lage für alle Südanstiege auf die Hochalmspitze, für das Säuleck und dessen Nachbarn, sowie für den nach Mallnitz an der Tauernbahn führenden Übergang über die Dössenerscharte, die nach Erbauung der Schmidthütte am Dössenersee und der daran sich schließenden Wege viel begangen werden wird. Dazu kommen noch die vollkommene Sicherheit vor Lawinen, die treffliche Quelle, die weite malerische Aussicht, die leichte Erreichbarkeit (von Gmünd in einem halben Tage) und ein turistenfreundlicher Alm- und Jagdbesitzer (Herr Franz Kohlmayr in Gmünd), so daß, wenn einmal eine baulustige Sektion unseres Vereins dem wirklich dringenden Bedürfnisse nach einer Hütte im Hohen Gößkare abhelfen will, sie über die Wahl des Bauplatzes nicht lange im Zweifel sein wird.

Vorläufig steht auf dem Gößbichl noch kein Unterkunftshaus und dies hat auch einen Vorteil: der einsame Wanderer kann hier die Welt vergessen und träumen

[1]) Am 21. September 1896 von Julius Waizer; 4. Juli 1906 von Oskar Müller und Josef Straßer; 13. August 1908 von Hans Berger und Josef Lax.

Aufnahme von M. H. Mayr

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Groß-Elendgletscher mit Osnabrücker Hütte

und sich an der Größe und ruhenden Kraft ringsum erbauen und den frohen Stimmen der weiten Wildnis lauschen. Denn die erhabene Landschaft im Umkreise ist nicht öde und tot, sondern voll sprudelnden Lebens, das in tausend Adern quillt. Den Gletschern entströmen Bäche, hier schäumende Milch, dort rinnendes Silber, durch Moränenschutt sich windend, über Wände stürzend, im Waldesdunkel verwehend, im grünen Talgrunde wieder hell aufblitzend. Nasse Platten glänzen, feuchte Schleier flattern, Perlenstränge sprühen. Zwischen den grauen Granitblöcken mit den weißen Quarzadern und gelbgrünen Flechtenrunen murmelt's und pocht's, als bürgen die rauhen Felsen ein heimliches Herz. Von allen Seiten eilen die Bächlein und Bäche aufeinander zu. Ihr Rauschen klingt wie ein dankbares Jauchzen zu den Bergen, die ihnen das Dasein gaben. . . .

Mit Worten läßt sich's erschildern nicht
Und nicht mit Farben ermalen:
Mich dünkt, so purpurgetempert und licht
Muß das heilige Land erstrahlen.

Scheffel

MARESENSPITZE, 2910 *m*. Am Vormittage des 20. August 1908 fuhr ich mit meinem alten Wandergenossen Maurilius Mayr und seinem Träger Hans Egger (aus Kreuschlach bei Gmünd) im Poststellwagen von Möllbrücken nach Obervellach. Zu unsrer Rechten zieht die Tauernbahn hin, die in Lendorf bei Spittal a. d. Drau von der Südbahn abzweigt, das fruchtbare weitgedehnte Lurnfeld, wo einst die Römerstadt Teurnia stand, quert und im Mölltale gleich anzusteigen beginnt, um die gewaltige Höhe der Mallnitzer Talstufe zu überwinden. Unsere Augen folgen der hellen Linie durch Waldesdunkel, Wiesengrün und Felsengrau. Laute Hammerschläge hallen von den Brücken herab, auf deren rotleuchtenden Gitterwerken emsig die Arbeiter wimmeln. Nirgends hat die Natur dem großen Menschenwerke eine Begünstigung geboten, ein Hindernis folgt dem anderen, die Züge dieser Bahn müssen abwechselnd auf Brücken und durch Tunnels rollen und lassen die Reisenden aus der Bewunderung über verblüffende Tiefblicke nicht herauskommen.

Die Straße im Tale ist durch das viele schwere Fuhrwerk, das dem Bahnbau dient, arg zugerichtet und unser Wagen wird derart geschüttelt, daß Hans die teure Last des Lichtbilderapparates wie einen Säugling auf den Knien halten muß. Zahlreiche Gefährte mit Brückenbestandteilen und Langhölzern sind unterwegs und machen Ausweicheschwierigkeiten, die selbst ruhige Reisende aufregen können, weil manchmal nur ein zentimeterbreiter Raum vorhanden ist, um ohne Schaden durchzukommen. Dazu tönen Fuhrmannsflüche in verschiedenen Sprachen und es umhüllt uns erstickender Staub, so daß wir erfreut sind, nach 2½ stündiger Fahrt in Obervellach die heißen Wagensitze mit den kühl beschatteten Bänken in Manhards Postgasthausgarten vertauschen zu können.

Die Tauernbahn führt bei Obervellach 360 *m* über der Talsohle vorbei und es kostete uns einen langen, sauren Anstieg auf der steilen, von vierspännigen Fuhrwägen zerwühlten Straße, bis wir wieder in die Nähe der Bahn kamen. Die Staubwellen schlugen über unseren Bergschuhen zusammen, so daß diese bald grauen Patschen glichen. Wir bedauerten sehr, daß der durch das Hochwasser im Jahre 1903 zerstörte, schattige Schluchtweg nach Mallnitz noch nicht hergestellt war.

Bei Lassach öffnet sich das Dössenertal. An seinen sonnseitigen Hängen dehnen sich bis hoch hinauf gelbe Getreidefelder und stehen stattliche Bauernhäuser. Darüber steigen Almwiesen zum grünen Auernig und zum wenig felsigen Törlkogel empor, hinter dem eine düstere Schieferpyramide, die Maresenspitze, mit scharfen Graten von grauen Nebeln umbrandet wird. Noch dräuender ist die Wolken-

wand, die hinter dem später sichtbar werdenden Säuleck heranrückt. Die Tauernbahn überschreitet die tief eingerissene Mündung des Dössenertals auf einer langen Brücke, die noch teilweise vom Baugerüste umkleidet ist. Zu dem Elektrizitätswerke, das die Maschinen der Tunnelbauten treibt, wird das Wasser der Mallnitzer Ache in einem gewaltigen Rohre geleitet und wir benützten diesen zwar schmalen, aber ganz ebenen Steig hoch über dem Abgrunde der brausenden Schlucht, um uns eine lange Strecke der staubigen Straße und ihre Steigung beim Rabisch zu ersparen.

Nach 2½ stündigem Marsche waren wir in Mallnitz, das durch die Bahn aus dem schlichten Alpendorfe ein recht wunderliches Gemisch verschiedener Bauten geworden ist. Zwischen altersbraunen Bauernhäusern mit weit vorspringenden Dächern, auf denen Steine liegen, und schattenden Gängen, wo bunte Wäsche flattert, mit leuchtenden Blumen in den Fenstern — Stätten, aus denen Behaglichkeit und bescheidene Anpassung an die hehre Bergnatur spricht — drängen sich mehrstöckige Wohnkästen mit grell getünchten Flächen ohne Gliederung, mit aufgeklebten Simslein und kleinlichem Zierat, der auf hundert Schritte Entfernung verschwindet, und blicken mit schnurgeraden engen Reihen großer Fenster kalt und hochmütig auf die ärmlichen Nachbarn herab und verständnislos zu Wäldern und Felsen empor.

Die Hochgipfel im Umkreise hatten sich durch die schweren Wolkenrucksäcke, die ihnen der heiße Augusttag nach und nach aufgebürdet hatte, doch endlich ihre blaue Laune verderben lassen. Als wir im trauten Drei-Gemsen-Wirtshause einen Kaffee genommen hatten und nach 5 Uhr fortgingen, hatte sich der Himmel verfinstert und ließ ein Grollen hören, das anfangs nicht lauter klang, als unser gegenseitiges Gebrumm über die eigenen mächtigen „Drucksäcke", sich aber bald zu einem deutlichen Donnern entwickelte. Ich fragte Hans, was er vom Wetter hielte, worauf er vorsichtig erwiderte, er kenne die Gegend und daher auch ihre Wetterregeln nicht. Er sprach entschieden weiser als ich, der ich meinte, wir wären vor dem Naßwerden sicher, weil vom Tauern herab ein kalter Luftzug zu spüren war und das Wetter nach Süden zu fliehen schien. Bevor ich noch ganz ausgeredet hatte, war der Regen da.

Das milchige Gletscherwasser des Seebachs flutet uns unter alten Lärchen zwischen schwellenden Wiesen, wo stattliche Rinder weiden, leise rauschend entgegen. Inmitten des Almfriedens hat der Bau des Tauerntunnels eine ausgedehnte Barackenstadt erstehen lassen, die wir nun durchwandern. Es ist aber eine sterbende Stadt, manche der leichten Bauten sind schon verlassen, ihre aufgerollten Dachpappefetzen flattern im Winde, hier und dort ragen schwarze Ruinen von Brandstätten; die grellen Farben der zahlreichen Wirtshausschilder sind verblaßt, gleich den müden Gesichtern der Schenkmädchen, die in unordentlicher Kleidung, mit wirrem Haare in den Türen lehnen. Abgerackert sind die Gäule, die auf der zerweichten Straße überladene Wagen ziehen, mürrisch schwingt der Fuhrmann seine Peitsche und hohlwangige Arbeiter trotten in löcheriger Gewandung durch den Kot. Laute in verschiedenen Sprachen umschwirren uns, träge wälzt sich über die Dächer blauer Rauch und zerrinnt im grauen Nebel, der an den feuchten Hängen klebt. Grelle Lokomotivpfiffe wecken das Echo der versteckten Felswände und lange Züge poltern durch verwickelte Gleiseanlagen. Sie fördern aus dem finsteren Tore, das im Berge zu unserer Linken gähnt, den im Tunnel gebrochenen Schotter und lassen die Ablagerungen weißen Gerölles, die schon eine große Fläche des Talgrundes bedecken, noch weiter wachsen.

Wir kannten unser liebes Seetal nicht mehr und hatten Mühe, eine Brücke über den Bach und die Wegabzweigung zu den Angermann-Bauernhäusern zu

finden. Dort stiegen wir durch sehr steilen Wald den holperigen Viehtrieb empor, während murrende Wolken auf unsere unschuldigen Häupter die Schale ihres Zornes entleerten. Unser Ziel war die Valindalm. Man hatte uns zwar in Mallnitz eindringlich die allerdings etwas entferntere, jedoch angeblich bequemere Zechneralm empfohlen; da die Tageszeit vorgerückt war, hatten wir aber beschlossen, bei unserem ursprünglichen Vorhaben zu bleiben. Wir kamen an der Lubitzalm vorüber und gingen dann den Angaben der Karte nach, konnten aber in der trüben Abenddämmerung lange keine Hütte finden, da sich der Steig auf Weideboden verloren hatte. Endlich waren wir nach meiner Schätzung am Ziele und sahen nichts als schütteren Wald und ausgewaschene Gräben, in deren Grunde wilde Wasser rauschten. Hohnvoll klang dazu das Jauchzen der Lokomotiven und erstrahlte das weißblaue Licht vieler Bogenlampen tief unten im Tale, während wir noch lange im Dunkeln forttappten. Da hörten wir ein drohendes Geräusch, wie das allmählich anschwellende ununterbrochene Brüllen eines rätselhaften Untieres, und entdeckten eine niedere Almhütte, in der das Herdfeuer flackerte und eine junge Sennerin die Kurbel des Milchseparators trieb, wodurch der unheimliche Ton entstand. Außerdem saßen zwei Halter herum. Wir wurden freundlich aufgenommen und erfuhren, daß wir nun doch auf der von uns verschmähten Zechneralm wären, die uns offenbar vom Schicksale bestimmt worden war.

Der Raum war sehr enge, aber mit vieler Geduld konnten wir doch einen Teil der nassen Kleider gegen trockene vertauschen und uns ein Nachtmahl bereiten. Maurilius war so unvorsichtig, wahrscheinlich den schönen Augen der Sennerin zuliebe, von den Nocken zu essen, die sie für sich und die Halte gekocht hatte, bereute es aber beim ersten Bissen, da die Maid dazu einen lästerlich alten Speck verwendet hatte. Hans und ich betrachteten schadenfroh die Heldenmiene, mit der Maurilius die verpfuschte Kost hinunterwürgte, da er es — wohl wieder der schönen Augen wegen — nicht übers Herz brachte, die Speise stehen zu lassen. Dankbar griff er nach getaner schwerer Arbeit nach der Kognakflasche, die ich ihm, verständnisvoll blinzelnd, überreichte.

Als Nachtlager wurde uns ein Heustadel angewiesen, der von der Hütte durch eine sumpfige Wiese, einen tiefen Graben und mehrere muntere Bächlein getrennt war und von uns in der Dunkelheit trotz eifrigen Suchens mit der Laterne nicht gefunden werden konnte. Hans mußte zur Hütte zurückgehen und die Sennerin holen, die uns dann zu dem weit unten liegenden Stadel geleitete. Das Lager war der aufgewendeten Mühe nicht wert. „Es baht si!“ (bäht sich) meinte Hans, als wir durch die Luke hineingeklettert waren. Er hatte recht. Das noch ganz frische Heu roch betäubend, war an der Oberfläche feucht und innen so heiß, daß es dampfte. Wir weissagten einander verschiedene Krankheiten als Folgen dieses Nachtlagers: Hans Kopfschmerzen, Maurilius Sumpffieber und ich einen kräftigen Gelenkrheumatismus, während wir uns widerwillig in dem lauschten Pfühle vergruben.

Es trat jedoch nichts von alledem ein, obschon wir am frühen Morgen schwitzend erwachten und am Wege zur Hütte in den feuchten Kleidern vom Froste geschüttelt wurden. Noch immer pfiffen die Maschinen im Tale und leuchteten die elektrischen Lampen wie Vollmondschein herauf. Das Wetter sah unfreundlich, jedoch nicht hoffnungslos aus. Wir beeilten uns mit dem Frühstücke und gingen um 5 Uhr 40 Min. fort. Über Almboden, die teilweise unter Gestrüpp verwahrlosen, hielten wir uns in östlicher Richtung aufwärts. Eine Scharte im Kamme zwischen der Maresenspitze und ihrem westlichen Vorgipfel war unser Ziel.

Wir kamen in eine flache Hochmulde, wo dem sumpfenden Boden ein Bächlein entquillt und tiefer unten zwischen großen Blöcken murmelt, als im Norden ein

Berg auftauchte, so unglaublich kühn an Gestalt, blendend im Glanze des Neuschnees und erstrahlend im Sonnenpurpur, daß ich beinahe meinen guten alten Ankogel nimmer erkannt hätte. Es gleicht überhaupt keinem irdischen Gebilde, dieses nach einer Seite überhängende Horn mit seinen jähen Graten: als eine märchenhafte lichte Feenburg, die wie ein schöner Traum jeden Augenblick verschwinden kann, ragt es zum Himmel, durch Nebelstreifen losgelöst von der dunklen Erde. . . . .

Nach zweistündigem Steigen war die Scharte erreicht und wir sahen ins Dössenertal hinab und zu den dräuenden, regelmäßig geschichteten Schieferwänden der Sickerköpfe hinüber. Auernig und Törlkogel, dieser mit einigen turmartigen Felsklippen, lagen schon unter uns. Der übliche Schartenwind empfing uns und ohne Aufenthalt wandten wir uns links über den breiten Geröllkamm hinauf, bis sich ein geschütztes Plätzchen zu einer halbstündigen Frühstücksrast bot. Als wir beim Weitersteigen um eine Ecke bogen, stand plötzlich im Osten das Säuleck voll erhabener Größe: eine schlanke, im Lichte flammende Felszinne über zerfransten Firnfeldern, vor uns. Nun wurde der Grat schmäler und schließlich eine luftige Schneide, die zu begehen ein Genuß war. Die aufwärts streichenden Schieferschichten brechen in regelmäßigen Zwischenräumen mit kleinen Köpfen ab, die immer erst im letzten Augenblicke zu sehen sind. In leichter Kletterei wurden sie überwunden, wobei die beiderseitige Tiefe schöne Bilder bot und die wachsende Pracht der Ferne die Schritte beflügelte. An der Dössenerseite führt übrigens unter der Schneide ein Gemssteiglein, auf dem man die Abbrüche umgehen kann.

Um 9 Uhr 50 Min. — nach vier Stunden reiner Gehzeit — verjagten wir einen Schwarm Alpendohlen vom Gipfel der Maresenspitze. Der Tag war schön geworden, die letzten Wolken flüchteten hastig vor der Allsiegerin Sonne, wie Trümmer eines geschlagenen Heeres. Wir schauen in den Abgrund des Seetals. Hohe Wände, über die Fallbäche stieben, umsäumen es und lassen die trogbildende Tätigkeit eines uralten Gletschers erkennen, dessen Überrest sich als Winkelkees an die ungeheuren Westwände der Hochalmspitze schmiegt. Uns gegenüber im Norden glänzt vom Elschesattel die Hannoversche Hütte unter der Arnoldhöhe herauf und daneben eilen die Grate von allen Seiten zusammen, um in kühnem Aufeinanderprallen den Ankogel zu bilden, der silberweiß im blauen Äther schimmert. Ein Schichtenabbruch zieht als gewaltiger Riß vom Gipfel ins Tal herab und wird von einem der vielen Gletscherbäche als Rinnsal benützt. Diese Kluft im Gefüge des Berges ist so auffallend, daß Maurilius, als er daheim die Aufnahme entwickelte, meinte, die Platte sei gebrochen. Links vom Ankogel lugt der Schwarzkopf mit dem an seiner Seite zum Anlauftale überwallenden Kleinelendgletscher hervor, die dunklen Monolithen des Tischlerkarkopfes und der Tischlerspitze und der zackige Hölltorspitzengrat ragen dort auf, rechts folgen das Weißeck des Murwinkels, der Zug von der Marchkarspitze über den Weinschnabl zum Petereck, die klotzige Oberlercherspitze, die von dieser Seite recht unbedeutende Preimlspitze und — alles ringsum weit überragend — die Hochalmspitze mit ihren, den Gletschern entwachsenden, von Gletschern gekrönten Granitmauern, ein Bau, keinem Menschenwerke vergleichbar, nordischer Götter Burg, Walhalla, der Sitz seliger Asen. Ein würdiger Vasalle der Königin ist das Säuleck. Von der Maresenspitze zieht zu ihm über Schafeleck, Kleinfeld- und Großfeldspitze ein wild hin- und hergeworfener Grat, der sich zum Schlusse ungestüm zur edlen Gipfelgestalt aufschwingt und in seiner ganzen Länge — in umgekehrter Richtung — erst einmal überklettert worden ist (am 20. August 1898 von F. Hörtnagl und H. Margreiter). Über den Firnfeldern im Talschlusse des Dössengrabens klafft das Felsentor der Dössenerscharte; was in ihr blaut, ist ein

Berg bei Gmünd, die Tandlspitze. Vom Dössener See zeigt sich der untere Teil, es wird daher das Arthur v. Schmidt-Haus der Sektion Graz von der Maresenspitze dereinst jedenfalls zu sehen sein. Mit ausgeprägten Stufen zieht der Dössengraben nach Lassach mit seinen weißen Häuschen auf grünen Matten hinaus, wo den tiefen Einriß des untersten Talschlundes das Gerüste der Tauernbahnbrücke überspannt, ein zierliches, leuchtendes Spinngewebe über blauem Abgrunde.

Auf die Dössenerscharte folgen die Dössenerspitze, der Zauberernock mit seinem Gletscher, das Reißeck, die Tristenspitze, die Hohe Leier, der Riedbock und die anderen vielgipfligen Grate der Reißeckgruppe gegen das Mölltal. Den Vordergrund dazu bilden Wabnig- und Zagutnigspitze und die Sickerköpfe, aus dem Dössenertale mit unheimlichen Wänden emporstarrend, die im Schatten finster brüten, in der Sonne tückisch glänzen und von jäh hinabschießenden Runsen, die den regelmäßig abbrechenden Schichten entsprechen, gefurcht sind. Die Julische Alpenpracht von der Scharlachwand bis zum Montasch, hinter dem der Kanin zu sehen ist, begrenzt darüber den Gesichtskreis im Süden, dann folgen die Gailtaler-, einige Zinnen der Tolmezziner- und die Karnischen Alpen mit der Kreuzeckgruppe im Mittelgrunde, westlich — an Gestalten reich — die Unholde, einige Sextener und Ampezzaner, die Hochschobergruppe, der Venediger, die Glockner- und Goldberggruppe, vorne das Böse Eck, die Feldseescharte und der Geiselkopf über dem smaragdenen Talkessel der Manhartalm, die zum flachen Sattel des Mallnitzer Tauern hinanzieht. Im nördlichen Mittelgrunde die grünen Pinzgauer Berge, darüber der Aufmarsch der Nördlichen Kalkalpen, links vom Kaiser, rechts vom Könige befehligt, vorne — über dem Seetale — die Woigstenköpfe mit ihrem Gletscher, die Woigstenscharte und die Gamskarlspitze, unter deren Gipfelwänden der Grüneckersee wie ein Türkis glänzt und das Pförtlein des Hohen oder Korntauern offen steht. Übers Jahr werden durch das von Menschengeist und -kraft erschlossene unterirdische Tor dieses Riesenbollwerks zwischen Mallnitz und Gastein die Bahnzüge donnern und die Gebirgsübergänge veröden. Alle die Gipfel Oberkärntens jedoch, die wir heute von unserer Hochwarte begeistert grüßen, werden dann viel öfter von deutschen Alpenfreunden bestiegen werden als bisher. Die Maresenspitze mit der herrlich zusammengestimmten Farbensymphonie ihrer weiten Rundschau wird darunter gewiß nicht an letzter Stelle stehen!

Es war 11 Uhr geworden, als wir über den Anstiegsgrat wieder zurückeilten. Oberhalb der Scharte, zu der wir in der Frühe heraufgekommen waren, bogen wir links zum Dössengraben hinab, hielten auf dem obersten Boden, wo ein frisches Brünnlein entsprang und junge Rinder weideten, eine halbstündige Mittagsrast und setzten dann den Abstieg über den Eckriegl auf Almwiesen fort, deren Blumenpracht uns freute, während ihre große Steilheit uns bald ungeduldig machte. Je tiefer wir kamen, desto mächtiger wuchs das Säuleck im Talhintergrunde, wieder wie gestern von schwerem Gewölk überschattet, während der Saum heraufziehenden Hochwalds mit sturmzerzausten Baumgreisen und -jünglingen das stimmungsvolle Bild vorne schloß. Um 1 Uhr 45 Min. kamen wir sehr erhitzt in der Talsohle an, wo der Weg, von Mallnitz über den Dössenerberg herabziehend, bei einer Säge in den Graben einbiegt. Wir hatten in 1 3/4 Stunden reiner Gehzeit 1500 *m* auf einem einzigen Grashange von nahezu gleichmäßiger Steilheit zurückgelegt, so daß wir unsere Beine mehr spürten, als nach einer schwierigen Kletterei, die Abwechslung in den Bewegungen gestattet.

Beim schattigen Waldborne hinter der Säge kühlten wir uns drei Viertelstunden ab, sehnsuchtsvoll die hohe, dunkle Stufe im Talhintergrunde, unser heutiges Ziel, betrachtend. Schließlich rafften wir uns auf und wanderten weiter durch sonnige

Wiesen und dämmernden Wald, wo schwellende Moospolster den Müden locken. Leider werden diese holden Haine grausam durch Geröllmuren unterbrochen, die die Sickerköpfe zur Rechten in das friedliche Tal senden, damit es sich jederzeit seiner grimmigen Beherrscher erinnere. Der Bach zeigt noch die schweren Verwüstungen des Jahres 1903, wirres Wurzelwerk säumt sein Bett ein und über zersplitterte Baumleichen und aufgetürmte Felsblöcke braust zornig das Wasser, das auch den von der Sektion Graz schön hergerichteten Weg vielfach beschädigt hat.

Auf der blumigen Matte der Dollnigalm ragt ein Holzkreuz, silbergrau verwittert, von gelben und blauen Schmetterlingen umgaukelt. Grillengezirpe schwirrt durch die Luft, ein Pirol lockt aus dem Walde, durch dessen dunkelgrünes Geäst die weißen Trümmer gestürzter Wände schimmern. Finster sperrt die Stufe der Eggeralm das ganze Tal. Darüber erhebt sich das Säuleck, aus den Fenstern einer schwarzen Wetterwolkenburg geisterhaft beleuchtet. — Bei der später folgenden Koratalm sehen wir einen durch beiderseitige Muren erst in neuerer Zeit aufgestauten Weiher, der einen Wasserfall, flechtenbärtige Fichten und einen alten Heustadel, inmitten der stillen Fläche halb eingesunken, spiegelt.

Nun begann der Anstieg über die 400 *m* hohe Talstufe. Statt des früheren schlechten Steigs führt jetzt ein in Windungen angelegter breiter Weg der Sektion Graz hinauf, der allerdings durch Viehtrieb stark beschädigt und auf lange Strecken in einen Morast verwandelt war. Nach zwei Stunden hatten wir die Eggeralm erreicht, in deren Hütten zwei ungleich alte Sennerinnen hausten, die uns freundlich empfingen. Wir erkoren selbstverständlich die jüngere zu unserer Hausmutter. Ihr Söhnlein, ein blonder Knabe, betrachtete scheu und wortlos mit großen Augen die Fremdlinge, selbst ein Täfelchen Schokolade lockte ihn nicht aus seinem dunklen Winkel hervor. Ein weißes Kätzchen war zutraulicher und barg sich, behaglich schnurrend, an meiner Brust, als es aber an meinem Milchschmause teilnehmen wollte, setzte ich es wieder sachte auf den Boden.

Draußen begann es finster zu werden und zu regnen. Und während wir unser Nachtessen kochten, brach ein Gewitter los, als käme Surt mit seinen Feuerriesen aus Muspellheim über die Welt, um sie zu vernichten. Der ganze Himmel stand aufzuckend in Flammen und furchtbar rollte der Donner, immer rascher und näher erdröhnend. Schließlich war das rußige Hütteninnere ununterbrochen von Blitzen erleuchtet und die vielen Donnerschläge, deren Wiederhall sich kreuzte, waren ein einziger schreckhafter, ohrenbetäubender Lärm geworden, als stürzten die Berge ringsum zusammen. Plötzlich fuhr durch die gewaltig herabrauschende Regenflut eine hellblaue Schlange unweit der Hütte nieder und ein Schlag, gegen den das frühere Donnerrollen harmlos geklungen hatte, machte den Boden erzittern. Die erschrockene Sennerin sagte, ein solches Gewitter hätte sie seit Jahren nimmer erlebt. Der Knabe weinte und rührte vor Entsetzen von seinem Nachtmahle keinen Bissen an. Durch das Toben des Wetters hörten wir deutlich, daß an der gegenüberliegenden Talseite das zusammenschießende Wasser in steinewälzenden Sturzbächen zur Tiefe prasselte, und sahen später, als das Gewitter nachließ und der Schleier sich hob, von den Wänden der Wabnigspitze eine Reihe von Wasserfällen niedersprühen, wo wir einige Stunden vorher trockene Kamine beobachtet hatten.

Als wir im nahen Stadel, der glücklicherweise altes Heu barg und ein gutes Dach hatte, zur Ruhe gingen, spürten wir, daß die klatschenden Wasserfäden von der Peitsche des Nordsturmes gejagt wurden, so daß wir, auf einen schönen Morgen hoffend, fröhlich einschliefen.

Und gemsenartig auf Bergeshöhn
Belustigt er sich, umherzusehn,
In Freiheitsluft erquickt alsdann,
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief, in Tales Dampf und Rauch,
Behaglich meinen, sie lebten auch,
Da ihm doch, rein und ungestört,
Die Welt dort oben allein gehört.
Goethe

SÄULECK, 3087 *m* Unser Hoffen erfüllte sich, der Wetternacht folgte ein wolkenloser Morgen. Der Himmel im Westen lohte hellgelb über dem violetten Schattenrisse des Bösen Ecks: ein Gemälde auf Goldgrund in der Art alter deutscher Meister.

Eigentlich hatten wir uns in dem vorzüglichen Lager etwas verschlafen und gingen erst um 5 Uhr 50 Min. fort. Der Weg führte in bequemen Windungen, jedoch noch immer mit dickem Kote bedeckt, in die nächste, vom verzweigten Bache durchschlängelte Talstufe — die jedenfalls ein ausgefülltes Seebecken ist —, hörte hier auf, vom Vieh zertreten zu sein und ließ uns sehr angenehm in 55 Minuten den Dössenersee, 2281 *m*, erreichen. Noch fehlte ihm das Licht, das hoch oben die rauhe Zinne des Säulecks sanftrosig verklärte; leise klatschend schlugen kleine Wellen an das grobe Blockwerk des Ufers, finster dehnte sich die Flut im Schatten der Wände, und als lägen versunkene Gespenster in der Tiefe, zitterten bleich die Spiegelbilder der Schneefelder auf dem stillen Wasser.

Wir hielten Umschau. Im Westen ist ein Teil der Kreuzeckgruppe zu sehen, der Gipfel des Petzecks als weißes Zipfelchen, die Lonza bei Mallnitz als gewölbter grüner Rücken, darüber die Felsgestalten Böses Eck, Astromspitze, Feldsee- und Geiselkopf, dieser mit Firnstreifen geschmückt. Es folgen rechts die rinnendurchfurchten Steilhänge der Maresenspitze, die Klein- und Großfeldspitze, dann das Säuleck, eine gestufte Hochebene vorschiebend, die mit zerklüfteten Steilwänden zum See abbricht, die Große Gößspitze, die Dössenerscharte und -spitze, die beiden Tullaten Nocke, rundlich wie ihr sanfter Name, die Pfaffenbergerscharte, endlich Wabnigspitze und Sickerköpfe mit ihrer reichen Schieferarchitektur, an der die aufgehende Sonne ein wundersames Lichter- und Schattenspiel beginnt.

Die Arthur v. Schmidt-Hütte, die hier von der Sektion Graz erbaut werden wird, dürfte wegen ihrer leichten Erreichbarkeit (in 4 Stunden von der Tauernbahnstation Mallnitz) viel besucht werden. Durch ihre hervorragend schöne Lage wird sie dem behäbigen Hüttenwanderer ein lohnendes Ziel sein, ebenso für jene, die über die Dössenerscharte in den Göß- oder über die Pfaffenbergerscharte in den Kapponiggraben gehen wollen. Einen besonders günstigen Standplatz wird sie dem Hochturisten für Gipfelbesteigungen in der Umgebung und für Gratwanderungen nördlich zur Hochalmspitze, südlich in die Reißeckgruppe bieten, zumal die Anlage eines Wegnetzes durch die mit grobem Blockwerk erfüllten Kare beabsichtigt ist.

Wir warteten, bis der schlafende See vom Lichte geweckt wurde, und hofften, von ihm ein schönes Bild zu erhalten. Leider sahen wir, daß sich dazu wegen des Sonnenstandes die frühen Morgenstunden nicht gut eigneten, packten wieder zusammen und begannen um 8 Uhr den Aufstieg zum Säuleck über die leicht gangbaren Rasenstufen links vom See zu der früher erwähnten Hochebene, die sich als ein alter Gletscherboden erwies. Flott ging es auf den sanft geneigten Platten dahin, ihre Klüfte werden unten zu finsteren Schluchten, die zum See hinabbrechen, und in der Tiefe sahen wir das hüpfende Goldgefunkel der Wellen. Der Wegbau vom Arthur v. Schmidt-Haus aufs Säuleck wird am zweckmäßigsten wohl hier ange-

legt werden, wo weniger Geröll vorhanden ist, als rechts vom See. Wo die Pflanzenpolster in den Fugen des mächtigen Steinpflasters aufhören und Schnee an ihre Stelle tritt, hielten wir an einem kristallenen Wässerlein eine dreiviertelstündige Frühstücksrast. Eine Schafherde, die plötzlich gezogen kam, bereitete uns Mißvergnügen, denn es waren keine irdischen Lämmer, sondern Wolkentiere, die sich mit ihren vielen wolligen Leibern aus dem Osten herandrängten und die Sonne verdunkelten. Mit einem Schlage sah die heitere Landschaft trübselig aus und lag in der Luft eine wässerige Stimmung. Wir stiegen über grobes Geröll, später auf einem langen Schneefelde weiter, das höher oben steil wurde und uns schließlich um 10 Uhr 40 Min. in die breite Scharte zwischen der Großen Gößspitze und dem Säuleckgipfel führte.

Unter uns liegt plötzlich die grüne Tiefe des Gößgrabens, weit draußen im Malteintal glänzt an beschatteter Bergwand ein leuchtender Silberstreifen: der Fallbach, in noch größerer Ferne blauen einige Gipfel des steirisch-kärntnischen Grenzgebirgs. Zu unserer Linken baut sich aus dem zerklüfteten Westlichen Trippkees die Hochalmspitze auf; der beabsichtigte Weg vom Arthur v. Schmidt-Hause zu ihr wird hier vom Säuleckwege rechts abzweigen, über ein Schneefeld hinab- und zu ihrem Südwestgrate emporführen, ein vom Gletscher unabhängiger und höchst genußreicher Anstieg. (Seine erste Begehung unternahmen am 15. August 1905 Dr. Rudolf Schüßler aus Graz mit Lehrer Dlaska und Führer Ladinig aus Mallnitz; sie benötigten dazu folgende Zeiten: Am Dössenersee 5 Uhr 30 Min., in der Scharte zwischen Großer Gößspitze und Säuleck 7 Uhr 10 Min., in der Lassacher Winkelscharte 8 Uhr 30 Min., von dort in 2¼ Stunden über den Grat zur aperen Hochalmspitze, zwar anstrengend, aber bis auf eine heikle Platte nicht schwierig. Die reine Gehzeit vom Dössenersee betrug somit 5¼ Stunden, die durch eine Weganlage jedenfalls erheblich gekürzt werden würde.) Zu unserer Rechten ragt als wilde, mit verbogenen Platten gepanzerte Doppelklippe die Große Gößspitze [1]), hinter ihr grüßen wir die Häupter der Reißeckgruppe. Maurilius konnte an dem schönen Bilde nicht vorübergehen, ohne es von seinem einäugigen Ungetüme mit den drei dünnen Beinen und dem schwarzen Flattertuche einfangen zu lassen. Dann brachte uns sehr grobes Blockwerk und zum Schlusse der schmale, jedoch unschwierige Grat um 11 Uhr 30 Min. (nach 2¼ Stunden reiner Gehzeit vom See) auf den mit einer Neuschneewächte festlich geschmückten Säuleckgipfel. Auch sonst fehlte nichts von dem, was zu einem würdigen Empfange gehört, Böllerschüsse krachten: es waren Steinschläge, die ins Hohe Gößkar donnerten, und weißgekleidete Mädchen, vielleicht sogar noch die eine oder andere Jungfrau darunter, waren im Halbkreise aufgestellt: der schneeige Gipfelkranz der Hohen Tauern.

Die Wolkenlämmer waren wieder verschwunden und die Sonne strahlte ungetrübt am dunkelblauen Himmel. Unter den gleißenden Eispalästen der Goldberg- und Glocknergruppe beherrscht die dunkle Pyramide der Maresenspitze das im Sonnenlichte schwelgende grüne Dössenertal; der Grat zu ihr hinüber bemüht sich vergeblich, die Tücken seiner zermürbten Zacken durch freundliche Rasenstellen zu bemänteln; zu dieser bösen Schneide bricht das Säuleck mit seinem Westgrate scheinbar ins Leere hinab, er ist erst einmal im Abstiege (am 20. August 1898 von F. Hörtnagl und H. Margreiter) bewältigt worden und bietet große Schwierigkeiten. Ein kurzer, sehr steiler Pfeiler — der Ödlärchriegl — stützt die riesenhafte, direkt wohl unerkletterbare, etwa 600 *m* hohe Nordwand des Säulecks gegen das Seetal. Ein Auf- und Abstieg in dieser Richtung ist nur

[1]) Erste Besteigung ihrer beiden Gipfel durch Julius Waizer am 21. September 1986.

Aufnahme von M. H. Mayr

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Hochalmspitze und Säuleck von der Maresenspitze

mit Benützung des Ödlärchriegls denkbar und soll auch einmal unter außerordentlichen Schwierigkeiten von einem Mallnitzer Gemsentreiber ausgeführt worden sein.

Wir folgen den großen Linien der Rundsicht weiter zur Gamskarlspitze mit ihrem kecken Felsenkäppi auf dem Gletscherlein, überfliegen die Nördlichen Kalkalpen bis zum Hochkönig, betrachten ein wenig mitleidig den Ankogel, weil der maßlose Himmelstürmer von gestern ein behäbiger Alter mit breitem Gesichte geworden ist, und dann das demütig an seiner Seite sich duckende Schwarzhorn. Auf Gletscheradel und Schneebandorden verzichtend, aber jede Gestalt ein Charakter, steht die stramme Reihe der Niederen Tauern. Das bleiche Zweihaupt der Bischofsmütze und der blaue Dreizack des Dachsteins folgen. Mit riesenhaften, langen, glatten, nur wenig geböschten Granitmauern ist die Hochalmspitze über dem steilen, stark zerklüfteten Winkelkees des Seetals aufgebaut, rechts sendet sie zackige Grate und verwitterte, jähe Plattenschüsse zum westlichen Trippkees des Gößgrabens hinab, scheue Bewunderung erzwingend. Der Ostgrat des Säulecks zieht zu ihr über Schneewinkelspitze, Lassacher Winkelscharte und Winkelspitze hin. Er ist in seiner ganzen Länge noch nicht oft, zum ersten Male von F. Hörtnagl und H. Margreiter (am 19. August 1898), begangen worden, der Aufstieg zum Säuleck ist über ihn zwar schwierig, jedoch bedeutend leichter als der Westgrat.

Der schlanke Schober lenkt unsere Blicke in das lichtdurchflutete Malteinertal bei Koschach, zu dem der Gößgraben hinauszieht: unter uns eine öde Hochmulde mit glänzenden Lachen zwischen blau-grauen Firnfeldern und wirren Blockhalden, dann ein Riesenzirkus dunkler Plattenwände, über die blütenweiße Gletscherbäche rauschen, noch tiefer ein saftgrünes Almental, das als finstere Waldschlucht endet. Das Reitereck ragt wuchtig darüber, an seinem Fuße glitzert der Fallbach, dahinter baden die rundlichen Häupter der Nocke im verschwimmenden Blau. Nun folgt die Reißeckgruppe, zu deren Übersicht das Säuleck die vorzüglichste Hochwarte ist. Die Gräben dieses Berggebiets lassen Nebel emporrauchen, die uns höchst lehrreich den launischen Verlauf der Grate zeigen und keinen einzigen Gipfel verhüllen, sondern die Eigenart jeder Gestalt im anmutigen Wechsel von Licht und Schatten höchst liebenswürdig vorführen. Da sind die Tandlspitze, über deren Grat Donars Wagen fuhr und zwei tiefeingerissene Scharten als riesenhafte Spur hinterließ — „der Teufl hat beim woach'n Wetta Arz (Erz) in die Göß g'führt", so belehrte mich Hans darüber —, das zweigipflige breite Reißeck, der Zauberernock, dessen zackige Gipfelkrone scharfe Schatten auf seinen Gletscher wirft, der Riekenkopf, die gewaltige Tristenspitze und die beiden Leiern vor allen anderen zu nennen.

Über diesem Gewimmel von Felsen und Wolken thront in erhabener Ruhe wie ein Stück aus einer anderen Welt die ausgebreitete Pracht der Julischen Alpen, denen die Gailtaler, einige Tolmezziner und die Karnischen Alpen folgen. Der weite Kreis schließt mit den Lienzer, Sextener und Ampezzaner Dolomiten, die wie eine rötlich hingehauchte *Fata morgana* über der greifbar groben Kreuzeckgruppe schweben, von der die Hochschobergruppe, eine Versammlung trutziger Tauernrecken mit Felshelmen und Firnschildern, das Auge zum Glockner zurückleitet.

„Ja", meinte Hans, „das is ganz was anders als wia die Schneiderwerkstatt dahoam, wo ma' nöt siacht, wia schean die Welt is! Und dö mehrast'n (meisten) Leut' löb'n dahin und wiss'nt nix und sterb'n und hamp sönar Lebtag so was nia g'seach'n und hamp nix d'arlöbt!"

Ich nickte ihm fröhlich zu und dachte daran, wie tief unten und weit draußen

meine Apotheke läge. . . . . Nur Maurilius fand keine Zeit zu Träumereien, sondern hüpfte als Sklave seines Apparates auf dem Gipfel rastlos umher, bis er die schönsten Ausschnitte des Rundgemäldes in der Kamera hatte.

Um 12 Uhr 15 Min. traten wir den Abstieg auf dem gleichen Wege an, waren um 12 Uhr 45 Min. unter der Großen Gößspitze und hielten uns dann, ihre Plattenschüsse auf harten Schneefeldern mit geringem Höhenverluste umgehend, in der Richtung der Dössenerscharte, die wir um 1 Uhr 25 Min. erreichten.

Diese enge Felsenpforte vermittelt den kürzesten Übergang zwischen Malteintal und Tauernbahn und es ist daher zu erwarten, daß hier herauf einerseits von der Artur v. Schmidt-Hütte, anderseits aus dem Gößgraben durch die Schuttkare bald gebahnte Wege führen und es ermöglichen werden, die Strecke von Mallnitz zum Pflüglhofe in einer leichten Tagereise recht bequem zurückzulegen. Bisher ist auf der Gößgrabenseite nur eine rote Bezeichnung der Sektion Gmünd vorhanden, die nach links im weiten Bogen durch das Hohe Kar zur Trippochsenhütte und Kohlmayralm führt.

Wir hatten beschlossen, zur Tomanbaueralm zu gehen, fuhren über das sehr steile und harte, in die verschneite Mulde zwischen Dössenerspitze und Ebeneck rechts und Großer Gößspitze links harmlos auslaufende Firnfeld hinunter, folgten Steindauben, die durch das Blockgewirre die Richtung zu den ersten Rasenhängen weisen, hatten Mühe, den kärglichen Viehtrieb zu finden, und noch größere, ihn durch sumpfige Latschenbestände entlang plattiger Wandeln zu behaupten. Er führte uns rechts von dem in mehreren Armen herabsprühenden Bache zur Talsohle, deren schöne Weidegründe seit dem Jahre 1903 vielfach vermurt sind, wodurch auch der Weg stark gelitten hat. Vorher hatten wir an einem eiskalten Borne, zwischen mächtigen Gneisblöcken auf weichen Blumenpolstern sitzend, eine ausgiebige Jausenrast gehalten.

Der Gipfelhalbkreis, der den hinteren Gößgraben so eindrucksvoll umrahmt, war mittlerweile unter grollendem Gewölk verschwunden und ein starker Westwind schob neue Massen nach. Wir waren froh, ohne Regen um 5 Uhr die Obere Tomanbaueralm erreicht zu haben, deren Sennerin uns sehr freundlich aufnahm und mit einem trefflich gekochten Rahm-Mus und köstlicher Milch ausgiebig bewirtete.

Ohne sich zu entladen, zogen die Wolken später wieder auf und der Talhintergrund, freilich recht düster beleuchtet, wurde sichtbar: über dem südlich abzweigenden Schönangergraben mit seinem Wasserfalle der mächtige Riekenkopf, rechts von ihm das hohe Dreieck der Tristenspitze und die unbedeutenden Pfaffenberger Nocke, dann die kecke Kleine Gößspitze, das breite Ebeneck (die Dössenerspitze verdeckend), eine tiefe Einsenkung, die Lage der von hier selbst nicht sichtbaren Dössenerscharte andeutend, die schön gezackte Große Gößspitze und das edel gestaltete Säuleck, unter ihm der Keesbach mit seinen glitzernden Wasserstürzen an dunklen Wänden.

Wir krochen bald ins Heu und ich sprach den Wunsch aus, daß uns noch einige Tage frohen Almlebens gegönnt seien. Als ich aber wohlausgeschlafen zeitlich früh aus dem Stadel trat, zog um meine Nase ein Geruch von Terpentinöl und Kampfer und kroch ein kohlschwarzer „Wegnarr" (Alpenmolch) über die Steine. Die Ursache der ersten Erscheinung, die mich unbehaglich lebhaft an die Apotheke erinnert hatte, war bald erforscht: der Halter rieb im Stalle nebenan das krumme Bein des Stieres mit kräftigen Hausmitteln ein; den Grund der zweiten bekamen wir bald zu spüren, als wir uns um 6 Uhr talauswärts fortbegaben. Es begann zu regnen und durchnäßte uns langsam, jedoch unaufhaltsam. Mit besonderer Gründlichkeit beteiligten sich an dieser Aufgabe die Farrenkräuter,

Hollersträuche und Laubbäume bei der Talstufe des Zwillingfalls, wo der Steig sehr eng und steil ist und von Wegnarren (uns nicht dazu gerechnet) wimmelte. Bei aller Tierfreundlichkeit, die mich beseelte, konnte ich es nicht vermeiden, einige der vergnügt im Nassen umherkriechenden Wetterprophetlein zu zertreten. Triefend und dampfend erreichten wir um 8 Uhr 45 Min. den Pflüglhof und benützten den Vormittagsomnibus zur Heimfahrt nach Gmünd.

Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht
Schiller

SCHWARZHORN, 2946 *m* Am funkelnden Sternenmorgen des 6. Septembers 1908 schlüpfte um 4 Uhr 45 Min. aus der Osnabrücker Hütte ein Lichtlein, schwankte über den oberen Steg des Fallbachs, dessen schäumende Gletscherflut einen Augenblick scharf beleuchtet war, und stieg längs des linken Ufers langsam aufwärts. Der verspätete Johanniskäfer im herbstlichen Großelendtale war ich selbst, während die Gestalten im Lichtstreifen meiner Laterne Schwager Maurilius, seine Frau Anna und der Träger Hans waren.

Der gute Weg der Sektion Osnabrück führt über teilweise nassen Boden bis nahe an den breiten Wassersturz des Fallbachs heran und erklimmt dann in Windungen die Talstufe. Die beleuchteten Fenster des Schutzhauses sanken allmählich zur Tiefe. Am Himmel verließ sachte ein Stern nach dem anderen sein Stühlein, auf dem er gesessen war, bis sich plötzlich Frau Venus auf ihrem silbernen Throne allein sah. Darob grämte sie sich, wurde bleicher und benützte ein Weilchen, während wir auf dem schmalen Steige über dem tosenden Wasserfallschlunde gut aufpassen mußten und nicht nach ihr sehen konnten, um gleichfalls still zu verlöschen. Über Gamskarnock und Brunnkarköpfen war der Himmel fahlgelb geworden. Nun stellte auch ich meine Tätigkeit als Glühwurm ein.

Wir hatten den Fallboden um 5 Uhr 30 Min. erreicht. Links leckt das Kälberspitzkees mit breiter Zunge herab, vor uns westlich schimmert matt über hohen Moränenriegeln das Pleßnitzkees und dort hinauf führt der Weg zur Großelendscharte und Hannoverschen Hütte; wir bogen rechts ab und gingen über bequeme Rasenhänge nördlich wenig ansteigend weiter. Um 6 Uhr schlug am Ankogel die Sonne an. Zuerst lohte das Gipfelhorn auf, als beseele es ein geheimes Feuer, dann flutete eine rosenrote Lichtwoge feierlich die schneeigen Flanken herab, aber die Farbe verlor an Glut, je weiter sie sich ausbreitete, und als sie schließlich tiefer kam, hatte sie für uns Menschenkinder keinen Purpur mehr zu vergeben. Über den Nordhängen der Kälberspitzen rückte die Hochalmspitze hervor, die Kanten ihrer Grate leuchteten auf, das ganze Großelendkees lag noch im Dämmerschatten.

Allmählich Höhe gewinnend waren wir zur Mulde gekommen, wo der Untere Schwarzhornsee ruht. In der Tiefe des Großelendtals sahen wir wunderwinzig die Osnabrücker Hütte, steil bricht der Rücken, der den See aufstaut, dort hinab, schmale Grasbänder führen kreuz und quer durch die Wände und gewähren dem argverfolgten Blümlein Edelweiß sichere Zufluchtstätten. Wir eilten über Gerölle zum Ostufer des Sees hinab, querten um 6 Uhr 30 Min. seinen Abfluß, der zwischen dunklen, flachen Steinen murmelt, und stiegen ohne Aufenthalt weiter, den Moränenwall, der den kleineren unteren vom größeren oberen See trennt, rechts auf steilen, aber gut gestuften Rasenhängen umgehend. Um 7 Uhr konnten wir uns am Gestade des Oberen Schwarzhornsees, 2658 *m*, lagern.

Das oberste Kleinelendkees stürzt mit einer grottenartig ausgehöhlten, blauen Firnwand, deren muschelartig gezeichnete Überhänge siebenfarbig glitzernde Eiszapfen verzieren, zu dem ruhigen Wasserbecken hinab, auf dem das Spiegelbild des Ankogels und seines Ostgrates zittert. Ein dunkler Punkt bewegt sich dort oben und weicht geschickt den Spalten aus: es ist ein Gemslein, das einsame Pfade in der weißen Wildnis wandelt. Fast überirdisch groß, voll feierlicher Schönheit steht über dem Ostufer die Hochalmspitze. Regungslos spiegelt der See ihr Bild, als hielte seine Wellenbrust den Atem an, um die Pracht der stolzen Linien und die Reinheit der wundersamen Lichter auf dem Leibe der Riesin nicht zu verzerren oder zu zerpflücken . . . . . .

Kein Wölkchen störte das unergründliche Blau des Weltraumes und in froher Stimmung wurde photographiert und gefrühstückt. Das nötige Wasser schöpften wir aus dem eiskalten See und ich erzählte, als meine Begleiter getrunken hatten, die Geschichte vom „Schaftod". So nennen die Elendhalter den Schwarzhornsee. Bis vor wenigen Jahren wurden hier sehr viele Schafe aufgetrieben und diese wagten sich oft auf die im Sommer noch teilweise gefrorene Fläche des Sees hinaus. Es kam einmal vor, daß sich eine Scholle abtrennte und mit den vorwitzigen Schafen, die schlechte Schiffer und Schwimmer sind, von Wind und Wellen hinausgetrieben wurde. Die Fahrt dauerte nicht lange, weil das Eisfloß durch die ängstlich umhertrippelnden Tiere aus dem Gleichgewichte kam, umkippte und seine Besatzung in den kalten Fluten ertrinken ließ. Als ich nach diesem Berichte Maurilius höflich noch einen Becher Wasser bot, lehnte er ebenso höflich ab und Schwägerin Anna meinte, sie wisse nun, woher der Frühtrunk einen solch eigentümlichen, ihr früher ganz unerklärlich gewesenen, an Schöpsensuppe erinnernden Duft gehabt habe. —

Nach einstündigem Aufenthalte gingen wir über eine Halde brüchigen Gerölls hinauf zum Schwarzhornsüdostgrate, einer gutmütigen Sphinx, die leicht zu lösende und dabei ganz lustige Kletterrätsel aufgibt. (Schwieriger und steiler ist der in der breiten Scharte über dem Schwarzhornsee beginnende Südwestgrat, den ich am 21. August 1892 mit Maurilius erklettert hatte.) Auf unserem heutigen leichten Wege erreichten wir in drei Viertelstunden die südliche und in weiteren 25 Minuten über den bequem gangbaren Grat die mittlere höchste Spitze des dreigipfligen Schwarzhorns.

Es ist zur Übersicht der Ursprungtäler der Maltein keine günstigere Warte denkbar. Mit zwingender Macht zieht die Hochalmspitze im Süden zuerst die Blicke auf sich. Hier zeigt sie sich wahrhaft als Königin ihres Gebiets, im Glanze des holden Frühherbsttags mit majestätischem Prunke angetan. Der mächtig herabflutende Großelendgletscher in seiner erstarrten Eiswogenpracht ist der faltenreich wallende Herrschermantel, die im Sonnengolde leuchtenden Gipfelwände fügen sich zur Krone, die glänzende Neuschneewächte daran ist der silberne Stirnreif und die aufblitzenden Firnflecken an den Felsen sind funkelndes Edelgestein, zu ihren Füßen breitet sich ein grüner Samtteppich aus — die Alm des Großelendtals — und die leise heraufrauschenden Gletscherbäche singen das Lob ihrer ewigen Schönheit. Trotzige Recken bewachen den Thron, rechts das Säuleck über den Kälberspitzen, links die drei Zacken der Elendköpfe, die Preiml- und Oberlercherspitze und ihre nördlichen Ausläufer, unter denen eine von entschwundenen Gletschern geglättete und gebleichte Hochebene — das Brunnkar — sich weithin dehnt, der Brunnkarsee blaut und das Samerseelein glitzert. Dahinter sehen wir in duftigen Umrissen Hohe Pressing, Stileck, Rosenik, Falkert- und Rodresnock und ganz in der Ferne den Hochobir bei Klagenfurt. Es folgen das derbe Faschaunereck mit dem tiefen Einrisse

der Glockscharte, Reitereck, Schober, Sonnblick und der Hafner, dieser als schlanke, fein zugespitzte Pyramide über dem Wastlkarkees, dessen weißer Glanz die Augen blendet. Hinter der Wastlkarscharte lugt die Kesselwand aus dem Lanisch herüber. Der Gipfelkranz des aufgebreiteten Kölnbreintals mit seinen dunklen Latschenhängen, an denen weiß die Wasserfälle schimmern, schließt sich an: Petereck, Kölnbrein- und Kaltwandspitze, Weinschnabel und Marchkarspitze. Die saftgrüne, ebene Sameralm, von der jungen Maltein durchschlängelt, liegt mit ihren Hüttchen östlich unter uns im Tale. Das Schwarzhorn entsendet seinen kleinen Gletscher, den oben eine breite Randspalte im Halbkreise umzieht, in dieser Richtung, wo als letzter Ausläufer unseres Bergs der mit schütterem Wald bestandene Reckenbichl zwischen den aufeinander zueilenden Elendbächen sich wenig über die Talsohle erhebt. Über ihn führt der Anstieg von der Sameralm auf das Schwarzhorn in gerader Richtung — den Gletscher rechts lassend — zum Hauptgipfel. Der Nordgipfel des Schwarzhorns ist ein mehrzackiges Gebilde, das als nördliche Umrahmung des Gletschers einen mit Türmen gekrönten Grat nach Osten entsendet (zum ersten Male von Maurilius Mayr mit Igo Kaup im September 1889 begangen) und den Ausblick auf die Kleinelendscharte verdeckt. Der zu ihr führende Alpenvereinsweg an den steilen Flanken der Stultkar- und Steinwandkarspitze mit ihren schöngestalteten Wänden und Schneefeldern ist teilweise sichtbar. Darüber füllen den Mittelgrund Niedere Tauern: Preber, Roteck, Kasereck, Hochgolling, Kalkspitze, Hochfeind, Weißeck, Faulkogel und Mosermandl, diese beiden mit keck geschwungenen, scharf beleuchteten Graten und dolomitähnlichen rötlichen Gipfeln über weißen Schutthalden. Weit entfernt ragt das Tote Gebirge, näher der Dachstein mit seiner Südwand und allen Gipfeln; Bischofmütze, Gamsfeld und andere Berge des Salzkammergutes folgen; noch näher gerückt ist die Reihe: Tennengebirge, Paß Lueg (in dessen tiefem Tore wir den Gaisberg bei Salzburg entdecken), Hagengebirge, Übergossene Alm, Steinernes Meer, während Loferer und Leoganger Steinberge und Kaisergebirge wieder in äußerster Ferne hellblau dämmern. Jenseits des tief unter uns liegenden Kleinelendgletschers ragt nun im Vordergrunde der Tauernhauptkamm: der Steinbachkogel, eine rinnendurchfurchte Kuppe, die breite vergletscherte Tischlerkarscharte, der klotzig-düstere Tischlerkarkopf (rückwärts funkeln Hochtenn, Wiesbachhorn und ihre Vasallen), die von einem schwarzen Bande wagrecht durchzogene wilde Zinne der Tischlerspitze, die Grubenkarscharte — einen Rahmen für das prunkvolle, weiß in blau gehaltene Bild des Hocharn mit dem schlanken Glockner, der Glocknerwand, dem Eiskögele und Johannisberge abgebend —, der Grubenkarkopf mit seinem schwarzen Felsgipfel, auf der tückisch glänzenden, unten durch breite Spalten abgegrenzten Eiswand, einer wohlbewehrten Burg mit Wartturm, Bastei und Graben vergleichbar, und endlich der Ankogel als feines, dunkles Felshorn auf silbernem Unterbaue, von dem der Kleinelendgletscher in maßloser Wildheit mit seinen erstarrten Katarakten herunterstürzt und drei finstere Felsinseln umbrandet. Bei der obersten soll im Kees — so geht die Sage — eine warme Quelle entspringen, Jäger und Halter wollen an kalten Tagen gesehen haben, daß aus der Kluft unter der schwarzen Wand Dampf aufstieg. Wegen des Eises, das oben drohend hängt und von Zeit zu Zeit hinabbricht, sei es nicht möglich, in die Nähe der Quelle zu kommen, die übrigens als ein Seitenzweig der Gasteiner Thermen gilt. Ob etwas Wahres an der Sache ist, kann ich nicht beurteilen, eine ernstliche Untersuchung ist nie angestellt worden. Immerhin ist es auffallend, daß nach den Messungen Dr. Angerers der Kleinelendgletscher zurückgeht, während der benachbarte Gletscher des Großelends vorrückt, und daß der Bach des ersten viel

mehr trübes Keeswasser führt als der des zweiten, was an heißen Tagen beim Zusammenflusse deutlich zu sehen ist. — Vom Ankogel links sehen wir die Unholde hellduftig verklärt, dann nahe die Maresenspitze, dahinter die vom Polinik befehligte Kreuzeckgruppe, noch weiter den Gartnerkofel und seine Nachbarn, überragt von einem bleichen Wahrzeichen südlicher Alpengefilde, dem Monte Sermio.

Maurilius hatte gerade die Hochalmspitze auf der Mattscheibe, als er plötzlich auf dem Gipfelgrate des Vordergrundes eine seltsame Unruhe bemerkte. Beim genaueren Hinsehen entdeckte er fünf Gemsen, die gemächlich in unsere Nähe kamen. Wir verhielten uns ruhig, trotzdem war es unmöglich, die Tiere als stimmungsvolle Staffage für das Bild zu gewinnen, weil sie — bevor der Apparat zur Aufnahme fertig war — ins Kleinelend hinabbogen.

Wir verließen unseren schönen Rastplatz um 10 Uhr 35 Min. und vollzogen den Abstieg auf gleichem Wege. Die lichtsprühende Landschaft verlockte noch zu einigen Aufnahmen. In der Mittagstunde gingen wir zur Schwarzhornseescharte im Verbindungskamme zwischen Ankogel und Schwarzhorn hinauf. Längs dieses flachen Grates hat das oberste Kleinelendkees eine Moräne, von ihm durch ein Tälchen getrennt, abgelagert; in der Mitte des Sattels verschwindet der Kamm unter der Moräne, die ihn überschüttet hat und diesseits zum Schwarzhornsee hinabzieht, während höher ein Seitenlappen des Gletschers selbst den Grat überwallt und als steile Eiswand, deren ausgenagte Nischen gewölbten Toren gleichen, unmittelbar im See endet.

Wir stolperten zur Moräne hinüber, deren weißgraues Trümmerwerk in der Mittagsonnenglut eine beträchtliche Hitze ausstrahlte, so daß die Luft wie über einem Hochofen flimmerte. Gewaltig ist hier das Bild des Gletschers, in dessen Spaltenwirrsale die von den starren Eiswogen umbrandeten Felsklippen große Schatten werfen, die abenteuerlichen Fratzen gleichen. Unter der Firnwand des Grubenkarkopfes ist das größte Über- und Durcheinander von Klüften; dort wo Tischlerspitze und Tischlerkarkopf finster ragen, haben sich die stürmischen Linien beruhigt, und sanft gewölbt hebt sich der Firn vom blauen Himmel ab. Die abschüssigen Eishänge zwischen den schwarzen Inseln sind von Lawinen blankgescheuert. Die Bruchstücke der verwitternden Wände sind schon auf der Wanderschaft und bereits weiter unten — am mittleren Keesboden zerstreut — vom Ursprungsorte ziemlich entfernt, auf dem Wege zur Moräne begriffen.

Nicht allein unsere warmen Herzen pochen in der ungeheuern Einöde, auch diese selbst lebt und bewegt sich, aber tausendfach verlangsamt ist der Kreis ihres Werdens und Vergehens. Nur unmerklich rücken die Riesenzeiger ihrer Daseinsuhr vor, so daß der sterbliche Zuseher mit seinen Sinnen Zeit und Ewigkeit von einander nimmer scheiden kann . . . . .

Nach dieser weihevollen Stunde inmitten ursprünglichster Allnatur kehrten wir wieder zum Tale zurück und waren von der Schwarzhornseenscharte in 1½ Stunden bei der Osnabrücker Hütte.

Im Spätherbste 1908 hat die Sektion Osnabrück einen Weg bauen lassen, der, vom Großelendschartenwege auf dem Fallboden rechts abzweigend, zu den Schwarzhornseen führt, den Besuch dieser Kleinode im Schatzkästlein des Elendes von der Hütte bequem in zwei Stunden ermöglicht und auch den Aufstieg zum Schwarzhorn, dem idealsten Belvedere der Hochalmspitz-Ankogelgruppe, wesentlich kürzt. Vor dem Unteren Schwarzhornsee zweigt vom Wege links ein Steiglein ab, das durch die Moränen rasch zum obersten Kleinelendkees emporführt und die Besteigung des Ankogels über seinen Ostgrat erleichtert.

O heiliger Sonntagsfrieden,
Nur der weiß, was du bist,
Der dich weltabgeschieden
Auf Bergeshöhen grüßt.
Kernstock

WEINSCHNABEL, 2757 *m* Wir hatten vom 7. zum 8. September im Samerjagdhause übernachtet, gingen um 4 Uhr früh mit der Laterne fort und den Arlschartenweg hinauf. Auf dem Oberen Arlboden begann die Dämmerung eines Morgens von wundersamer Reinheit. An der Wegteilung bogen wir in der Richtung zur Marchkarscharte ab und lobten, fröhlich ausgreifend, über die Maßen das schöne Wetter. Plötzlich rief Hans, der etwas zurückgeblieben war, zornig: „O verfluacht, heunt' wird's no wittern!" (regnen!)

Erstaunt drehten wir uns um und sahen, daß durch die tiefe Pforte der Arlscharte ein Nebel zog, der sich rasch vergrößerte und eilig ins Tal kroch, so gewissenhaft dem Wege folgend, als benütze er die Markierung. Es war uns rätselhaft, woher an dem holden Morgen der graue Bote kam. Hans, der seinerzeit mehrere Sommer Träger der Osnabrücker Hütte gewesen war, versicherte uns, der Frühnebel in der Arlscharte wäre ein gewisses Zeichen, daß sich der Wein- in einen Wasserschnabel verwandeln würde und wir bis längstens 3 Uhr nachmittags einen tüchtigen Regen zu erwarten hätten.

Während er noch sprach und wir zweifelten, kam ein zweiter Nebel über die Marchkarscharte, senkte sich und lief, sich an den Hang heftend, als wären ihm unendlich viele Beinchen gewachsen, wie ein fabelhafter, schreckenerregender Riesentausendfuß zur Tiefe. Das Bild des Tales entschwand, als hätte es das Ungetüm gierig verschlungen. Die Hochalmspitze war jenseits im ersten Sonnenlichte aufgetaucht, unheimliche Geisterhände fuhren uns vor der Nase darüber und löschten mit feuchten Schwämmen den Glanz aus, bis wir selbst mitten im schmutzigen Grau standen und einander nur noch als schattenhaft verschwommene Gestalten sahen.

Fröstelnd und mißgestimmt, tropfenbehangen, erreichten wir auf dem nunmehr fertiggestellten neuen Weg um 5 Uhr 45 Min. die Marchkarscharte und stiegen sogleich zum Weinschnabel weiter. Der in sehr bequemen Windungen angelegte und gut bezeichnete Steig führt anfangs auf dem breiten Kamme, später an dessen Südseite über flaches Blockwerk, dadurch den westlichen Vorkopf des Bergs umgehend, hinauf zu dem großen Schneefelde, das den Gipfel im Süden umgürtet und ihm auch jedenfalls seinen zweiten Namen Schneeleitenkopf gegeben hat. Wir tappten uns den weißen Hang hinauf, gespensterhaft starrende Felsen traten in den Gesichtskreis, an denen wir eine Weile nach der Fortsetzung des Steiges suchen mußten. . . . . Plötzlich blickte eine matte Scheibe durch den grauen Vorhang . . . . einige Schritte noch und wir waren zu unserer Freude über der Nebelschichte im warmen Sonnenscheine. Listig dreht und schlängelt sich der Pfad, in seinem letzten Teile einer Schneckenstiege gleichend, zur Ostseite des Weinschnabels hinüber und ließ uns mühelos um 6 Uhr 45 Min. die Spitze erreichen.

Nun sahen wir, daß der ganze Norden jenseits der Tauernkette ein einziges Nebelmeer war, dessen Fjorde bis zum Hauptkamme reichten, wo durch die Arl- und Marchkarscharte ein Teil der grauen Brandung überfloß. Auf die tief unten wogende Fläche warf unser Gipfel einen riesenhaften Schatten, den ein kleinerer, in satten Regenbogenfarben glühender Lichtkreis und ein größerer, weniger leuchtender, umspannte.

Östlich fällt der Weinschnabel mit einer Wand ab und ein schneidiger Zackengrat zieht zur steil geschichteten, breiten Kaltwandspitze. Kölnbreinspitze und

Petereck vollenden den Halbkreis um das Kölnbrein, eines der einsamsten Tauernhochtäler, wo über dem Lausnock, seinem unbedeutenden östlichen Eckpfeiler, unter Firn und Moränen das alte Goldbergwerk (der Sage nach samt allen Knappen) begraben liegt. Der Gletscher ist in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen und hat große Flächen blank geputzten Gerölls hinterlassen.

Über dem Petereck hebt sich dräuend der Hafner mit seinen beiden zugespitzten, oberhalb der glatten Nordwand überhangenden Gipfeln. Rechts geben seine zum Malteintale hinabsinkenden Flanken den Blick in die Ferne frei, wo wie goldene Burgen im blauen Äther die Gipfel der Julischen Alpen von der Scharlachwand bis zum Manhart schimmern und vor ihnen der Dobratsch ruht. Hierauf beginnt der Aufschwung der Hochalmspitze, zuerst schüchtern mit den vorgeschobenen Plänklern der Reißeckgruppe, dann kräftiger mit Schwarzer Schneide, Findelkarköpfen, Preimlspitze und Elendköpfen, bis er in der Prunkgestalt der Herrscherin selbst gipfelt. Alle Gletscher, die von ihr zum Malteintale ziehen, sind schön zu überblicken: das Hochalm-, Preiml-, Findelkar-, Langkar- und Großelendkees. Tief unter uns stürzt der Bach des Langkars als senkrechter Wasserfall ins Tal.

Über dem Grate des Kälberspitzgletschers lugt die Maresenspitze hervor, oberhalb des Pleßnitzkeeses in der Großelendscharte steht glühend ein ferner Dolomitgipfel, unten glitzert der Fallbach als breiter, silberner Streifen und vorne liegt ruhsam das grüne Becken der Sameralm. Unscheinbar beugt sich das Schwarzhorn, erdrückt von der Wucht des weißen Königsthrones, von dem der Ankogel in die Lande schaut. Zwischen den anderen Gipfeln des Kleinelendtals blinken Rauriser Sonnblick und Hocharn; der Glockner ist fast gedeckt durch den Keeskogel mit dem Gstößkees, das der Johannisberg und seine Brüder bis zum Hochtenn überglänzt.

Das Nebelmeer war in Bewegung gekommen, teils bekam es Lücken, teils schrumpfte es ein. Unter uns enthüllte sich das öde Marchkar und das Schöderntal mit seinem im Sumpfe erstickten See. Weiter draußen kommen die grünen Vorberge des Pinzgaues zum Vorscheine. Zwischen zerfetzten, bleichen Bannern, die im Winde flattern und fliehen, funkelt plötzlich ein Paar großer, dunkler Augen ernst und unergründlich zu uns empor: die Schwarzseen. Dann wird vor den vielen Gipfeln der Niederen Tauern der Vorhang hinweggezogen, später werden der Dachstein und die übrigen Nördlichen Kalkalpen vom Kaiser bis zu den Ennstalern frei. Wenn auch auf einzelnen Gipfeln noch schwere Wolken lasten, ist der Sieg des schönen Wetters trotzdem ein allgemeiner; Hans sieht ein, daß er schlecht geweissagt hat und tröstet sich mit dem Spruche: „Zu Laurenzi wirft der Nebelhalter den Stecken weg!" Das heißt: Nach dem Laurenziustage (am 5. September), der den Einzug des Herbstes in das Hochgebirge andeutet, sind Wolken und Nebel jeder Aufsicht, die vom Winde mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit ausgeübt wird, ledig; sie wandern ziellos gleich einer Herde ohne Hirten umher und spotten aller im Sommer gültigen Wetterregeln.

Vom Weinschnabel senkt sich ein leicht gangbarer, breiter Geröllgrat nördlich zur Moritzenscharte hinunter, an der eine Wegbezeichnung der Sektion Lungau beginnt, die zum Ostufer des Oberen Schwarzsees und — den Unteren Schwarzsee rechts unten lassend, da von ihm der gerade Abstieg zum Kawassersee im Moritzentale aus Jagdrücksichten nicht gestattet ist — zum Schmalzschartl zwischen Marchkareck und Fraunock in die Schmalzgrube, wo die Mur entspringt, und dann durch die Roßkaralm (vom Weinschnabel in vier Stunden) zum Moritzenjagdhaus (mit Turistenzimmern der Sektion Lungau) führt, so daß der neue Weg zum Weinschnabel den Übergang zwischen Maltein- und Murtal wesentlich

Naturaufnahme von M. H. Mayr

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Absturz des Hochalmkeeses mit der Preimelspitze

erleichtert. Die Anlage eines Steigs von der Marchkar- zur Moritzenscharte durchs oberste Marchkar war aus Jagdrücksichten und technischen Gründen nicht möglich. Es wird übrigens kein Jochbummler darüber böse sein, wenn er — statt ein aussichtsloses Kar zu queren — auf bequemem Pfade mit einem geringen Mehraufwande an Zeit einen Gipfel mit einer so malerischen Rundschau, wie sie der Weinschnabel bietet, überschreiten kann.

Während wir in stiller Betrachtung saßen, sagte Hans: „Jetzt wird mei Alte dahoam g'rad Kirch'n geh'n!" Und es fiel uns ein, daß heute der kleine Frauentag wäre. „Es is wohl viel scheaner da herob'n, wia unt'n in der scheanst'n Kirch'n," setzte Hans hinzu und paffte große Wolken aus seiner Pfeife, als wollte er dem Mangel an Weihrauch, der bei gottesdienstlichen Handlungen üblich ist, abhelfen, zumal nun auch die letzten Nebel, die noch in den Tälern gedampft hatten, verschwunden waren.

Blank und frei ragten die Riesenaltäre der Berge unter dem blauen Gewölbe der Unendlichkeit . . . . Keiner von uns vermisste Orgelton und Glockenklang, Scherzworte und Neckereien flogen hin und her, trotzdem aber war es hoher Feiertag in unseren Herzen. Erst nach zweistündigem Verweilen schieden wir und traten zögernd, um die versinkende Herrlichkeit noch recht lange zu genießen, den Abstieg zum Tale an.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann ihrer mild besonnten Flur
Gerührte Greise Abschied sagen,
Dann ist die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüt' und Fülle,
All ihre regen Kräfte ruhn,
Sie sammelt sich in süße Stille,
In ihre Tiefen schaut sie nun.

Uhland

TULLNOCK, 2800 *m* In den Falten ihres Herrschermantels birgt die Hochalmspitze ein köstliches Geheimnis: das Hochalmkar. Nicht viele Bergsteiger haben bisher seine stille Schönheit gesehen, denn es liegt abseits von den üblichen Anstiegen auf die Königin des Malteinertals.

Um einen der schönen Herbsttage des Jahres 1908 diesem verborgenen Bergwinkel zu widmen, fuhr ich am 4. Oktober vormittags mit meinem Freunde Hubert Neugebauer von Gmünd ins Malteinertal. Im lichten Blau strahlte der wolkenlose Himmel; die stolz geschwungenen Umrisse des Sonnblicks, dessen Firnfelder der trockene Sommer vollständig verzehrt hatte, waren vom Neuschnee des letzten Wettersturzes weiß überhaucht und die Almwiesen über den dunkelgrünen, gelb gesprenkelten Wäldern glühten in Purpurtönen, die wie warmes Leben aussahen, uns aber kündeten, daß dort oben die lieben Blumen längst den todbringenden Frostriesen verfallen waren. Von der Sonnenseite glänzen die Fenster der Berghöfe gleich Edelsteinen herab. Auf den schattigen Wiesen und Stoppelfeldern der ebenen Talsohle liegt der Reif wie Schneehauch, der sich, wenn das Licht und die Wärme vorrücken, in vielfarbig aufblitzende Tautropfen wandelt. Sattblauer Rauch quillt hier und dort scheinbar aus der Erde, zieht in langen Streifen fort und hüllt manchmal die Bäume des Waldrandes ein. An den kleinen Feuern kauern seltsam vermummte Gestalten, Bergmännlein gleich, Kinder in großen Röcken und Mänteln, die nur rote Gesichter freilassen. Es sind die kleinen Hüter des feierlich einherläutenden Weideviehs, das sorgsam die letzten grünen Hälmchen zusammensucht. Während in den großen Städten der Niederungen zur gleichen Stunde mancher Blick sehnender Kinderaugen aus dem düsteren Schulzimmer in den grauen Herbstnebel

hinausfliegt, freuen sich die Schüler im Gebirge der holden Freizeit, treiben das von den Almen heimgekehrte Vieh auf die kahlen Gründe, braten sich im Wiesenfeuerchen Kartoffel und Maiskolben und vertreiben die Langeweile mit drolligen Spielen. Auch Leibesübungen werden gepflegt: unbeweglich ragt neben der Straße eine abenteuerliche Gestalt, Kopf und Hände dienen als Stütze, die Beine mit den mächtig schweren Schuhen schauen zum Himmel, plötzlich löst sich die Ruhe in eine Reihe wilder Purzelbäume auf. Auch Sprung- und Reckübungen sind beliebt; als nicht immer zuverlässige, der Kleidung feindliche Geräte dienen die Zäune, an denen und über die sich das junge Geschlecht der zukünftigen Bauern lebensfreudig schwingt.

Im Dörflein Hilpersdorf sehen wir bereits den Tullnock, unser Ziel, als einen wenig hervortretenden Gipfel des Bergzugs, der Malteinertal und Gößgraben trennt. Durch das Geäste der Bäume, an denen plötzlich erwachter schneidiger Wind mühelos die roten Blätter pflückt, die wie Schmetterlinge uns umwirbeln, überhöht jetzt ein dunkles Horn, die Hintere Schwarze Schneide, den Tullnock und bald darauf die Hochalmspitze selbst, die während des kleinen Wegstücks bis Maltein sichtbar bleibt, dem Talwanderer zum ersten und zum letzten Male. Dort oben ist alles blauer Duft und weißer Glanz, hier unten drängt sich zwischen rotem Laube goldgelber Äpfel Fülle wie in Frau Holles Zaubergarten.

Es naht eine mächtige Staubwolke mit dumpfem Gedröhn und hellem Geklingel, mit Gemuhe und Gemecker. Bald ist unser Wagen eingekeilt zwischen Rindern, Schafen und Ziegen, die von der Alm abgetrieben werden. Einigen Haltern folgt das Gefährte mit der Sennerin, die auf einem mächtigen Bündel thront. Es birgt jedenfalls „Graupen" (Isländisches Moos), die für die Kühe gerne gesammelt werden. Daneben poltern dumpf mehrere Behältnisse mit verhüllten Butter- und Käseschätzen und über allen diesen Gaben der Alm rasselt stolz der Milchentrahmer, der über Winter nicht auf der verlassenen Hütte bleiben darf.

Es dauert nimmer lange, bis wir die weiße Fahne des Fallbachs sehen, die vom Ende der finsteren Rödernwände herabweht. Sein machtvolles Brausen, das — oft durch das Geknatter mitgerissener Steine verstärkt — im Frühjahre und Sommer stolz den Wanderer grüßt, ist im wasserarmen Herbste ein schüchternes Rauschen geworden und das Gewoge seiner sich drängenden, überstürzenden, in wallenden Spitzen gipfelnden Schaumgarben ein aus dünnen Fäden gewobener Schleier, der feierlich entlang der feuchten Felsen niedersinkt.

Dort, wo die Straße in den Gößgraben abzweigt, hat sich ein Kind der Wildnis in den Obstgarten verirrt. Eine Zirbe reckt freudig und aufrecht ihre immergrünen Zweige neben gebeugten Äpfel- und Birnbaumgreisen mit reifen Früchten und welken Blättern. Das Bienenhaus am Zaune ist leer, die „Beivög'l" sind alle ausgeflogen, nur einer, aber ein feiner, ist zurückgeblieben: ein Maidelein im blauen Kleidchen mit braunen Armen und schwarzen Locken, die im Winde fliegen, und mit großen Augen, die vom engen Bienenstande in die weite Ferne schauen .....

Gegen die Mittagstunde waren wir am Ziele unserer Fahrt, dem herbstlich stillen Pflüglhofe, wo wir als einzige Gäste ein einfaches Mahl verzehrten. Vor 1 Uhr machten wir uns auf den Weg zur Villacher Hütte, der während der heißen Sommerzeit von den Hochalmspitzbezwingern nicht zu den Annehmlichkeiten der Bergreise gezählt wird, an dem milden Oktobertage uns jedoch ein genußvoller Bummel war.

Scharfer Nordwind blies uns an und flößte mir Besorgnis wegen des Wetters ein, weil am klaren Himmel rasche Wolken geflogen kamen. Als wir den Hochsteg hinter uns hatten und durch steilen Wald zur Paukerwand hinaufstiegen, wurde die Luft wieder ruhiger.

Drüben gleitet der Melnikfall über weiß gescheuerte Felsen zur Maltein hinab. Rascher als wir — den roten Wegzeichen folgend — emporsteigen, rückt dort der Schatten des diesseitigen Berghangs zur Höhe.

Die Paukerwand vor uns ist eine senkrechte Urgesteinsmauer, von deren Rand alte Baumriesen herniederschauen. Um hinaufzukommen, benützt der Steig eine düstere Schlucht dort, wo die Wand aus der Bergflanke vorspringt. Dann wechseln Wälder und Fraten, auf denen sich schon hoffnungsvoller junger Nachwuchs regt und der Herbst die Pracht seiner reichen Palette verschwendet. Birken mit weißen Stämmen und grüngelbem Laube; Fichten im tiefen, Lärchen im hellen Grün, an den Spitzen sich schon gelbrot färbend; Vogelbeerbäume, scharlachrote Trauben wiegend; Berghollundersträucher mit purpurnen Dolden, dazwischen überall das Leuchten gelber Blätter, fürwahr, es ist ringsum ein Schwelgen in flammenden Farben, als wollte sich der Bergwald noch einmal berauschen an der eigenen Schönheit, bevor es an das große Sterben im weißen Todenkleide geht!

Nach zwei Stunden waren wir auf der Stranneralm, wo noch für kurze Zeit ein Halter mit einigem Jungvieh haust. Ohne Säumen eilten wir weiter durch den lichter werdenden Lärchenwald. In unserer Nähe sprangen fünf Gemsen auf, die im Sommer hier wohl eine sehr große Seltenheit gewesen wären. Abgeblühte Rhododendronsträucher und Gestrüpp, an dem überreife, gefrorene, wieder aufgetaute, verschrumpfte und deshalb dreifach süße Heidelbeeren hängen, fassen den Pfad ein, der den nördlichen Gratausläufer des Gamsnocks, eine Paukerwand im kleinen, holperig und steil, mit bedenklichen Geländern versichert, überwindet und dann zur Hochalm-Ochsenhütte führt. Wir kamen gerade an, als die Sonne noch einige Strahlen dem verwitterten Dache der alten, in sich zusammengekauerten, grauen Hütte und dem rötlich schimmernden, frischgezimmerten Neubau, der sich größer und höher reckt, spendete. Unsere Blicke folgten dem entschwindenden Lichte, das uns eine Weile das heutige Ziel — die Villacher Hütte — erblicken ließ und noch weit länger mit warmem Goldtone auf dem Hochalmgletscher ruhte, der sich hoch oben schmeichlerisch an die gewölbte Kuppe der schneeigen Hochalmspitze schmiegt und nach unten die grimmen Zähne seiner Eisbrüche zeigt.

Eigenartige Gestalten umrahmen ihn. Links die Vordere Schwarze Schneide, eine Sphinx mit verwittertem Haupte und vorgestreckten Pranken, den Eingang zum Heiligtume bewachend. In der ungeheuern Tempelanlage fehlen außerdem weder die Pyramiden, das sind die scharf gekanteten Gipfel der Hinteren Schwarzen Schneide und der Preimlspitze, noch als Memmons-Säulen die Steinernen Mannln, die den weißen Grat abenteuerlich krönen.

Neben der Ochsenhütte wallt der Bach über große Platten. Teils kommt er als Abfluß des Hochalm- und Preimlkeeses aus der Richtung des Langenbodens, auf dem die Villacher Hütte steht, teils aus dem Hochalmkar, das in dem Talwinkel zwischen dem Gamsnock und den Schwarzen Schneiden verborgen liegt. Eine Flucht steiler Rasenhänge und Gletscherschliffe zieht dort hinauf.

Wir überschritten auf großen Blöcken das wilde Wasser, das seit dem Jahre 1903 sein Rinnsal stark ausgewaschen und vielfach geändert hat, betrachteten die Anfänge der großen Muren, die damals beiderseits, sowohl unter der Villacher-, als auch unter der Ochsenhütte ausgebrochen waren und zu dem gewaltigen Bergsturze des Hochalmfalls und der Verschüttung der Schönau viel beigetragen hatten, und wanderten über den anfangs sumpfigen Rücken zur Villacher Hütte hinan, die wir um 5 Uhr erreichten.

Dieses Alpenvereinsschutzhaus ist noch eines der wenigen nach dem alten Schlage, wo sich der anspruchslose Bergsteiger behaglicher fühlt als in den

großen Hütten neuer Art, allerdings nur dann, wenn die Gesellschaft klein ist. Da wir beide diesmal Alleinherrscher waren, konnten wir uns höchst behaglich ausbreiten und ließen uns weder durch den Rauch stören, der sich lieber in das warme Innere, als hinaus in die kalte Nacht flüchten wollte, noch durch den Sturm, der sich erhoben hatte und das Gebälke in allen Fugen krachen machte. Wir kochten und aßen und blätterten vor dem Schlafengehen im Gedenkbuche, ich recht wehmütig, denn viele von denen, deren Schriftzüge in mir traute Erinnerungen weckten, wußte ich schon entrückt in das Reich Allvaters, das zu ahnen am ehesten dem Alpenfreunde beschieden ist . . . .

Der Sturm hatte die ganze Nacht hindurch gedauert und mich einige Male aus dem Schlafe geschreckt. Meine Hoffnung, er würde die Wolken verjagen, war jedoch getäuscht, als ich um 4 Uhr morgens zur Hütte hinaussah. Über Hafner und Sonnblick bäumten sich dunkle Ungetüme, einzelne Plänkler rissen sich los und segelten hastig auf den schlanken Schober zu. Auch vom Hochalmkees kamen Nebel herab. Nur im Süden, über dem Tullnock, funkelte am dunkelblauen Himmel ein Sternenheer.

Wir frühstückten, brachten die Hütte in Ordnung und gingen um 6 Uhr fort. Der Tag graute, die Sterne schwanden, Berge und Wolken bekamen Licht, Farbe, Leben. Wir überschritten den Langenbach, folgten dem zum Hochalmkees führenden, rotbezeichneten Alpenvereinssteiglein eine halbe Stunde lang durch nasse Gletscherschliffe und Rasenflecke und bogen unter der Vorderen Schwarzen Schneide links ab. Der Gletscher mit seinen Eisbrüchen erglühte im zarten Karmin und wie im Widerschein eines gewaltigen Brandes rauchten flammengelb und hellrot die Nebel darüber hin. Im tiefen Malteinertale wohnte noch die Nacht; hinter dem breiten Dreieck des Tullnocks, der als düsterer Lichtschirm vor uns ragte, schossen die ersten Strahlen der Sonne in den Weltraum hinaus. Wir wanderten, nur wenig ansteigend, in der Höhe von etwa 2300 *m*, auf ausgedehnten Platten dahin, die einst der Gletscher glatt geschliffen und die Verwitterung mittlerweile wieder rauh gemacht hatte, so daß sie auch bei größerem Neigungswinkel leicht zu begehen waren. Manchmal hatten die von der oben lagernden Moräne herabrieselnden Wässer Eiskrusten gebildet, die unter unseren Tritten und Pickelhieben zerschellten. Schwellende Rasenpolster drängen sich aus den Ritzen des Gesteins, aber ihr leuchtendes Smaragdgrün ist stumpf geworden, die bunte Blumenstickerei fehlt, nur bleiche Haarschöpfe verblühter Anemonen nicken traurig im Winde.

Plötzlich gibt mir Hubert ein Zeichen, stille zu sein. Knapp vor uns, auf einem überhängenden Blocke, äugt ein Gemsbock zur Tiefe. Scharf hebt sich sein Umriß vom lichten Himmel ab; gespannte Aufmerksamkeit, ruhende Kraft, schlummernde Schnelligkeit zeigt die gedrungene Linienführung; es ist kein schönerer, das ganze Kunstwerk der Natur krönender und alle seine Eigenschaften noch einmal kurz zum Ausdruck bringender Abschluß der edlen Tiergestalt — die auf dem schief ragenden Felsen als seine lebende Fortsetzung geradezu monumental wirkt — denkbar, als das zum sanft geschwungenen Nacken keck zurückgebogene Krickelpaar . . . . . Bald wandelte sich die Ruhe mit einem wilden Sprunge in tolle Flucht, fünf weitere Gemsen, die hinter den Blöcken verborgen waren, folgten ihrem Anführer.

Wir eilten weiter, einige Schluchten nötigten zu kleinen Umwegen, und um 7 Uhr 15 Min. kamen wir zum Großen Hochalmsee. Im geheimnisvollen Dunkel liegt die unbewegte Flut und spiegelt die steilen Firnfelder, die unter der überhängenden Gipfelwand der Hinteren Schwarzen Schneide den innersten Winkel

des Hochalmkares erfüllen, und einen Seitenlappen des Hochalmgletschers, der den niederen Geröllgrat zwischen beiden Schwarzen Schneiden überwallt und eine Moräne vor sich her bis nahe an den See geschoben hat. Wir gingen das Ufer entlang. Da beginnt der Seegrund zu leuchten, als glühe dort der Nibelungen Hort. Es ist der Widerschein des Sonnengoldes, das oben die zackigen Grate auflodern läßt.

Vom See schwingt sich zum Tullnock ein breiter Trümmerkamm empor, den wir als Anstieg benützten. Der Weg ist ohne Schwierigkeiten, aber mühsam, denn das Ausmaß der Blöcke, die teils umgangen, teils überstiegen werden müssen, ist ein gewaltiges. Der Riesenbaumeister, den Odin beauftragt hatte, die im Wanenkriege zerstörten Mauern Asgards neu zu türmen, hätte hier für sich und sein Roß Swadilfari wohl übergenug ungeheuere Steine zu dem großen Werke gefunden!

Im Schatten der Felsen lag reichlich hartgefrorener Schnee, mancher Block war mit Eis überkrustet, trotzdem betraten wir überraschend schnell — nach 55 Minuten vom See — den Gipfel des Tullnocks, wo uns scharfer Nordsturm empfing, so daß wir sofort auf die sonnige, windstille Südseite flüchteten, die sehr steil zum Gößgraben hinunterzieht. Unser Blick fällt auf die an die Bergflanke geschmiegte, scheinbar nahe, aber 1600 *m* tiefer liegende Kohlmayr-Hütte hinab.

Zur Übersicht des vielgestaltigen Gipfelhalbrunds, das den Gößgraben umrahmt, ist der Tullnock eine ausgezeichnete Hochwarte. Vom Säuleck lugt noch die äußerste Spitze hervor, daran schließt sich der ganze Zug über die Gößspitzen, die Tristenspitze, den Zauberernock und das Reißeck bis zur Tandlspitze. Die unbestrittene Herrscherin im südwestlichen Talwinkel ist die Tristenspitze mit ihren schlanken, keck emporstürmenden Graten. Unter ihr, im Trümmerwerke verwitterter Wände, glänzt der blanke Schönangersee wie Mimirs Born, in dem Wotan das eine seiner Blauaugen verlor. Darüber schillert über öden Moränen das zerborstene Zaubererkees und entsendet durch schattenbrütende Felshänge weiße Wasserstränge, die — zur Göß vereint — in der Sohle des Tals zwischen den grünen Almen wie silbernes Geäder funkeln.

Ganz draußen sehen wir die Gegend von Maltein hellduftig umhaucht. Rechts hinter der Reißeckgruppe ragen Mölltaler Polinik und Unholde und verschwimmen einige Sextener Dolomitgipfel, links die Julische Kette vom Manhart bis zur Scharlachwand, noch weiter östlich wogen die vielen runden Gipfel der Nocke.

Wir haben unterdessen gefrübstückt und turnen — um den übrigen Teil der Aussicht zu betrachten — zum Gipfel zurück, wo zu unserer Freude der Sturm eingeschlafen ist.

Nun ist aus dem geheimnisvollen Abgrunde des Hochalmsees der Nibelungen Hort emporgestiegen, er flimmert mit tausend Feuerfunken auf der dunklen Fläche und überschüttet die ruhigen Spiegelbilder der Gletscher mit hüpfendem Gold. Ein zerrissener Grat zieht vom Tullnock westlich zu einem schönen Doppelgipfel, 2922 *m*, den A. Defner und C. Wizlsperger am 9. September 1908 bei der ersten Besteigung der Hinteren Schwarzen Schneide über ihren Südostgrat als erste Turisten betraten, und türmt sich dann zur senkrechten Gipfelwand der Hinteren Schwarzen Schneide auf. In einem der Kamine, die von dieser kühn gestalteten Beherrscherin des Hochalmkars manches Steingeschoß herabdonnern lassen, rang ich an dem nebligen Morgen des 12. August 1893 mit Maurilius Mayr vergeblich um den Sieg über diesen wilden Berg. . . . . Hinter ihm zieht der Grat über den Zsigmondykopf und die Steinernen Mannln zur Hochalmspitze hinauf, die den Gletscher breit von ihren Flanken wallen läßt, anfangs in ruhig

flutenden Linien, dann als wirres Durcheinander von Klüften, in denen Licht und Schatten wundersam spielen, schließlich mit zerborstenen Abbrüchen endend, aus denen schäumende Bäche geboren werden. Die edle Preimlspitze verbirgt hinter der steilen Kante des Südostgrats ihren Gletscher, nur seine Moräne mit einem blauenden Seenauge ist sichtbar. Der große Hochalmsee zu unseren Füßen hat noch viele kleinere Brüder, die auf den Stufen des Kars zerstreut liegen und zwischen rauhen Blockhalden hier grell aufblitzen und neckisch das Auge blenden, dort dunkel und vergessen, sonnendurstig träumen. Unter den Seen stehen auf den Almböden winzig die Villacher und die Ochsenhütte. Über der Tiefe des Malteintals wuchtet jenseits der Hafner mit der langen Reihe seiner Untergebenen, dahinter bauen Geisterhände ein Wolkengebirge zu unmeßbaren Höhen. Einige Gipfel der Niederen Tauern — etwa Preber und Roteck — dämmern im Azur des holden Tags, der zu unserer Freude immer schöner wird. Schneidig ist der Grat vom Tullnock östlich über den Schmiednock zur Kleinen Hochalmspitze, von der nördlich der Gamsnock als kecke Spitze vorspringt, während der Hauptgrat als Scheidekamm zwischen Malteintal und Gößgraben zum Draxelnock zieht und weit draußen im waldigen Klampferer-Köpfl endigt.

Eine und eine halbe Stunde verflossen uns wie ein kurzer Augenblick, dann stiegen wir zum Großen Hochalmsee zurück, was uns fast so viel Zeit kostete wie der Aufstieg, 50 Minuten, erkoren das muntere Kind des ernsten Vaters — das Seebächlein — zu unserem Wegweiser und folgten dem rastlosen Geplauder, das uns in 40 Minuten zum Kleinen Hochalmsee geleitete. Besonders schön war der Rückblick auf die Vordere Schwarze Schneide, deren breite Sphinxgestalt sich zum schlanken Obelisken wandelte. Scheinbar nahe lag unten die Hochalm-Ochsenhütte, dorthin jedoch unserem bisherigen Wegweiser auf allen Pfaden zu folgen, wäre unklug gewesen, denn er hüpfte kopfüber die zahlreichen, steilen Gletscherschliffe hinab, die uns noch vom Almboden trennten. Durch kniffliche Kreuz- und Quergänge — ohne Höhenverlust — und einige harmlose Klettereien überlisteten wir die neckischen Plattenschüsse, worauf wir in drei Viertelstunden zum Ziele gelangten.

Im warmen Sonnenscheine halten wir Mittagrast und nehmen für heuer von dem Reiche der Malteiner Eiskönigin Abschied. Sie macht ihn mir nicht leicht, denn im Silberglanze leuchtet ihr schwellender Leib unter dem blauen Zelte des Weltraums herab und feierlich klingt das Rauschen des Bachs, den dort oben ihre unversieglichen Gletscherbrüste nähren und der sich neben uns über blanke Felsen aus goldenem Sonnenlichte in die dämmerige Tiefe stürzt.

AUS DEN KARAWANKEN
VOM GAU KARAWANKEN

Die nachfolgende Reihe von Schilderungen einzelner Teile der Karawanken läßt es wünschenswert erscheinen, eine Übersicht der Entwicklung beizufügen, welche die Turistik in diesem Gebirge während der letzten Jahre, und zwar in erster Linie bedingt durch den Ausbau der neuen Bahn nach Triest, sowie durch die Anlage mehrerer Lokalbahnen, genommen hat.

Die Hauptstrecke der Karawankenbahn hat in Kärnten ihre turistisch wichtigste Station in Feistritz im Rosental, 22 *km* von Klagenfurt. Dort öffnet sich unmittelbar das Bärental, durch welches man in vier Stunden auf bequemen Wegen, schließlich über eine neu angelegte Alpenfahrstraße zur „Klagenfurter Hütte", 1660 *m*, auf der Matschacher Alpe gelangt, welche vom Alpenvereins-Gau „Karawanken" 1906 errichtet wurde. Diese geräumige Hütte dient der Besteigung des Hochstuhls, 2236 *m*, und der Vertatscha, 2179 *m*, als Stützpunkt von Kärnten aus. Beide Berge können von dort ohne sonderliche Schwierigkeit in 2½ bis 3 Stunden erreicht werden. Die prachtvollen Wandabstürze, besonders der Vertatscha, aber auch des Hochstuhls und des Wainasch, gehören zu den mächtigsten Felsbildungen der Karawanken. Die Bielschiza, der Hochstuhl, der Beherrscher der ganzen Kette, und der stark nach Norden vortretende Wainasch umfassen hufeisenförmig den obersten Kessel des Bärentals und machen dieses Tal zum schönsten aller Karawankentäler, denn der mächtige Kranz der aus ungeheuren Schuttströmen aufstrebenden Felsmauern, die durch zahlreiche, tief eingefurchte Schluchten und Risse gegliedert sind, verleihen demselben — besonders in früher Jahreszeit, wenn noch mächtige Schneemassen in den Rinnen und auf den Schuttfeldern lagern oder die Grate schimmernd verbrämen — echten Hochgebirgscharakter. Die hier beigegebenen Aufnahmen aus diesem bisher im alpinen Schrifttum gerade mit Bildern noch so spärlich bedachten Gebiete werden dies erweisen und dem Gau Karawanken unseres Vereins, der durch die Erbauung seiner Klagenfurter Hütte diesen prächtigen Teil der Karawanken der Allgemeinheit aufs bequemste erschlossen hat, vielen Dank einbringen. Die Klagenfurter Hütte ist wegen ihrer herrlichen Lage, aber auch infolge ihrer guten Gastwirtschaft ein beliebtes, selbständiges Ausflugsziel der Bergfreunde von Klagenfurt aus geworden, besonders wenn es gilt, die beiden schönsten Karawankentäler, das Bären- und das Bodental, durch eine Wanderung zu verbinden.

Auf halbem Wege zur Matschacher Alpe liegt die Stouhütte, früher eine Alpenvereinshütte, jetzt ein einfaches Gasthaus. Von hier aus wird der Jauerburger- oder Bärensattel, 1696 *m*, in 1½ Stunden gewonnen und von diesem westlich in 1½ Stunden über Almwiesen die aussichtsreiche Bärentaler Kotschna, 1940 *m*, und östlich in zwei Stunden der Wainasch, 2102 *m*, und weiter in 1½ Stunden der Hochstuhl erreicht. Eine Wegvariante führt von Feistritz über den Ort Matschach an den westlichen Gehängen des Bärentals zu dem prächtig gelegenen Poautz-Gehöft in zwei Stunden, von dem die Stouhütte in 20 Min., die Kotschna in 2½ Stunden zu erreichen ist.

Die 16 *km* von Klagenfurt entfernte Station Weitzelsdorf ist der Ausgang für den lohnenden Singerberg, 1592 *m*, der in drei Stunden erstiegen wird.

Hier beginnt auch die nur 5 *km* lange Lokalbahn nach Unterbergen und Ferlach. Die Haltstelle *Unterbergen*, nächst welcher Oblassers prächtiger neuer „Karawankenhof" steht, das erste große Alpenhotel dieses Gebiets, dient für den Besuch des landschaftlich schönen Loibltals, das bis zur Paßhöhe, 1366 *m*, vier Stunden Gehzeit beansprucht. Bemerkenswert ist die Teufelsbrücke und der Tschaukafall, sowie die noch zu erschließende Tscheppaschlucht, zwischen Unterloibl und dem Gasthaus „Deutscher Peter". 1½ Stunden von Unterbergen zweigt am Kleinen Loibl der Weg nach Windisch-Bleiberg und in das herrliche Bodental ab (1½ Stunden), dem das Gasthaus Lausegger in Windisch-Bleiberg als angenehmer Stützpunkt dient, und wo über die romantische Steiganlage „Stinze" in sechs bis sieben Stunden von Unterbergen die Klagenfurter Hütte zu erreichen ist. Auf diesem, in seinem oberen Teile entlang den Ostabstürzen des Kosiak aus dem Fels gesprengten Steig, dessen Begehung vielen Genuß bereitet, bietet vor allem die gewaltige Vertatscha das Hauptschaustück. Die Vertatscha ist der schönste Felsbau der Karawanken, der, wie alle Karawankengipfel, seine schroffste Seite nach Norden kehrt und mit wirklich eindrucksvollen Strebepfeilern und stolzen Steilwänden auf lange, ausgedehnte Schutthalden niedersetzt. Auch die scharfgipfelige Seleniza, 2028 *m*, welche sich östlich anreiht, hilft mit, das Bild, das der freundliche Leser bei Seite 282 dieses Bandes findet, zu einem echten, das Herz jedes Bergwanderers erfreuenden Hochgebirgsstück zu machen. Nächst dem „Deutschen Peter" beginnt der Aufstieg zum Harloutz, 1841 *m*, sowie der Weg über den Gaisrücken ins Bodental, während der Steig auf die Baba, 1969 *m*, nächst dem Loiblpaß nur bedingungsweise benützt werden darf. Endlich führt ein alter Übergang vom Reidenwirt durch den Hobetzgraben zum Selenizasattel, etwa 1600 *m*, und nach Krain. Auch von dieser Seite läßt sich die Vertatscha besteigen.

Von der Station Ferlach gelangt man in das Waidischtal, zur Matzen, 1624 *m*, Anstieg etwa drei Stunden, und weiter in das einsame, aber landschaftlich schöne Zelltal, drei Stunden, das im Süden durch die zackige Felsmauer der Koschuta, 2135 *m*, abgeschlossen wird, ein Gebiet für gewandte Kletterer, soweit ihnen nicht die Jagdrücksichten ein Halt entgegenrufen. In westlicher Richtung erreicht man über den Scheidarücken und das Ebriachtal in vier Stunden Eisenkappel, hat aber dabei Gelegenheit, den Hochobir von Süden zu besteigen.

Östlich von Klagenfurt zweigt bei der Südbahnstation Kühnsdorf-Völkermarkt die schmalspurige Lokalbahn nach Eisenkappel ab, durch welche der Besuch der Ostkarawanken, sowie der Steiner (auch Sanntaler) Alpen wesentlich abgekürzt wurde. Für unser Gebirge kommt diese Strecke besonders dem Hochobir, 2147 *m*, zugute, der von der vielbesuchten Sommerfrische Eisenkappel über den Jovansteig in vier Stunden leicht erreicht wird. Zehn Minuten unter dem Gipfel steht an Stelle eines alten Berghauses das im Jahre 1907 völlig umgebaute und vergrößerte Rainer-Schutzhaus, welches eine meteorologische Station I. Ordnung enthält, auch im Winter bewirtschaftet ist und damit für Schifahrer ein beliebtes Ausflugsziel bietet. Auf dem Gipfel steht die „Hannwarte", die mit selbstzeichnenden meteorologischen Geräten ausgestattet ist. Eine staatliche Telephonleitung verbindet Eisenkappel mit dem Hochobir, auf welchen außer dem erwähnten Weg noch neun andere, meist wohlgepflegte Pfade führen. Einer der begangensten geht über den Wildensteiner Wasserfall zum Ort Galizien und zur Südbahnstation Grafenstein.

Von Eisenkappel sind noch eine Reihe Karawankenberge leicht zu besteigen, wie die Uschowa, 1930 *m*, der Vellacher Storschitz, 1762 *m*, die Oistra, 1577 *m*, und die Petzen, 2114 *m*, letztere aber am schnellsten von der Station Bleiburg aus über das Berghaus Kolscha.

Die Südbahnhaltstelle Streiteben führt endlich zur letzten Erhebung der Kara-

wanken, dem Ursulaberg, 1696 *m*, an dessen Nordabhang die Kuranstalt Römerquelle mit einem erfrischenden Alpensäuerling liegt.

Die Strecke der Karawankenbahn von Villach nach Rosenbach ist im folgenden Aufsatz gewürdigt.

Anfang Juli 1908 wurde auch die Lokalbahn Neumarktl-Krainburg in Krain dem Verkehr übergeben, durch welche die Zugänglichkeit der Karawanken aus dem Südosten manche Förderung erfahren wird. Alle die hier genannten Berge zeichnen sich durch malerische und weite Fernsichten aus, die Wege wurden teils durch den Alpenvereinsgau „Karawanken", teils durch die Sektion Eisenkappel des Österreichischen Turisten-Klubs bezeichnet, Gaststätten sind in den Orten fast durchweg in zufriedenstellender Weise vorhanden, so daß die Karawanken dank der zahlreichen Bahnlinien heute ein schönes und lohnendes Ausflugsgebiet zu nennen sind. L. Jahne.

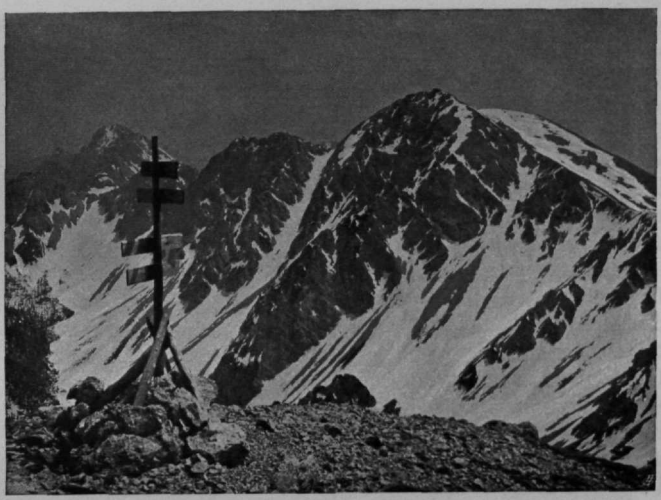


Abb. 1. Vertatscha und Hochstuhl vom Wainasch (Text S. 284)

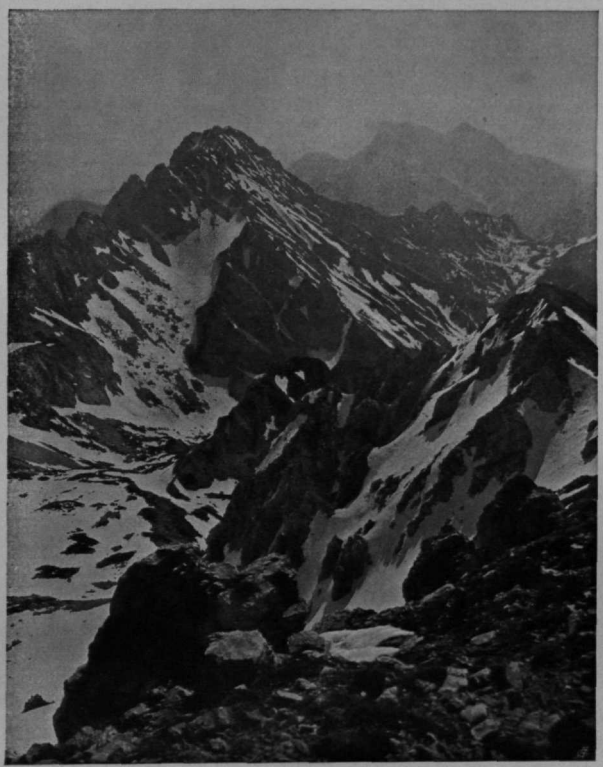


Abb. 2. Vertatscha vom Hochstuhl-Ostanstieg (Text S. 283)

DIE MITTAGSKOGELGRUPPE DER KARAWANKEN

Ein gewaltiger, länderscheidender Gebirgswall im Bereiche der Südlichen Kalkalpen, das Talgebiet der Drau von jenem der Save trennend, ziehen die Karawanken als östliche Fort-

setzung der Karnischen Alpen und von diesen nur durch die enge Talspalte der Geilitz geschieden, von Tarvis in einer Länge von über 100 *km* bis hinab nach den Gefilden Steiermarks, dort mit dem Ursulaberge bei Windischgraz endend; sie bilden den mächtigen Gebirgszug, welcher vom kühn in die Lüfte ragenden Mittagskogel bis zum klotzigen Felshaupt der Petzen dem Landschaftsbilde Klagenfurts seinen herrlichen, farbenprächtigen Hintergrund verleiht und zahlreiche an Naturschönheiten reiche Täler zur Drau herab entsendet. Bezüglich der Einteilung der Karawanken unterscheidet man in der Richtung von West nach Ost folgende Gruppen:

Abb. 3. Bielschitza und Bielschitzasattel (Text S. 283)

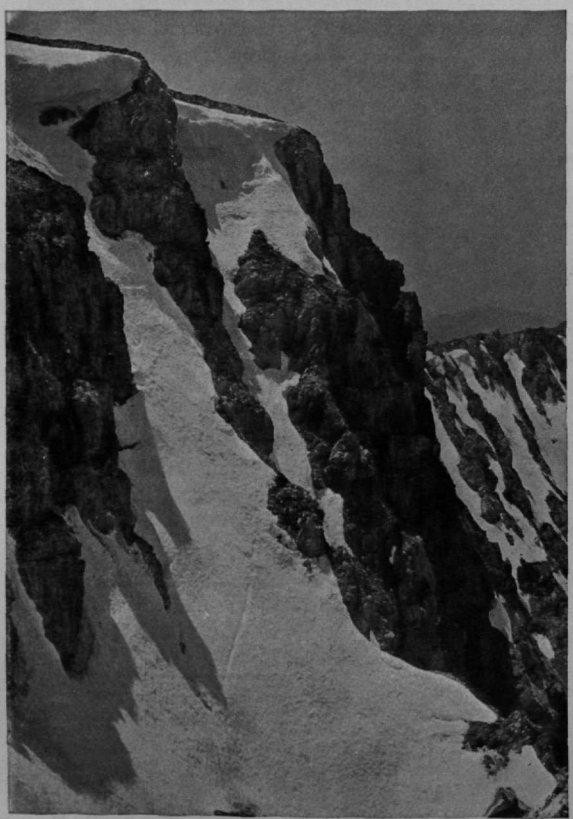


Abb. 4. Wainaschgipfel (Text S. 284)

a) Die Mittagskogelgruppe: Von Tarvis bis zum Maria-Elendsattel,

b) die Hochstuhlgruppe: Vom Maria-Elendsattel bis zum Loiblpaß,

c) die Obirgruppe mit dem Koschutagebirge: vom Loiblpaß bis zum Seebergsattel und

d) die Petzengruppe mit ihren Verzweigungen bis zum Mießtale.

Während die drei östlichen Gruppen der Karawanken schon vor vielen Jahren in alpinen Kreisen geschätzt waren und der D. u. Ö. Alpenverein sowie der Österreichische Turistenklub die Erschließung dieses Gebiets eifrig betrieben, ist die Mittagskogelgruppe erst bekannter geworden, als sie die Sektion Villach des D. u. Ö. Alpenvereins in

Aufnahme von Bruno Heß

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Hochstuhl vom Kossiak

das Feld ihrer regen Tätigkeit einbezog. Von Latschach aus wurde eine bequeme Anstiegsroute über Greuth, Olschena, dann durch den Kopriwnagraben aufwärts zur Jepzaalpe und von dieser auf den Großen Mittagskogel markiert, hernach im Jahre 1885 auf der Jepzaalpe die Berta-Hütte, 1670 *m*, erbaut, auch wurden Wegverbesserungen vorgenommen. Im Jahre 1890 ließ die Sektion Krain des D. u. Ö. Alpenvereins im drei Viertelstunden ober Lengenfeld in das Wurzener-Savetal einmündenden Belzagraben den bestehenden Weg verbessern und bis auf die Jepzaalpe zur Berta-Hütte verlängern und markieren, womit auch von der Südseite ein direkter Aufstieg auf den Großen Mittagskogel geschaffen wurde.

Einen weiteren Aufschwung bewirkte der ebenfalls von der Alpenvereinssektion Krain im Jahre 1895 begonnene und 1899 vollendete Karawanken-Kammweg, welcher von dem 1892 erbauten Kahlkogel-Haus, 1560 *m*, ausgehend, bis auf den Großen Mittagskogel führt und den Zugang auf die im Bereiche dieser Kammstrecke gelegenen aussichtsreichen Spitzen erleichtert. Gleichzeitig ließ die Alpenvereinssektion Villach im Rosenbachtale den Weg durch den Bärengraben zum Rosenbachsattel und auf den Kahlkogel (Goliza) markieren. Trotzdem blieb der Fremdenzufluß auf der Nordseite der Mittagskogelgruppe ein sehr geringer; hauptsächlich infolge der Entlegenheit vom Schienenstrange und des Mangels an Unterkunft.

Durch die Erbauung der Karawankenbahn (einer Teilstrecke der zweiten Bahnverbindung Österreichs mit der Hafenstadt Triest), deren von Klagenfurt und Villach ausgehende Flügel entlang des Nordfußes der Karawanken hinziehend sich am Eingange des Rosenbachtals vereinigen und dort die Trasse im weiteren Verlaufe die von der Natur gebildete Scheidewand zwischen Kärnten und Krain mittels eines 7972 *m* langen Tunnels durchbricht, welche Strecke bekanntlich im Herbst 1906 dem Verkehr übergeben wurde, rückte dieses bisher so wenig gewürdigte Gebiet Kärntens in die nächste Nähe des modernen Weltverkehrs.

In Anbetracht des nach der Eröffnung der Karawankenbahn zu hoffenden Fremdenandrangs trat am 22. Februar 1904 der Gau „Karawanken" der Sektion Klagenfurt des D. u. Ö. Alpenvereines ins Leben, welcher unter der Leitung tüchtiger, verdienstvoller Männer sofort mit der Erschließung und Zugänglichmachung von weniger bekannten Teilen der Karawanken, unter andern auch der Mittagskogelgruppe von Rosenbach aus, begann und trotz seines kurzen Bestandes durch den Bau der Klagenfurter Hütte auf der Matschacheralm gegenüber den gigantischen Nordabstürzen des Hochstuhls, ferner von Wegbauten, Ausfindigmachung und Markierung möglichst günstiger Anstiegsrouten auf die umliegenden Berghöhen usw. wahrhaft vieles zur Hebung des Fremdenverkehrs geschaffen hat.

* * *

Mit niedrigen Vorbergen östlich von Tarvis beginnend, bieten die Karawanken im Anfange wenig von Belang. Vom Wurzenerpaß ab gewinnen die einzelnen Erhebungen bald an Höhe, weisen einen schrofferen Charakter auf und ragen bereits über die Waldregion hinaus; an Stelle der begrünten Kammrücken treten scharf gezackte Grate und Abstürze. Der Kamenberg, 1658 *m*, Schwarzriegel, 1646 *m*, Voischza, 1739 *m*, und das breite Felsmassiv des Mallestiger Mittagskogels, 1817 *m*, sind die bedeutenderen Erhebungen im Verlaufe dieser Kammstrecke.

Vom Mallestiger Mittagskogel treten ostwärts gegen Nord und Süd parallel verlaufende Querketten kulissenartig vor, und ein schroffer Felskamm, 1818 und 1829 *m*, tritt auf der entgegengesetzten Seite gegen das Wurzener-Savetal vor. Aus einer Seehöhe von 1846 *m* senkt sich dann der Hauptkamm zum

Belza- oder Jepzasattel, 1442 *m*, herab, jenseits desselben am Jepzaköpfchen abermals 1612 *m* Höhe erreichend. An einer kleinen Kammsenkung steht dort in reizender Lage von sturm- und wetterzersausten Lärchen umgeben das gastliche Heim der Berta-Hütte, 1670 *m*. Der felsige Kamm, welcher in einen stellenweise scharfen Grat übergeht, schwingt sich dann steil zum Großen Mittagskogel, 2144 *m*, auf, der nach allen Richtungen die Form eines oben etwas abgestumpften Kegels aufweist und nach Norden mit Steilwänden und zackigen Klippen zur Tiefe abbricht, während die minder steile, begrünte Ostseite sich zur obersten Terrasse des Gradschitzengrabens abdacht.

In beträchtlicher Tiefe zieht von der Ferlacheralpe, 1492 *m*, ein begrünter Rücken nordwärts, welchem der malerische Felszahn des Kleinen Mittagskogels, 1745 *m*, entragt. Gegen Süden entsendet der Große Mittagskogel ebenfalls eine mächtige Felsflanke, welche sich zur Wurzener Save hinabsenkt.

Weiter östlich vom Großen Mittagskogel bildet der Hauptkamm der Karawanken vorerst eine kleine Einsattlung, worauf drei namenlose Felsköpfchen folgen, deren mittlerer mit 2045 *m* kotiert ist. Von dem östlichsten Köpfchen schwingt sich der zerhackte Grat zum Hühnerkogel, 1974 *m*, hinan, von welchem ein schartiger Kammrücken, 1823 *m*, gegen Norden vorspringt und mit der Resmeniza, 1721 *m*, endet.

Auf der Ostseite des Hühnerkogels senkt sich der begrünte Kamm zum bereits in der Waldregion gelegenen Mlinzasattel, 1582 *m*, und steigt jenseits unvermittelt zum Frauenkogel (Baba), 1894 *m*, welcher nördlich mit hohen, brüchigen Wänden in den Ardeschitzengraben abfällt, auf der Südseite hingegen mit ausgedehnten Legföhrengruppen bewachsen ist. Ein anfänglich zerklüfteter Seitenkamm auf der Nordseite bildet die Scheidewand zwischen Ardeschitzen- und Bärengraben. Noch weiter östlich folgt nun eine ziemlich flache Kammsenkung (za zelom = der grüne Sattel), hierauf die zierliche Rasenkuppe des Rosenkogels (1776 *m*, Roschitza), welche sich zum vor dem Bahnbau häufig begangenen Rosenbachsattel, 1595 *m*, abdacht; dräuend türmen sich dort in nächster Nähe die edelweißreichen Wände des Hahnkogels, 1754 *m*, in die Lüfte. Der ebenfalls schon in der Waldregion gelegene Eckerlsattel, 1494 *m*, scheidet den Hahnkogel vom benachbarten Kahlkogel, 1836 *m*, welcher seine sanftgeformte Seite dem Süden zukehrt, gegen Norden jedoch in Steilhängen zu Tal setzt.

Dem sich mäßig steil abdachenden Ostkamm des Kahlkogels entragt im weiteren Verlaufe die Suchaspitze oder der Dürrenkopf, 1650 *m*, hierauf folgt noch ein unbedeutender Rasenkogel, nach welchem die tiefe Kammsenkung des Maria-Elend-Sattels, 1442 *m*, folgt, mit dem man den östlichen Endpunkt der Mittagskogelgruppe der Karawanken erreicht hat.

Die Zugänge vermitteln die Täler der Gruppe. Auf der Nordseite kommt zunächst von den nördlichen Seitengräben und Tälern, welche im Bereiche der Mittagskogelgruppe zum Drautal hinabziehen und von turistischer Bedeutung sind, der unweit dem Dorfe Latschach, Bahnstation Faak, 572 *m*, mündende Kopriwnagraben in Betracht, der mäßig ansteigend sich in einer Länge von 2 Stunden bis hinan zum Jepzasattel, 1442 *m*, erstreckt und zumeist das Gepräge eines idyllischen Waldtals trägt. Der Kopriwnagraben vermittelt hauptsächlich den von Villach Kommenden einen unbeschwerlichen, schattigen Aufstieg zur Berta-Hütte und von dieser auf die aussichtsreiche Spitze des Großen Mittagskogels.

Von der Station Faak der Bahnlinie Villach-Rosenbach gelangt man in einer Viertelstunde zum Dorfe Latschach, 648 *m*, wo der rot markierte Weg beginnt, der an mehreren Gehöften und der Ruine Finkenstein vorüber, zur Häusergruppe Unter-Greuth,

797 *m*, dann etwas abwärts zum einfachen Gasthause Olschena (1 Stunde von Latschach) führt, wo der von Worouz herführende Weg sich mit unserem vereinigt. Der Weg passiert dann einige Bauernhöfe, zieht über eine mit Jungwald bewachsene Lehne hinan, von der aus sich bereits reizende Ausblicke auf den Wörther- und Faakersee, sowie auf die Stadt Villach bieten. Im hochstämmigen Nadelholzwald befindet sich ein Quell, der vorzügliche Labung gewährt. Dann geht der Wald allmählich in Zwergholz über; endlich tritt man ins Freie und über die Gipfelkronen der Bäume zeigt sich der smaragdgrüne Spiegel des Faakersees, darüberhin schweift das Auge über die Stadt Villach, auf zahlreiche Burgen und Orte des Drautals, bis hin zu den Kärntnerisch-Steirischen Alpen, die von den firnblinkenden Urgebirgsriesen der Tauern überragt werden.

Der Pfad schlängelt sich nun zur Kammhöhe hinan, wo links das gastliche Obdach der Berta-Hütte, 1670 *m*, winkt. (Anstiegsdauer von der Station Faak zur Berta-Hütte 3¼ Stunden.) Einen prächtigen Anblick gewähren auf der Höhe die wildernsten Häupter der Triglavgruppe im Süden.

Von der Berta-Hütte führt der Mittagskogelweg zuerst südöstlich über Geschröfe und Rasenflecken an dem Kamme, der aber bald in einen verwitterten Grat übergeht, aufwärts. Im Gestein ausgehauene Stufen, dann Eisenstifte und Drahtseil erleichtern an dieser Stelle den Mindergeübten das Vorwärtskommen. Mittlerweile ist auch das letzte Grün verschwunden, die blendend kahle Felswildnis nimmt uns auf und mühsam steigen wir über feines Geröll empor zur Spitze (Entfernung Berta-Hütte—Mittagskogel 1½ Stunden). Die Rundschau vom Großen Mittagskogel ist infolge der günstigen Lage des Bergs eine sehr weitreichende; sie erstreckt sich über Kärnten, Krain, Teile des Küstenlandes, Italiens, von Tirol, Salzburg, Oberösterreich und Steiermark.

Südwestlich von der Berta-Hütte führt ein markierter Weg über Matten hinab in den engen Belzagraben und durch diesen in 2½ Stunden hinaus nach Lengenfeld-Moistrana im Wurzener Savetal. Von der Jepzaalpe westlich erhebt sich die Gipfelkrone des turistisch selten besuchten Mallestiger Mittagskogels, 1817 *m*.

Der Worouzgraben öffnet sich südlich der kleinen Ortschaft Worouz, Bahnstation Ledenitzen, 605 *m*; er kommt unmittelbar von der mächtigen Nordwand des Großen Mittagskogels herab. Der Graben wird durch die Flanken des Kleinen Mittagskogels im Oberlaufe stark verengt und gestaltet sich vor seinem Abschlusse zu einer düsteren, schwer zugänglichen Felsschlucht. (Vom Gasthause in Worouz zweigt ein markierter Weg ab zur Berta-Hütte, welcher in Olschena in den Latschacher Aufstieg einmündet.)

Turistischen Wert besitzt der Worouzgraben insoferne, als er einen bequemen Aufstieg zur hübsch gelegenen Ferlacheralpe und auf den Kleinen Mittagskogel vermittelt. Ein Karrenweg führt von Worouz quer über den Talboden, dann der Ostlehne des Grabens entlang und im Bogen unter den Abstürzen des Kleinen Mittagskogels herum in 2½ Stunden empor zur Ferlacheralpe, 1492 *m*, mit fürstlich Liechtensteinscher Jagdhütte (Quelle). Von der Ferlacheralpe (Kammhöhe) steigt man links (nördlich) ziemlich steil über den Rücken in drei Viertelstunden auf die nach drei Seiten steil abfallende Zinne des Kleinen Mittagskogels, 1745 *m*, der eine prächtige Aussicht gewährt.

Das Rosenbachtal bietet den kürzesten und unbeschwerlichsten Aufstieg zu den lohnenden Höhen der Mittagskogelgruppe. Es mündet unweit Rosegg, ist im Unterlaufe zwischen mächtige Konglomeratbänke tief eingesägt und teilt sich in seinem weiteren Verlaufe in drei Äste, die sich bis zu den malerischen Nordabstürzen des Großen Mittagskogels, Frauenkogels (Baba) und Hahnkogels erstrecken. Seit Herbst 1906 bildet die am Eingange des Tals gelegene Station

Rosenbach, 600,8 *m*, der Karawankenbahn einen überaus günstigen Ausgangspunkt für Turen in die reizende Umgebung.

Von den drei Zweigen des Rosenbachtals besitzt der drei Stunden lange, sich bis zum Mlinzasattel hinan erstreckende Ardeschitzengraben besondere Bedeutung für Turisten als nächste Anstiegsroute zum Karawanken-Kammweg der Sektion Krain des D. u. Ö. Alpenvereins, welcher sich, vom deutschen Kahlkogel-Hause ausgehend, bis auf den Großen Mittagskogel erstreckt und eine äußerst genußreiche Wanderung mit herrlichem Ausblick bietet.

Der unwirtliche Gradschitzengraben (drei Stunden lang) ist die westliche Abzweigung. Von teils waldigen, teils felsigen Steillehnen begrenzt, im obersten Teile beckenförmig erweitert, findet er als trümmerbedecktes, gemsenreiches Hochkar unter den rötlich gefärbten Wänden des Hühnerkogels und Mittagskogels seinen Abschluß. Der östliche Ast, unter dem Namen Bärengraben bekannt, erstreckt sich als enge und waldige Felsschlucht in einer Gesamtlänge von $2^1/_2$ Stunden bis unter die lotrecht abbrechenden Wände des Hahnkogels und zur Kammsenkung des Rosenbachsattels.

Der Gradschitzengraben zieht von der ersten Gabelung des Rosenbachtales anfänglich gegen Südwest und biegt dann gegen Westen um. Der gleichnamige Bach, ein zuzeiten arg hausender Geselle, fließt unmittelbar an dem Nordportal des 7975 *m* langen Karawankentunnels vorüber. Unweit oberhalb stürzt aus einer engen Felsspalte der Ardeschitzenbach hervor. Zu beiden Seiten zeigen sich in der folgenden Strecke seltsam geformte Felsgebilde, auf deren Gesimsen Gruppen von Schwarzföhren ihr Recht behaupten. Nach mehrfachem Uferwechel erreicht man eine buchtförmige Erweiterung des Tals, 802 *m*. Rechts steigt man in einer weiteren Stunde zur Ferlachalpe, 1432 *m*, von welcher ein Weg in den westlich angrenzenden Worouzgraben hinüberführt. Mit gewaltigen Steilwänden und Klippen türmt sich in nächster Nähe der Große Mittagskogel in die Lüfte, während weiter rechts der Kleine Mittagskogel dem Walde entragt. Von der Ferlacheralpe kann man wohl auch den Großen Mittagskogel erreichen, da jedoch diese Anstiegsroute über ausgedehnte Geröllhalden führt, ferners an einigen Stellen durch Steinschläge gefährdet ist, wird dieser Aufstieg nur sehr selten ausgeführt und auch von der Jagdleitung — welche bisher der Turistik das größte Wohlwollen bewies — nur sehr ungerne gesehen.

Zum Ardeschitzengraben geht man vom hochgelegenen Bahnhofe Rosenbach, 600,8 *m*, hinab zur Straße, dann talaufwärts zum etwa eine Viertelstunde entfernten Bärengraben-Eingang, 604 *m*, und durch diesen in zehn Minuten zur Wegteilung (Tafel), dann rechts über eine Brücke und, der roten Markierung folgend, ziemlich steil empor, über eine Waldwiese zu einem Heustadl (Quelle) und hierauf durch Wald über den Kammrücken, welcher den Bärengraben vom Ardeschitzengraben trennt; zuerst wandert man eben, dann sanft abwärts weiter und am rechten Ufer des Baches aufwärts, wobei das sich jenseitig auftürmende Gewände der Resmeniza (rote Wand) sich schön zeigt. An zahlreichen Wasserläufen vorüber führt der Weg nun auf das linke Ufer des Baches, wo unweit seitwärts (rechts) der Ardeschitzenbach in ansehnlicher Stärke aus einer Felsspalte hervorbricht. Eine Waldlichtung, 918 *m*, passierend, windet sich der Steig über einen steilen Rücken hinan zur oberen Stufe des Grabens; der Wald lichtet sich und der Blick schweift zu den Ausläufern der Kärtnerisch-Steirischen Alpen; im Südosten dräuen die Steilwände des Frauenkogels (Baba). Man gelangt zu einem Graben (Quelle), wo der Steig des „Gaues Karawanken" nach rechts über eine Wiese, dann am Waldrand zu einer aufgelassenen Schafhütte (Quelle) führt; von hier steigt man auf dem im Jahre 1905 errichteten Serpentinenweg des „Gaues

Karawanken" in 20 Minuten zum Mlinzasattel, 1582 *m*, empor, wo von Süden die Häupter der Julischen Alpen mit dem König Triglav herübergrüßen. Jenseits des Kammes trifft man den Karawanken-Kammweg der Sektion Krain, auf welchem man rechts zum Großen Mittagskogel, links zum Frauen- (Baba) und Rosenkogel (Roschitza) gelangt.

Der Mittagskogelweg führt vom Mlinzasattel ziemlich eben in westlicher Richtung durch schütteren Wald (Quelle! — weiter aufwärts kein Wasser mehr![1]) dahin, schlängelt sich dann über die steile, felsige Südlehne des Hühnerkogels hinan, biegt gegen Nordwesten um, erreicht bei einer flachen Kammsenkung den Kamm und führt nach Umgehung eines auf der Südseite begrünten Felsköpfchens zur Skerbinascharte (Eisenstifte und Drahtseil), nach welcher ein zweiter Felskopf, 2045 *m*, auf der Südseite umgangen wird, worauf der Steig abermals eine Weile dem Kamme folgt. Die felsige Steillehne (Drahtseil) des dritten Köpfchens wird auf der Südseite gequert und man steigt dann über den begrünten Rücken zur Spitze des Großen Mittagskogels, 2144 *m*. Entfernung vom Bahnhof Rosenbach 6½ Stunden.

Vom Mlinzasattel östlich führt der Karawanken-Kammweg über eine Vorstufe des Frauenkogels hinan und zieht dann in weitem Bogen an der Südlehne herum auf die Spitze, die eine herrliche Rundschau gewährt. Vom Frauenkogel (Baba) gelangt man entlang des Höhenkamms in drei Viertelstunden über den Sattel „za zelom" auf den benachbarten Rosenkogel, 1776 *m*, (Roschitza), einen gleichfalls lohnenden Aussichtsberg, über dessen Ostabdachung man in einer Viertelstunde zum Rosenbachsattel, 1595 *m*, hinabsteigt, von wo man über Alpweiden und Wald durch den Bärengraben zur Station Rosenbach oder über die Südseite hinab nach Aßling in Oberkrain gelangt.

Bärengraben. Man geht, wie vorher geschildert, vom Bahnhofe Rosenbach durch das Tal aufwärts bis zum schluchtförmigen Eingange, 604 *m*, des Bärengrabens, dann durch diesen aufwärts an einem aufgelassenen Steinbruch vorüber stets durch Wald zur oberen Wegteilung (Tafeln). Der Rosenbachsattelweg biegt dort rechts ein, um einen Bergvorsprung herum nach einer Viertelstunde den Bärenbach erreichend, 951 *m*, und zieht dann in etwa einer Stunde zur Rosenbachalpe empor, wo sich links die gewaltigen Abstürze des Hahnkogels erheben. Über Alptriften (Quelle) steigt man auf markiertem Pfad in einer halben Stunde zum Rosenbachsattel, 1595 *m*, hinan, von wo der Rosenkogel (rechts) und Hahnkogel (links) bestiegen werden.

Der Abstieg vom Rosenbachsattel (Wegtafeln) nach Aßling, ein vor dem Bahnbau vielbenützter Übergang nach Krain, führt anfänglich einige hundert Schritte östlich entlang des Karawanken-Kammwegs, dann rechts über Alpweiden hinab in den waldigen Morenzagraben und auf breiter Straße weiter nach Assling (zwei Stunden). Den Karawanken-Kammweg weiter verfolgend, welcher sich fast eben um die riesige Lehne des Hahnkogels herumzieht, gelangen wir in einer Stunde zur mit Buchengehölz bewachsenen Kammsenkung des Eckerl- (Jekel-) Sattels, 1494 *m*, wo sich der Weg teilt. Der rechtseitige Ast führt über die ziemlich steile Südlehne des Kahlkogels (Goliza) nach dem eine Stunde entfernten Kahlkogel-Haus, 1560 *m*, der Sektion Krain des D. u. Ö. Alpenvereins, welches trefflich bewirtschaftet ist und eine behagliche Unterkunft bietet. Die linke Fortsetzung des Wegs klimmt vom Eckerlsattel über den sich in mehreren Stufen aufbauenden Westkamm auf den aussichtsreichen Kahlkogel, 1836 *m*.

Ein zweiter, bedeutend näherer Aufstieg von der Station Rosenbach zum Kahl-

[1]) Von der Quelle führt ein Abstieg in 1½ Stunden nach Lengenfeld hinab.

kogel führt von der oberen Wegteilung im Bärengraben links über einen großen Kahlschlag angesichts des Ostabsturzes des Kahlkogels, dann durch stattlichen Hochwald in zwei Stunden auf die Quadia-Schafalpe, ca. 1400 *m* (Quelle), von welcher man bereits einen prächtigen Tiefblick auf den Wörthersee, die Stadt Klagenfurt mit den langgestreckten Kammlinien der Sau- und Koralpe im Hintergrunde, dann auf das untere Rosental und die denselben entsteigende, formenschöne Obirgruppe hat. Von der Quadiaalpe (Schafhütte) steigt man rechts auf dem vom Gau Karawanken verbesserten Steig über Schafweiden und neben ausgedehnten Gruppen von Alpenerlen, sturmzerzausten Vertretern der Baumwelt, in einer Stunde auf den Dürrensattel (Wegtafeln), wo der Bärengraben-Quadiaweg in den vom deutschen Kahlkogel-Haus heraufführenden Weg einmündet und entlang des letzteren über den Ostkamm in wenigen Minuten die Höhe des Kahlkogels erreicht.

Die Rundschau dieses Bergs zählt ohne Übertreibung zu den ausgedehntesten und farbenprächtigsten der Ostalpen. Weit erstreckt sich gegen Südost das breite Tal der Save, aus welchem zahlreiche Kirchtürme heraufblinken, während darüber hin in weiter Ferne die Umrisse Laibachs sichtbar sind, und am äußersten Gesichtskreis die Unterkrainer und kroatischen Grenzgebirge blauen. Etwas näher entsteigen der Ebene die Wocheiner Berge und im Süden türmen sich wildernst die zackengekrönten Felsdome der Julischen Alpen, vom firnbehangenen König Triglav bis zur Wischberggruppe an der Grenze Italiens, hinter welcher Teile der Friauler Alpen sichtbar sind. Über den Großen Mittagskogel hin zeigen sich die das Gailtal im Süden begrenzenden Karnischen Alpen und das breite Massiv der Villacher Alpe (Dobratsch) nebst einer Reihe begrünter Kuppen, welche das Gailtal vom Tale der Drau scheiden. Von den phantastisch emporstarrenden Riffen der Dolomiten im äußersten Westen schweift das Auge hinüber zu dem majestätischen Urgebirgswall der Hohen Tauern, von der Dreiherrnspitze und der mächtigen Firnkuppe des Venedigers, dann dem alles überragenden, eisgepanzerten Glockner bis zum Ankogel, von wo ab die Niederen Tauern und Kärntnerisch-Steirischen Alpen die weitere Fortsetzung bilden, an deren Südfuß das fruchtbare Tal der Drau entlang zieht, welches wir von unserem Standpunkte von Sachsenburg bis über Völkermarkt hinab überschauen. Im Osten erstreckt sich die Hochstuhlgruppe, das Koschutagebirge und der Hochobier, neben welchen weiter rechts die bleichen Riffe der Steiner Alpen fesseln, die sich südwärts zur dunstverhüllten Ebene Laibachs hinabsenken und das herrliche Rundbild beschließen.

Unweit dem Gipfel steht die vom deutschfeindlichen Slovenischen Gebirgsverein erbaute Kadilnik-Hütte und die demonstrativ im Winde flatternden slovenisch-nationalen Flaggen sind Zeugen jener künstlich genährten und unaufhörlich geschürten nationalen Unduldsamkeit, die sich leider schon bis hinauf zu den friedlichen Alpenhöhen Bahn gebrochen hat.

Der Radischgraben ist ohne turistischen Belang und sei nur der Vollständigkeit wegen in Kürze geschildert. Der enge Graben zieht östlich vom Rosenbachtal bis unter die nördliche Steillehne des Kahlkogels hinan und wird im Westen durch die Doppelspitze der Quadia, 1303 und 1360 *m*, vom Bärengraben sodann durch den Kapellenberg, 1231 *m*, durch die Turm- und die Suchaspitze, 1650 *m*, vom östlich angrenzenden Großen Suchagraben geschieden.

Die Gewässer des Grabens, welche die Karawankenbahn mittels hohen und 43 *m* weiten Viadukts übersetzt, ergießen sich unweit St. Jakob in den Rosenbach.

Der Große Suchagraben (Hasengraben) ist ein wildromantischer Waldgraben, im Hintergrunde von mächtigen Kalkwänden abgeschlossen. Ein derzeit

kaum begehbarer Pfad führt durch ihn hinan zum Maria-Elend-Sattel, 1442 *m*, und von dort über Reichenberg nach Aßling.

Ungefähr eine Viertelstunde unter der Ortschaft Maria-Elend, 509 *m*, kurz bevor man von Klagenfurt her die gleichnamige Station, 525 *m*, erreicht, donnert der Zug über eine 93 *m* weite Brücke, mittels welcher der breite Geröllstrom des Großen Suchabachs übersetzt wird, der aus einer unweit oberhalb mündenden Felsschlucht herabkommt. Ein steiniger Karrenweg zieht durch den düstern Graben aufwärts bis zur Stelle, wo sich derselbe kesselförmig erweitert, 599 *m*, und im Süden durch einen Halbkreis verwitterter Wände abgeschlossen wird. Über die minder steile Westlehne, die bis hoch hinauf bewaldet ist, klimmt ein derzeit gänzlich zerstörter Fußpfad zur Höhe des Maria-Elend-Sattels hinan.

Die Täler der Südseite. Selten zeigen sich im Aufbaue eines Gebirgszugs derartig schroffe Gegensätze, wie man dies in den Karawanken zu beobachten Gelegenheit hat. Während sich dieselben von Norden betrachtet schon aus der Ferne (besonders schön vom Klagenfurter Becken) als eine mit scharfen Kammlinien gezeichnete Gebirgskette darstellen, die zumeist mit hohen Wänden zur Tiefe stürzen, wo ausgedehnte Wälder belebend auf das einförmige Grau der oberen Partien wirken, bieten die Karawanken auf der Südseite ein wesentlich verändertes Bild. Ein Überblick ist von dieser Seite, infolge der geringen Breite des Savetals, welche dasselbe von Jauerburg aufwärts besitzt — unmöglich und wir gewahren unten vom Tale nur kurze, steil abfallende, kulissenartig vorspringende, waldige Bergflanken, welche den Blick auf den Hauptkamm mit ganz geringen Unterbrechungen verhindern.

Besteigen wir nun, um uns einen Überblick der westlichen Karawanken, besonders der Mittagskogelgruppe zu verschaffen, die Höhe des sich südlich von Aßling entlangziehenden Felsrückens der Merschakla, 1301 *m*, welcher einen vorzüglichen Standpunkt bildet, so sehen wir vor uns im Norden einen sanft geformten, bis zur Höhe begrünten und wellenförmig verlaufenden Gebirgszug. Mit Ausnahme des Aßlingtals ziehen von den bematteten Höhen nur einige unbedeutende, steil abfallende Seitengräben herab; viel stärker sind hier die Wälder gelichtet, und vom saftigen Grün taufrischer Wiesen unterbrochen. Haupt-Ausgangspunkte für Turen im Bereiche der Mittagskogelgruppe sind auf der Südseite die Orte Aßling und Lengenfeld, doch bieten sich auch von Weißenfels lohnende Ausflüge auf die Vorberge der Karawanken, die einen reizenden Doppelblick nach Nord und Süd gewähren. Nicht minder lohnend ist der Übergang von Kronau über den Wurzenpaß in das untere Gailtal (Arnoldstein). Da die Staatsbahnstrecke Tarvis-Laibach ohne Unterbrechung entlang des Südfußes der westlichen Karawanken hinführt und die Stationen Ratschach-Weißenfels, Kronau, Lengenfeld und Aßling vorzügliche Ausgangspunkte für Turen auf die Höhen der Mittagskogelgruppe bilden und die so rührige Sektion Krain unseres Vereins durch Hütten- und Wegbauten, Markierungen usw. vieles dazu beitrug, die Besteigung der aussichtsreichen Höhen zu erleichtern, ist der Besuch derselben von dort aus schon seit Jahren ein lebhafter gewesen.

Der Belzagraben oder Jepzagraben mündet eine halbe Stunde westlich ober Lengenfeld, 703 *m*, als enger Felsgraben in das Wurzener-Savetal und zieht, im Oberlaufe sich in mehrere kleinere Äste verzweigend, in einer Länge von 3½ Stunden bis zum Jepzasattel hinan; er bietet einen lohnenden Aufstieg zur Berta-Hütte und von dort auf den Großen Mittagskogel. Von Lengenfeld wandert man auf der Reichsstraße aufwärts bis zum Bauernhofe Juritsch und dort rechts, angesichts malerischer Felspartien, im tief eingeschnittenen Graben, dann durch Wald, schließlich über Matten sich rechts haltend, hinan zum Jepzasattel und von dort über den breiten Kamm zur Berta-Hütte.

Der Mlinzagraben. Unweit nordwestlich von Lengenfeld öffnet sich der einsame Mlinzagraben, dessen linksseitiger Ast bis unter die Steilhänge des Großen Mittagskogels, der rechtseitige aber als unzugängliche, wilde Erosionsschlucht zum Mlinzasattel zieht. Auf einem Karrenweg wandert man von Lengenfeld nördlich über Hutweiden empor und biegt dann in den waldigen Mlinzagraben ein. Nach 1½stündigem Aufwärtssteigen erreicht man in ca. 1000 *m* Seehöhe die Gabelung, verläßt den Graben und wandert abwechselnd durch Wald und über Matten empor zu einer kleinen Mulde an der Südabdachung des Hühnerkogels (Quelle und Wegtafeln), wo man den Karawanken-Kammweg betritt und links auf den Mittagskogel, rechts aber in zehn Minuten zum Mlinzasattel gelangt.

Der Aßlinggraben. Nordwestlich von Aßling, 585 *m*, und seinen großen Eisen- und Stahlwerken der Krainischen Industrie-Gesellschaft, mündet das bedeutendste aller südlichen Seitentäler der Mittagskogelgruppe, welches sich in mehreren Verzweigungen zum Rosenbachsattel, Eckerlsattel, zum Hahn- und Kahlkogel, dann endlich zum Maria-Elend-Sattel hinan erstreckt und gut erreichbare Zugänge nach den obgenannten Punkten bildet. Gleich westlich außer dem Orte, beim Gasthof Wischner (Wegtafel), zweigt rechts eine breite Fahrstraße ab, welche durch das anmutige Aßlingtal bis zum Eisenbergbau Reichenberg, 1200 *m*, führt. Durch Wald, dann wieder neben Wiesen, schlängelt sich die Straße in mehreren Kehren über die Lehne aufwärts; zurückblickend gewahrt man im Süden hinter waldigen Vorbergen die wildgezackten Kalkriffe des Kerma- und Vratatals.

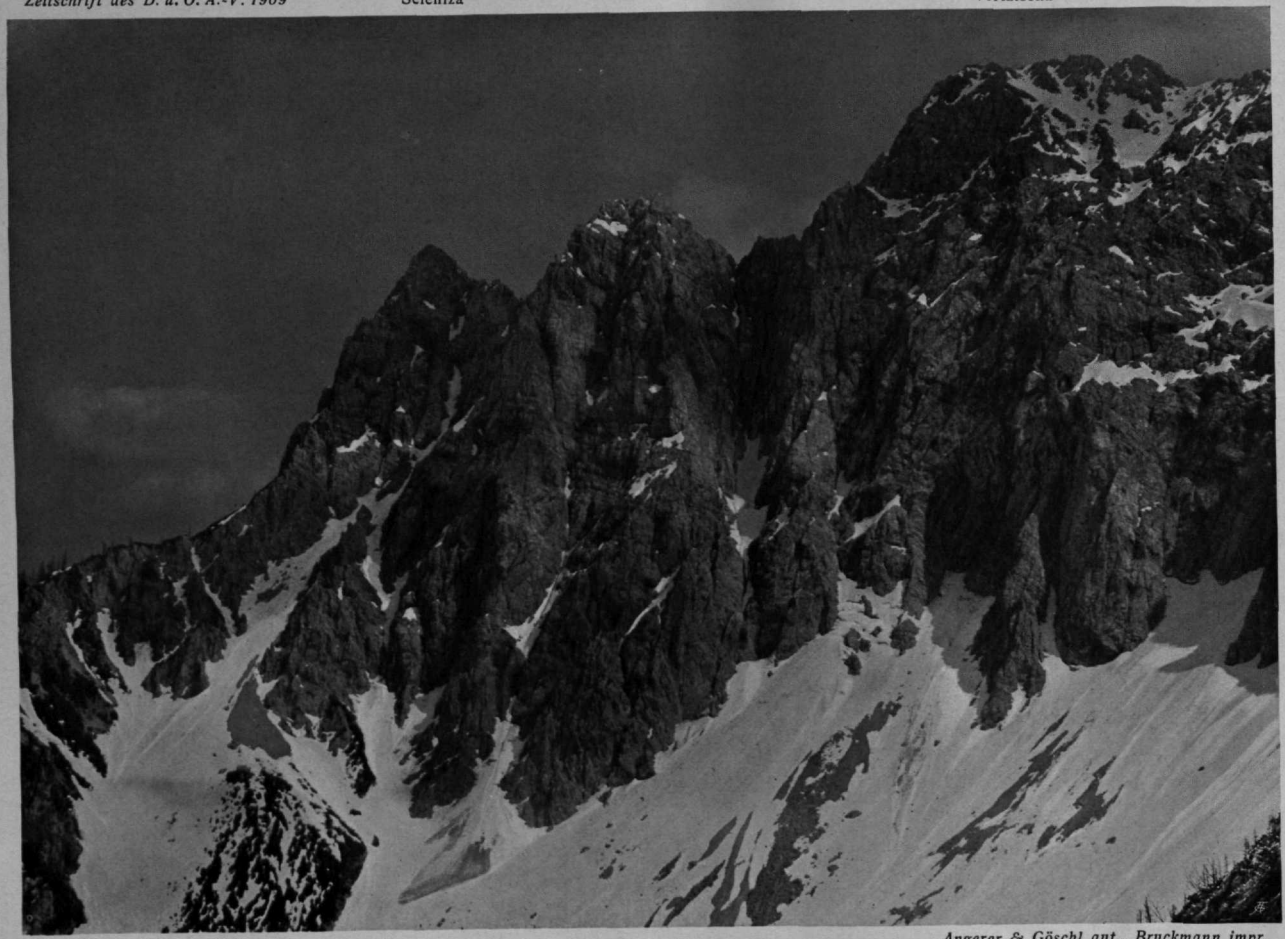
Nach einer halben Stunde öffnet sich eine liebliche Talbucht, von der breiten Kuppe des Kahlkogels abgeschlossen; hier zweigt links der Weg auf den Rosenbachsattel ab, der — an einigen Gehöften vorüberführend — den Aßlingbach übersetzt und jenseits desselben ziemlich steil durch Wald, dann über Alpen nordwestlich aufwärts, in zwei Stunden den Rosenbachsattel, 1595 *m*, erreicht. Während des Aufstiegs fesseln die der Reihe nach sich immer prächtiger entwickelnden Felsriffe der Julischen Alpen, und der Blick durch das Savetal abwärts.

Ober der Abzweigungsstelle des Rosenbachsattelwegs führt die Straße um einen steilen Felskegel herum und man erreicht, nach 1½ stündigem Marsche von Aßling, das malerisch gelegene Dorf Alpen, 942 *m*, von wo man einen schönen Blick auf den Triglav und seine Umgebung hat. Ein gegen Süden vorspringender Bergrücken teilt die obere Hälfte des Talkessels in zwei Äste, einen westlichen und östlichen, durch welch letzteren die Straße in einer weiteren halben Stunde zu dem derzeit aufgelassenen Karlstollen, 1008 *m*, führt. Der Kahlkogelweg biegt hier nach links ab und klimmt durch Wald, dann über Bergmähder in einer Stunde zum bewirtschafteten deutschen Kahlkogel-Haus, 1560 *m*. Das einstöckige Schutzhaus ist bestens eingerichtet und hat eine prächtige Lage. Ein Serpentinenweg führt in drei Viertelstunden auf die eine großartige Rundschau bietende Spitze. Beim Kahlkogel-Haus beginnt der sechs Stunden lange Karawanken-Kammweg, welcher den Zugang zu den im Bereiche dieser Strecke befindlichen Höhen vermittelt.

Ein anderer Weg führt in einer Stunde zum Maria-Elend-Sattel hinüber und auf die Bärentaler Kotschna.

Vom Karlstollen weiter aufwärts nimmt die Landschaft bereits einen alpinen Charakter an und man gelangt in einer halben Stunde zu dem uralten Eisenbergbau Reichenberg, 1200 *m*, der Krainischen Industrie-Gesellschaft, von welchem ein Fußpfad über Alptriften zum Maria-Elend-Sattel, 1442 *m*, hinanführt.

Aus der vorstehenden Schilderung läßt sich ersehen, daß die Mittagskogelgruppe der Karawanken mit einer Fülle der schönsten Naturszenerien ausgestattet ist, sowie daß deren Höhen infolge ihrer günstigen Lage eine Rundschau bieten, welche



Aufnahme von Bruno Heß *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Vertatscha von der Stinze

reichlich für die Mühe des Aufstiegs entschädigt. Im Gegensatz zum tiefen Ernst der Bergwelt im Süden, entzückt uns im Norden die Fernsicht; in den lieblichen Gefilden des Gail- und Drautals blinken zahlreiche Seespiegel, begrenzt in der Ferne von den Dolomiten und den firnübergossenen Tauern.

Mit Bewunderung blicken wir auf die hochaufstrebenden Gipfel und Wände, die mit ihren Schichtungen, den Falten, Verschiebungen und Verwerfungen uns jenen Riesenkampf ins Gedächtnis rufen, dem die Erdoberfläche ihre heutige Gestaltung verdankt; sie sind steingewordene Blätter im Buche der Natur, aus welchen die Gelehrten die Urgeschichte unseres Weltalls zu enträtseln versuchen. Doch auch dem schlichten Naturfreund, der nicht gewohnt ist, mit der Brille des Gelehrten die Alpen zu durchstreifen, bieten diese Ruinen einer längst entschwundenen Zeitepoche gar viel des Interessanten und Lehrreichen.

Karl Eckschlager

EINE KAMMWANDERUNG VOM HOCHSTUHL ZUM KAHLKOGEL

Winterlich war noch das Kleid der schönen Felsberge, welche dem Rundbild, das der Besucher der so prachtvoll gelegenen Klagenfurter Hütte auf der Matschacheralm genießt, den Charakter alpiner Großartigkeit verleihen, aber mit fast tropischer Glut brannte die Sonne herab, als mein Sohn Bruno und ich am 27. Mai 1909 schwerbepackt dem genannten traulichen Obdach zustrebten. Dem Zusammenwirken der Strahlen dieser gütigen Sonne und dem nächtlichen Froste dankten wir es, daß uns am andern Tage der harte Schnee ein Wandern gestattete, das wir hätten angenehm nennen können, wenn uns nicht die besonders durch einen großen photographischen Apparat nebst Zugehör allzu schwer gewordenen Rucksäcke immer wieder an des Lebens harte Mühsal gemahnt hätten.

Von der Klagenfurter Hütte, 1660 *m*, führt ein guter Weg über moosigen, mit einzelnen knorrigen Bäumen bestandenen Boden an den nahen Fuß der Bielschitza und dann an den Geröllhalden dieses hübschen Felsbaues hinauf zu dem Bielschitzasattel, 1838 *m*, zwischen der Bielschitza und den nordöstlichen Felsausläufern des Hochstuhls (siehe Abb. Nr. 3, S. 273). Wie wir den Sattel erreicht hatten, öffnete sich nach Osten der Blick auf die nahen, mächtigen Wände der Vertatscha, 2179 *m*, aus denen trotz der frühen Stunde das Knattern zahlreicher Steinfälle herüberdröhnte. Ein angenehmer Gang auf breitem Rasenbande führte uns in wenigen Minuten (etwa 1 ¼ Stunde von der Hütte) an der Kleinen Gamsgrube vorbei zur Stelle, woselbst sich die Wege auf die Vertatscha und den Hochstuhl trennen. Wir stiegen durch eine Felsrinne etwa 30—40 *m* nach Süden ab, wandten uns dann auf hoch heraufreichendem Schnee horizontal nach rechts (westlich) in eine große Mulde, welche der Ostgrat des Hochstuhls und der „Deutsche Berg", 2147 *m*, einschließen und deren wirkungsvollen Abschluß der mächtige Hochstuhl bildet. Diese Mulde wird durchschritten, wobei im Rückblicke die Vertatscha einen prächtigen Anblick bietet (siehe Abb. Nr. 2, S. 273), und dann im innersten Teil über steilen Schnee gegen den Sattel angestiegen, welcher zur Linken, also südöstlich vom Hochstuhlgipfel, gegen den Deutschen Berg hin, eingeschnitten ist. An einigen Stellen war steiles Geröll ausgeapert, durch das ein schöner Zickzacksteig emporführt, in späterer Jahreszeit dem Wanderer gewiß willkommen. Von dem genannten Sattel weg, der uns einen herrlichen Blick auf das wie eine plastische Karte vor uns ausgebreitete schöne Oberkrain mit dem schimmernden Juwel des Veldesersees gewährte, suchten wir nicht lange nach einem Weg, sondern strebten über Schneeflecken und Felsrippen, die ein flottes, ganz unschwieriges Klettern erlaubten, in gerader Linie dem Gipfel zu. Dessen lange, mehrfach gekrümmte Rasenschneide

gewannen wir etwa an ihrem Ostende, während das Gipfelsignal auf dem westlichsten Punkte steht.

Der Tag war prachtvoll und wir genossen in vollen Zügen die wirklich unvergleichlich schöne Rundsicht. Wer einen Blick auf die Karte wirft und sich die ungewöhnlich günstige Lage des Hochstuhls vergegenwärtigt, wird die begeisterten Schilderungen der Aussicht seitens so vieler Besucher dieser Hochwarte begreifen. Der mächtige, mit schimmernden Schneelasten überreich gezierte Triglav und seine stolzen Trabanten bilden den gewaltigsten Teil, der herrliche Veldesersee mit seinem grünen Rahmen ein wunderbares Schmuckstück des Aussichtsbildes. Im sonnendunstigen Osten dämmert über die zackigen Steiner-Alpen hin das ferne, blaue Flachland; fern im Westen leuchtet der Firnsaum der Hohen Tauern und ringsum grüßen aus der Tiefe lachendgrüne Fluren, von zahllosen Ortschaften belebt. Ganz aufgeschlossen liegt das Savetal vor uns; wie lange Raupen kriechen die Eisenbahnzüge durch die Schachbretter der unzähligen Felder und Wiesen.

Nach langem, genußreichem Verweilen wandten wir uns westwärts zum Abstieg und Weiterweg. Ziemlich steil ging es, den Kleinen Stuhl, 2198 *m*, links lassend, hinab; einzelne lange Schneefelder erlaubten uns flottes Abfahren, dann sprangen wir über klirrendes Geröll vollends zum ersten Sattel im Hauptkamm (wohl der Hochstuhl-Sattel, 1962 *m*) hinunter. Hier gewinnt auch der von Scheraunitz kommende Hochstuhlweg die Kammhöhe. Er führt über das unserer Sektion Krain gehörende Valvasor-Haus, dessen hellgraues Dach wir später in der Tiefe erblickten. Mäßig auf- und absteigend wanderten wir über den teilweise gratartig zugeschärften Rücken in weitem Bogen, zuletzt fast nördlich gewandt, mit fortwährend freiem Ausblick nach allen Seiten, auf den von Süden her breiten, nach Norden schroff abbrechenden Rasengipfel des Wainasch, 2102 *m*, den wir nach etwa 1½ Stunden vom Hochstuhl aus erreichten. Die Aussicht ist fast jener vom Hochstuhl ebenbürtig; für das was der höhere Beherrscher seiner Gruppe verdeckt, tritt dieser Felsberg selbst schön als achtunggebietender Ersatz in das prächtige Bild ein (siehe Abb. Nr. 1, S. 273). Nach Norden, in das grüne Bärental, bricht der Wainaschgipfel (siehe Abb. Nr. 4, S. 274) mit schroffen Wänden ab, die unten in ungeheuren Schutthalden fußen. Wer aus dem inneren Bärental zum Wainasch-Hochstuhlkamm emporsteigen will, lernt die harte Pein dieser Schuttfelder gründlich kennen.

Das Wetter war unverändert herrlich geblieben, nur die gütige Sonne brannte allzu freigebig auf uns herab, so daß wir eine sehr lange Gipfelrast für gut befanden. Erst nach mehr als 1½stündigem Aufenthalt hingen wir seufzend die Säcke wieder um und trabten auf dem nordwestlich sanft abdachenden, breiten Kamm weiter, einer mäßigen, auf der Karte mit 2016 *m* angegebenen Höhe zu, neben welcher sich der Name Bevschitza findet. Es folgt dann noch eine Vorstufe mit 1941 *m* und danach verschmälert sich der Kamm gratartig, während er zugleich schwache Versuche macht, kleine Grattürme sperrend in den Weg zu stellen. Wer nicht diesem Grate folgen will, muß links (westlich) absteigen, wo die rote Markierung, welche entlang des ganzen Kammes hinführt, in eine von einer Felsstufe abgesperrte Karmulde hinabsteigt, dann durch Krumholzbestände nordwestlich hinaus- und zuletzt mäßig zum tiefen Einschnitt des Bärensattels, 1696 *m* (ca. 1½ St.), hinaufführt. Dieser Sattel vermittelt einen ganz leichten Übergang aus dem Bärental in das Drautal. Vom Wainasch bis zum Bärensattel benötigt man etwas über eine Stunde.

Der Hauptkamm steigt nunmehr wieder als grüner Rücken in Nordwestrichtung allmählich an zur (1 St.) Bärentaler Kotschna, 1940 *m*, von der sich der nordöstlich abstreichende Seitenast des weit vorgeschobenen Matschacher Gupfs, 1685 *m*, loslöst. Die Aussicht bleibt auf dem ganzen Wege nach Norden, Süden und

Osten stets frei. Mit dem Vordringen nach Westen entfalten sich die Julischen Alpen jenseits des Savetals, besonders der König Triglav mit seinen Vasallen, immer großartiger und ihr Anblick bleibt auch auf dem ganzen Weiterwege das fesselndste Schaustück des herrlichen Bildes.

Wer nicht den Ehrgeiz hat, alle Gipfel des langen Kammes zu überschreiten, wird vom Bärensattel aus einen (rotbezeichneten) Steig wählen, der mäßig ansteigend die Südwestflanke der Bärentaler Kotschna (welche die Karte „Horensitscha" nennt) zu einer 1703 *m* hoch gelegenen Alm quert. In dem 1764 *m* hohen Lepi vrh (Schönberg), der mit einer Stange geziert ist, gewinnt man dann wieder den Hauptkamm und steigt sodann zum breiten, rasenbedeckten Kotschnasattel, 1560 *m*, hinab. Der westnordwestlich weiterstreichende Kamm ist in die Waldregion herabgesunken; es folgt zunächst eine mit struppigem Gehölz bestandene Erhebung, die anderseits durch den Maria-Elend-Sattel, 1459 *m* (Übergang von Aßling in den Suchigraben und nach Maria-Elend im Drautale) von der Kotschna, 1548 *m*, getrennt ist, nach welcher der tiefe Suchisattel, 1434 *m*, folgt, aus dem der wieder waldfreie, aussichtsreiche Kahlkogel, 1835 *m*, aufragt, von dessen Südhang, südöstlich vom Gipfel auf freier Stufe gelegen, das schmucke, anheimelnde Kahlkogel-Haus, 1582 *m*, unserer Sektion Krain herübergrüßt.

Vom Kotschnasattel weg hat man viel durch Wald zu wandern und daher nur ab und zu Aussicht; umso überraschender wirkt sodann der wieder ganz freie Ausblick vom Gehänge des Kahlkogels (Golica); der mächtige Triglav und die benachbarte, kühngeformte Scharlachwand (Skerlatiza oder Suhiplaz), wie die anderen Riesen der Julischen Alpen, bieten ein unvergeßliches Bild ernster Größe, das jetzt im Schmucke der schweren Schneelast des Frühlings doppelt eindrucksvoll wirkte und uns nun bei herannahendem Abend noch das düstere aber wirkungsvolle Schauspiel eines rasch heraufziehenden, mächtigen Hochgewitters bot. Die Hitze des Tages hatte allenthalben reiche Wolkenbildung veranlaßt und allmählich hatte eine finstere, blauschwarze Wand den ganzen Westen bedeckt. Mit Rieseneile kam das Gewitter heran, und kaum daß wir es uns versahen, prasselte unter Donner und Blitz ein Regenschauer herab, der uns veranlaßte, auf das letzte Stück unserer Kammwanderung zu verzichten und durch das schöne, grüne Tal nach dem Dörfchen Alpen abzusteigen.

So rasch das Wetter gekommen war, so schnell hatte es — wenigstens bei uns — ausgetobt; drüben in der Triglavgruppe rumorte es freilich noch lange. Der Abstieg nach Alpen und Aßling ist ein genußreicher Gang durch ein waldiges, schönes Tal, das uns noch einen ganz besonderen, gerade in diesem Teile der Karawanken zu höchster Entwicklung gelangenden Genuß bot: den herrlichen Anblick von Millionen blühender Narzissen. Schon auf dem Wege über den Kamm hatte uns mancher Windhauch ganze Wolken jenes zarten Duftes zugeweht, den die Narzissen, wo sie in Massen stehen, ausströmen, während der Geruch der einzelnen Blüte kaum „schön" genannt werden kann. Die Wiesenflächen an den tieferen Gehängen, welche von Tausenden und Abertausenden dieser prachtvollen Blume bestanden sind, erschienen von der Höhe aus gesehen wie nach einem Neuschneefalle und mein Sohn, dem dieser Anblick zum ersten Male zuteil ward, konnte sich, als wir nun in die tieferen Regionen gelangten, nicht sattsehen an der duftenden Blütenpracht.

Spät am Abend zogen wir in Aßling ein mit reichem Gewinn an herrlichen, unvergeßlichen Bildern, die wir auf langer Wanderung über freie Kammhöhen geschaut, und die Erinnerung an diesen Gang in lichter Höhe ließ uns sehr bald vergessen, daß uns die allzu schweren Rucksäcke gar oft hatten unter ihrer Last murren und seufzen lassen.

Die Kammwanderung vom Hochstuhl zum Kahlkogel erfordert etwa sechs Stunden; sie ist nirgends auch nur im geringsten schwierig, bietet aber durchweg den hohen Genuß freien Ausblicks in schier unbegrenzte Ferne. Am Ende der Wanderung bietet das gemütliche, gut bewirtschaftete Kahlkogel-Haus einen trefflichen Stützpunkt, von dem aus am andern Tage die Wanderung westwärts, dem Mittagskogel zu, fortgesetzt werden kann, die gleichfalls wieder etwa sechs Stunden dauert. Wer auch diese gemacht hat, kann sagen, daß er den größten Teil der Karawankenkette kennt — ganz hat er sie trotzdem noch nicht kennen gelernt, denn östlich vom Hochstuhl stehen noch die trotzige Vertatscha, die Seleniza, die lange Mauer der Koschuta, die südlich vorgebaute Begunschiza und noch manch anderer rauher Geselle, also noch ein reiches Feld für den Bergsteiger.

Heinrich Heß

EINE ERSTEIGUNG DER VERTATSCHA, 2179 *m*, DURCH DAS OSTCOULOIR

Am 9. August war ich zur 28tägigen Waffenübung nach Laibach eingerückt, von wo nach einem siebentägigen Aufenthalte zu den Manövern abmarschiert wurde, welche sich in Innerkrain und in Kärnten über Klagenfurt bis in die Gegend von St. Veit abspielten. Auf den Märschen und Übungen, die über Ober-Laibach, Billichgratz, Bischoflack und Kaier führten, lernte ich in Innerkrain ein Mittelgebirgsland von einer Schönheit kennen, die ich nicht erwartet hatte. Obwohl die Berge nur eine Durchschnittshöhe von 800 *m* besitzen und nur in seltenen Ausnahmsfällen sich viel höher erheben, verleiht doch die überaus reiche Gliederung des Terrains der Gegend einen Charakter, der durch stets wechselnde Szenerien sich auszeichnet. Tief eingerissene Täler und Kessel, Schluchten und Dolinen wechseln miteinander ab und die zahlreichen Erhebungen gewähren malerische Ausblicke. Saftige Wiesen und Felder unterbrechen die herrlichen Wälder, in denen dem nordischen Besucher vor allem die zahlreichen, schönen und gewaltigen Stämme der Edelkastanie auffallen, wogegen die Felder durch den stark gebauten „Haiden" einen schönen, rosigen Kontrast zu dem Grün der Wälder und Wiesen bieten.

Der 26. August, ein Sonntag, war Rasttag. Da es mir unmöglich gewesen wäre, einen freien Tag angesichts der Alpen untätig zu verbringen, fuhr ich, nachdem ich dem Oberstleutnant vorher hatte versprechen müssen, „aus Dienstesrücksichten erst nach der Waffenübung abzustürzen", am 25. August um ½11 Uhr abends von Bischoflack ab und vollführte am 26. August die Ersteigung des Steiners aus dem Uratatale. Da diese mit dem Zwecke der vorliegenden Schilderungen nichts zu tun hat, will ich mich nicht weiter damit befassen. Wohl aber möchte ich einiges über meine „hochalpine" Ausrüstung sagen. Diese war mehr originell als praktisch. Ich mußte die Uniform beibehalten, war aber natürlich ohne Säbel. Mit genagelten Schuhen war ich ausgerüstet und die Beinkleider waren mit Spangen geschlossen. Als Rucksack hatte ich mir einen ärarischen „Brotsack" ausgestaltet und statt der Kletterschuhe nahm ich einige Lappen von Sackleinwand mit. Schwer vermißte ich nur später mein gewohntes Pickel, das, wenn auch nicht durchaus nötig, mir doch große Erleichterung verschafft hätte.

Die schöne Bergfahrt war bei bestem Wetter äußerst genußreich verlaufen. Am nächsten Tage begann wieder der Krieg im Frieden, und nachdem wir in zahlreichen Gefechten den Feind glorreich aufs Haupt geschlagen hatten, kamen wir am 28. August in Kaier an. Am folgenden Tage wurde schon früh morgens der Marsch über den Loiblpaß angetreten. Die vorzügliche Straße über denselben kann ich tüchtigen Radfahrern oder Automobilisten bestens empfehlen

und auch der Tal- oder Jochbummler wird sie mit vielem Genuß durchwandern. Tief eingeschnitten in den Zug der Karawanken bildet der Loiblpaß die Grenze zwischen Krain und Kärnten. Malerische Ausblicke und schöne Szenerien wechseln stets und erfreuen das Auge des Wanderers.

Vor allem fiel mir beim Abstiege auf kärntnerischer Seite der gewaltige Ostaufbau der Vertatscha auf (dieser zweithöchste Gipfel der Karawanken wird in Krain auch Seleniza genannt; nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Spitze westlich vom Loiblpaß und östlich des hier beschriebenen Bergs); der höchste Punkt desselben mißt 2179 *m*.

Da der folgende Tag wieder Rasttag war, faßte ich den Entschluß, ihn zur Bezwingung dieser Anstiegsroute auszunützen. In Kirschentheuer wurde einmarschiert und genächtigt. Da der Oberst gesehen hatte, daß mich der vergangene „Rasttag" nicht dienstuntauglich gemacht hatte, gewährte er mir anstandslos den erbetenen Urlaub.

Am 30. um 3 Uhr 30 Min. früh trat ich in der auf dem Steiner erprobten Ausrüstung meine Bergfahrt an. Zunächst war mir beschieden, einen großen Teil der Loiblstraße, über die ich erst Tags vorher maschiert war, wieder zurückzuwandern. Drei Stunden dauerte diese Straßenwanderung und um 6 Uhr 30 Min. langte ich beim Einräumerhaus 10 an. Wie schön wäre es gewesen, hätte ich gestern gleich hier bleiben können. Wetterglück hatte ich abermals und ich bedauerte es, daß ich den schönsten Teil des Tags, den Frühmorgen, auf der Straße verbringen mußte.

Oberhalb des Einräumerhauses zweigt rechts von der Straße ein rotmarkierter Weg ab, der mit einer Tafel „Selenica" bezeichnet ist. Rasch stieg ich denselben bergan, bis ich nach einer Viertelstunde den einzig schönen Schluß des Hobetzgrabens erreichte. In zahlreichen Klammen und Schluchten gliedert sich der Graben fächerförmig; kulissenartig schieben sich Felsenwände und Grate vor, Felsblöcke türmen sich malerisch auf, während der Blick über herrliche Wälder, Almen und Täler schweift.

Hier stieg ich in die Felsen ein. Dieser schönste Teil der Tur war wenig schwierig und nicht beschwerlich, nur Vorsicht heischend. Ich querte nach rechts durch dieses Felsenlabyrinth, wobei sich nach nur wenigen Schritten die Szenerie vollständig änderte. Nur zu kurz währte leider dieser Genuß und schon um 7 Uhr 30 Min. hatte ich den eigentlichen Fuß der Vertatscha erreicht.

Hier hielt ich bis 8 Uhr Rast. Der Felsaufbau ist hier wirklich imponierend. Hoch in den Wänden verliert sich ein in die Ostseite einschneidendes, oft 70° geneigtes Couloir, aus dem eine mächtige Schutthalde herabzieht. Über die Route selbst ist wenig zu sagen, da das Couloir und ein oben anschließender Kamin fast durchaus den Anstieg vermitteln und nur stellenweise ein Ausweichen in die rechten oder linken Wandpartien angezeigt ist.

Zunächst mußte die Schutthalde bezwungen werden, und bald stieg ich in das Couloir ein. Der Anstieg durch dasselbe war außerordentlich beschwerlich. Es ist, wie schon erwähnt, erheblich steil, dazu ist es mit feinem Gries erfüllt, in dem man bis über die Knöchel einsinkt und bei jedem Schritt aufwärts wieder einen Teil abrutscht. Dabei deuteten die zahlreichen Furchen auf häufigen Steinschlag und mahnten zu großer Vorsicht. Mittlerweile war die Sonne höher gestiegen; sie sandte ihre Strahlen mit unbarmherziger Glut hernieder.

Oberhalb einer Steilstufe verengt sich das Couloir stark. Hier lagen Blöcke von bedeutender Größe auf dem losen Gries, so daß ich trotz aller Vorsicht ziemliche Kanonaden hinabsandte. Ich entbehrte hier sehr mein Pickel, da die Neigung immer mehr zunahm und bald zu einer bedeutenden wurde, wobei mir

der treue Begleiter wirksame Dienste geleistet hätte. So war ich denn froh, als diese Schinderei ein Ende hatte und ich endlich den Kamin ober mir gewahrte. Hier legte ich meine bewährten „Sackleinwand-Kletterschuhe" an. Der Kamin ist in seinen Dimensionen sehr ungleich und stellenweise durch Blöcke verengt, durch die ich mich mühsam zwängen mußte, an anderen Stellen war er beträchtlich weit und erforderte bei schlechten Tritten eine außerordentlich ermüdende Stemmtechnik. Ich schätze die kletternd zurückgelegte Höhe auf 150 *m*.

Um 1 Uhr nachmittags erreichte ich, nachdem ich seit meinem Aufbruch von Kirschentheuer bloß eine Viertelstunde gerastet hatte, die Spitze, die mir als Lohn eine ebenso malerische als weitreichende Fernsicht bescherte und mir einen belehrenden Überblick über die nahe und ferne Bergwelt gewinnen ließ.

Als Abstieg wählte ich die Route über den Vertatschasattel und durch das Bodental. Beim „Deutschen Peter" auf der Loiblstraße hielt ich Rast. Der Wirt empfahl mir als Rückweg statt der Straße den Steig durch die Tscheppaklamm zu benützen, was ich auch tat und nicht bereute. Zwar sind an den Eingängen zur Klamm, die durch die Schlucht des Loiblbachs führt, Tafeln angebracht, welche die Benützung des Wegs wegen Lebensgefahr durch Steinschlag verbieten; doch glaube ich, daß diese Tafeln nur dazu dienen sollen, allzu ängstliche Gemüter abzuhalten und so einen Massenbesuch zu verhindern, weil es unlogisch wäre, einen Weg instand zu halten und die Begehung dann wegen Gefährlichkeit nicht zu gestatten. [1])

Obwohl ich tatsächlich nicht einen Stein fallen sah oder hörte und der Weg gut gehalten ist, rate ich doch zaghaften Personen von ihm ab, weil die nur zwei Laden breiten Stege häufig ohne Geländer sowie durch das herabtropfende Wasser naß und schlüpfrig sind und ein Ausgleiten stellenweise gefährlich sein könnte. Die Klamm ist wirklich sehr schön und sehenswert. Ein Besucher, den ich dort traf, meinte sogar, daß sie die berühmte Schlitzaschlucht bei Tarvis noch übertrifft.

Um 7 Uhr abends war ich wieder in Kirschentheuer.

Eugen Kuhn

EINE ERSTEIGUNG DES KOSCHUTNIKTURMS, 2135 *m*, VON NORDWESTEN

Der den Karawanken eigentümliche Aufbau offenbart sich in der Koschuta am augenfälligsten: Langgestreckte Kammlinien mit wenig ausgeprägten Gipfelformen und geringer Gliederung; dafür pralle Wandbildung einerseits, begrünte Steilhänge anderseits in seltsamem Gegensatz. Alle diese Eigenschaften finden wir an der Koschuta in geradezu extremer Weise vereint. Sie ist der Typus eines Karawankenbergs — der richtige „Wiesen-Stein" — zur Hälfte felsig, schroff und wild, zur Hälfte grün und freundlich.

Obschon die lange kärntnerisch-krainische Grenzmauer vom hochturistischen Standpunkte nur auf ihrer Nordseite Beachtung finden kann, ist doch wiederum gerade sie es, welche in der Karawankenkette das auffälligste und interessanteste Schaustück darstellt. An dem Kärnten zugewandten Koschuta-Felswall weilt gerne das Auge des Kletterfreundes, welches in der langen Wandflucht eine Reihe von Möglichkeiten entdeckt, die Felsmauer zu überwinden, um mit Erreichung des Grates einen der Koschutagipfel zu gewinnen.

Die Hauptgipfel des Koschutazugs, Hainschturm und Koschutnikturm, haben in zwei natürlichen Trennungen des Gebirgs (Skarbinscharte und Ostschlucht)

[1]) Der Steig ist nur zu wassertechnischen Zwecken angelegt. Der Bau eines allgemein benützbaren Wegs wird vom Gau „Karawanken" vorbereitet. D. R.

ihre längstbekannten Zugänge; direkte Nordanstiege sind auf beide Türme auf verschiedene Weise wiederholt durchgeführt worden. Die Erwägung des Umstandes jedoch, daß namentlich der Normalweg auf den Koschutnikturm (durch die Ostschlucht) langwierig und uninteressant ist, die direkte Erkletterung des Gipfels aber Vorrecht der Tüchtigsten sein und bleiben muß, bringt mir einen von meinen Brüdern und mir vor Jahren gemachten, turistisch hochinteressanten, kurzen und nur mäßig schwierigen Norddurchstieg durch die Koschutamauer in Erinnerung, auf den ich deshalb an dieser Stelle hinweisen zu müssen glaube, weil er mir mit dem in der alpinen Literatur arg knapp und wenig klar beschriebenen Nordwestweg nicht identisch zu sein scheint.

Der von meinen Brüdern Leopold und Kajetan Kainradl am 13. und 14. Juni 1897 zuerst durchgeführte und wenige Tage später (am 28. Juni) von Bruder Leopold

Koschuta von Norden

und mir wiederholte Nordwestanstieg auf den Koschutnikturm zielt von der Alpe Merzli Voug auf die zweite der westlich des Gipfelturms (zwischen einer kleinen Gratkuppe und der folgenden massigen Erhebung) gelegenen Kammsenkungen, von welcher eine enge Schneeschlucht in sanftem Bogen tief in das Wandgefelse herabzieht. Da die Schutthalde und in früher Jahreszeit der Karschnee an dieser Stelle besonders hoch emporreichen, handelt es sich nur um die Durchkletterung eines schmalen Wandstreifens, der nur im untersten Teile steil, sonst aber gut gestuft, schrofig und terrassiert ist.

Unser Anstieg ging von der Alpe Merzli Voug (wo wir in einer Almhütte genächtigt hatten), zunächst auf den mit schütterem Jungholz bekleideten Rücken Mejnik. Von hier aus wandten wir uns der großen Felsbucht zu, welche durch einen vom oberwähnten Breitgipfel tief abgesenkten, an der Schutthalde breit auffußenden Felssporn gebildet ist, und kamen über die noch reichlich vorhandenen Schneelager rasch in die Höhe. Den Felseneinstieg nahmen wir von der Schneide einer kleinen Randkluft aus über eine 3—4 *m* hohe, steile und glatte Wandstufe, welche wir mit gegenseitiger Unterstützung erklommen. Wenig geneigtes,

leichtes Terrain brachte uns darnach in einen terassierten Felswinkel, woselbst noch ansehnliche Schneereste zerstreut lagen. Von hier aus steuerten wir im Sinne des Anstiegs scharf links, östlich, indem wir auf steilerem Geschröfe, Bändern und Leisten — mitunter ausgesetzt — einen mäßig ansteigenden Quergang zur vorerwähnten Schneeschlucht vollführten, deren Grund wir, durch einen Spaltenriß 4 *m* tief absteigend (Seilanwendung!), erreichten. Die schmale, gewundene und ganz mit hartem Firn erfüllte Steilschlucht legte uns keinerlei Hindernisse in den Weg. Sie vermittelte uns die Erreichung einer flachen Einsattlung der Kammlinie, womit der sportliche Teil unseres Aufstiegs beendet war. Über die begrünte Südflanke unseres Bergs ansteigend, gewannen wir das Gipfelziel. (Dauer der Besteigung etwa vier Stunden.)

Den turistischen Kernpunkt dieses Nordwestaufstiegs bildet die Begehung der Firnschlucht. Durch sie wird in die Besteigung eine Abwechslung von sportlichem Reiz eingeschaltet, da hierbei Pickel und Steigeisen in ihre Rechte treten. Gleichwohl aber sei bemerkt, daß die Überwindung dieses Wegstücks für vorsichtige und trittsichere Geher kein gefährliches Wagestück bedeutet, da die beiderseitigen, an vielen Stellen randklüftigen Wandfelsen vielfach Gelegenheit zu gegenseitiger Sicherung bieten; auch haben wir in beiden Fällen unseres Schluchtdurchstiegs nicht die Spur einer Steinschlaggefahr wahrgenommen. In dem Maße, als mit der heißen Jahreszeit die Rückbildung des Firnschnees vor sich geht, dürfte sich der Weg durch die Schlucht um manches leichter und einfacher gestalten. Vielleicht wird man in einem geschützten Randkluftgang zwischen Firn und Fels zur Schartenhöhe emporwandeln, vielleicht sogar auf völlig trockener Schuttstraße seinen Schluchtaufstieg ausführen können!?

Auch der Felsenweg unseres Nordwestaufstiegs entbehrt keineswegs eindrucksvoller Momente. Schon während des Kletterns erschließt uns der Berg die lieblichen Reize seiner malerischen Fernsicht. Oft und gerne wenden wir uns bewundernd nach dem hehren Aussichtsbilde um, das sich mit jedem Schritt, den wir zur Höhe tun, verändert und vergrößert. Der Blick wird freier, weiter, höher, — die Tiefen schimmern farbiger. Gerade die luftigsten Stellen sind die schönsten. Ein uns zu Füßen klaffender Schneespalt, gleißende Firnflächen, dunkler Wald, — dann die schachbrettartig gewürfelte Ebene mit dem Becken des Wörthersees, endlich der leuchtende Gipfelsaum der Tauernkette; das ist der vor uns ausgespannte, bunte Riesenteppich der Natur. Er wölbt sich vom Fels, den wir umschlungen halten, in einem Schwunge zum fernen Horizonte auf. Entzückten Blicks atmen wir die Gipfelfreude schon während des Aufstiegs und genießen — ohne Bangen kletternd — die Schönheiten des Bergs dort aus, wo wir dieselben auch vom Tale aus bewunderten: In seiner schroffen Nordmauer. Kurz, schneidig, genußreich — das sind die Attribute dieser herrlichen Karawankenfahrt.

Gelegentlich des zweiten Aufstiegs auf dieser Route (28. Juni 1897) wurde von meinem Bruder Leopold und mir auch der ganze Höhengrat der Koschuta vom Koschutnikturm bis zur Skarbinscharte begangen, wozu wir vier Stunden benötigten. Die Gratwanderung war mehr mühsam und beschwerlich, als lohnend.

Josef Kainradl

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Der Triglav von der Sadnizaalpe

DIE JULISCHEN ALPEN
□ VON J. AICHINGER □

VORWORT Jahr für Jahr bietet sich mir die Gelegenheit, Einblick zu nehmen in die Jahresberichte unserer Sektionen und in die darin enthaltenen Reiseberichte ihrer Mitglieder. Wenn in diesen Reiseberichten auch eine gewisse einseitige Vorliebe für gewisse Gruppen der Alpen zum Ausdrucke kommt, so gibt es doch Sektionen, deren Mitglieder einen derartigen bergsteigerischen Eifer bekunden, daß die Berichte über die gemachten Besteigungen fast einem Gipfelverzeichnisse der Alpen gleichkommen. Vor mir liegt der vorjährige Bericht einer Sektion, deren Mitglieder sich durch eine besondere Rührigkeit auszeichnen. Mit Staunen und Bewunderung betrachte ich die bergsteigerische Arbeit, die während eines Jahres verrichtet und hier im Drucke festgelegt wurde. Kaum eine Gruppe, die nicht besucht, kaum ein Gipfel im weiten Alpengebiete, der nicht von einem Mitgliede dieser tätigen Sektion betreten wurde. Doch halt! Beim näheren Durchsehen vermisse ich eine Berggruppe: die Julischen Alpen. Keiner war dort, keiner hat in diesem Gebiete einen Gipfel erstiegen. Und so wie in dieser Sektion steht es in allen anderen, zumal in den reichsdeutschen, so daß einer, der etwa aus deren Jahresberichten ein Gruppenverzeichnis der Alpen zusammenstellen wollte, die Julischen Alpen als „nicht vorhanden" betrachten müßte. Wer trägt an dieser auffallenden Vernachlässigung Schuld? Ein Mangel an Schönheit und Großartigkeit der Berge sicherlich nicht, denn die Julischen Alpen können sich getrost mit jedem anderen Kalkalpengebiete messen; wenn ihre Gipfel auch von den Dolomiten an Formenpracht überboten werden, so findet man doch in den Julischen Alpen, besonders in den Talschlüssen, Bilder von unübertroffener Schönheit und Großartigkeit, und der Höhenunterschied zwischen Berg und Tal, von dem ja der Eindruck der Berge zumeist abhängig ist, ist in den Julischen Alpen vielfach bedeutender als an den berühmtesten Punkten der Dolomiten. Man wird wohl den Hauptgrund der Hintansetzung in der weit nach Südosten entrückten Lage dieser Berge und der vor Eröffnung der Tauernbahn höchst ungünstigen Verbindung mit dem Deutschen Reiche suchen müssen. Dazu kommen noch die vielfach falschen, ja zum Teil abenteuerlichen Vorstellungen, die über dieses Berggebiet und seine Bewohner verbreitet sind. Die mit so viel Liebe und Begeisterung geschriebenen Aufsätze Dr. Julius Kugys (Triest) und die mit unendlich viel Fleiß und Gründlichkeit entworfenen Arbeiten Professor Adolf Gstirners (Graz) in unserer „Zeitschrift" haben es bisher nicht vermocht, den Julischen Alpen mehr Freunde und Bewunderer, zumal im Deutschen Reiche, zu gewinnen, das Reich des Königs Triglav und seiner Vasallen blieb eine stille aber heiße Liebe derer, die an seiner Gemarkung wohnen.

Wenn ich nach den genannten verdienstvollen Arbeiten, mit denen sich die meine ihrer ganzen Anlage nach weder messen will noch kann, neuerdings eine Schilderung der Julischen Alpen zu geben versuche, so nütze ich die Gunst des Augenblicks, die Durchschienung der Tauernkette, die in dem mächtigen Grenzwalle zwischen Nord und Süd eine Bresche gerissen und zwischen dem Deutschen Reiche und der blauen Adria eine Verbindung hergestellt hat, die nun auch die Julischen Alpen näher rückt und an die großen Verkehrswege angliedert. Dies möge mein Beginnen rechtfertigen; eine Anpreisung des Gebiets

zum Zwecke einer etwaigen „Hebung des Fremdenverkehrs" liegt mir, der ich in den Bergen am liebsten die Einsamkeit suche, ferne, wohl aber möchte ich, soweit dies meine Feder vermag, den Vereinsgenossen ein Bild der Größe und Schönheit entrollen, die sich dort auftut, wo sich die Alpen noch einmal mit wilder Mächtigkeit aufbäumen, um dann im Meere des Südens zu versinken.

Ich umfasse mit dem Namen „Julische Alpen" das gesamte Berggebiet, das von den Eisenbahnlinien: Tarvis—Pontafel—Udine—Görz—Aßling—Tarvis umspannt ist. Dies entspricht auch fast durchgehends den von der Natur gezogenen Grenzen, da die genannten Eisenbahnlinien den großen Tälern folgen, die die Julischen Alpen von den Karnischen Alpen und Karawanken sowie vom Karste trennen. Es sind dies das Fellatal (in Kärnten: Kanaltal, im italienischen Teile: Canale del ferro genannt), die beiden Savetäler (Wurzener und Wocheiner Save) und das zum Isonzo ausmündende Batschatal; im Süden fallen die Berge jäh in die weite friaulische Ebene ab.

Innerhalb der genannten Begrenzung haben die Julischen Alpen fast durchweg Hochgebirgscharakter und selbst die weit nach Süden vorgeschobenen Ausläufer zeigen trotz der geringen absoluten Höhe zumeist einen derart steilen und wilden Aufbau, daß man ihnen den Hochgebirgs-Charakter kaum absprechen kann. In diesem verhältnismäßig kleinen Alpengebiete herrscht eine Mannigfaltigkeit, die ihresgleichen sucht, in allem und jedem, in Berg und Tal und nicht zuletzt in den Menschen und in dem, was sie dem Landschaftsbild hinzugefügt haben.

Da gibt es Felsburgen, die sich mit Riesenwänden aufbauen und mit ihrem weißen Gestein grell von des Himmels Blau abstechen, des Abends aber in ein Glutmeer getaucht sind, wilde, trotzige Gesellen, die dem Zaghaften abweisend genug erscheinen, den Mutigen aber mit unwiderstehlicher Gewalt hinanziehen. Inzwischen aber liegen weite, grüne Matten, blumenbesäte Hänge und friedliche Almen, von denen aus man die Pracht, die ringsum sich breitet, bequem und mühelos genießen kann. In der Höhe schimmern blaue Firnen, indes die Niederungen von prachtvollen Forsten bestanden sind, deren dunkles Grün einen wirksamen Gegensatz zu den bleichen Felswänden bildet. Dazwischen liegen entzückende Alpenseen, in deren klaren Gewässern sich die Landschaft noch einmal im Spiegelbilde zeigt, und manch mächtiger Wasserfall stürzt, in wilde Schluchten eingebettet, donnernd zur Tiefe. Dies ein allgemeines Bild dessen, was die Natur in den Julischen Alpen von ihren Wundern zur Schau gestellt hat.

Welch ein Reichtum und welche Mannigfaltigkeit liegt aber im besonderen vor. Schroff aufragende Felstürme finden sich neben ungeheuren, weit ausgebreiteten Steinwüsten, liebliche, im saftigen Grün der Wiesen prangende Täler neben solchen, wo rasende Wildbäche die Sohle zerstört und die Hänge durchfurcht haben, so daß das nackte Gestein überall die Oberhand gewinnt.

Und wie Berge und Täler verschieden sind, so sind es auch die Menschen, die zwischen ihnen wohnen. Drei Völkerstämme: Deutsche, Italiener und Slovenen teilen sich in den Besitz der Julischen Alpen und wohnen dort, es sei dies gleich anfangs als ein erfreulicher Umstand hervorgehoben, friedlich nebeneinander. Der Kärnten angehörige Teil der Julischen Alpen wird, abgesehen von einigen slavischen Sprachinseln im Kanaltale, ganz von Deutschen bewohnt, in den zum Königreiche Italien gehörenden Tälern herrscht der friaulische Volksstamm, der eine vom Italienischen stark abweichende Sprache spricht. Der Osten und Südosten der Julischen Alpen gehört den österreichischen Kronländern Krain und Küstenland an, welche beide zum größten Teile von Slovenen bewohnt werden, die aber in der Sprache einen sehr bemerkenswerten Unterschied aufweisen. Über die nichtdeutschen Bewohner der Julischen Alpen findet man vielfach

ganz falsche Vorstellungen verbreitet. Es gibt Leute, die glauben, daß man in den italienischen und slovenischen Tälern der Julischen Alpen seines Lebens nicht sicher sei, und die aus diesem Grunde die Julischen Alpen meiden. Die Bevölkerung der friaulischen Bergwelt ist so grundehrlich, gutmütig und den Fremden freundlich gesinnt, daß man dort zu jeder Stunde sicher und unbehelligt wandern kann, ohne irgend etwas befürchten zu müssen.

Das gleiche gilt von den Bewohnern der slovenischen Alpentäler Oberkrains und Küstenlands, von dem eigentlichen Volke, das mit den slovenischen Hetzern in den Städten nichts gemein hat und sich Deutschen gegenüber stets freundlich verhält. Auch was die Sprache anbelangt, wird man sowohl im Friaul, als in den slovenischen Gegenden stets mit dem Deutschen auskommen, wenn es auch gelegentlich auf einer weitfernen Alm vorkommen kann, daß man unverstanden bleibt.

Die Verschiedenheit der Bevölkerung gelangt in der Bauart der Wohnstätten und in der Anlage der Kulturen deutlich zum Ausdrucke und gibt den Tälern ein ganz charakteristisches Gepräge. Besonders sind es die italienischen Täler, die mit ihrer zum Teile schon südlichen Vegetation und der eigentümlichen Bauart der Häuser so schroff von den benachbarten deutschen abstechen, daß man grellere Gegensätze kaum irgendwo antrifft. Trotz des Fernbleibens der eigentlichen Fremden arbeiten seit vielen Jahren mehrere Alpenvereinssektionen und andere alpine Vereine in den Julischen Alpen und haben deren Hauptgipfel so zugänglich gemacht, daß sie jeder nur einigermaßen geübte Bergsteiger ohne Gefahr besteigen kann. An Unterkunftshütten ist kein Mangel, die meisten davon sind gut eingerichtet und bewirtschaftet und haben vor vielen anderen Hütten den Vorzug, daß sie, wenn man nicht gerade an einem Sonnabend kommt, nie überfüllt sind, sondern eine gemütliche, ungestörte Unterkunft bieten. Von unserem Vereine sind es die Sektionen Krain, Küstenland und Villach, die durch zahlreiche Weganlagen und Hüttenbauten den österreichischen Teil der Julischen Alpen vollkommen erschlossen haben. Früher betätigte sich auch der Österreichische Turistenklub im Triglavgebiete, seine Hütten sind aber jetzt in den Besitz unseres Vereins übergegangen. Im italienischen Teile entfaltet die Società Alpina Friulana in Udine eine überaus rege Tätigkeit. Sie hat die Berge Friauls nach jeder Richtung hin durchforscht und auch in Bezug auf Weg- und Hüttenbauten Bedeutendes geleistet. Auch die Società Alpina delle Giulie in Triest hat, wie schon ihr Name sagt, die Julischen Alpen als Arbeitsgebiet erwählt. Erfreulicherweise herrschen zwischen unseren Alpenvereinssektionen und den genannten italienischen Vereinen durchaus gute, teilweise sogar sehr freundschaftliche, auf gegenseitige Achtung begründete Beziehungen, wie sie zweier Kulturnationen würdig sind. Leider kann das gleiche nicht auch von dem Slovensko planinsko drustvo, dem slovenischen Alpenvereine, gesagt werden. Auch mit diesem Vereine wäre ein Nebeneinanderarbeiten möglich, wenn nicht in dessen Tätigkeit das deutliche Bestreben zum Ausdrucke käme, den Alpenverein wie alles, was deutsch ist, aus den slovenischen oder als slovenisch angesprochenen Teilen der Alpen zu verdrängen. Dies bringt es mit sich, daß hart nebeneinander Konkurrenzhütten und Konkurrenzwege entstanden sind, während es anderwärts noch genug zu tun gäbe. Das Führerwesen ist in allen Teilen der Julischen Alpen gut entwickelt und auch in den italienischen und slovenischen Gebieten sind einzelne ganz vortreffliche Führer zu finden. Auch die slovenischen Führer, die übrigens alle die deutsche Sprache, zum Teil vollkommen beherrschen, unterliegen der Aufsicht unseres Vereins, die jüngeren davon sind zumeist in unseren Bergführerkursen ausgebildet worden.

Der Besuch der Julischen Alpen wird jedermann, so verschieden auch seine An-

sprüche und Fähigkeiten sein mögen, befriedigen. Selbst wer nicht gehen kann oder will, kann vom Wagen, ja vom Eisenbahnzuge aus die großartigsten Hochgebirgsbilder genießen und schon dem bequemen Spaziergänger erschließen sich unmittelbare Einblicke in die gewaltige Felswelt der Südalpen. Der Bergsteiger aber findet eine stolze Reihe von überaus lohnenden Gipfeln mit den mannigfaltigsten Auf- und Abstiegen und mit prachtvollen, Berge und Täler, die Ebene und das Meer beherrschenden Aussichten. Die Hauptgipfel sind bei normalen Verhältnissen infolge umfangreicher Versicherungsanlagen für jeden zugänglich, der den Blick in die Tiefe verträgt, die nicht minder schönen Nebengipfel sind in ihrem Urzustande erhalten und bieten dem Kletterer dankbare Aufgaben. Wer ein Freund allerschwerster Kletterarbeit ist, der findet solche in den Nordwänden fast sämtlicher Gipfel.

Um sich einen Überblick über die Julischen Alpen zu verschaffen, empfiehlt es sich, die aussichtsreiche Villacher Alpe (Dobratsch), 2167 *m*, zu besteigen, von deren Gipfel man die ganze stattliche Bergreihe mit einem Blicke übersieht. Vom Triglav bis zum Montasch stehen Berg an Berg, ein Gewirre von gewaltigen Felsmauern, Zacken und Kämmen, lückenlos nebeneinander und bilden ein scheinbar undurchdringliches Bollwerk gegen Süden. Ich sage scheinbar, denn in Wirklichkeit schneiden zwischen diesen enge aneinander gereihten Felsgebilden tiefgefurchte Täler ein, die zu Pässen von geringer Seehöhe hinanführen, über die der Weg nach dem Süden offen steht. Es sind dies der Predilpaß, 1156 *m*, über den eine prächtige Straße von Tarvis über Raibl nach Görz führt, und der Neveasattel, 1195 *m*, der einen bequemen Übergang von Raibl nach Chiusaforte in Italien vermittelt. Diese beiden Pässe mit den von ihnen absteigenden Tälern ergeben eine sehr natürliche Gruppeneinteilung der Julischen Alpen und gliedern sie in einen östlichen und westlichen Teil. Ersterer, die Julischen Alpen im engeren Sinne, umfaßt die „Trentaberge" mit dem Triglav, 2863 *m*, Suhiplaz, 2738 *m*, Razor, 2601 *m*, Prisang, 2547 *m*, und Jaluz, 2643 *m*, als wichtigste Erhebungen, sowie die Gruppe des Manhart, 2678 *m*, und reicht westlich bis zum Predilpaß und Raiblersee. Der westliche Teil, die „Raibler Alpen", zeigt zwei parallel von Ost nach West laufende, durch das Raibler Seetal, den Neveasattel und das Raccolanatal getrennte Bergketten, von denen die nördliche im Montasch, 2752 *m*, und Wischberg, 2666 *m*, gipfelt, indes die südliche von der Gruppe des Monte Canin, 2592 *m*, eingenommen wird.

Auch die östliche Hälfte weist an zwei Stellen verhältnismäßig tiefe Einschartungen auf, die jedoch beide über der Waldregion liegen; die Lukniascharte, 1758 *m*, und den Moistrokapaß (Werschetzsattel), 1611 *m*. Die genannten Pässe und Einschartungen ergeben die folgende Gruppeneinteilung:

1. Die Triglavgruppe von den Tälern der Wocheiner Save und des Isonzo bis zur Lukniascharte reichend.
2. Die Kronauer Berge (Suhiplaz, Razor, Prisang usw.), zwischen Lukniascharte und Moistrokapaß.
3. Die Manhart-Jaluz-Gruppe zwischen Moistrokapaß und dem Predil.
4. Die Caningruppe zwischen Predilpaß und Neveasattel.
5. Die Montasch-Wischberg-Gruppe vom Neveasattel bis zum Kanal- und Fellatal.

Obwohl die grundlegenden Arbeiten Professor Gstirners in den letzten Bänden unserer Zeitschrift die Manhart-, Canin- und Wischberg-Gruppe wirklich erschöpfend behandelt haben, konnte ich mich nicht entschließen, diese Gruppen aus meinen Schilderungen ganz auszuschalten, da diese einen gedrängten, aber doch vollständigen Überblick über die wichtigsten Erhebungen der Julischen Alpen bezwecken. Wohl aber konnte ich mich in diesen westlichen Gruppen auf das Notwendigste be-

schränken. Auch an Bildern wird jetzt aus jenem Teil, der schon in dem Gstirnerschen Aufsatze reich mit guten Ansichten bedacht ist, nichts mehr gebracht, sondern die hier beigegebenen Bilder beschränken sich auf das engere Triglavgebiet und seine nähere Umgebung.

Wer sich über das Gebiet der Julischen Alpen gründlich unterrichten will, wird immer zu den Arbeiten Dr. Kugys und Professor Gstirners zurückgreifen, meine Arbeit will nicht Belehrung, sondern nur Anregung bieten.

DER TRIGLAV Es gibt kaum einen Berg in den Alpen, der sich in seiner Umgebung eines solchen Ansehens, einer solchen Volkstümlichkeit erfreut, wie der Triglav, der „König der Julischen Alpen". Die Slovenen betrachten ihn als eine Art von Nationalheiligtum und sind stolz darauf, ihn zu besitzen. Noch lange bevor der Fremde Gelegenheit hat, den Triglav zu sehen, belehren ihn die Aufschriften der Wirtshäuser, daß er in sein Reich eingetreten ist, denn schon auf der Bahnfahrt winkt ihm in jedem Orte die Aufschrift „Hotel Triglav" entgegen. Das ist sehr oft das einzige, was der flüchtige Reisende von dem berühmten Berg zu sehen bekommt, denn er selbst ist eigentlich ein recht spröder Herr, der sich scheu zurückzieht und seine Schönheiten nicht jedem offenbart, der des Weges zieht. Er schaut nicht jedem Eisenbahnzuge in die Wagenfenster hinein, wie es mancher seiner Nachbarn tut, und wenn es einmal auf einen flüchtigen Augenblick geschieht, so ist er so unnahbar weit, daß es keiner merkt, daß er der Herr ist und die anderen die Gesellen. Er stellt sich nirgends protzig in den Weg, sondern will gesucht sein. Wer ihn aber von benachbarten oder auch fernen Bergeshöhen erblickt, wer aus der Ebene oder von der weiten Fläche des offenen Meeres zu ihm aufschaut, der würdigt ihn nach seinem wahren Rang, denn so stolz erhebt er sein Haupt über all die anderen Berge in den Himmel, daß kein anderer sich mit ihm vergleichen kann. Und doch mußte es sich dieser königliche Berg gefallen lassen, daß die Menschen seine glatten Wände in eine Steintreppe verwandelten und seinen schmalen Grat mit Eisenstangen und Drahtseilen dermaßen bespickten, daß poesielose Leute den Vergleich mit einen Stachelschwein wagen konnten. Hier ist nicht der Ort, für oder gegen derartige Versicherungsanlagen Stellung zu nehmen, Tatsache ist es, daß ein früher nur wenigen zugänglicher, schwieriger Berg jetzt Tausenden eröffnet ist, denen es ehedem unmöglich gewesen wäre, seinen Scheitel zu erreichen. Ob dieser Gewinn die Verletzung seiner Ursprünglichkeit rechtfertigt, das ist eine Streitfrage, die jeder nach seinem Geschmacke entscheiden mag. Mag das Urteil wie immer ausfallen, so wird doch keiner unserer Sektion Krain die Bewunderung für die großartigen Weganlagen versagen dürfen, durch die sie das Triglavgebiet erschlossen hat. Als Ausgangspunkte für die Besteigung des Triglavs dienen Mojstrana (Bahnstation Lengenfeld) im Tale der Wurzener Save, die Wochein (Bahnstation Feistritz-Wocheinersee) und die Trenta. Von allen diesen Orten gibt es wieder verschiedene Wege, so daß jeder die Wahl je nach seinem Geschmack und seinen Fähigkeiten hat. Der kürzeste und daher auch meist begangene Weg führt von Mojstrana durch das Kottal zum Deschmann-Haus und von dort über den Gletscher zum Gipfel. Dieser Weg hat auch den Vorteil, daß er mit der kürzesten Talwanderung verbunden ist. Von dem Dörfchen Mojstrana, wo der Turist in dem Gasthause des Bergführers Smerč freundliche deutsche Aufnahme und gute Unterkunft und Verpflegung findet, bringt ein bequemer Spaziergang durch schattigen Wald, der von der Großartigkeit seiner Umgebung nichts ahnen läßt, zum Talschlusse des Kottals. Ganz plötzlich eröffnet sich der Blick auf die Riesenwände der Rjovina und

die steile, mit Firnfeldern gesprenkelte Geröllschlucht, die gegen die wüsten Felskare des Triglav hinanzieht. Ein prächtiger, überraschender, aber zugleich entmutigender Blick, denn mit einem Male sieht man sich vor die Aufgabe gestellt, eine einzige Steilstufe von rund 1000 *m* Höhe und nicht gerade einladend aussehender Bodengestaltung zu überwinden. Die von der Sektion Krain hergestellte Weganlage, sowie eine prächtige Quelle nach dem ersten Drittel des Wegs und nicht zuletzt die immer mehr sich geltend machende Großartigkeit der Umgebung, erleichtern die Aufgabe.

Der Weg überwindet die Wald- und Krummholzregion und führt hart an den Fuß der Felswände der Rjovina hinan, die mit ihren Bändern und Überhängen einen prachtvollen Anblick bieten. Auf der Höhe angekommen, die ein hohes, von Lengenfeld aus abzulesendes Schneepegel bezeichnet, eröffnet sich der Blick auf eine von weiten Felstrichtern (Dolinen), zerrissenen Karenfeldern und Felsabstürzen gebildete Hochfläche mit reichlichen Schneefeldern: das Plateau „Pekel" (Hölle). Noch ist nichts vom Triglav zu sehen; was man für ihn halten könnte, sind bedeutungslose Nebengipfel. Erst nach längerem Steigen sieht man weit rückwärts allmählich eine Berggestalt sich emporheben, die immer höher aus ihrer Umgebung herauswächst und schließlich alles überragt. Das ist er, der König der Julischen Alpen, aber er ist noch zu ferne und die Felszüge der unmittelbaren Umgebung verdecken seinen Fuß, wir müssen ganz bis zum Deschmann-Hause emporsteigen, um seinen unverhüllten Anblick zu genießen. Von hier zeigt er sich in seiner ganzen Größe und in unmittelbarster Nähe. Kühn ragt sein Felshorn aus dem es umgürtenden Gletscher empor, eine Prachtgestalt von einem Berge, die bei aller Schroffheit des Aufbaues doch weiche, runde Linien zeigt und dadurch eine in den ganzen Kalkalpen einzigartige Form erreicht. Die Vegetation ist hier fast ganz erloschen, nackter Fels, Schnee und Eis sind die Elemente, aus denen sich die Landschaft zusammensetzt, die als ein Bild starrster, aber zugleich erhabenster Hochgebirgswelt erscheint.

Weitaus großartiger, aber auch länger und schwieriger als der Aufstieg durch das Kottal ist jener durch das Uratatal, das ebenfalls bei Mojstrana ins Savetal ausmündet. Eine mindestens doppelt so lange Talwanderung, die uns an dem sehenswerten Peritschnigfalle, der mit einem mächtigen Wasserstrahle eine überhängende Felswand überspringt, vorbeiführt, bringt uns an den höchst großartigen Talschluß der Urata, der durch die ungeheure Nordwand des Triglav gebildet wird. Übermächtig bauen sich hier die Wände auf, Zacken um Zacken erhebt sich mit fast senkrechten Abstürzen aus dem grünen, von dem kalten Feistritzbache durchflossenen Talboden und den ganzen, 1800 *m* hohen Absturz krönt das himmelhoch aufragende Haupt des Triglav mit seinem weiß schimmernden Gletscher. Es gibt wenige Punkte in den Alpen, wo die überragende Höhe eines Gipfels über seine Umgebung so überwältigend zum Ausdrucke kommt, wie hier am Talschlusse der Urata. (Das Bild Nr. 1, S. 307, zeigt links vom Triglav den Abschluß des Uratatals.) Die steile Triglavwand weist gegen die Abstürze der Begunski-Spitze eine Reihe von Bändern auf, die durch Wandstufen getrennt sind. Dies ermöglichte es der Sektion Krain, eine kühne Weganlage herzustellen, die, reichlich versichert, zu den ungeheuren Felskaren emporführt, die unter dem Triglavgletscher gelegen sind und zum Deschmann-Hause hinaufleiten. Dieser Aufstieg bildet zweifellos den großartigsten aller Triglavwege, man kann ihn auch eigentlich nicht schwierig nennen, doch erfordert er an manchen Stellen Schwindelfreiheit und Trittsicherheit. Die eindrucksvollste Stelle bildet die Wand „Na pregu" (Auf der Schwelle. — Abb. 2, S. 307), die aber infolge reichlicher Versicherung dem kaltblütigen Bergsteiger keine Schwierigkeiten bietet. Überraschend wirkt

der erste Anblick des Triglav nach Überwindung der Wand. Höchst großartig gestalten sich auf diesem Wege die Rückblicke auf den Talboden der Urata und auf die gegenüberliegenden Spitzen der Skerlatiza-Gruppe; der Triglav selbst zeigt die ganze Wildheit seiner Nordabstürze.

Die Besteigung der Triglavspitze vom Deschmann-Hause zählt zu den herrlichsten Wanderungen, die man in den Alpen machen kann, und erfordert lediglich einen schwindelfreien Kopf. Nach Durchwanderung des obersten Felstals und Querung einiger steiler Schneefelder, die aber zumeist von früheren Besuchern ausgetreten sind und daher nur selten das Schlagen einer Stufe erfordern, erreicht man den hier ganz flach gelagerten und spaltenlosen Gletscher, über den in früher Morgenstunde hinwegzuschreiten, wenn ringsum die Felsenburgen im Lichte der aufgehenden Sonne zu erglühen beginnen, ein köstliches Vergnügen ist. Der Gletscher führt unmittelbar an den Fuß des Kleinen Triglav und zu dem Plateau Krederza, auf dem eine Schutzhütte des Slovenischen Alpenvereins steht. Hier an den Felsen des Kleinen Triglav beginnt die Kletterei, wenn man sie so nennen darf. Unsere kühnen Dolomitentürme-Bezwinger würden sich entrüsten, dies Kletterei zu nennen, doch ob Kletterei oder „hochalpiner Spaziergang", das eine steht fest, daß man, an den Felsen des Kleinen Triglav stehend, nicht recht begreift, wie man da hinaufkommt und mit Entsetzen turmhoch senkrecht ober sich ein paar winzige Menschenkinder herumkrabbeln sieht, die vielleicht etwas früher aufgebrochen sind und auf schier rätselhaften Wegen diese Höhe erreicht haben. Wenige Schritte in die Felswand lösen das Rätsel. Da finden wir eine breit ausgemeißelte Stufe neben der anderen, und wo unsere Hand hintastet, stellt sich ein fester Eisenstift ein, der uns mit der größten Sicherheit über die schauderhaftesten Abgründe hinwegschreiten läßt. So erreichen wir über eine steile Plattenflucht eine Felsecke, von der man senkrecht unmittelbar neben dem Fuße ein paar hundert Meter auf den Gletscher hinabblickt. Es ist dies ein Punkt, der den furchtlosen, schwindelfreien Bergsteiger in Entzücken versetzen kann, aber auch geeignet ist, ängstlichen Gemütern das Gruseln beizubringen. Hier beginnt ein Drahtseil, das uns sicher zur Höhe des Kleinen Triglav hinaufführt. Von diesem willkommenen Ruhepunkte eröffnen sich mit einem Male ganz neue Ausblicke. Tief zu unseren Füßen breitet sich eine Steinwüste von ungeheurer Ausdehnung, die in das Siebenseen-Gebiet hinüberführt. Darüber hinweg erblickt man an klaren Tagen die weite blaue Fläche des Adriatischen Meeres mit den Lagunen von Grado und den istrischen Vorgebirgen bis zur Punta Salvore. Der Gipfel des Triglav erscheint in ganz neuer Gestalt, als eine aus Stein gemeißelte schlanke Pyramide, zu der ein schmaler Felsgrat hinüber leitet. Er erscheint noch immer hoch genug, um einen überwältigenden Anblick zu gewähren, und zeigt nach allen Seiten glatte Felswände von abschreckender Steilheit. Die Überschreitung des Grates bietet keine Schwierigkeiten, da dessen schmale Stellen künstlich verbreitert und mit einem Drahtseil versehen sind, so daß man die ergreifenden Tiefblicke rechts und links sorglos genießen kann. Am Fuße des obersten Gipfelbaues angelangt, bemerkt man, daß dessen von weitem fast unersteiglich scheinende Wand durch eine ununterbrochene Reihe von breit ausgemeißelten Steinstufen und fortlaufende Drahtseilanlagen ihrer Glattheit beraubt und zugänglich gemacht wurde. Doch ist der Aufstieg in den letzten Partien von leiterartiger Steilheit und der unmittelbare Tiefblick auf den hier von breiten Spalten durchfurchten Gletscher verlangt immerhin ruhige Nerven, denn die Grenze zwischen Sein und Nichtsein ist hier an manchen Stellen auf Fußesbreite zusammengezogen. Wer aber mit kaltem Blute den Blick in die grausige Tiefe zu versenken vermag, dem wird die Begehung dieser

Stellen einen seltenen Genuß bieten. Der Gipfel selbst, der mehr Raum bietet, als man von unten gesehen vermuten würde, trägt ein Bauwerk, das ihm keineswegs zur Zierde gereicht, den vom Slovenischen Alpenverein errichteten Aljaschturm, ein eisernes Gehäuse, das nur für drei Personen Raum bietet und bei Sturm und Kälte einigen Schutz gewährt, in Wirklichkeit aber eine slovenische Trutzburg gegen den D. u. Ö. Alpenverein darstellen soll, den man damit aus dem Felde geschlagen wähnt. Mögen andere eine Freude daran haben, den nationalen Streit bis auf die höchsten Gipfel zu tragen, wir freuen uns einzig und allein an der überwältigenden Aussicht, die wir von dieser hohen Felsenzinne genießen. All die übrigen stolzen Gipfel der Julischen Alpen liegen tief unter uns und beugen das Haupt vor ihrem Beherrscher; aus dem Norden leuchten die weißen Gletscher der Hohen Tauern, ferne im Westen grüßen die Dolomiten, weite grüne Lande breiten sich gegen Osten aus und im Süden liegt die friaulische Ebene mit dem Streifen blauen Meeres im Hintergrund, den man an schönen Tagen bis gegen Venedig verfolgen kann. Am meisten aber fesselt doch die nächste Umgebung mit ihren tiefen Abgründen und weiten Steinmeeren.

Wer diese durchwandern will, dem sei der Abstieg über die sieben Seen zum Wocheinersee empfohlen, eine zwar lange und teilweise mühsame, aber interessante Wanderung. Vom Kleinen Triglav gelangt man auf gut versicherten Felssteigen zur Maria-Theresien-Hütte, 2404 *m*, die an einem für die verschiedenen Triglavwege äußerst wichtigen Knotenpunkte steht. Der durchwegs gut markierte Weg nach den sieben Seen führt zunächst über weite Felskare fast eben zu dem Doletschsattel, wo der Skoksteig aus der Trenta heraufkommt. Hierher kann man auch direkt von der Triglavspitze auf dem über die Flitscher Scharte führenden Alpenvereinswege gelangen, der zwar schwieriger ist als der Abstieg über den Kleinen Triglav, aber um eine Stunde kürzt. An den Hängen des Kanjauz, 2568 *m*, der von hier leicht zu ersteigen ist, führt der Weg zu einem wüsten, aus tief eingerissenen Karenfeldern und Geröllschluchten gebildeten Felsplateau empor, aus dem alles Leben entflohen ist. Kein Grashalm, keine Blume unterbricht hier das blendende Weiß des Gesteins, ober dem die Luft im Glanze der zurückgeworfenen Sonnenstrahlen flimmert. Wir befinden uns dort, wo der Sage nach einst blühende Almen lagen, die, nachdem die Freveltat des Trentajägers den goldgehörnten weißen Gemsbock Zlatorog vertrieben hatte, zur Strafe in eine solche Wüste verwandelt wurden. Man muß die Phantasie des Volkes bewundern, die aus einer so rauhen und öden Natur Nahrung schöpft. Aus dieser Steinwüste gelangen wir über steile Geröllhalden in das lange, von wenig hohen Felskämmen eingeengte, fast ganz eben verlaufende Seetal, das einst recht mühsam zu durchwandern war, nun aber dank den Weganlagen der Sektion Krain bequem zu durchschreiten ist. Von den sieben Seen liegen nicht alle am Wege, die beiden obersten sind nur durch einen Umweg zu erreichen. Hingegen führt der Steig an den schönsten und größten der Seen unmittelbar vorüber. Der Anblick dieser Seen wirkt nach stundenlangem Wandern durch Steinwüsten überraschend, hier würde man alles andere eher vermuten als Wasser. Es ist klares, frisches Wasser, das, rings umgeben von blendend weißem Gestein, des Himmels Blau widerspiegelt; grell und unvermittelt grenzen sich die beiden Farben voneinander ab und keine andere stört den Gegensatz. Erst bei dem schon tiefer gelegenen Doppelsee, an dessen Ufer die kleine Triglavseen-Hütte, 1683 *m*, gelegen ist, stellt sich wieder Pflanzenwuchs ein und es öffnet sich der Blick auf ungeheure, karstartige, spärlich bewachsene Hochflächen, die gegen den Berg Bogatin, 2008 *m*, in dem der Schatz Zlatorogs vergraben liegt, hinanziehen. Erst hier beginnt der Weg sich merklich zu senken und führt durch

Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Triglav mit dem Deschmann-Haus

einst von dichtem Urwald bestandene, jetzt gänzlich abgeholzte Gräben an den Rand der Komarzawand. Wer hier an die fast senkrecht abstürzende Wand hinaustritt und zum ersten Male den fast 800 *m* tiefer liegenden Wocheinersee und den prächtigen Talkessel zu Füssen erblickt, wird sich eines mächtigen Eindrucks nicht erwehren können. Die Wildnis, die uns stundenlang umfangen, haben wir im Rücken, unter uns lacht das blühende Tal; es lockt uns, hinabzusteigen an die Gestade des Sees, der so friedlich in der Tiefe liegt. Hier führte in früheren Jahren eine kühn angelegte Seilbahn frei durch die Luft ins Tal und brachte die mächtigen Holzstämme in die Tiefe. Sie ist überflüssig geworden, seitdem der letzte Stamm die verwegene Luftreise zurückgelegt hat, aber noch führt der alte Fußsteig an dem Absturze hinab und versteht es, mit großem Geschick sich allen Bändern und Vorsprüngen anzuschmiegen und sich dabei in dem Wald zu verstecken, so daß man erst am Fuße der Wand angelangt zum Bewußtsein kommt, über welch grauenhafte Abgründe uns der Weg so sicher herabgeleitet hat. Schon beim Abstieg über die Wand haben wir ein mächtiges Rauschen von fernen Wasserstürzen vernommen. Es ist der nahe Savizafall, der, in eine wilde Felsschlucht mit senkrechten Wänden eingeschlossen, 60 *m* tief in ein Felsbecken hinabstürzt, das er sich im Laufe der Jahrtausende ausgenagt hat. Eine gute Weganlage ermöglicht es, das prächtige Naturschauspiel aus nächster Nähe zu genießen. Das gleiche Wasser, das hoch oben als blauer Bergsee träge zwischen totem Gestein eingebettet lag, bricht sich hier als ein von wilder Kraft strotzender Wasserfall Bahn, durchschäumt tiefer drunten als tosender Gebirgsbach sein von Gesteinstrümmern erfülltes Bett und tritt dann so ruhig mit seinen klaren, blauen, von zahlreichen Forellen belebten Tümpfen in den Wocheinersee ein, als hätte es nie etwas anderes gekonnt. Der Besuch des schönen Wocheinersees lohnt sich gewiß auch vom Tale her, wer aber seinen Reiz ganz empfinden will, der muß ihn im Abstiege von den sieben Seen kennen lernen. Wer vom Triglav kommt, wird, auf der Brücke bei St. Johann stehend, wo die Wocheiner Save aus dem See ausfließt, mit freudiger Genugtuung gerne noch einmal zu dem hoch in den Lüften thronenden Gipfel hinaufblicken, der hier durch einen Taleinschnitt sichtbar wird.

Ist der Weg über die sieben Seen hauptsächlich für den Abstieg zu empfehlen, so eignet sich der alte Wocheinerweg über Belopolje besonders für den Anstieg und muß heute, wo durch die neuen, großartigen Alpenvereinswege die früheren großen Umwege und Höhenverluste vollständig vermieden werden, als der bequemste aller Triglavwege bezeichnet werden. Dieser Weg vermeidet alle jähen Anstiege und bringt eine reiche Abwechslung herrlicher Bilder, die sich stetig steigern und die ganze Stufenleiter durchlaufen, die von der Lieblichkeit der weiten, grünen Alpenweiden zu der wilden Großartigkeit der Felswelt des Triglav hinanführt. Sowohl von der Bahnstation Feistritz über Mitterdorf als vom Wocheinersee über Althammer erreicht man auf bequemen Wegen die Hütten der Alpe Uskovniza, von der man prächtige Rückblicke auf die das Wocheinertal im Süden begrenzenden Bergzüge, sowie auf die dem Triglav vorgelagerten, weißen Felshäupter genießt. Von hier führt ein neuer Alpenvereinsweg durch die Hänge ober der Terstzaalm zur Oberen Toschzalm und an den steilen Hang des Toschz, der auf prächtig angelegtem Weg gequert wird. Mit dem Einbiegen um die Ecke des Toschzhangs eröffnet sich mit einem Male die ganze Herrlichkeit des Hochgebirgs, und der kühn durch die steilen Felswände gelegte Alpenvereinsweg führt uns über tiefe Schluchten und Abgründe zu der ober der Alpe Belopolje gelegenen Quelle, die uns einen willkommenen Ruhepunkt bietet. Wir befinden uns ober einem weiten Felskessel, den himmelhoch aufragende Bergspitzen umschließen, dessen Boden aber

durch eine üppig grünende, eben ausgebreitete Matte gebildet wird, an deren Rande die Hütten der Alpe, sowie die Vodnig-Hütte des Slovenischen Alpenvereins liegen. Von der Quelle ziehen steile, grüne Hänge, die mit prächtigen Edelweißsternen besät sind, zu den Felswänden hinan. Man kann sich einen köstlicheren Punkt zum Ausruhen nicht denken. Weiter aufwärts zieht der Alpenvereinssteig; wo sich Felswände in den Weg stellen, werden sie keck mit Stufen und Drahtseilen überwunden, die Landschaft wird öder, das Gras immer spärlicher und wir erreichen den Kermasattel, wo der Weg durch das Kermatal von Mojstrana heraufkommt. Das weiße Gestein hat nun vollends die Herrschaft gewonnen, Schneeflecken mischen sich darunter, die früher so hoch erschienenen Spitzen der umliegenden Berge sind gesunken und nur einer steht in ungebeugter Größe alles überragend da und reckt stolz sein Haupt empor: der mächtige Triglav. Wir stehen vor der Maria-Theresien-Hütte. Von hier läßt sich die Spitze des Triglav sowohl direkt über die Flitscher Scharte als über den Kleinen Triglav erreichen, doch wird der letztere Anstieg nicht nur als der leichtere, sondern auch wegen seiner Schönheit zumeist vorgezogen.

Kaum weniger großartig und lohnend ist eine Umkreisung des Triglavgipfels auf dem neuen, von der Sektion Krain hergestellten Ringwege in einer Höhe von 2300 bis 2500 *m*. Dieser Weg führt um den Südgrat des Triglav herum auf die Trentaseite des Bergs, wo sich entzückende Blicke auf das in erschreckender Tiefe liegende Tal, sowie auf die westlichen Julischen Alpen eröffnen, und leitet uns sodann an die mit ungeheuren prallen Wänden gegen die Urata abstürzende Nordseite. Hier beginnt ein Gang, der zu dem Eindrucksvollsten gehört, das die Alpen zu bieten imstande sind, die Überschreitung des sogenannten „Kugybandes". Durch breite Aussprengungen und gute Versicherungen ist dieses Band, von dem Dr. Kugy sagt, daß er keine ärgere Schwindelprobe kenne, leicht und sicher gangbar geworden, der mächtige Eindruck des Tiefblicks auf den Talboden der Urata, der 1500 *m* tief fast senkrecht zu unseren Füßen liegt, hat dadurch nicht gelitten, vielmehr läßt er sich erst jetzt mit Ruhe und ohne Sorge um das eigene Leben genießen. Die Überschreitung des Bandes führt uns auf den Gletscher, der hier eine unangenehme Steilheit hat und deshalb beim Überschreiten besonders dann, wenn er blankes Eis zeigt, was im Spätsommer oft vorkommt, große Vorsicht und den Gebrauch von Pickel und Steigeisen voraussetzt. Die Querung des Gletschers bringt uns an schönen Spalten vorbei zur Höhe des Krederzasattels, von dem der Alpenvereinsweg zum Teil über künstlich ausgesprengte Felsbänder zur Maria-Theresien-Hütte zurückleitet. Der Ringweg hat außer seiner Schönheit und Großartigkeit eine hervorragende praktische Bedeutung, indem er sämtliche Triglavwege untereinander verbindet und insbesondere die Möglichkeit bietet, vom Trentaner Kugywege her sowohl die Maria-Theresien-Hütte, als auch das Deschmann-Haus zu erreichen.

Unter allen Wegen, die zum Triglavgipfel führen, werden die Trentaner Aufstiege am wenigsten begangen, was sich wohl durch die weltferne Lage der Trenta und das Fehlen jeder Unterkunft am Wege erklären läßt. Und doch kann ein Besuch der Trenta, sei es im direkten Abstieg vom Triglav oder über einen der Pässe, die den Übergang zu den Bahnstationen des Savetals vermitteln, nicht genug empfohlen werden. Es ist ein enges Hochgebirgstal, aus dem die Berge so himmelhoch aufragen, daß man völlig den Kopf recken muß, um ein Stück Himmel zu überblicken. Die Felsen reichen bis zur Talsohle herab und mühsam erkämpft sich der spärliche Nadelwald seinen Stand. Aber auf den Bergen gibt es weite Grasflächen von furchtbarer Steilheit, die Hunderten von Schafen, den einzigen Haustieren der Trentaner, Nahrung geben. Es ist ein blutarmes, aber ehr-

liches Volk, das dieses weltentlegene Tal bewohnt, schwer ringt es inmitten einer übermächtigen, rauhen Natur um sein Dasein, aber dieser Kampf hat es gestählt und Fähigkeiten ausgebildet, die man bewundern muß. Wer je Trentaner Hirtenbuben in den Felsen ihrer Heimatsberge klettern gesehen hat, der muß über das Anpassungsvermögen des Menschen an diese Art von Natur staunen. Seit von Flitsch her ein Sträßchen hereinführt, hat sich der Verkehr von dieser Seite etwas gehoben und neben der Baumbach-Hütte der Sektion Küstenland, wohl der tiefstgelegenen (622 *m*) Schutzhütte der Alpen, ist ein bescheidenes Wirtshaus entstanden. DerTurist wird aber stets den Übergang über den Mojstrokapaß (Werschetzsattel) oder über die Lukniascharte bevorzugen, da diese Übergänge nicht nur an sich Bilder entrollen, die einer Gipfelersteigung ebenbürtig sind, sondern zugleich die bequemste und kürzeste Verbindung mit den Bahnstationen Kronau und Lengenfeld herstellen. Wer bloß die Trenta kennen lernen will, steigt von Kronau durch das prachtvolle Pischenzatal zur Voß-Hütte der Sektion Krain empor, die sich in herrlicher Lage gegenüber den Felsabstürzen des Prisang wenige Meter unter der Paßhöhe des Werschetzsattels befindet und großartige Ausblicke auf die umliegende Bergwelt bietet. Von der Paßhöhe führt ein sehr guter, vom Militär errichteter Reitsteig bis an die Talsohle der Trenta hinab, die in der Nähe des Ursprungs des Isonzo erreicht wird, der aus einem zaubervoll im Innern einer Felsspalte ruhenden Seespiegel plötzlich an das Tageslicht tritt und ungestüm sein klares Wasser über die Felsen schäumen läßt. Eine kurze Talwanderung, reich an schönen Bildern, bringt uns hinab zum Dörfchen Loog, wo die Baumbach-Hütte steht und wo vom Triglav her das Zadnizatal einmündet. Dieses führt uns in einen eng von Felsen umschlossenen Kessel, aus dem eine steile Schlucht gegen die Lukniascharte hinanzieht. Zu beiden Seiten dieser tief eingerissenen Schlucht streben Wege zur Höhe der Scharte hinan, die torartig zwischen den Steilhängen des Bihauz und den Nordwänden des Triglav einschneidet. Beide Wege bieten so viel Schönes und Anregendes, daß man stets viel verliert, wenn man nur den einen begangen hat. Der bequemere und durch künstliche Herrichtung auch ganz sicher gewordene Weg ist der über die Zajauner Alpenhütte führende, der die ungeheuer steil gegen die Schlucht abfallenden Grashänge des Bihauz quert. Der an der Triglavseite liegende Weg führt mehr durch Fels, bietet aber ebenfalls keine Schwierigkeit, wenn auch einige Stellen, geradeso wie beim anderen Wege, ziemlich ausgesetzt sind und daher einige Aufmerksamkeit erfordern. Beide Wege bilden prachtvolle Ausblicke auf die gegenüberliegenden Berge und überall kann man hart am Steige die schönsten Edelweißsterne pflücken. Auf dem Lukniapasse steht man so unmittelbar unter den ungeheuren Nordwänden des Triglav, daß man sie mit der Hand berühren kann, und mit jedem Schritte abwärts sieht man die Wände höher herauswachsen, jeder neue Felszacken, der sichtbar wird, überragt den anderen an Höhe, bis endlich das Haupt des Triglav mit seinem Gletscher sichtbar wird. Über Gerölle und große Steinblöcke wird der Talboden der Urata erreicht, wo die Aljasch-Hütte des Slovenischen Alpenvereins steht. Wer von der Lukniascharte etwa zum Deschmann-Haus emporsteigen will, der braucht nicht ganz bis an die Sohle des Uratatals abzusteigen, sondern kann den von der Sektion Krain hergestellten Querweg benützen, der die Lukniascharte mit dem Urata-Triglavweg verbindet. Man kann auf diese Weise von der Baumbach-Hütte in fast der gleichen Zeit wie von Mojstrana zum Deschmann-Haus kommen und lernt an Stelle der langen und einförmigen Wanderung durch das Uratatal den prächtigen Übergang über die Lukniascharte kennen. Von dem aus der Trenta auf der Triglavseite zum Lukniapaß führenden Weg zweigt ein schon vor vielen Jahren von den Einheimischen recht kühn angelegter Steig, der „Skok" ab, der durch die

steilen Wandstufen zur Höhe des Doletschsattels hinanklimmt, von wo aus auf schon früher erwähnten Wegen sowohl der Triglavgipfel als auch die Maria-Theresien-Hütte erreicht werden kann. Dieser teilweise ziemlich schwindlige aber schöne Ausblicke auf den Jaluz und die übrigen Trentaberge bietende Gang vermittelte früher den einzigen möglichen Aufstieg aus der Trenta zum Triglav, wenn man nicht den in seinem Urzustande sehr schwierigen „Kugyweg" wählen wollte. Diesen großartigen, hochinteressanten Weg hat nun die Sektion Küstenland im Jahre 1905 vollends ausgebaut und dadurch nicht nur dessen Schwierigkeiten genommen, sondern auch die weitaus kürzeste Verbindung zwischen der Baumbach-Hütte und dem Triglavgipfel hergestellt. Trotzdem wird dieser Weg infolge des großen Höhenunterschiedes von mehr als 2200 *m* und seiner durchgängigen Steilheit immerhin im Aufstiege ein gewisses Maß von Ausdauer erfordern, weshalb er trittsicheren und schwindelfreien Bergsteigern schon wegen der prächtigen Tiefblicke in die Trenta für den Abstieg empfohlen werden mag. Auch dieser Weg läuft in seinen unteren Teilen mit dem Skoksteige gleich, verläßt ihn jedoch bald, um durch steile Felsschluchten zum Flitscher-Schnee, einem flach ausgebreiteten Firnfelde, emporzuführen. Hier wäre wohl ein prächtiger Platz für eine Schutzhütte, doch dürfte dieser schöne Traum kaum so bald verwirklicht werden.

Ein schiefes Felsband, das einst recht schwierig zu begehen war, jetzt aber seine Schrecken verloren hat, vermittelt den Aufstieg zur Flitscher Scharte, wo man den von der Maria-Theresien-Hütte heraufkommenden direkten Triglavweg trifft. So ist der Triglav von allen Seiten her künstlich zugänglich gemacht worden, wie kaum ein anderer Berg in den Alpen und nur wenige Stellen bleiben übrig, wo der Freund schwieriger Kletterarbeit noch die volle, ihm erwünschte Ursprünglichkeit findet. Wer es jedoch liebt, den Stier bei den Hörnern anzupacken, dem bieten die gegen das Uratatal und die Lukniascharte abstürzenden Riesenwände unbegrenzte Möglichkeiten, aber auch Schwierigkeiten höchster Art.

Der Triglav übertrifft die übrigen Erhebungen seiner Gruppe so sehr an Höhe und Kühnheit des Aufbaues, daß er fast das ganze Interesse für sich allein in Anspruch nimmt und mit Recht als der König und unbestrittene Alleinherrscher in seinem Gebiete betrachtet werden kann.

Anders liegen die Verhältnisse in der nächstwestlichen Gruppe, die ich die

KRONAUER BERGE nennen möchte, weil sie alle das bei dem Dorfe Kronau (Bahnstation der Linie Tarvis—Aßling) sich öffnende Pischenzatal umschließen, während ihre Rückseite teils dem Uratatale, teils der Trenta zugekehrt ist. Hier ragen viele Spitzen auf, die miteinander wetteifern und sich den Rang streitig machen. Wenn auch die Skerlatizagruppe mit dem prächtigen Suhiplaz, 2738 *m*, sie alle an Höhe und Schwierigkeit übertrifft, so reckt doch daneben der Razor so keck sein Felshorn in den Himmel hinein und stellt der Prisang seine pralle Nordwand so breit in den Vordergrund, daß man es ihnen anmerkt, daß sie sich nicht beugen wollen, sondern beanspruchen, als gleichwertig betrachtet zu werden. Diese Berge ziehen sich auch nicht wie der Triglav bescheiden in das Innere des Hochgebirgs zurück, sondern sie stellen sich so unmittelbar neben das Geleise der Eisenbahn, daß auch der gleichgültigste Reisende gezwungen ist, zu ihnen aufzuschauen. Mit scheuer Bewunderung blickt da so mancher zu diesen Felsriesen empor, die so drohend ihre nackten Gesteinsleiber bis zu den Wolken erheben. Fast alle diese Spitzen zeigen schmale Grate, die nach allen Seiten mit steilen Wänden in die tief liegenden Täler abfallen, und nur an einigen Stellen, wie zwischen Razor und Krisch, kommt es zur Bildung von ausgedehnten Hochkaren. Einen großartigen Einblick in diese Berge gewährt die bequeme Wanderung zur Voß-Hütte, 1523 *m*, die als die einzige

Schutzhütte dieses Gebiets nicht nur den Übergang in die Trenta, sondern auch die Besteigung des Prisang und Razor, sowie auch der westlich vom Werschetzsattel emporstrebenden Moistroka und des Jaluz erleichtert. Bei Kronau öffnet sich das Pischenzatal, eines der prächtigsten Täler der östlichen Julischen Alpen. Schon von der Bahn aus sieht man im Hintergrunde den schlanken Felsturm des Razor und die breite Wand des Prisang aufragen und gelangt nach kurzer Talwanderung bei der Kronauer Alpe zur Umbiegung des Tals, das links zu einem allseits von riesigen Felswänden eingeschlossenen Kessel emporführt, während der Weg zur Voß-Hütte und zum Werschetzsattel rechts sanft durch den Wald hinansteigt. Bald werden die prachtvollen Felstürme der Skerlatiza sichtbar, die mit ihren auffallend roten, an die Färbung der Croda rossa erinnernden Wandabstürzen das Tal höchst wirkungsvoll abschließen; die von tief eingerissenen Kaminen durchzogene Wand des Prisang rückt in greifbare Nähe und nach kurzem, bequemem Aufstiege stehen wir vor der Voß-Hütte, die einen etwas abseits vom Wege stehenden, schön bewaldeten Hügel krönt, an dessen Fuß eine Quelle mit klarem, frischem Wasser entspringt. Die Lage der Hütte ist sehr schön und vereinigt großartige und liebliche Bilder; insbesondere fesseln die gegenüberliegenden Felswände des Prisang mit dem deutlich sichtbaren Riesenfenster, das erodierende Kräfte in diesen Berg geschnitten haben. Den Zutritt zu den Anstiegen auf den Prisang und Razor, die von hier aus am bequemsten und leichtesten zu erreichen sind, vermittelt der von der Sektion Krain angelegte „Konsul-Vetter-Steig", der die gegen die Trenta hin abfallenden Südhänge des Prisang durchzieht, um bei der Mlinerzaquelle am Fuße des Razor zu endigen.

Um den Prisang zu besteigen, benützen wir diesen zunächst über den mit Krummholz und Alpenrosen bewachsenen Sattelkamm führenden Weg bis an den Westfuß des Bergs und wenden uns dann über mit zahlreichen Edelweißsternen geschmückte Rasenhänge steil ansteigend dem großartigen Prisangfenster zu, das an sich schon eines Besuchs wert ist und eine seltene Sehenswürdigkeit bildet. In jahrtausendelanger Arbeit hat die Natur hier ein staunenswertes Werk vollbracht; sie führt uns deutlich vor Augen, mit welchen Kräften sie die Gestaltung dieser Felsgebilde zustande bringt. Langsam aber stetig nagte sie an dem harten Gestein, bis sie mit einem mächtigen Felsentor die ganze Wand durchbrochen hatte, durch die wir nun staunend nach Norden durchzublicken vermögen. Noch durch weitere Jahrtausende wird sie an der Decke nagen, bis diese unter der Schwere ihres eigenen Gewichts einstürzen wird, um an Stelle des Fensters eine einfache Felsscharte zurückzulassen. So vollzieht sich langsam vor unseren Augen der Vorgang, der all die Zacken und Zinnen unserer Kalkalpen geformt hat und nicht ruhen wird, bis er sie alle ihrem Untergange geweiht hat. Wir werden es nicht erleben und auch noch nach uns werden sich zahlreiche Geschlechter an der Formenpracht dieser Berge erfreuen. Vom Fenster führt uns eine nicht allzu schwierige, aber ziemlich ausgesetzte Kletterei zu einer gerade über dem Fenster liegenden Scharte, von der wir, im allgemeinen längs des teilweise plattigen Grats, der uns Gelegenheit zu prächtigen Tiefblicken gibt, den Gipfel des Prisang erreichen. Die Aussicht wird durch die nahen höheren Gipfel des Suhiplaz, des Razor und Jaluz beschränkt, doch bieten diese selbst einen so großartigen Anblick dar, daß man für die durch sie verdeckte Fernsicht voll entschädigt wird.

Wenn wir den Konsul-Vetter-Steig weiter verfolgen, kommen wir über die Kronauer Ochsenalpe, zu der auch ein Weg aus der Trenta heraufführt, zur Mlinerzaquelle, die unter der Koritascharte (Prisangjoch), der tiefsten Einschartung zwischen Prisang und Razor, gelegen und uns mit ihrem köstlichen,

frischen Wasser sehr willkommen ist. Prächtig schauen die Berge der gegenüberliegenden Seite der Trenta, der schön geformte Flitscher Grintuz und all die übrigen Spitzen der hinteren Trenta herein und vor uns erhebt sich aus weit ausgebreiteten Geröllströmen der mächtige Felsklotz des Razor, der hier völlig die Form, in der wir ihn von Norden kennen gelernt haben, verändert hat. Ziemlich mühsam kommen wir über die lockeren Geröllhalden an die Felsen heran, in die wir auf breitem Schuttbande einsteigen, das wir solange verfolgen, bis uns der Abbruch des Bandes zwingt, in einem steilen Felsrisse, zum Teile etwas ausgesetzt, zu den gewöhnlich von Schneefeldern unterbrochenen, ausgedehnten Geröllfeldern emporzuklettern, die den obersten Gipfelbau umsäumen.

Wieder geht es ziemlich lang und beschwerlich durch Geröll bis zur tiefsten Einsenkung des Westgrats empor, wo wir durch ein kleines Felsloch auf die Südseite schlüpfen können, um uns jedoch gleich wieder dem Grate entlang den Gipfelfelsen zuzuwenden, die von Norden her ohne Schwierigkeit erstiegen werden können. Alles in allem gestaltet sich die Besteigung des Razor beschwerlicher, die Kletterei weniger anregend, aber auch leichter als jene am benachbarten Prisang. Die Aussicht ist jener ähnlich, doch sind die Nahblicke ganz verschieden, da die weiten Hochkare, die den Razorgipfel mit Ausnahme der Pischenzaseite fast überall umgeben, ein ganz anderes Bild gewähren, als die prall abstürzenden Wände des Prisang. Diese einsamen, ernsten, selten von eines Menschen Fuß betretenen Hochkare mit ihren kleinen, zwischen bleichem Gestein eingebetteten Seen (Spleutasee) bieten die Möglichkeit, vom Razorgipfel nach allen Richtungen hin abzusteigen oder diesen von den verschiedenen Tälern aus zu erreichen, so von der Trenta her durch den Belipotok- (Weißenbach-) Graben, von der Urata über das Krischjoch, aus der Pischenza über die steile, 700 *m* tief abstürzende, aber gut versicherte Krischwand.

Aus diesen Karen lassen sich auch die Nachbargipfel des Razor, der Krisch, 2410 *m*, und der prächtige, den Hintergrund der Urata beherrschende Steiner, 2501 *m*, ohne Schwierigkeit ersteigen. Von keinem Berge aus kann man den Triglav so nahe und in solch überwältigender Großartigkeit bestaunen, wie von dem zuletzt genannten Gipfel. Wer ein Freund steiler, schlüpfriger Grashänge ist, der möge von der Lukniascharte oder von der Zajauneralm aus den schönen, grünen Bihauz, 2414 *m*, ersteigen und sich unterwegs an den vielen, schönen Edelweißblüten erfreuen, die ihm aus dem saftig grünen Alpengrase entgegenleuchten, er möge aber auch auf die vielen Schafe achten, die sich als die alleinigen Besitzer dieser Grashänge fühlen und nicht scheuen, ihren Besitz durch einen Hagel von Steinen zu verteidigen.

Der stolzeste Berg dieses Gebiets ist der prächtige Suhiplaz (siehe das gegenüberstehende Bild), die höchste Erhebung der vielzackigen, zwischen Urata und Pischenza gelegenen Skerlatizawand (Scharlachwand), die ihre Steinarme bis gegen Mojstrana und Kronau hin ausstreckt und mit dem wilden Martulikgraben unmittelbar ins Savetal abfällt. Die Herrscherrolle, die dieser Berg in der Umgebung von Villach und des Wörthersees spielt, ließ vermuten, daß dessen Höhe beträchtlich sein müsse, aber erst die neue Ausgabe der österreichischen Militär-Spezialkarte hat sie mit 2738 *m* festgelegt. Die Besteigung des Suhiplaz ist nur ausdauernden Bergsteigern und tüchtigen Kletterern zu empfehlen, da die zu bewältigenden Höhenunterschiede infolge Mangels jeder Unterkunftsmöglichkeit zwischen Tal und Spitze bedeutend sind und keinerlei Weganlagen das Emporkommen sowie die Überwindung der Schwierigkeiten erleichtern. Der beste Zugang ist der aus dem Uratatale, von dessen letzten Hütten man recht mühsam zum weiten Hruschzakar hinansteigt, aus dem man um die Ostwand der Rogiza, 2582 *m*, herum durch das

Naturaufnahme von Bruno Heß

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Suhiplaz vom Pischenzatal

„Letzte Tal" (Zadnidol) über ermüdende Geröllhalden an die von einer wilden Schneeschlucht durchfurchte Südwand des Suhiplaz gelangt. Hier beginnt eine anstrengende, zum Teile sehr ausgesetzte Kletterei, die uns durch die Vermittlung eines Felsbandes in den „Riesenkamin" führt, in dem uns ein eingeklemmter Block und ein zum Teile überhängender Abbruch die meisten Schwierigkeiten bereiten. Seit der ersten Ersteigung durch Dr. Jul. Kugy im Jahre 1880 hat sich die bei den verschiedenen, im ganzen seltenen Besteigungen gewählte Route bemerkenswert geändert; keiner folgt ganz genau den Fährten seines Vorgängers. Der Suhiplaz ist, welchen Aufstieg man wählen will, kein Berg für jedermann und führerlose Bergsteiger werden die Schwierigkeiten des Pfadfindens immer aufs neue zu überwinden haben. Aus Jagdrücksichten erlassene Wegverbote erschweren überdies die Zugänglichkeit dieses von so vielen aus der Ferne gesehenen und doch von so wenigen betretenen Gipfels. Die Aussicht bietet vor allem einen herrlichen Blick auf den unmittelbar gegenüber liegenden Triglav sowie großartige Einblicke in die ungeheuer steilen Abstürze gegen den Hintergrund des Pischenzatals. Die grünen Berge und Täler Kärntens, die über die Karawanken hereinschauen, bilden einen mildernden Gegensatz zur starren Großartigkeit der nächsten Umgebung. Von dem Hruschzakar kann man — allerdings nicht ganz leicht — über die durch ein schneidiges Grattürmchen gekennzeichnete Uratizascharte zum Krischkar und Spleutasee gelangen und von dort sowohl über die Krischwand in die Pischenza oder durch den Belipotokgraben in die Trenta absteigen.

Alle die Berge, die ich mit dem Namen Kronauer Berge zusammengefaßt habe, fallen mit ungeheuren, steilen, oft senkrechten Wänden gegen die hintere Pischenza und Karniza ab und bieten von dieser Seite einen ebenso großartigen wie abschreckenden Anblick. Trotzdem ist es Dr. Jul. Kugy mit seinem vortrefflichen, erst jüngst verblichenen, treuen Führer Andr. Komaz gelungen, das scheinbar Unmögliche zu bewältigen und alle diese Felsriesen von ihrer schwersten, unzugänglichsten Seite zu überwinden. Es waren Aufgaben allerschwierigster Art, die da überwunden wurden; wer daran Freude hat, der möge diese Wege wiederholen, aber sich vorher genau überlegen, ob er solchen Aufgaben gewachsen ist, denn unerbittlich schlägt die Natur jeden zurück, der sich ihr leichtsinnig nähert, sie straft ihn mit Tod und Verderben.

DER MANHART Wer sich auf einer der von Wien nach Tirol oder Italien führenden Bahnlinien der Stadt Villach nähert, dessen Blick wird durch eine Berggestalt gefesselt, die gegen Süden in einem Taleinschnitte sichtbar wird und der Stadt und ihrer Umgebung einen höchst wirkungsvollen Hintergrund gibt. Es ist der Manhart, 2668 *m*, mit der vorgelagerten Wand der Ponza, 2272 *m*, und der scharf geschnittenen Form des Jaluz, 2643 *m*. Mächtig erhebt er sein auch noch im Hochsommer von glänzenden Schneefeldern umgürtetes Haupt und blickt weit hinaus auf die grünen Täler und Seen Kärntens. Eine kurze Bahnfahrt führt uns nach Tarvis, von dessen Bahnhof, wohl einem der schönst gelegenen in den Alpenländern, wir ihn aus nächster Nähe bewundern können. Mit himmelhohen, steilen Wänden baut sich sein wuchtiger Felsdom auf, umlagert von seinen Begleitern, dem vielzackigen Breitkofelzuge, den Pucherspitzen und anderen Bergen, indes sein westlicher Rivale, der Wischberg, mit dem weit vorgelagerten schlanken Königsberg aus dem Hintergrunde des Kaltwassertals herabschaut. So steil und abschreckend der Manhart von hier aus erscheint, so gibt es doch wenige hohe Berge, deren Besteigung so einfach und dabei so überaus reich an Abwechslung, also im besten Sinne des Wortes „lohnend" ist. Eine nicht zu lange Fußwanderung oder Wagenfahrt bringt uns durch das enge Tal der Schlitza nach dem

Bergorte Raibl und nach kurzem Anstiege auf der schönen Kunststraße, auf der wir prächtige Blicke auf den zu Füßen ruhenden blauen Spiegel des Raiblersees und auf die steil in den See abfallenden Felswände des Seekopfes sowie auf die Einsenkung des Neveasattels mit den sie überragenden Gipfeln der Caningruppe genießen, auf die Höhe des Predilpasses, 1156 *m*. Eine Überraschung höchster Art harrt unser, sobald wir die Paßhöhe, die hier die Grenze zwischen den Ländern Kärnten und Küstenland bildet, betreten. Mit einem Schlage wird der Jaluz sichtbar; eine seltsam abgehackte Felsgestalt, mit einer einzigen Riesenwand aus blauen Lüften in die Tiefen der Koritnizaschlucht abfallend, gleich darauf der Manhart, ein übermächtiger, oben glockenartig abgerundeter Felskegel, aus dem Tale unter uns zu erstaunlicher Höhe aufragend. Man muß diese Berge an schönen Sommernachmittagen oder Abenden bei klarem Himmel sehen, wenn sie grellgelb im Glanze der Sonne leuchten, bis ihre Farbe ins Glutrote übergeht, um endlich zu einem fahlen Grau zu erblassen, das ihre Felsleiber wie Riesengespenster am Abendhimmel erscheinen läßt. Die sich vom Predil nun rasch abwärts senkende Straße führt uns an der alten, an Erinnerungen reichen Festung und an dem schönen Denkmale vorüber, das dem Andenken des hier vor hundert Jahren mit seinen treuen Kampfgenossen gefallenen Ingenieur-Hauptmannes Herrmann von Herrmannsdorf gewidmet ist: Eine Marmorpyramide, auf deren Sockel ein sterbender Löwe ruht. Wer menschliches Fühlen sein eigen nennt, den muß dieses sinnige Denkmal inmitten einer allgewaltigen Natur tief ergreifen, wenn er sich vergegenwärtigt, was diese Tapferen empfunden haben mögen, als sie, entschlossen, eher zu sterben als zu weichen, die Übermacht der Franzosen aus der Tiefe der Koritnizaschlucht heranrücken sahen und zum letzten Male, den sicheren Tod vor Augen, zu denselben Bergen emporblickten, die wir heute staunend bewundern und die damals stumme Zeugen ihres Heldenmutes und ihres Sterbens waren. Mit solchen Empfindungen gelangen wir abwärts bis an die Einmündung des Manhartgrabens, den die Straße überbrückt, um steil am Gehänge ins tief eingesenkte Tal abzusteigen, das durch den Engpaß der Flitscher-Klause nach Flitsch zieht und seine Wässer dem Isonzo zuführt. Der Manhartgraben, zunächst ein wüstes Wildbachbett, führt uns zu der halbverfallenen Manhartalpe auf grünem, eben ausgebreitetem Almboden, nach dessen Überschreitung ein von der Sektion Villach angelegter, höchst bequemer Fußsteig uns die Höhe gewinnen läßt. Nach Querung eines zumeist von Schnee erfüllten, tief in die Berglehne eingeschnittenen Grabens erreichen wir bald die Manhart-Hütte, 1919 *m*, der A.-V.-Sektion Villach. Der prächtige Kegel des Manhart zeigt sich uns nun in allernächster Nähe und hat, obwohl wir ihm schon einen großen Teil seiner Höhe abgewonnen haben, noch nichts von seiner Mächtigkeit verloren. Herrlich ist der Blick von der Hütte ins Tal sowie auf die zu beiden Seiten des Neveasattels stehenden Berge, auf die lange Kette des Monte Canin mit seinen Gletschern und auf den sich trotzig aufbäumenden Montasch mit seinen in die Seisera abstürzenden Riesenwänden. Wer in früher Morgenstunde die Hüttentüre öffnet, wird von diesem Bilde tief ergriffen werden. Ein kurzer sanfter Anstieg über Alpenböden bringt uns an den Rand des gegen das Weißenfelsertal gerichteten Absturzes, wo uns mit einem Male der Anblick der Hohen Tauern mit dem prächtigen Großglockner überrascht und die beiden Weißenfelserseen in einer seltsamen, zwischen Blau und Grün schwebenden Farbe in der Tiefe sichtbar werden.

Der Aufstieg zum Manhart führt uns an den Felsen des Kleinen Manhart, der von hier in kurzer aber schwieriger Kletterei zu erreichen ist, vorbei an den Fuß des Großen Manhart. Hier beginnen die Wegversicherungen, die uns die plattigen, gegen den Absturz geneigten Felsen mittels eingemeißelter

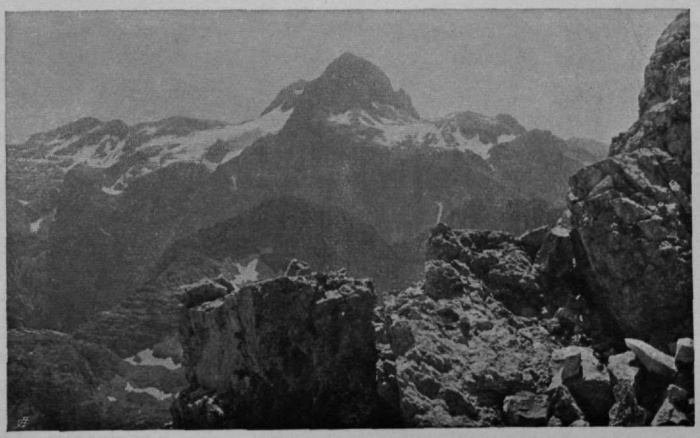


Abb. 1. Triglav vom Razor (Text S. 296)

Stufen und Drahtseile leicht überwinden lassen und uns so manchen überwältigenden Einblick in die gewaltigen Felsabstürze der Nordwand gewähren, wenn wir den Blick zur Tiefe wenden wollen, was durchaus nicht nötig, aber für den, der es ohne Grauen vermag, ein erhebender Genuß ist.

So wird die Geröllschulter des Bergs erreicht, die nur im Frühsommer, wenn steile und unmittelbar in den Absturz mündende Schneefelder sich in den Weg stellen, eine Schwierigkeit bietet. Der von hier gerade gegen den Gipfel ziehende Nordanstieg ist wegen Steinfall nicht anzuraten, man umgeht den Gipfel besser bis an seine Ostseite, an der sich der letzte Anstieg über steile, von kurzem Alpengras bewachsene Hänge, die sich hoch emporziehen, vollzieht. Es kann vorkommen, daß man hier nach langer Wanderung über kahlen Fels, Schutt und Schnee durch den Anblick von Schafen überrascht wird, die auf rätselhaften, wohl keinem Turisten anzuratenden Wegen auf der Koritnizaseite zu dieser Höhe emporgestiegen sind, deren saftiges Gras für sie vielleicht einen besonders verlockenden Leckerbissen bildet.

Der Gipfel des Manhart ist breit und bietet für viele Raum. Die Aussicht ist über alle Beschreibung herrlich. Die Gipfel der Julischen Alpen selbst mit

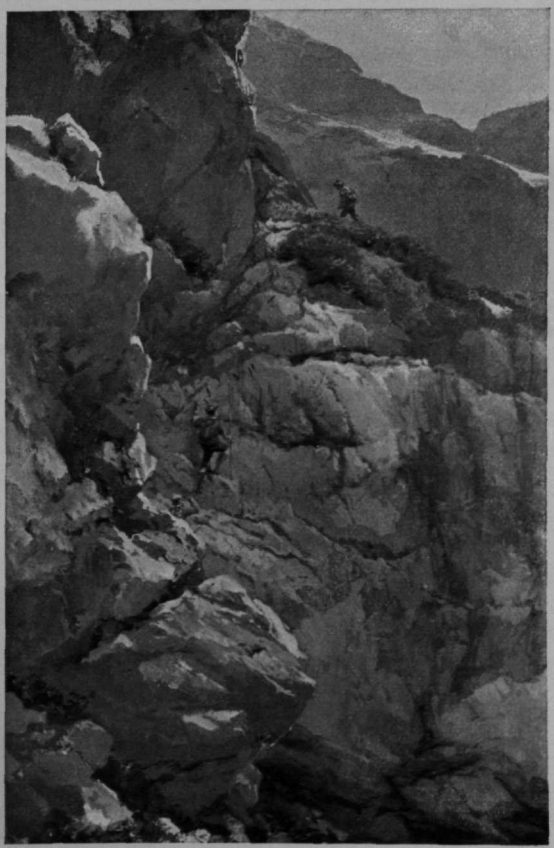


Abb. 2. Urataweg (Text S. 296)

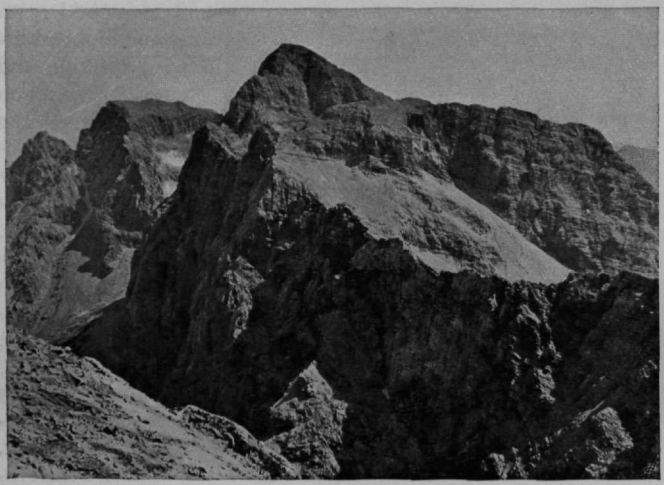


Abb. 3. Suhiplaz vom Razor (Text S. 304)

dem schönen, gerade gegenüber aufragenden Jaluz, die Canin- und Wischberggruppe mit ihren schmal zusammengedrängten Spitzen geben herrliche Bilder, nicht minder die Tiefblicke in die benachbarten Täler. Die weite Rundschau erstreckt sich auf die ganzen Tauern und Zillertaler Alpen, auf die Karnischen Alpen und Dolomiten, sowie über große Teile der italienischen Ebene. Das blaue Meer mit dem nicht allzu ferne erscheinenden Golf von Monfalcone grüßt an schönen, klaren Tagen zu uns herauf und läßt uns unendliche Weiten ahnen, wo Meer und Himmel in eine einzige Linie zerfließen. An ganz klaren, seltenen Tagen läßt sich der blaue Schimmer des Meeres beim Abstiege noch bis gegen die Manhart-Hütte aus dem Einschnitte des Isonzotales verfolgen. Die Weißenfelser Seen leuchten mit ihren beiden Augen so einladend zur Höhe, daß wir schwer der Lockung widerstehen können, zu ihnen abzusteigen. Die Möglichkeit bietet sich uns leicht dar. Zwischen den Felsen des Kleinen Manhart und dem westlich davon stehenden grünen Gipfel öffnet sich ein enges Tor, aus dem ein gut markierter Weg über die grasigen Hänge des Travnik zu einer grünen Schneide hinabführt, die plötzlich mit einer fast senkrechten Wand in die Tiefe stürzt. Von hier quert der schmale Steig an einer Quelle vorüber hart ober den Felsabstürzen die Hänge, bis ein schmales, versichertes Band uns in einen künstlich gestuften und mit Eisenstiften versehenen Kamin führt, der den Wandabbruch durchschneidet und so einen bei entsprechender Vorsicht ungefährlichen

Abb. 4. Razor vom Consul-Vetter-Weg (Text S. 304)

Abstieg vermittelt. Dieser an sich interessante Abstieg ist wegen der schönen Rückblicke auf die großartige Nordwand des Manhart jenem über die Lahnscharte weitaus vorzuziehen, der ohne jeden Ausblick durch eine steile, mit grobem Gerölle erfüllte Rinne führt und gar keine Abwechslung bietet.

Es kann kein schöneres Vergnügen geben, als, eben vom Manhart herabgekommen, in der am Ufer des Vorderen Weißenfelsersees gelegenen Wirtschaft zu sitzen, nach langem Abstiege die Glieder zu strecken und die vor uns ausgebreitete Pracht zu bestaunen. Kann es einen schöneren Punkt weit und breit geben? Wer es vermöchte, die Elemente dieser Landschaft künstlich zusammenzutragen und zu einem Bilde zu vereinen, könnte nichts Prächtigeres erfinden. Vor uns liegt der kristallklare, an den Ufern ein erstaunliches Farbenspiel zeigende See, umrahmt von schönem, dichtem Fichtenwald, und dahinter steht in überwältigender Größe die breite Felswand des Manhart mit ihrem mit einer einzigen, senkrechten Linie emporstrebenden Eckpfeiler und dem sie krönenden Gipfeldom.

Auch wer von der kaum eine halbe Stunde entfernten Bahnstation heraufgestiegen ist, wird von der Pracht dieser Landschaft geblendet werden, aber sie so ganz in sich aufnehmen und verstehen wird sie nur der, der von oben gekommen ist und nun in stillem Genießen all die Einzelheiten des Auf- und Abstiegs: die Platten und Bänder, Schneefelder und Geröllhalden, auf denen er so ahnungslos über die schauderhaftesten Abgründe hinweggeschritten ist, noch einmal aus der Tiefe betrachtet. Es ist viel darüber gestritten worden, welcher der beiden, nur durch einen schmalen Waldrücken getrennten Seen schöner ist. Dem einen wird die stille Abgeschlossenheit des hinteren Sees mit seinem ernsten, vor unseren Augen enthüllten Talschlusse, dem anderen die schöne waldige Umrahmung des vorderen Sees besser gefallen. Man besehe sich beide und richte nach seinem Geschmacke.

Die Überschreitung des Manhart von Raibl nach Weißenfels bietet auf jeden Fall die reichste Abwechslung an landschaftlichen Bildern. Wem es aber darum zu tun ist, ohne Talwanderung direkt vom Bahnhofe in Tarvis den Gipfel des Manhart zu besteigen, dem kann der Aufstieg durch das Römertal empfohlen werden, dessen Eingang man nach Überschreitung der prächtigen Schlitzaschlucht auf der in schwindelnder Höhe darüber führenden Eisenbahnbrücke über die Ortschaft Kreuth erreicht. Seitdem die Alpenvereinssektion Villach aus diesem von dem Breitkofelzuge und den Pucherspitzen schön umschlossenen Tale einen Steig angelegt hat, der über die Moritschalpe zur Höhe der Römerscharte, 2030 *m*, führt, wurde für die Manhart-Hütte ein neuer Zugang geschaffen, der zwar schwieriger ist als der Aufstieg vom Predil, aber den Vorteil hat, daß er jenen, die die Gegend schon kennen, die Straßenwanderung von Tarvis zum Predilpasse erspart. Der gut versicherte Steig bringt uns an einer köstlichen Quelle (Schneiderquelle) vorbei über Bänder und Felsabsätze auf die Höhe der Scharte, wo sich uns plötzlich der Blick auf den gerade gegenüber stehenden Felskegel des Manhart eröffnet. Um zur Schutzhütte zu kommen, muß man von hier etwas über 100 *m* steil absteigen, was ein entschiedener Nachteil dieses Wegs ist; wer aber den Manhart von hier direkt ohne Höhenverlust besteigen will, kann mit Benützung eines deutlich ausgeprägten Schafsteigs die Hänge bis zur Lahnscharte queren und dort den von der Hütte heraufkommenden Weg erreichen.

DER JALUZ Von allen Gipfeln der Julischen Alpen zeigt keiner eine so schroffe Form, wie der um wenige Meter niedrigere Nachbar des Manhart, der prächtige Jaluz. Da er aber ähnlich wie der Triglav sich scheu in die innersten Winkel entlegener Täler zurückzieht und auf keinem Wege leicht zu besteigen ist, wird

sein Name nur selten genannt. Man kann ihn, ohne den anderen Gipfeln etwas zu nehmen, die kühnste Berggestalt der Julischen Alpen nennen, und wer in der Kühnheit der Gestaltung den Maßstab für die Schönheit eines Bergs findet, mag ihn getrost als deren schönste Felszinne bezeichnen. Wie ein schlank emporgeschossener Kristall mit scharfen Kanten und Ecken ragt seine feine Spitze aus dem Hintergrunde des Planizatals auf, und von wo immer man ihn betrachten mag, stets behält er seine schneidige, abgerissene Form, nirgends zeigt er eine wunde Stelle, die ihn zugänglich erscheinen läßt. Und doch wurde er schon von allen Seiten her bestiegen! Zuerst von Mittelbreth aus der tiefen Schlucht der Koritniza über die steile Wand, die wir vom Predil aus bewunderten, dann aus der hinteren Trenta, bis es gelang, ihn von seiner Nordseite aus der Planiza zu fassen und von der Voß-Hütte her auf Umwegen zu beschleichen. Mag man ihm von was immer für einer Seite beizukommen suchen, stets wird er sich als ein strenger, abweisender Geselle erweisen, der nicht für jedermann geschaffen ist.

Den verhältnismäßig kürzesten Anstieg vermittelt das bei dem Dorfe Ratschach im Savetal sich öffnende Planizatal, in dem die Wurzener Save entspringt. Aus dem Hintergrunde dieses von schönen Felswänden umschlossenen Tales zieht eine ungemein steile, bei Vereisung nur mit Pickel und Eisen zu überwindende Schneerinne zu einer torartigen Einschartung empor, die uns die Höhe der Jeserzaterrasse gewinnen läßt. Wenn dieser Anstieg auch dem Geübten keine besonderen Schwierigkeiten bietet, so ist er doch wegen der beständigen Gefahr des Steinschlags, der man schutzlos ausgesetzt ist, bedenklich und kann nur unter ganz günstigen Umständen ohne Gefahr unternommen werden. Von der Jeserzaterrasse läßt sich eine Scharte im Südgrate des Jaluz gewinnen, auf der uns ein unbeschreiblich großartiger Blick in die in grauenhafter Tiefe unter uns liegende Koritnizaschlucht empfängt, der uns auch während des weiteren Aufstiegs begleitet, sobald wir den zerrissenen Grat betreten, an dem wir zur Höhe des Gipfels emporstreben. Viel schwieriger, aber vor Steinschlag sicher ist der Anstieg, der aus dem großen Schuttkar der Hinteren Planiza über eine Scharte auf die Brether Seite hinüberleitet, auf der man über plattige Felsen und Grate den Jaluzgipfel über dessen nordwestlichen Vorgipfel erklettern kann. Von der Voß-Hütte zieht der mit nahezu senkrechten Felswänden in die Planiza abstürzende Welika-Dnina-Kamm, dessen nächster Gipfel, die aussichtsreiche Moistroka, 2332 *m*, ganz leicht zu besteigen ist, gegen den Jaluz und läßt diesen auch von dieser Seite her erreichen. Ein auf der Trentaseite dieses Kammes von der Sektion Krain angelegter Steig quert die Südhänge des Travnik und führt unter der Travnikscharte, 2110 *m*, durch die Felswände zu dem Sattel oberhalb der vom Planizatal heraufziehenden Schneerinne. Dieser Weg ist jedenfalls der schönste und sicherste unter allen Jaluzwegen und empfiehlt sich schon wegen der Möglichkeit, in verhältnismäßig bedeutender Höhe eine gute Unterkunft zu finden, auch bietet die Wanderung zum Travniksattel herrliche Einblicke in die Bergwelt der Trenta. Großartig aber schwierig ist der Aufstieg aus der Hinteren Trenta über die prächtig gelegene Trentaalpe. Er führt durch die wilde Jeserzaschlucht über steilen Firn, sodann über schwierige Felsen und jäh abfallende Grasflecken auf die Scharte zwischen Jaluz und Ozebnik und über den Südgrat zum Gipfel. Der Anstieg aus der Koritniza ist wohl der anstrengendste und schwierigste von allen, da er sich in einer einzigen, plattigen Wand vollzieht, die wenige Ruhepunkte bietet und zuletzt noch eine äußerst steile Schneerinne in den Weg stellt, deren Querung mit bedeutenden Schwierigkeiten und Gefahren verbunden ist. Die Aussicht vom Jaluz steht jener vom Manhart zwar insoferne nach, als sie in der Ferne beschränkter ist, hingegen sind die Blicke in die abgrundtief gelegenen Täler und in die wilden Schluchten der Umgebung ungemein

fesselnd und die Felsriesen der Trenta, ringsum zu einem mächtigen Kranze gereiht, enthüllen ihre ganze Pracht. Doch der Jaluz ist kein „Aussichtsberg", wer ihn besteigt, der besteigt ihn um seiner selbst willen und wird darin Lohn genug finden. Er wird mit dem Suhiplaz der Liebling jener bleiben, die gerne einsame Wege wandeln und die hehre Alpennatur in ihrer Ursprünglichkeit erhalten wissen wollen.

DER MONTE CANIN Wer aus der friaulischen Ebene, von den Lagunen von Grado oder aus dem Golfe von Triest den Blick zu dem weiten Kranze der Alpen erhebt, dem fällt vor allem ein breites, mächtiges Bergmassiv in die Augen, das auch im Hochsommer, wenn auf der Südseite die glänzenden Schneefelder den sengenden Strahlen der Sonne zum Opfer gefallen sind, wie ein ferner Gletscher erscheint: das ist der Monte Canin mit seinen ungeheuren Steinwüsten, die so grell in der Sonne leuchten, daß sie dem Uneingeweihten das Bild ewigen Schnees vortäuschen. Wer ihn aber von Norden her, allenfalls von den prächtig gelegenen Montaschalmen beschaut, erkennt ihn nicht wieder. Eine lange Felsmauer, mit geringen Einschartungen und wenig ausgeprägten Gipfeln, die sich fast senkrecht aus den zwischen weiten Karenfeldern eingebetteten Gletschern erhebt. Diese Gletscher, deren blaues Eis im Hochsommer schimmert, geben dem Canin einen eigenartigen Reiz und verleihen ihm einen Schmuck, der seinen viel höheren Nachbarn fehlt. Er verschmäht es, seine Felsen so keck in die Lüfte zu recken wie sie und liebt es, seine mächtigen Glieder weit auszustrecken und sein nacktes Gestein an die Sonne zu legen. Ein Grenzwall zwischen vier Tälern sondert er die dort wohnenden Völker nach Sprache und Sitten wie kaum ein anderer Berg.

Der schönste, lohnenste Zugang zum Monte Canin ist der von der Neveaalpe, 1166 *m*, nächst der die Società Alpina Friulana im vorigen Jahre ein neues schönes Unterkunftshaus erbaut hat, das nicht nur für die Besteigung des Canin, sondern auch für jene des Montasch und Wischbergs sowie für den Übergang von Raibl nach Chiusaforte von großer Bedeutung ist. Schöner, grüner Almboden, umgeben von dunklen Fichtenwäldern und überragt von der steilen Felskanzel des Bela Petsch und dem in himmelhoher Höhe erscheinenden Kamme des Monte Canin gibt der Alpe, die stets von weidendem Vieh und den braunen Gestalten der friaulischen Hirten belebt wird, eine Lage, die freundliche und großartige Bilder vereinigt und so recht zum Verweilen einladet. Die Nevea kann man sowohl von der österreichischen wie von der italienischen Seite her erreichen und beide Zugänge bieten prächtige, aber ihrem ganzen Wesen nach grundverschiedene Bilder. Auf der österreichischen Seite fesselt zunächst der Blick auf den blauen Raiblersee mit den senkrecht abfallenden Wänden des Seekopfs, später werden die kühnen Felstürme der Wischberggruppe und die „Kanzeln" der Caningruppe sichtbar, und wenn wir den Blick zurückwenden, erscheint über dem Predilpasse in riesenhaften Verhältnissen die von hier turmartig erscheinende Felsgestalt des Manhart. Wer es nicht weiß, der glaubt nicht, daß das derselbe Berg ist, der seine Wände so breit in den Hintergrund der Weißenfelser-Seen stellt.

Ganz anders gestaltet sich der Aufstieg von Chiusaforte her. Kaum haben wir die Brücke über den Fellafluß mit dem schönen Blick auf den Monte Plauris überschritten, so kommen wir in die engen, winkeligen Gäßchen des Dorfes Raccolana, das uns sofort in eine so echt italienische Umgebung versetzt, wie wir sie im Umkreise von Neapel nicht reiner und unverfälschter finden können. Zwischen den ungetünchten kleinen Häusern mit den flachen Dächern und rauchgeschwärzten Küchen kommen wir zum Brunnen, aus dem Mädchen in die blanken Kupfereimer, die sie auf sanft geschwungenen hölzernen Bögen auf der Schulter

tragen, Wasser schöpfen; aus den spärlichen Gärten lugen Weinlauben und Feigenbäume hervor und wollen uns einreden, daß wir uns wirklich im tiefen Süden befinden, indes wir im Begriffe sind, zu den Gletschern hinanzusteigen. So kommen wir, bald wieder ins Freie tretend, zu dem Kirchlein San Floriano, wo wir einen herrlichen Rückblick auf Chiusaforte und ins Fellatal genießen. Durch eine in der Tiefe sich klammartig verengernde Schlucht führt der Weg zwischen den steilen, von Wasserrinnen zerrissenen Felsen nach Saletto, den Hauptort des hier wieder weiter werdenden Raccolanatals. Hoch an den Bergen, wo sich nur ein Fleckchen grünen Bodens zeigt, erblicken wir menschliche Ansiedlungen und malerisch liegen die kleinen, enge zusammengebauten Ortschaften an den Gehängen, wo sie Schutz finden vor den Felsstürzen und Wildbächen, die die Talsohle vollends zerstört haben. Steil fallen die Felswände ins Tal und bieten nur wenig Raum für den spärlichen Wald, dessen schmale Stämme mit Lebensgefahr heruntergeholt werden müssen. Die vielen Marterln am Wege erzählen uns von manchem Unglück, das feindliche Elemente den Menschen zugefügt haben, die dieses Tal ihre Heimat nennen, eine Heimat, die sie nicht zu ernähren vermag, die sie aber doch so lieben, daß sie im Herbste, nach in der Fremde verrichteter Arbeit, immer wieder zurückkehren, um aufs neue den Kampf mit der unbändigen Natur aufzunehmen. Im Sommer begegnet man in diesem Tale selten einem Mann, alle Arbeit ruht auf den Frauen und Mädchen, die die schwersten Lasten auf die steilen Berge tragen und dabei noch ihre Hände mit Strickarbeiten beschäftigen, was sie nicht hindert, dazu aus frischer Kehle ihre heimatlichen Weisen hinauszusingen, daß es von den Wänden widerhallt. Es ist ein armes und dabei doch frohgemutetes, durchaus braves und ehrliches Volk, das in diesen Bergen wohnt.

Nach Durchschreitung des Tals kommen wir, nahe an dem schönen, den Abfluß der Caningletscher bildenden Wasserfall (Fontanone di Goriuda) vorbei, durch eine enge Schlucht, aus der uns ein breiter, in die Felsen gesprengter Weg (Scala di Nevea) emporführt, zu einem Holzkreuze, nächst dem in überwältigender Höhe der Montasch sichtbar wird, und bald darauf nach Nevea. Als Ausgangspunkt für die Ersteigung des Monte Canin dient das an der Nordseite des Bela Petsch gelegene Ricovero Canin, 2008 *m*, der Società Alpina Friulana, das man auf schön angelegtem Wege an tief ausgenagten Karrenbildungen und an der ausgehöhlten Wand des Bela Petsch (weißer Ofen), dem Biwackplatze früherer Caninbesteiger, vorbei, von Nevea her erreicht. In stiller Abgeschiedenheit ruht die Hütte auf einer kleinen Einschartung, die den Felsklotz des Bela Petsch, 2145 *m*, von dem eigentlichen Caninstocke trennt. Schuttkare von ungeheurer Ausdehnung und kahle, ausgefressene Felsrippen ziehen zu den Gletschern hinan, aus denen sich der lange Gipfelgrat des Canin mit steilen, von schmalen Bändern durchzogenen Wänden erhebt. Hier gibt es keine kühnen Bergformen zu bewundern, keine himmelstürmenden Gipfel, aber die ganze, einsame Größe des Hochgebirgs liegt vor unseren Augen ausgebreitet und zeigt uns ein Bild voll erhebenden, durch keinerlei Talblicke gemilderten Ernstes. Wer sich einen Ausblick verschaffen will, der muß den nahen Bela Petsch, das „Belvedere von Nevea", besteigen, von dem man einen Prachtblick auf das Tal, die gegenüberliegenden Almen und den Montasch genießt. Mit teilweiser Benützung des guten, zum Grubiapasse führenden Wegs oder an der die beiden Gletscher trennenden Felsrippe gerade aufwärts steigend, erreicht man den großen westlichen Gletscher, der nur dort, wo er ganz blankes, hartes Eis zeigt, den Gebrauch von Pickel und Steigeisen erfordert. Eine vom Gletscher bis auf eine flache Einschartung des Grates hinanziehende, nach oben sehr steil werdende Schneerinne bildet den natürlichen Zugang zum Gipfel des Monte Canin.

Sie ist aber nur selten und nur im Frühsommer gangbar, denn mit der wärmeren Jahreszeit öffnet sich über die ganze Breite der Rinne eine tiefe Randkluft mit so weit auseinanderklaffenden Rändern, daß eine Überschreitung unmöglich wird. Aber auch wenn die Kluft zu ist, versperrt zumeist eine überhängende Schneewächte den Ausstieg aus der Rinne. Man kann sie dann nur zum Abstieg benützen, indem man die Wächte von oben mit dem Pickel durchhaut, wobei die abgleitenden Schneetrümmer uns zugleich belehren, ob die Kluft offen oder geschlossen ist. Seit der Entdeckung des Felsenwegs bietet uns die Kluft kein Hindernis mehr, den Gipfel zu erreichen. Wenn wir uns im Aufstiege von der Rinne links gegen die Felsen wenden, so gelangen wir nach Überschreitung der zwischen der Wand und dem Gletscher befindlichen Kluft an ein schmales Felsband, das uns in die von unten so unzugänglich aussehende Wand einsteigen läßt. Der Aufstieg durch diese Wand bis zur Grathöhe zählt zu den schönsten Felswegen in den Julischen Alpen und erinnert an die Klettereien in den Dolomiten. Während sonst in den Julischen Alpen die Schichten zumeist aus dem Berge herausfallen und so die Bildung von Platten begünstigen, ist diese Wand horizontal gebändert und läßt sich daher ohne Schwierigkeit queren. Doch schrumpfen diese Bänder an einigen Stellen zu ganz schmalen, gerade noch dem Fuße Raum bietenden Felsleisten zusammen, neben denen die Wände unmittelbar senkrecht in die Tiefe stürzen. So sicher auch diese Bänder zu begehen sind, zumal wenn man sich der in den friaulischen Bergen allgemein getragenen Scarpetti (Kletterschuhe) bedient, so gehören immerhin starke Nerven dazu, und kein Berg in den Julischen Alpen verlangt auf dem gewöhnlichen Wege eine solche Schwindelprobe wie diese Wand. Wer auf dem langen Band in gebückter Haltung, zu der ihn die darüber heraushängende Wand zwingt, und ohne einen sicheren Griff ruhig dahinzuschreiten und den Blick auf den darunter liegenden Gletscher zu senken vermag, der mag sich nicht einbilden, ein großer Felskletterer zu sein, aber den Titel eines schwindelfreien Bergsteigers kann er sich beilegen. Die inzwischen liegenden Wandstufen bieten keine Schwierigkeiten und sind an einigen Stellen durch Tritte und Eisenstifte gangbar gemacht. So erreichen wir die Höhe des Grates, von dem aus wir in das weite Flitscherkar, eine aus Felstrümmern, Geröll und Karrenfeldern zusammengesetzte Steinwüste von ungeheurer Ausdehnung hinabblicken. Durch dieses „steinerne Meer", das an Größe und Zerrissenheit selbst die ähnlichen Bildungen am Triglav, die wir am Wege zu den sieben Seen kennen gelernt haben, überbietet, führt der Weg von Flitsch über die Canin-Hütte der Sektion Küstenland (ehemals Görzer Hütte), der jetzt wegen seiner Länge und wohl auch wegen der Entlegenheit seines Ausgangspunktes selten begangen wird. Man kann das Flitscherkar auch erreichen, wenn man vom kleinen (östlichen) Gletscher durch eine unschwer zu begehende Schneerinne zur sogenannten „Deutschen Scharte" emporsteigt, von der man, jenseits wenig absteigend, an einer willkommenen Quelle vorbei, zum Flitscherweg gelangt. Wenn in sehr heißen Sommern der Gletscher so weit von der Wand absteht, daß der Einstieg in den Felsenweg unmöglich wird, so bietet der geschilderte Umweg über die Deutsche Scharte noch immer die Möglichkeit, den Caningipfel von Nevea aus zu erreichen. Vom Grate gelangen wir leicht zur Scharte ober der großen Schneerinne und alsbald auf den Gipfel des Monte Canin, 2592 *m*. Die Aussicht von dessen Höhe zählt zu den schönsten, nicht nur in den Julischen, sondern in den Alpen überhaupt, weil selten ein Gipfel so großartige, nahe Hochgebirgsblicke mit einer so weiten Fernsicht in die Ebene verbindet. Die weit vorgeschobene, nach Süden hin alles weit überragende Lage läßt die ganze italienische Ebene mit all den darin liegenden Städten und den breiten, bis an die Mündung zu verfolgenden Flußläufen über-

blicken. Deutlich sehen wir, wenn uns ein klarer Tag beschieden ist, das Festland in die Lagunen von Grado und Marano übergehen und darüber das offene Meer sich in unbegrenzte Fernen verlieren. Im Rücken aber stehen alle die stolzen Gipfel der Julischen Alpen in weitem Halbkreise aufgestellt und bilden eine undurchdringliche Mauer, die nur wenige Durchblicke gewährt. Nach Westen hin dehnt sich ein unendliches Gewirr von Spitzen und Zacken: die Karnischen Alpen mit den fernen Gipfeln der Dolomiten, und aus dem deutschen Norden grüßen die eisgepanzerten Berge der Hohen Tauern.

Wer vom Gipfel des Monte Canin nach Chiusaforte oder auch in das Resiatal absteigen will, findet hierbei Gelegenheit zu einem hochalpinen Spaziergang, wie man sich ihn nicht schöner denken kann. Wieder auf den Gletscher herabgelangt, queren wir diesen nach Westen und steigen zu dem Grubiapasse, 2034 *m*, ab, zu dem sowohl von der italienischen Canin-Hütte wie vom Resiatale ein guter Weg heraufführt. Von hier hat das italienische Militär einen herrlichen Weg angelegt, der die steilen Südhänge der Cima del Sarte und Cresta Indrinizza durchschneidet und zu dem auf dem Kamme zwischen Raccolana- und Resiatal gelegenen Ricovero Regina Margherita, 1650 m, einer den italienischen Alpenjägern zur Unterkunft dienenden hochalpinen Kaserne, herabführt. Diese Wanderung auf dem breit und bequem angelegten Wege, der uns die steilen, von prächtigen Edelweißsternen durchsetzten Grashänge so mühelos durchschreiten läßt, ist überaus genußvoll und bietet uns prächtige Blicke auf das Resiatal und die uns gegenüberliegenden Monti di Musi. Wer mit dem Canin noch nicht genug oder auf ihn verzichtet hat, der mag von diesem Wege aus den schönen Monte Sarte, 2324 *m*, besteigen, der einen prächtigen Ausblick auf das Raccolanatal und seine Berge und auch eine weite Rundschau bietet. Vom Ricovero führt ein guter Steig in einen wilden, großartigen Tobel, der mittels einer sehr kühnen, aber sicheren Weganlage durchschritten wird und uns bei der zwischen Chiusaforte und Saletto gelegenen Ortschaft Peceit ins Raccolanatal bringt. Ein zweiter Weg (La scaletta), der der Wegbaukunst der Eingeborenen ein gutes Zeugnis ausstellt, führt über Holztreppen und Steinstufen an tiefen Abgründen vorüber in die Tiefe und bietet trittsicheren Gehern einen großartigen Abstieg in die Raccolanaschlucht.

Leicht und bequem ist der Abstieg vom Ricovero ins Resiatal. Dieses schöne und in mehrfacher Beziehung interessante Tal öffnet sich bei dem Orte Resiutta an der Pontebbabahn. Es ist freundlicher als das benachbarte Raccolanatal, ohne indes großartiger Bilder zu entbehren. Bemerkenswert sind die tief eingeschnittenen Felsklammen, in die der Fluß am Ende des Tals eingeengt wird. Die Bewohner des Resiatals sprechen nicht die in Friaul übliche Sprache, sondern einen slavischen Dialekt. Von Coritis, dem letzten Orte des Resiatals, läßt sich der Monte Canin ohne besondere Schwierigkeit auch direkt besteigen, wobei die Casera Berdo oder die höher gelegene Casera Canin, 1943 *m*, anspruchslosen Bergsteigern eine bescheidene Unterkunft zu bieten vermögen.

DER MONTASCH Von den vielen Reisenden, die Tag für Tag über die wundervolle Pontebbabahn dem sonnigen Süden zueilen, übersehen wohl die meisten den Anblick eines der größten Schaustücke, das die Alpen zu bieten vermögen. Der Abendschnellzug rollt eilends an der ausgesprengten Felswand Venedig zu, seine Insassen bemühen sich, ein Fenster an der „Aussichtsseite" zu gewinnen, um von dort den Reiz der ungewohnten italienischen Berglandschaft zu genießen. Rasch ziehen die Bilder vorüber, nur zu oft durch das Dunkel eines Tunnels unterbrochen. Station Dogna! Der Zug saust auf hoher Brücke über die wilde Dognaschlucht dahin, die Reisenden wenden ihre Augen der in der Tiefe liegenden

Ortschaft zu und ahnen nicht, welche Pracht sich inzwischen in ihrem Rücken aufgetan hat. Wer aber zufällig oder als ein Eingeweihter den Blick nach der Bergseite gerichtet hat, dem eröffnet sich von der Brücke ein Bild, das er noch in sich tragen wird, wenn er schon längst von den Zaubern der Lagunenstadt umfangen ist. Da erhebt sich vor unseren Augen ein gewaltiger Felsturm mit Abstürzen von erschreckender Wildheit und glutrot leuchtenden Wänden, die aus den Tiefen der Schlucht, die sich plötzlich vor uns aufgetan hat, zu den Höhen des Himmels emporzusteigen scheinen, so hoch daß wir es kaum fassen können, daß dies ein irdisches Gebilde sein soll. Ein Ah! entringt sich unserer Brust und vorbei ist die Pracht, weiter rollt der Zug seinem Ziele zu. Das war der Montasch!

172 *m* in Eilzugsgeschwindigkeit durchfahren, sind zu kurz, um derartige Wunder zu begreifen, und mehr sind uns nicht gegönnt, darum muß der, der sie genießen will, die Strecke zu Fuß machen, eine Mühe, die reichlich lohnt.

Wer sich nicht durch den Augenschein davon überzeugen will, daß die Julischen Alpen sich vor den Dolomiten nicht zu verstecken brauchen, dem sei gesagt, daß der Montasch sich 2327 *m* über Dogna erhebt, indes die Dreischusterspitze, die von Innichen aus so prächtig erscheint, nur 1987 *m* über diesem Ort aufragt.

Um den Montasch in seiner ganzen Mächtigkeit zu sehen, brauchen wir indes nicht nach Italien zu fahren. Wenn wir auf der Fahrt von Tarvis nach Pontafel in der Haltestelle Wolfsbach aussteigen, so öffnet sich vor uns ein breites Tal, aus dessen Hintergrund wir eine ganze Reihe von prächtigen Felszacken, einer höher als der andere, mit tiefen Einschartungen und schneidigen Grattürmen dazwischen, aufragen sehen. Es ist das Tal der Seisera mit dem Wischberg, der Gamsmutter und all den Spitzen, die wir kurz vorher vom Bahnhofe in Tarvis bewundert haben. Die Seisera, ohne Zweifel eines der großartigsten Täler der gesamten Kalkalpen im Norden wie im Süden, war bis vor wenigen Jahren fast ganz unbekannt. Erst seitdem die Alpenvereinssektion Villach in deren Hintergrunde eine bewirtschaftete Schutzhütte errichtet hat, ist sie ein beliebtes Ausflugsziel für Einheimische und Fremde geworden.

Ein bequemer Spaziergang führt uns durch das fast ganz ebene Tal an den Fuß des Nabois, dessen steile, plattige Wand uns bald die Spitzen des Wischbergs verdeckt hat, und wir kommen wenig ansteigend zu einer sanften Talumbiegung, die uns mit einem Male dessen vorher nicht zu ahnenden Hintergrund enthüllt. Da steht eine mächtige, breite Felsmauer, unterstützt von senkrecht aufragenden Strebepfeilern und durchzogen von schmalen Bändern; weiß glänzende Firnfelder umgürten ihren Fuß und des Himmels Blau begrenzt den luftigen Grat: Der Montasch. Wir erkennen ihn nicht wieder: aus dem schlanken Turm ist eine breite Mauer geworden, aber auch von hier erscheint er uns nicht weniger abschreckend und unzugänglich als von Dogna. Von der Schutzhütte, die so schön auf einer von schlanken Fichtenbäumen umgebenen Almwiese gelegen ist, können wir die ganze Pracht beschauen und auch Einblick nehmen in die wilde Felswelt der Spranje mit ihren hochragenden Spitzen und tief eingerissenen Schluchten.

Wir begeben uns wieder nach Italien und steigen von der Neveaalpe, die wir ja schon kennen, zu den Montaschalmen empor. Wieder stehen wir vor dem Montasch, aber welch ein verändertes Bild, verschieden wie Nord und Süd. Dort kahle, zerrissene Felswände bis ins Tal hinab, hier weit ausgebreitete, grüne Almböden und blumige Wiesen, die hoch hinanziehen bis an den Fuß der weißen Wände, die steilaufragend den Gipfel des Bergs bilden. Von allen Seiten ertönt das Geläute der Viehglocken, die Rufe der Hirten mengen sich dazwischen und frohes Alpenleben herrscht ringsum, aber von drüben schauen ernst die Gletscher des Monte Canin auf das Getriebe herab, dort herrscht Totenstille und

ewiges Eis breitet sich in der gleichen Höhe, in der hier die Kühe weiden und sich am üppigen Alpengrase erlaben. Das ist der Unterschied zwischen Sonn- und Schattenseite, der kaum irgendwo so grell vor die Augen tritt, wie hier. Tagelang könnte man auf diesen herrlichen Almen verweilen, all die Spitzen besteigen, die ringsum sich erheben, dabei Edelweiß und duftende Kohlröschen sammeln und abends ans offene Herdfeuer in den Hütten zurückkehren und zusehen, wie der Käse gemacht wird, der den Namen Montasio eher berühmt gemacht hat, als der Berg, der den gleichen Namen trägt. Wenn wir die immer steiler werdenden Grashänge durchstiegen haben, kommen wir zu der Forca dei Disteis, 2172 *m*, gegen die der Gipfel des Montasch, 2752 *m*, mit senkrechten, wilden Wänden abfällt, und wir blicken hinab in die Tiefen der Dognaschlucht auf die kühn darüber gelegte Eisenbahnbrücke und auf die Häuser der Ortschaft Dogna. Ein schmaler Pfad führt uns zum Einstieg in die Felswand und wir sind überrascht, nach den ersten Schritten über die grasigen Bänder statt der erwarteten Kletterei einen zwar steilen, aber gänzlich harmlosen Aufstieg über Geröllhalden zu finden. So kommen wir an die „Verdi", äußerst steile und ausgesetzte Grashänge, die von unten recht unheimlich aussehen, die wir aber auf breit ausgestochenen Stufen sicher überschreiten, um bald darauf, ohne bisher eine Schwierigkeit getroffen zu haben, bei der Forca dei Verts, der Einschartung zwischen dem hohen (Jof) und dem grünen (Vert) Montasch die Grathöhe zu gewinnen. Ein Blick von überwältigender Großartigkeit erwartet uns hier, der Blick über die grausigen Nordabstürze in die tief zu unseren Füßen liegende Seisera. Der Berg hat nun seine ganze Wildheit wiedergewonnen und zeigt sich von der abschreckendsten Seite, aber ein ganz harmloses, hinlänglich breites Band führt uns auf der Nordseite um einen Gratzacken herum über die tiefen Abgründe hinweg in einen Felsspalt, wo wir uns von dem Schrecken des Tiefblicks, den vielleicht mancher bei dem Gange über das Band empfunden hat, erholen können. Nun schaut es aus, als ob die Sache ernst werden würde, aber wie wir näher treten, sehen wir, daß der „messerscharfe" Grat an der italienischen Seite eine mehr als fußbreit ausgemeißelte Leiste hat, auf der wir, während wir den Arm um des „Messers Schneide" legen, mit der größten Sicherheit hinwegschreiten. Es zählt zu den schönsten Eindrücken, die man sich in den Alpen verschaffen kann, über diese Schneide hinweg wie über die Brüstung einer Theaterloge auf den senkrecht darunter liegenden, zerspaltenen Lawinengletscher zu blicken, und es könnte uns dabei das Gruseln packen, wenn wir nicht gar zu sicher ständen. Nun kommt aber eine wirklich etwas bedenkliche Stelle, ein schräges, plattiges Band unter einer überhängenden Wand. Ein paar eingehauene Tritte nehmen der Stelle jede Schwierigkeit, aber ausgleiten darf man nicht, sonst geht es in Tiefen, aus denen es keine Wiederkehr gibt. Damit ist aber auch alles vorbei, ohne Schwierigkeit wird der Grat erreicht, der breit genug ist, um ihn sicher begehen zu können, und ein luftiger Gang an der Grenze zwischen Himmel und Erde bringt uns auf den Gipfel, auf dem uns eine herrliche Aussicht auf die deutschen und italienischen Alpentäler, wie auf die ganze nahe und ferne Bergwelt empfängt. Auch die Ebene und das Meer sind zu sehen, doch bei weitem nicht so frei und nahe als vom Monte Canin. Auf keinem Gipfel der Julischen Alpen hat man aber so das Gefühl, völlig in den Lüften zu schweben, das Gefühl voller Loslösung von allem Irdischen, wie hier und auch der Blick auf die freundlichen Montaschalmen vermag dieses Gefühl kaum zu beeinträchtigen.

Viel interessanter und großartiger als der beschriebene „Brazzàweg" ist der „Findeneggweg", auf dem es zuerst gelang, dem Montasch beizukommen. Dieser führt auf die Dognaseite hinüber und auf das große Felsband (Cenghia), über

das die steile Gipfelschlucht gewonnen wird, die den letzten Aufstieg vermittelt. Sicheren Felssteigern kann dieser Weg wegen der Großartigkeit seines Tiefblicks und wegen der sich ergebenden Möglichkeit eines vom Aufstiege verschiedenen Abstiegs empfohlen werden, hingegen ist der direkte Anstieg von der Forca dei Disteis wegen seiner Schwierigkeit nur den allerbesten Kletterern anzuraten. Sehr, ja zum Teil äußerst schwierig sind die Aufstiege aus dem Dognagraben und der Seisera. Wenn auch die Erkletterung einzelner Türme in den Dolomiten noch größere technische Schwierigkeiten bereiten mag, so sind doch hier so große Höhenunterschiede in harter Kletterarbeit zu überwinden, daß es eines nicht geringen Maßes von Ausdauer, Kraft und Gewandtheit bedarf, um sie zu bewältigen.

DER WISCHBERG Im Vergleiche zum Montasch ist sein östlicher Nachbar, der Wischberg, 2666 *m*, ein zahmer Berg, aber zum Besteigen nebst dem Manhart wohl der dankbarste Berg der Julischen Alpen. Seine Besteigung auf dem gewöhnlichen Wege ist kurz, schön und leicht und entbehrt doch nicht jener kleinen Pikanterien, die ein Hochgipfel einmal haben muß, um als solcher zu gelten. Wieder wandern wir von Tarvis über Raibl an den Gestaden des schönen Sees entlang ins Seebachtal, biegen aber, bevor wir noch die Reichsgrenze erreicht haben, rechts in den schönen Fichtenwald ein. Kurz vorher, bei Überschreitung des Krummbachs, konnten wir schon unser Ziel, den Wischberg und den uns bevorstehenden Aufstieg betrachten: eine steile, weiße Wand, unzugänglich genug aussehend, so daß wir es nicht glauben können, daß es da hinaufgehen sollte. Darunter erscheint, auf einem von Krummholz bewachsenen Kopfe stehend, die Findenegg-Hütte in prachtvoller, alles beherrschender Lage, aber noch so hoch droben, daß uns vor dem Aufstieg bangt. Doch die Tafel „Alpenvereinsweg" läßt uns Gutes vermuten und sie täuscht uns nicht. Ein schöner, höchst bequem angelegter Weg führt uns erst durch schattigen Buchenwald, an den von dichten Himbeersträuchern bewachsenen Hängen des Krummholzgrabens mühelos zu der auf ebenem, grünem Almboden gelegenen Fischbachalpe, 1491 *m*. Hier schon können wir die hoch über uns aufragenden Gipfel der Wischberggruppe bewundern, die der Alpe einen so prächtigen Hintergrund geben. Wenn wir hier auch nicht die wilde Großartigkeit der Nordseite finden, so vereinigen sich doch die schönen, durch tiefe Einschartungen voneinander getrennten Felstürme mit dem hellen Grün der Grashänge und dem dunkleren der Krummholzbestände zu einem höchst eindrucksvollen Bilde und wir staunen, wie die unerschöpfliche Natur aus denselben Elementen immer wieder neue Formen schafft, so daß wir in jeder Gruppe der Julischen Alpen immer wieder einen ganz bestimmten neuen Charakter erkennen konnten. Durch einen von Wildbächen zerrissenen Graben kommen wir auf bequemem Wege zur Findenegg-Hütte, 1854 *m*, die am Rande eines weiten Felskessels (Karniza) gelegen, ebenso dessen Bergumrahmung wie das tief drunten liegende Tal mit den darüber aufragenden Gipfeln der Caningruppe beherrscht. Steil erheben sich die Felszacken, die zu beiden Seiten die Spitze des Wischbergs umstehen, und wenn wir abends vor die Hüttentüre treten und zum klaren Himmel aufblicken, sehen wir die scharf gezeichneten Umrisse der Berge bis zu den ewigen Sternen emporragen, die in den Einschartungen zwischen den Spitzen erglänzen. Am Morgen steigen wir bequem über die durch Wandstufen unterbrochenen grasigen Hänge bis an den Fuß der Wände empor und kommen zum Einstieg in die Felsen, die hier glatt und steil abfallen. Die Sache sieht gar nicht geheuer aus und wir können von unten noch nicht bemerken, daß gewisse kleine, aber entscheidende Nachhilfen diesen Wänden jede Schwierigkeit genommen

haben. Ein paar Holzstämme zu einer Brücke vereinigt und an die glatte Wand angelegt, einige Stufen in den plattigen Fels gehauen und schließlich ein Loch an der Stelle, wo die Gesimse aufhören, dazu ein paar Drahtseile und Stiften, das ist alles, aber mit diesen Hilfen vermögen wir sicher über die untersten Abstürze hinwegzukommen.

Was uns von unten als Wand erschienen, löst sich nun in einen aus Geröll, Felsstufen und teilweise aus Rasen zusammengesetzten Hang auf, der uns ohne weitere Schwierigkeiten den Gipfel erreichen läßt. Die Aussicht auf die grünen Täler Kärntens im Norden mit den weißen Gletschern darüber, die Tiefblicke in die Seisera und in das Kaltwassertal, sowie der Blick auf die Felsgipfel der Julischen Alpen, insbesondere auf den Monte Canin und den mit erschreckender Wildheit in nächster Nähe aufragenden Montasch sind ebenso schön wie großartig. Wieder bei der Findenegg-Hütte angelangt, ergibt sich uns die Möglichkeit zu verschiedenen Abstiegen in die benachbarten Täler, doch muß man in jedem Falle wieder hoch emporsteigen. Prachtvoll ebenso wegen der steten herrlichen Aussicht wie wegen der schönen Alpenflora ist der Abstieg über die Obere Cregnedulalpe nach Nevea. Wir kommen an der alten, aufgelassenen Wischberg-Hütte, die an die überhängenden Felsen der Traufwand angeklebt ist, vorbei in die gegen die Bärenlahnscharte hinanziehende Untere Karniza und steigen daraus über steile Grashalden, zuletzt über Steinstufen (Scala) zum Passo dei Scalins, 2025 *m*, empor, wo wir wieder italienischen Boden betreten. Ein herrlicher Ausblick überrascht uns hier. Gerade gegenüber steht der Monte Canin, dessen Gletscher im Glanze der Sonne schimmern, wenn nicht gerade eine vorüberziehende Wolke einen Schatten auf sie wirft, tief unter uns erscheint das Tal, rings umschlossen von erhabenstem Hochgebirge, das mit seinem Gipfel an Gipfel reihenden Felswalle keinen Ausweg zu bieten scheint; aber vor uns breiten sich weite grüne Hänge, wo Blume an Blume steht und bunte Schmetterlinge von einer Blüte zur andern flattern. Dunkelrote Kohlröschen leuchten aus dem Grase hervor und in den gegen den Monte Cregnedul hinanziehenden Steilhängen stehen die Edelweißsterne zu ganzen Familien vereinigt. Steil geht es über die Rasenhänge abwärts, die wir schräg durchqueren, bis wir die Waldgrenze erreichen, wo ein guter Steig beginnt, der uns zur Oberen Cregnedulalpe, 1520 *m*, und schließlich zum Ricovero Nevea bringt.

Einen grellen Gegensatz zu diesem Wege bietet uns der Abstieg in die Seisera. Wenn wir wie früher an der Traufwand vorbei um die Kastreinspitze herumgehen und dann gerade aufwärts steigen, so kommen wir, nachdem wir ein großes, ebenes Schneefeld überschritten haben, zur Bärenlahnscharte, 2122 *m*, der tiefsten Einschartung zwischen Montasch und Wischberg. Hier empfängt uns mit einem Male wieder die ganze Wildheit der Nordseite. Aus der torähnlichen Einschartung zieht eine steile, von hohen, senkrechten Felswänden eingeengte, mit Schnee oder Eis erfüllte oder bei Ausaperung plattige Rinne in die Tiefe, in die das Auge nur durch einen engen Spalt zu dringen vermag. Ein frei herabhängendes Drahtseil erleichtert, wenn es nicht im Schnee begraben liegt, den Abstieg durch den obersten und steilsten Teil der Rinne, die — wenn sie ganz mit hartem Schnee oder Eis ausgefüllt ist — recht unangenehm werden kann. Die Rinne mündet in die zum Teil mit Schneefeldern vermischten, weiten Geröllschluchten der Hinteren Spranje, die ringsum von steilen Felswänden umschlossen werden. Wo die Vegetation beginnt, finden wir einen guten Steig, der uns an schauderhaften Schluchten vorüber, stets in großartiger Umgebung, auf den Talboden der Seisera hinabbringt.

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS IN DEN JAHREN 1895—1909. VON JOHANNES EMMER

Einstmals war es nicht üblich, eines Abschnittes von vierzig Jahren besonders und feierlich zu gedenken, unserer festfrohen und raschlebigen Zeit erscheint aber wohl eine Spanne von fünfundzwanzig Jahren zu lang und einer Einschaltung bedürftig. Wenn der Alpenverein auch dieser neuen Sitte sich fügt, so darf er noch als guten Grund hierfür geltend machen, daß in der Tat das vierzigste Jahr einen Abschluß bedeutet, da mit dem einundvierzigsten die neue Satzung in Kraft tritt, die eine wesentliche Umgestaltung der Vereinsleitung mit sich bringt. Es dürfte also gerechtfertigt sein, der Geschichte der ersten fünfundzwanzig Jahre eine — wenn auch als Zwischenbericht nur kurz gefaßte — Übersicht der weiteren Entwicklung in den letzten fünfzehn Jahren folgen zu lassen, um so mehr als in diesem Zeitraume, wie ich meine, auch im Alpinismus eine gewisse Wandlung sich vollzogen hat. Eine ausführlichere Würdigung mag dem künftigen Geschichtsschreiber bei der Halbjahrhundertfeier überlassen bleiben, der vielleicht anders und strenger urteilen wird, als einer, der alles miterlebt hat und daher nach der herkömmlichen Schulmeinung als „befangen" gilt. Nach dieser Meinung kann nur ein Geschichtsschreiber richtig urteilen, der aus zeitlicher Entfernung seinen Gegenstand betrachtet, weil dann bloß die großen Züge hervortreten und nicht die Einzelheiten. Wer aber nur aus toten Akten und Dokumenten schöpft, hat mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß oft verborgene Ursachen und Zusammenhänge der Tatsachen ihm entgehen können, daß er Einzelheiten, die ein Zufall in helleres Licht gesetzt hat, in ihrer Bedeutung überschätzt und dafür andere unbeachtet läßt, die vielleicht für das Gesamtbild wichtiger sind. Alle Geschichtsschreibung bleibt schließlich doch persönliche Anschauung, ob nun die Ereignisse aus näherer oder weiterer Entfernung betrachtet werden, und je weniger sie dies verhehlt, desto „objektiver" wird sie dem verständigen Leser erscheinen, der frei und selbständig urteilen will.

Vorhin bemerkte ich, daß auch im Alpinismus eine Wandlung eingetreten sei. Wie mein geistvoller Freund H. Steinitzer an anderer Stelle ausführt, ist der Alpinismus nur eine neuere Form der — uralten — Beziehungen der Menschen zu der Bergwelt und damit zu der Natur überhaupt. Es handelt sich dabei nicht um eine einzelne, sondern um ein Gewebe von Beziehungen, und daraus ergibt sich die Erscheinung, daß jeweilig irgend eine bestimmte Richtung, die auf der Oberfläche augenfällig hervortritt, ihm seine Eigenart verleiht, gerade so, wie für den Lauf eines breiten Stromes mit vielen Armen und Buchten die Linie des größten Zuges der Strömung maßgebend ist, nicht die stillen Altwässer und nicht die Seitenrinne, in der sich eine kleine Wasserschnelle bildet.

Alle Beziehungen des Menschen zur Natur beginnen damit, daß er sich bemüht, sie zu erkennen, dann versucht er, sie zu beherrschen und sich dienstbar zu machen. Nach diesem Gesetze vollzog sich auch die Entwicklung des Alpinismus. Zuerst ging das Bestreben dahin, die genaue Kenntnis der Bergwelt zu gewinnen; das Bereisen der Alpen war nur ein notwendiges Mittel zum Hauptzweck. Auf dieser ersten Stufe stand daher die wissenschaftliche Forschung im Vorder-

grund und gab dem Alpinismus seine damalige Eigenart. Auch die Bergsteiger, die nicht Gelehrte waren, fühlten sich als geographische Forscher, jeder neuerstiegene Gipfel füllte ja eine Lücke in der Erdkunde aus. Mit der Zunahme und Verbreitung der Kenntnis erwuchs aber auch das Verständnis für den Genußwert der Bergwelt. Jeder Kenntnisgewinn bietet zwar an sich schon einen Genuß jenem, der ihn erzielte; hier kam als Nebengewinn noch dazu die Entdeckung der Schönheiten und Reize der Alpennatur. Für diese waren aber noch weitere Kreise empfänglich, als bloß jene der Forscher; man fand, daß die Bergwelt den Menschen Dienste als Lust- und Freudenspenderin leisten könne. Damit setzte der Trieb ein, diese vielfältigen Genüsse leichter und bequemer zugänglich zu machen, und auf der zweiten Stufe wendet daher der Alpinismus sich der Tätigkeit der Erschließung zu, die für lange Zeit seine Hauptrichtung bestimmt.

Man ist an den Lehrsatz gewohnt, daß alles menschliche Tun einen Zweck haben müsse. In der ersten Zeit war es, wie ich vorhin erwähnte, die Erkenntnis, in der darauffolgenden das Genießen, was als Zweck des Bergsteigens gelten mochte. Es kann aber auch die Tätigkeit an sich Selbstzweck sein, und dann wird sie zum „Sport". In verschiedener Weise hat man den Begriff des Sportes zu bestimmen versucht; ich sehe ihn darin, daß eine ursprünglich auf einen Nutzzweck gerichtete Tätigkeit um ihrer selbst willen betrieben wird. Fahren und Reiten bezweckten zuerst: raschere Ortsveränderung zu ermöglichen, Jagen und Fischen: Lebensmittel zu schaffen; sie wurden zum Sport, als diese Nutzzwecke nicht mehr in Betracht kamen, sondern es galt, die Fähigkeit zur Ausübung dieser Tätigkeit immer mehr zu entwickeln — Training — und sie auf das höchste Maß zu bringen -- Rekord. Selbst in der Kunst ist das Losungswort: art pour l'art ausgegeben worden, und es wäre wahrlich zu verwundern gewesen, wenn nicht auch im Alpinismus die „sportliche Richtung" zur Geltung gekommen wäre. Das ist nun die dritte Stufe in seiner Entwicklung.

Es wäre jedoch ein großer Irrtum, anzunehmen, daß diese Strömungen scharf voneinander getrennt seien. Sie bestanden und bestehen vielmehr nebeneinander, und nur durch das besondere Hervortreten der einen und anderen werden die Stufen gekennzeichnet. Schon in der Frühzeit gab es „sportliche" Bergsteiger; Steinberger, der erste Ersteiger der Königsspitze, war sicher ein solcher, dem es weder um die Wissenschaft noch um die Erschließung zu tun war; und ebenso gab es damals viele Bergwanderer, die bloß des Naturgenusses wegen die Alpen aufsuchten. Nicht minder führen auch heutzutage noch wissenschaftliche Interessen manche dem Alpinismus zu. Der große Strom umfaßt eben alle Richtungen.

Auch in der „praktischen" Bergsteigerei lassen sich drei Stufen erkennen. Zuerst richtete sich das Hauptaugenmerk auf die höchsten oder besonders auffallenden Gipfel, dann wurden auch die anderen „selbständigen" und benannten Berge gewürdigt, und jetzt findet jede Zinne und jeder Zacken Beachtung, wenn sie Gelegenheit geben, die alpine Kunst an ihnen zu bewähren. In ähnlicher Weise verlief die Erschließungstätigkeit; im Anfang war man zufrieden, überhaupt einen Weg auf den Gipfel gefunden zu haben, sodann suchte man den besten und bequemsten Weg zu erkunden und heute müht man sich, alle nur möglichen Wege herauszufinden und zu begehen. Im vorigen Zeitraum waren zwar die höchsten und die meisten namhaften Gipfel schon „erledigt", auch größtenteils die „besten Wege" gefunden; immerhin war in diesem Zeitraum die Zahl der Erstersteigungen und neuen Turen noch erheblich genug, und erst seit dem Jahre 1900 etwa kann man die „Gipfelerforschung" als in der Hauptsache

abgeschlossen betrachten. Der „sportlichen" Zeit ist eben als die letzte Aufgabe geblieben, alle Möglichkeiten zu erschöpfen.

Der Alpenverein ist stets dem Zuge der Zeit gefolgt und dank dieser Klugheit seiner Leitung ist er von dem Geschick verschont geblieben, das manche andere Vereine ereilte: an dem Widerspruch zwischen Zeitgeist und Dogmatismus zu scheitern. Es ist begreiflich, daß das Hervortreten einer neuen Richtung die Anhänger der alten unliebsam berührt. Ich gedenke noch der erzürnten Vorhaltungen, die A. v. Ruthner mir auf Spaziergängen machte, daß wir — damaligen — Jungen den Alpinismus ruinieren und wider dessen Geist sündigen. Ich gedenke auch des Ostrazismus, als die „Mitteilungen" die Vorkämpfer des führerlosen Gehens und des sportlichen Hochalpinismus zu Wort kommen ließen. Wie „zahm" war doch dies alles gegenüber den Leistungen des jungen Geschlechtes; das Ungewöhnliche und Außerordentliche von damals, über das man erschrak, ist weit überholt und fast allgemein geworden. Nicht minder menschlich und daher begreiflich ist es, daß jene, die besonderes geleistet hatten, oft leicht geneigt waren, vor Nachahmung zu warnen, was natürlich genau das Gegenteil erzielte und als Aufmunterung wirkte. Entscheidend bleibt immer das „Können", und daß dieses in früher ungeahntem Maße gestiegen ist, wird niemand leugnen, wenn auch mancher mit Wehmut oder Mißbehagen sieht, daß das seine nun weit übertroffen ist. Der Verständige sollte sich im Grunde darüber freuen, daß die Jugend mehr kann, als er selbst; ist es ja nicht nur ein Zeichen des Fortschritts, sondern auch eine Frucht der Vorarbeit, die geleistet wurde. Man schelte nicht über „Auswüchse", wenn diese Jugend manchmal etwas gewaltsam Raum sich bahnt und in ihrem Feuereifer „absurd sich gebärdet"; der brausende Most wird sich schon zum Weine klären, dafür sorgt das leidige Altern. Die Jugend hat immer Recht, und das schönste Vorrecht der Alten ist, ihr ratend und leitend zu helfen, sich durchzusetzen, wie sie selbst als Junge es versuchten und erreichten. Lebendiger Fortschritt ist immer mit einer gewissen Maßlosigkeit verbunden, Maß halten ist die letzte höchste Errungenschaft der Kultur und Selbstzucht; und dieser Lehrsätze hätten Alte und Junge zu gedenken. In unserer kampferfüllten Zeit ist der Sinn für die Duldung zurückgedrängt worden, und doch sollte gerade im Alpinismus gegenseitige Duldung aller Richtungen und nicht Anfeindung herrschen, denn „Raum für alle hat die Erde"; für die sportlichen Hochturisten, wie für das „organisierte Naturgenießertum", über das jüngst einer ingrimmig schalt. Duldung ist eine Frucht der Lebenskunst; diese sich anzueignen, darauf sollte man mehr bedacht sein. Es ist eine schwere Kunst und doch im Grunde erstaunlich einfach; ihr erster Grundsatz lautet: überall das Gefallsame sehen und stets das Mißfällige übersehen. Wenn ich klagen und wettern höre über das geputzte, geschwätzige, blasierte, kurz unleidliche „Publikum", das die Bergandacht stört, oder über die Bergbahnen, die Massen solchen Publikums auf die Höhen schleppen, lächle ich im Stillen. Wenn man will, kann man mitten im Gewühl so einsam und für sich sein, wie in der Einöde. Was zwingt denn, auf das Geschwätz zu hören oder den geputzten Snob zu betrachten? Auf der Schynigen Platte, dem Gornergrat u. a. bin ich unter solchem wimmelnden „Publikum" gesessen, ohne in meiner Beschaulichkeit gestört zu werden; ich bemerkte die anderen einfach nicht. Unser Geschlecht hat leider das köstlich-befreiende Lachen verlernt, die Fähigkeit verloren, an der unendlichen Komik des Welttreibens sich zu ergötzen. Wozu die kleinlichen Schwächen, Torheiten und Verkehrtheiten tragisch nehmen, anstatt sie als lustiges Schauspiel zu betrachten? Bietet doch gerade in den Bergen der überwältigende Gegensatz zwischen der ruhigen Größe der Natur und den zappelnden Gauklern eine

wahrhaft göttliche Komödie! Ich liebe die Bergbahnen, — ein ketzerisches Bekenntnis! — denn ich finde es ganz vergnüglich, zur Abwechslung einmal an einem Nachmittag auf eine Höhe zu fahren und in behaglicher Ruhe die Welt zu beschauen. Hat es nicht auch einen Reiz, wenn man morgens auf dem Pilatus stehen und am Abend desselben Tages den Sonnenuntergang auf dem Rigi betrachten und dabei die Rundschau zweier Gipfel unter dem frischen Eindruck vergleichen kann? „Still liegen und einsam sich sonnen, ist auch eine tapfere Kunst", die sich ganz gut vertragen kann, mit jener, in Sturm und Wettern den Sieg über Gefahr und Not zu erkämpfen. Gerne gestehe ich zu, daß ganz allein die Bergwelt zu durchwandern, auch für mich der höchste und reinste Genuß ist; weshalb soll ich aber auf den minderen verzichten, oder ihn mir vergällen, indem ich mich über Mitmenschen ärgere, deren Art nicht die meine ist. Der Wille vermag alles, selbst überlaufene Berge ins Einsame zu versetzen. Auch das wird ja als „Auswuchs" beklagt, daß die heilige Ruhe von einstmals aus den Alpen verschwunden sei. Mit ihr verging aber noch manches andere, was auch nicht angenehm gewesen ist; das sollte man nicht vergessen. Wenn der Alpinismus, der einst „aristokratisch" war, wenigen Ausgewählten vorbehalten, heute „demokratisiert" ist und Gemeingut der großen Menge geworden, so müßte man eigentlich seine Propheten als dessen Urheber verdammen.

Über die Zukunft des Alpinismus einen Orakelspruch abzugeben, wäre unweise und überflüssig. Die Keime der weiteren Entwicklung birgt die Gegenwart und wer sie mit klarem Blick erschaut, kann ahnen, was aus ihnen entstehen dürfte. Ein großes Gesetz läßt überall sich erkennen; jede Entwicklung vollzieht sich in einer Art Kreislauf, nicht in einem geschlossenen Ring, sondern in einer Schraubenwindung zu einer höheren, die anfänglich erste überragende, mit dieser aber wesensverwandten Stufe empor.

Beziehungen der Menschheit zu den Bergen werden immer bestehen, ihre Art wird sich bestimmen nach der Artung der kommenden Geschlechter, die für ihren Alpinismus ebenso die besondere Form finden werden, wie das unsere sie fand.

Der Vorrede ist es nun genug, und wem sie mißfällt, der mag sich damit getrösten, daß sie auch ein Schlußwort ist. Jetzt soll den Geschehnissen ihr Recht werden.

ZENTRALAUSSCHUSS GRAZ 1895—97

Die Generalversammlung des Jubeljahres 1894, die letzte unter der Leitung des Zentralausschusses Berlin, hatte die Frage der sogenannten „Reform der Publikationen" zum Abschluß gebracht und für die Führerkasse eine neue, auf versicherungstechnischer Grundlage beruhende Satzung genehmigt. Die Beschlüsse in diesen Angelegenheiten durchzuführen, war die nächste Aufgabe des neuen Zentralausschusses, der, geleitet von Dr. Alexander Rigler, mit Eifer ans Werk ging. Hinsichtlich der Vereinsschriften wurden günstige Druckverträge abgeschlossen und die Anlage der von dem neuen Führerkassen-Statut vorgeschriebenen Führer-Liste in kurzer Zeit durchgeführt, zu welchem Zwecke von sämtlichen Führern die Haftscheine für das Führerzeichen und die Aufnahme-Anträge eingeholt werden mußten. Damit war auch eine gründliche Durchsicht und Neuordnung des Führer-Grundbuchs verbunden. Sodann nahm der Zentralausschuß die Neueinrichtung der Führer-Lehrkurse in die Hand. Diese waren bisher von Fall zu Fall in verschiedenen Orten auf Grundlage eines im Jahre 1880 aufgestellten Statuts abgehalten worden, das den Zeitverhältnissen nicht mehr entsprach. Nun wurde ein wohldurchdachter Lehrplan aufgestellt und bestimmt, daß regelmäßig alljährlich an vier

Orten — Innsbruck, Bozen, Salzburg und Graz, seit 1905 Villach — Kurse abzuhalten seien, die damit die Eigenschaft förmlicher Lehranstalten erhielten. Ein weiterer Erfolg war die Herbeiführung einer Bergführerordnung für Steiermark (1894), welches Land bisher einer solchen entbehrt hatte.

In seinem Antritts-Rundschreiben hatte der Zentralausschuß verkündet, daß er dem Osten des Alpengebiets erhöhte Aufmerksamkeit widmen wolle. Dies geschah auch, soweit die Verhältnisse es gestatteten, und um den Besuch dieses Gebietes zu heben, bewog der Zentralausschuß die preußische Bahnverwaltung, alljährlich Ferienzüge zu billigen Preisen von Berlin nach Wien einzuführen.

Die Grundsätze der Weg- und Hüttenbau-Ordnung waren schon vom Zentralausschuß Berlin eingebürgert worden; ihre gewissenhafte Handhabung zeitigte gute Folgen. Die Zunahme der Bautätigkeit steigerte natürlich auch die Ansprüche an die Zentralkasse und ein gewisser Übereifer in weitausgreifenden Plänen erregte Bedenken, die den Zentralausschuß veranlaßten, der Generalversammlung Klagenfurt 1897 Anträge zu unterbreiten, die auf eine sachgemäße Regelung der Bautätigkeit abzielten. Die Bedürfnisfrage sollte strengstens geprüft, die Pläne auf das Maß des Notwendigen beschränkt, und Zuschüsse aus der Zentralkasse für Hüttenbauten nur bis zum Höchstbetrage von M. 4000 gewährt werden. Diese „Klagenfurter Beschlüsse" hatten wenigstens in der nächsten Zeit die gewünschte Wirkung. Bei dem Baueifer der Sektionen tauchte auch die Frage des „Rechtes auf die Arbeitsgebiete" auf, was zur Aufstellung von leitenden Grundsätzen führte, die für die Folgezeit maßgebend blieben, so daß die Entscheidung in strittigen Fällen wesentlich erleichtert war.

Dr. Alexander Rigler

Der Zentralausschuß Berlin hatte, um die Gebarung mit den Hüttenschlüsseln besser überwachen zu können, die alten Schlüssel eingezogen und durch numerierte ersetzt, auch die Abgabe durch eine vorläufige Hüttenschlüsselordnung geregelt, an deren Stelle nun eine vom Zentralausschuß Graz sorgfältig durchgesehene endgültige Ordnung trat (1896), die noch heute in Kraft ist.

Eine unerfreuliche Begleiterscheinung des Aufschwunges der Bergsteigerei war die Zunahme der Unglücksfälle, die dem Zentralausschuß Anlaß gab, Maßnahmen zu erwägen, um einerseits die Anlässe zu Unfällen zu verringern, anderseits für Hilfeleistung zu sorgen. Diese Angelegenheit wurde durch die von der Generalversammlung Stuttgart 1896 genehmigten Grundsätze geregelt, die im wesentlichen bereits alle jene Vorkehrungen betrafen, die dann später Aufgabe der Rettungsstellen bildeten. Es war damit die erste Grundlage für diese wohltätige Einrichtung geschaffen. Schon im Jahre vorher war das Notsignal nach den in der Generalversammlung München von C. Dent im Auftrage des „Alpine Club" erstatteten Vorschlägen eingeführt worden.

Auf dem Gebiete der Vereinsschriften war — außer der bereits erwähnten

Durchführung der Reform-Beschlüsse — noch manches Neue geschaffen worden. So wurde die Lieferung gebundener Zeitschriften eingeführt, ein „Register" zu den seit 1863 erschienenen Vereinsschriften, eine von dem Mitglied des Zentralausschusses C. v. Prybila entworfene „Hüttenkarte", ein Gasthöfe-Verzeichnis, das erste „Wissenschaftliche Ergänzungsheft" und die dritte Auflage des Handbuches: „Anleitung zur Ausübung des Führerberufes" herausgegeben. Die Nachfrage nach dem 1882 erschienenen und seit 1891 vergriffen gewesenen „Atlas der Alpenflora" veranlaßte den Zentralausschuß, eine zweite Auflage zu veranstalten, die in ihrer Ausführung vorzüglich gelungen war und lebhafte Anerkennung fand. Die Erwartungen hinsichtlich des Absatzes wurden allerdings enttäuscht und das Werk erforderte Opfer, anstatt den gehofften Gewinn zu bringen. Man hatte übersehen, daß sich die Verhältnisse geändert hatten und das früher so lebhafte Interesse an literarischen Werken durch jenes an der praktischen Tätigkeit verdrängt worden war. Daß die Angelegenheit ohne Störung des Haushalts fast unbemerkt geordnet werden konnte, zeugte von der „Finanzkraft" des Vereins.

Diese erwies sich auch in der Begründung des Hilfsfonds, die anläßlich des Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. in der Generalversammlung Stuttgart 1896 beschlossen wurde. Das Statut dieses Fonds „zur Linderung der durch schwere und umfangreiche Elementar-Ereignisse hervorgerufenen Not im Arbeitsgebiete des Alpenvereins" wurde in der Generalversammlung Klagenfurt 1897 genehmigt, und im Jubiläumsjahre konnte er mit einem Stammvermögen von M. 55000 ins Leben treten.

Der Förderung wissenschaftlicher Unternehmungen widmete der Zentralausschuß Graz ganz besondere Aufmerksamkeit, in welcher Hinsicht insbesondere der II. Präsident Dr. Eduard Richter verdienstvoll wirkte. Auch für die Studentenherbergen wurde durch Erlaß neuer Bestimmungen vorgesorgt.

Überblickt man die gesamte Tätigkeit des Zentralausschusses Graz, so wird man sie als eine vorwiegend „organisatorische" kennzeichnen müssen, die auf allen Gebieten fruchtbringend wirkte. Der Verein hatte in diesen drei Jahren eine Zunahme von 31 Sektionen und 8665 Mitgliedern zu verzeichnen, und die Zahl seiner eingerichteten Hütten war auf 166 (+ 28) gestiegen, von denen bereits 79 bewirtschaftet wurden.

ZENTRALAUSSCHUSS MÜNCHEN 1898—1900

Es ist eine natürliche Erscheinung, daß auf eine Zeit lebhafter, weitausgreifender Tätigkeit eine solche der Ruhe und Sammlung folgt. Nach der Wahl in der Generalversammlung Klagenfurt hatte der neue Präsident Wilhelm v. Burkhard versprochen, daß der Zentralausschuß München eine „konservative Taktik" befolgen werde, und im Antritts-Rundschreiben wurde dies noch weiter dahin erläutert, daß „organisatorische Fragen" erst dann zur Besprechung gebracht werden würden, wenn eine allseitig befriedigende Lösung gesichert sei. Der Grund für diese Weisung: „keine Neuerung", lag in den Vorgängen, die in den letzten anderthalb Jahren durch die Wahl-Frage hervorgerufen worden waren. Die rege Tatkraft und die Erfolge des Zentralausschusses Graz hatten vollen Beifall gefunden und bei einem großen Teile des Vereins den Wunsch erregt, den Vorort wieder zu wählen, wobei man auch gewisse praktische Nachteile würdigte, die aus der Kürze der Amtsdauer sich ergaben. Vom anderen Teile wurden jedoch dagegen Bedenken erhoben, ob dies überhaupt nach den Satzungen zulässig sei; auch besorgte man die Folge, daß künftighin jeder Zentralausschuß eine Wiederwahl beanspruchen würde. Die Wahlbesprechung in Stuttgart blieb zunächst ohne Ergebnis, zumal auch für eine Neuwahl zwei Orte, Stuttgart und Leipzig, in Vorschlag gebracht wurden. Der

Zentralausschuß Graz hatte in dieser Besprechung erklärt, daß er zwar eine Wiederwahl annehmen würde, aber nur „im Notfalle", wenn keine Einigung auf einen anderen Vorort stattfände. Im weiteren Verlauf verzichtete dann die Sektion Schwaben auf eine Bewerbung, während der damalige Vorstand der Sektion Leipzig sich bereit fand, eine Wahl anzunehmen. Eine vom Zentralausschuß im Wege der Umfrage eingeleitete Probeabstimmung, an der sich 166 Sektionen (von 245) beteiligten, ergab 1598 Stimmen für die Wiederwahl von Graz und 1068 Stimmen für Leipzig. In einem Rundschreiben vom 8. April 1897 dankte der Zentralausschuß für diese Vertrauenskundgebung, erklärte jedoch, daß es im Interesse des Vereins gelegen sei, eine deutsche Sektion als Vorort zu wählen, und sprach die Hoffnung aus, daß es doch möglich sein werde, alle Stimmen auf eine solche zu vereinigen. Die Generalversammlung der Sektion Leipzig vom 10. Mai 1897 beschloß gleichfalls, auf eine Bewerbung um den Vorort zu verzichten. Nunmehr war die Sachlage sehr vereinfacht; man wußte, daß allen Teilen ein Vorschlag, München zu wählen, genehm sein würde. Dieses nahm den Antrag an und die Wahl erfolgte denn auch mit voller Einstimmigkeit.

Wilhelm v. Burkhard

Diese Vorgänge hatten immerhin eine gewisse Bewegung erzeugt, und deshalb stellte der Zentralausschuß München als seinen leitenden Grundsatz: „ruhiges Beharren in den bisherigen Bahnen" auf. Daß diese „konservative Taktik" die fortschrittliche Tätigkeit nicht ausschloß, im Gegenteil nur förderte, zeigte sich bald.

Zunächst hatte der Zentralausschuß eine finanzielle Angelegenheit zu ordnen. In dem Unternehmen des „Atlas der Alpenflora" war ein Kapital von M. 70000.— festgelegt. Vor allem handelte es sich darum, eine Schuld von M. 50000.— zu tilgen, was in kurzer Zeit gelang. Soweit nicht durch die Einnahmen aus dem Verkauf des Werkes das eingesetzte Kapital hereingeholt worden war, brachte der Zentralausschuß durch Schaffung einer „Spezial-Reserve" aus den Erübrigungen die volle Deckung dieses Kontos zustande, so daß er aus der eigentlichen Vermögens-Rechnung ausschied und dem nachfolgenden Zentralausschuß nicht nur ein unbelastetes Vereinsvermögen, sondern sogar eine „stille Reserve" überwiesen werden konnte.

Eine bedeutsame Schöpfung des Zentralausschusses München war die Errichtung der meteorologischen Station auf der Zugspitze, die in erster Linie den tatkräftigen Bemühungen des Präsidenten Burkhard zu danken ist. Der Wissenschaft wurde damit ein großer Dienst geleistet. Daß überhaupt in den Ostalpen meteorologische Hochstationen — Sonnblick und Zugspitze — bestehen, darf der D. u. Ö. Alpenverein als sein Verdienst bezeichnen.

Eine weitere Förderung wissenschaftlicher Interessen bedeuten die Alpenpflanzen-

Gärten, die ebenfalls dem Alpenverein zu verdanken sind, der den „Verein zum Schutz und zur Pflege der Alpenpflanzen" ins Leben rief und diesem seit 1901 einen jährlichen Beitrag von M. 1000.— zuführt.

Auf dem Gebiete des Weg- und Hüttenbaues beschäftigten den Zentralausschuß München mehrere wichtige Fragen. Die eine betraf die Besteuerung der bewirtschafteten Schutzhütten in Österreich, die den Sektionen manche Sorgen bereitete. Das Einschreiten des Zentralausschusses war von Erfolg gekrönt; das k. k. Finanzministerium gewährte (1898) für die meisten Schutzhütten — nur fünf Großbetriebe wurden ausgenommen — Befreiung von der Erwerbsteuer bezw. auch von der Rentensteuer. Das gleiche dankenswerte Entgegenkommen fand der Zentralausschuß bei dem k. k. Ackerbauministerium in der Angelegenheit der Pachtverträge bei Benutzung staatlichen Grundes für Hüttenbauten. Diese Verträge waren bisher einerseits oft kurzfristig, anderseits enthielten sie manche lästige Bestimmungen. Nach beiden Richtungen hin wurden nun wesentlich bessere Bedingungen erzielt, insbesondere die Pachtdauer auf 20 Jahre festgesetzt. Auch bei der Anlage von Wegen auf staatlichem Grund wurde der dem Staate vorbehaltene Widerruf nur auf den Fall des Mißbrauches beschränkt.

Zu der „unerfreulichen Erscheinung" der Unglücksfälle, die den Zentralausschuß Graz beschäftigt hatte, gesellte sich jetzt noch eine zweite, jene der Hütteneinbrüche. Der Zentralausschuß unternahm in dieser Angelegenheit Schritte bei den Behörden, die den Erfolg hatten, daß eine umfassendere und schärfere Überwachung der Schutzhütten durch die Gendarmerie angeordnet wurde; ferner empfahl er den Sektionen eine Reihe wirksamer Maßnahmen, deren Zweckmäßigkeit die späteren Erfahrungen bestätigten.

Was die Führerangelegenheiten anbelangt, widmete der Zentralausschuß München zunächst seine volle Aufmerksamkeit der Ausgestaltung der von seinem Vorgänger eingeführten Führerkurse, deren zehn in den drei Jahren abgehalten wurden. Die Tätigkeit des Alpenvereins im Führerwesen war im früheren Zeitraum bekanntlich nicht unangefochten geblieben, was zu Zerwürfnissen mit anderen Vereinen geführt hatte. Wenn nun auch schon inzwischen wieder friedliche Verhältnisse eingetreten waren, so wünschte doch der Zentralausschuß auch auf diesem Gebiete vollständige Ruhe zu sichern und suchte zu diesem Zwecke mit dem Österr. Touristen-Klub und der Società degli Alpinisti Tridentini Übereinkommen über die Regelung der Führeraufsicht zu treffen. Diese Bemühungen fanden bei dem Österr. Touristen-Klub volles Entgegenkommen, der auch seither die Abmachungen in loyalster Weise einhielt, wodurch das freundschaftliche Verhältnis zu diesem Verein neu befestigt wurde. Die Hoffnung, auch mit der Società d. A. Tr. friedliche Beziehungen anbahnen zu können, erwies sich allerdings als trügerisch.

Die Erfahrungen mit dem im Jahre 1894 geschaffenen Statut der Führerkasse hatten dieses einer Verbesserung bedürftig erscheinen lassen und der Zentralausschuß legte daher der Generalversammlung Passau 1898 neue sorgfältig ausgearbeitete Satzungen vor, die 1900 in Kraft traten. In der gleichen Generalversammlung wurde der Zentralausschuß ermächtigt, versuchsweise eine Führerkommission einzuberufen zur Begutachtung, Beratung und Antragstellung in Führerangelegenheiten. Dieser Beirat sollte hauptsächlich sich mit den Führer-Tarifen beschäftigen. Ferner faßte die Generalversammlung Beschlüsse hinsichtlich der Führer-Aspiranten und des Rechtes auf Führeraufsicht, während der Zentralausschuß die bisherigen Bestimmungen über Verleihung und Entziehung des Führerzeichens ergänzte und verbesserte.

Das Vortragswesen wurde durch die Gründung der Tauschstelle für Laternbilder (in Leipzig) gefördert; auch pflog der Zentralausschuß Erhebungen über

die Einrichtung von Vortragsreisen. Die Hochwasserschäden im September 1899 gaben Anlaß, eine umfassendere Hilfstätigkeit zu entfalten; die eingeleitete Sammlung erbrachte einen Betrag von M. 43000 an Spenden. Schließlich ist noch zu erwähnen die Herausgabe der zweiten Auflage des Handbuches „Verfassung und Verwaltung des D. u. Ö. Alpenvereins", das den Sektionen als Behelf bei ihrer Geschäftsführung dienen soll.

Vollzog sich die Tätigkeit des Zentralausschusses München zwar mehr in der Stille und weniger augenfällig, so war sie doch äußerst erfolgreich. Mit Recht hob in der Generalversammlung Straßburg Sydow-Berlin in seiner Dankrede hervor, daß der Zentralausschuß nicht nur auf allen Gebieten ordnend und fördernd gewirkt habe und seinem Nachfolger einen wohlgefüllten Schatz hinterlasse, sondern daß er es auch verstanden habe, keine Schwierigkeiten und keine Unzufriedenheit entstehen zu lassen. Das Versprechen, für ruhige, gleichmäßige Entwickelung zu sorgen, war treulich gehalten worden, und die „konservative Taktik" hatte dem Fortschritt die Bahn geebnet.

Neu entstanden waren in diesem Zeitraume 15 Sektionen, die Mitgliederzahl hatte sich um 6573 vermehrt; zu dem Bestand an eingerichteten Hütten waren 22 neue hinzugekommen.

Dr. Karl Ipsen

ZENTRALAUSSCHUSS INNSBRUCK 1901—1906

Die Wahlfrage hatte diesmal keine Schwierigkeiten geboten. Der Übung gemäß sollte eine österreichische Sektion Vorort werden und dazu hatte man schon seit längerer Zeit Innsbruck in Aussicht genommen, dessen einmütige Wahl also sozusagen von vorneherein gesichert war. Man war überzeugt, daß der Zentralausschuß Innsbruck unter Leitung seines Präsidenten Dr. Karl Ipsen mit fester Hand und jugendlicher Tatkraft das Steuer führen, und mit regem Eifer sich der Arbeit widmen werde, nicht nur die Einrichtungen des Vereins weiter auszubauen und zu vervollkommnen, sondern auch neuen Anforderungen der Zeit zu entsprechen. Dieses Vertrauen wurde auch vollauf gerechtfertigt. Schon die Geschäftsführung des ersten Jahres hatte so allseitige Zustimmung gefunden, daß nun wieder der Wunsch nach Verlängerung der Amtsdauer sich regte. Zwar wurden auch diesmal die Bedenken über die satzungsmäßige Zulässigkeit einer Wiederwahl laut, sie traten aber hinter der Erwägung zurück, daß es dem Verein zum großen Vorteil gereichen werde, wenn der Zentralausschuß Innsbruck in bewährter Weise sein Amt weiterführe. In der Wahlbesprechung zu Wiesbaden entschied man sich daher für die Wiederwahl, ein die Statuten erläuternder Beschluß der Generalversammlung beseitigte die erhobenen Bedenken, und in Bregenz 1903 wurde der Zentralausschuß unter einem wahren Beifallssturme wieder gewählt.

Das Hauptarbeitsfeld war auch jetzt das Führerwesen. Hier knüpfte der Zentralausschuß Innsbruck vorerst an die Tätigkeit seines Vorgängers an und

bemühte sich, die vorhandenen Einrichtungen auszugestalten und den Einfluß des Alpenvereins auf die Führerangelegenheiten zu sichern und zu verstärken. In letzterer Hinsicht gelang es ihm, eine die Bergführerordnung ergänzende Verfügung der Statthalterei von Tirol zu erwirken, wonach die Autorisierung von dem Besuche eines Führerkurses abhängig gemacht wurde. Damit im Zusammenhange stand eine gründliche Durchsicht und Verbesserung des Lehrplanes dieser Kurse, der auch die Anerkennung der staatlichen Schulbehörde fand. Für die Beschaffung von Lehrmitteln, wie überhaupt für eine zweckmäßige Durchführung des Unterrichts — wozu auch die neue, wesentlich verbesserte Ausgabe der „Anleitung zur Ausübung des Führerberufes" diente — wurden erhebliche Mittel aufgewendet, und wenn erforderlich Doppel-Kurse abgehalten, so daß in den sechs Jahren der Amtsdauer die Zahl der Teilnehmer 535, also durchschnittlich jährlich 89 betrug. Der Aufschwung des Wintersports gab Anlaß zur Einrichtung der Schikurse, damit die Winterturisten auch des Schneeschuhlaufens kundige Führer fänden. Die Teilnehmer dieser Kurse, die seit 1902 an verschiedenen Orten abgehalten wurden, erhielten vom Zentralausschusse auch die Schneeschuhe beigestellt. Die Ausstattung der Führer mit Verbandzeug in Aluminiumhülsen wurde durchgeführt und überhaupt der Ausrüstung der Führer besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Um hierin sowohl wie hinsichtlich des ganzen Verhaltens der Führer eine gründliche Beaufsichtigung zu sichern, wirkte der Zentralausschuß mit aller Tatkraft auf die regelmäßige Abhaltung von Führertagen hin und es gelang ihm auch, diese äußerst nützliche Einrichtung fast in allen Aufsichtsbezirken einzubürgern. Um den Sektionen die daraus erwachsende Last zu erleichtern, wurden Zuschüsse aus der Zentralkasse zu den Kosten gewährt. Die Frage der Führer-Aspiranten wurde endgültig durch zweckmäßige Bestimmungen geregelt und die Neugestaltung der Führertarife in Angriff genommen. Diese bildete nach den Beschlüssen der Generalversammlung Passau eine Hauptaufgabe der Führer-Kommission, die erstmals im Jahre 1900 einberufen worden war und im Jahre 1904 in der Generalversammlung Bozen ein eigenes Statut erhielt, das nach dem Vorbild des für den Weg- und Hüttenbauausschuß geltenden verfaßt war. Bei der Umarbeitung der Führertarife — die nunmehr auch auf Kosten der Zentralkasse gedruckt und herausgegeben wurden — ergaben sich mancherlei Schwierigkeiten. Die Aufsichtssektionen, die bisher die Tarife erstellt hatten, wollten sich anfänglich nicht recht damit befreunden, daß ihnen diese Arbeit abgenommen wurde, und machten ihre praktischen Erfahrungen sowie ihre näheren Beziehungen zu den Führern geltend, letztere hingegen stellten oft übermäßige Ansprüche betreffend Erhöhung der Löhne, deren Nichtgewährung Verstimmungen hervorrief. Die ersten Anzeichen von Widersetzlichkeit zeigten sich schon im Jahre 1904, als vom Zillertal aus zum „Streik" aufgefordert wurde.

Aus der vorstehenden, nur in knappen Zügen das Wesentlichste hervorhebenden Schilderung ist schon zu ersehen, wie umfassend und eingreifend die organisatorische Tätigkeit unter dem Zentralausschuß Innsbruck im Führerwesen sich entfaltete. Das gleiche Bemühen, Bestehendes zu vervollkommnen und Zweckmäßiges zu schaffen, gab sich auch auf dem Gebiete des Weg- und Hüttenbaues kund. In diesem Zeitraume entstanden 42 neue Hütten, ferner wurden drei in Krain gelegene Hütten des Ö.-T.-Klubs angekauft, und die Zahl der bewirtschafteten Hütten stieg von 125 auf 172. Dabei ist noch in Betracht zu ziehen, daß sehr viele ältere Hütten Umbauten und Erweiterungen erfuhren. Beinahe mehr noch als in Hüttenbauten wurde jedoch an Wegen geschaffen, denen man nunmehr besondere Aufmerksamkeit widmete. Hatte ja schon die Generalversammlung Passau sich dahin ausgesprochen, daß mehr Mittel auf Wegbauten zu verwenden seien. Diese sowie

namentlich auch die Wegmarkierung wurden vom Zentralausschuß in jeder Weise gefördert, so auch durch die Einführung der Wegtafeln mit eingeprägter Beschriftung, die unentgeltlich den Sektionen geliefert wurden.

Mancherlei Mißstände, die aus dem Umlauf zahlreicher Hüttenschlüssel sich ergaben, veranlaßten den Zentralausschuß, ein neues Vereinsschloß einzuführen. Der Zentralausschuß Berlin hatte zwar durch die Numerierung der Schlüssel für bessere Ordnung und Überwachung der Ausgabe gesorgt, doch hatten nicht alle Sektionen die nötige strenge Vorsicht geübt. Eine gründliche Beseitigung der Mißstände war nur durch den Ersatz der bisherigen Hüttenschlösser und Schlüssel durch neue zu erzielen, was mit einem Kostenaufwand von M. 11200 im Jahre 1903 durchgeführt wurde. Damit war auch der Erlaß sachgemäßer Bestimmungen über die Abgabe der Schlüssel und die Einführung von neuen Haftscheinen verbunden.

Auch mit der Frage der Hütteneinbrüche hatte der Zentralausschuß sich eingehend befaßt. Da der Wunsch geäußert worden war, eine Versicherung gegen Einbruchschäden einzurichten, arbeitete der Zentralausschuß Vorschläge betreffend Gründung eines Versicherungsverbandes aus, doch war eine Einigung der Hütten besitzenden Sektionen nicht zu erzielen. Daraufhin brachte er in der Generalversammlung Bozen 1904 den Antrag zur Annahme, daß unter bestimmten Bedingungen den Sektionen Zuschüsse zur Deckung der Einbruchschäden aus der Zentralkasse geleistet werden. Jene Bedingungen enthielten im wesentlichen die bereits vom Zentralausschuß München empfohlenen Maßnahmen — hauptsächlich Entfernung aller Lebensmittel und Getränke aus den Hütten nach Schluß der Reisezeit — deren strengere Durchführung den Erfolg hatte, daß die Einbrüche tatsächlich seltener wurden.

Die Weg- und Hüttenbau-Ordnung erfuhr einige Ergänzungen. So wurde bestimmt, daß Subventionen nicht gewährt werden sollen, wenn die Sektion ein Unternehmen begonnen hatte, ohne vorher die Zustimmung des Zentralausschusses einzuholen, ferner daß für alle Mehrkosten, die aus eigenmächtiger Abänderung der vorgelegten Baupläne entstehen, die Sektion aufzukommen habe. Damit sollte verhindert werden, daß die Sektionen sich in Unternehmungen einlassen, die ihre Kräfte übersteigen. Wichtiger noch war der Beschluß der Generalversammlung Bamberg, Subventionen für die Hüttenbauten nur unter der Bedingung zu gewähren, daß die Vereinsmitglieder und deren Ehefrauen eine Ermäßigung der Hüttengebühren auf die Hälfte genießen. Dieser Beschluß wurde in der Generalversammlung zu Leipzig 1906 noch dahin erweitert, daß grundsätzlich in allen Hütten die Gebühren für Nichtmitglieder auf das Doppelte des für die Vereinsmitglieder geltenden Betrages festzusetzen seien. In derselben Generalversammlung wurden auch allgemeine Grundsätze für die Hüttenordnungen aufgestellt und eine einheitliche Gestaltung der Hüttenapotheken und Rettungsmittel empfohlen.

Das bedeutendste und verdienstvollste Werk des Zentralausschusses Innsbruck war die Einrichtung des Rettungswesens. Wie erwähnt, hatte schon der Zentralausschuß Graz die Hilfeleistung bei Unfällen zu regeln versucht. In den Jahren 1896/98 hatten sich in Wien, München und Innsbruck Rettungs-Gesellschaften gebildet, von denen die beiden ersteren ihren Wirkungskreis auf das nächstgelegene Ausflugsgebiet beschränkten, während jene in Innsbruck ihre Tätigkeit auf die ganzen Ostalpen auszudehnen beabsichtigte. Nun nahm der Zentralausschuß sich der Angelegenheit an, um sie in großzügiger Weise durchzuführen.

Der Generalversammlung Wiesbaden 1902 war ein umfassender Organisationsplan vorgelegt worden, der Genehmigung fand, und auf dessen Grundlage wurde nun ein Netz von Rettungsstellen und Meldeposten geschaffen, das sich über das ganze

Arbeitsgebiet des Vereins erstreckte. Alle Rettungsstellen sind mit Tragbahren und Verbandkasten ausgestattet. Für diese Angelegenheit hatte der Zentralausschuß M. 32447 aufgewendet. Zurzeit bestehen 184 Rettungsstellen, denen 697 zum Teil auch mit Rettungsmitteln versehene Meldeposten angegliedert sind. Für Hilfeleistung bei Unfällen ist somit in ausreichender Weise gesorgt; tatsächlich sind die Rettungsstellen schon vielfach in Anspruch genommen worden und haben wertvolle Dienste geleistet.

Die bereits von seinen Vorgängern begonnene Neugestaltung des Kartenwesens brachte der Zentralausschuß Innsbruck zum Abschluß durch Anstellung eines eigenen Kartographen in der Person des Herrn Leo Aegerter, der das in ihn gesetzte Vertrauen auch vollständig rechtfertigte. Da die vom Zentralausschuß Graz abgeschlossenen Druckerei-Verträge abliefen, mußten diese erneuert werden, wobei auf Vervollkommnung der Ausstattung der Zeitschrift sorgfältig Bedacht genommen wurde. Hinsichtlich des Anzeigenteils der Mitteilungen gelang der Abschluß eines günstigen Pachtvertrages, demzufolge der Reinertrag auf mehr als das Doppelte sich steigerte.

Zur Förderung der Wissenschaft diente die Begründung der Eduard-Richter-Stipendien mit einem Jahresbetrage von M. 2000, so daß nunmehr jährlich M. 8000 für Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen zur Verfügung stehen.

Zu Ende des Jahres 1900 hatte Herr Willy Rickmer-Rickmers dem Zentralausschuß München mitgeteilt, daß er seine alpine Bibliothek dem Alpenvereine widmen wolle. Diese hochherzige Schenkung wurde 1901 vollzogen und der Zentralausschuß Innsbruck hatte nun die Einrichtung der Zentralbibliothek, für die der Grundstock geschaffen war, weiter durchzuführen. Die Stadtgemeinde München stellte unentgeltlich die Räumlichkeiten für die Bibliothek zur Verfügung, die bereits 1902 eröffnet werden konnte. Als Bibliothekar wurde 1904 Dr. A. Dreyer berufen. Die vom Zentralausschuß entworfene Bibliotheks- und Benützungsordnung erhielt die Genehmigung der Generalversammlung Bamberg 1905. Damit war wieder ein neues bedeutsames Werk geschaffen, das in gedeihlicher Entwicklung sich befindet.

In verschiedenen Angelegenheiten hatte der Zentralausschuß Innsbruck eingehende Erhebungen zu pflegen, deren Ergebnisse in umfangreichen Berichten den Generalversammlungen vorgelegt wurden; so beschäftigte ihn der Schutz des Vereinszeichens gegen unbefugte Nachahmung, die Fragen der Vortragsreisen und Schülerfahrten und die Neueinrichtung der Studentenherbergen. Ferner wurde die Herausgeberschaft des Alpenvereins-Kalenders übernommen; außer der bereits erwähnten Neuauflage der „Anleitung zur Ausübung des Bergführerberufes" ein neues Register der Vereinsschriften und die Schrift: „Technik des Bergsteigens" (verfaßt von J. Aichinger) veröffentlicht. Die Hochwasser-Verheerungen, von denen im Jahre 1903 verschiedene Alpengegenden heimgesucht wurden, veranlaßten eine Sammlung, die einen Betrag von M. 21868 ergab.

Die Umwandlung der „Mitteilungen" hatte seinerzeit zu einer Belastung der Sektionen durch die sogenannte „Porto-Vergütung" geführt, die 1885 zum ersten Male eingehoben worden war. Seit 1895 war an deren Stelle der „Führerkassen-Beitrag" getreten, was schon eine erhebliche Entlastung bedeutet hatte, und 1905 beschloß die Generalversammlung Bamberg auch dessen Aufhebung. Die Maßnahme konnte ohne Schädigung der Finanzen des Gesamtvereins getroffen werden, dank der günstigen Lage, in der diese sich befanden. Trotz verschiedener großer Ausgaben, die außerhalb des Voranschlages bestritten wurden, — z. B. die Kosten des Vereinsschlosses mit rund M. 11200, die Zuweisung von M. 4926 an den Kaiser-Franz-Josef-Fonds und von M. 5000 an den Pensionsfonds u. a. — betrugen

in diesen sechs Jahren die Überschüsse M. 90 497. Der „wohlgefüllte Schatz", den der Zentralausschuß Innsbruck von seinem Vorgänger übernommen hatte, war nicht nur treulich bewahrt, sondern noch erheblich vermehrt worden.

Das Wachstum des Vereins war unter dem Zentralausschuß Innsbruck ein ganz außerordentliches gewesen; die Zahl der Sektionen hatte um 72, jene der Mitglieder um 24 880 zugenommen. Erst im zwölften Jahre seines Bestandes hatte der Verein eine gleiche Sektionen-Zahl, und im 21. Jahre jenen Mitgliederstand erreicht gehabt, die jetzt in sechs Jahren als „Zunahme" verzeichnet werden konnten.

Eine Fülle organisatorischer Arbeiten war vom Zentralausschuß Innsbruck geleistet worden, der auf allen Gebieten die fortschrittliche Entwicklung tatkräftig förderte. Es mag ja sein, daß das stete Drängen auf Ordnung und Zucht manchmal unbequem empfunden wurde, aber es war zum Heile des Vereins, und jetzt, da die Früchte reifen, wird man dankbar dieser strammen Führung gedenken, unter der Ansehen, Macht und Stärke des Alpenvereins sieghaft gediehen.

ZENTRALAUSSCHUSS MÜNCHEN 1907—1909

Groß und stark war der Alpenverein erwachsen, wie es seine Gründer nicht einmal zu träumen gewagt hätten; Arbeiten waren geleistet, Aufgaben gestellt und gelöst worden, die ihm einen Platz in der Geschichte der Kultur sichern; und diese wunderbare Entwicklung hatte sich vollzogen in voller Freiheit und Einigkeit, auf Grundlage von Statuten, die so einfach waren, daß ein neuzeitlicher Gesetzgeber es vielleicht unbegreiflich finden mochte, wie ein solches „Netz von Lücken und Mängeln" über dreißig Jahre lang den mächtigen Körper zusammenhalten konnte. Gerade dieser Mangel an engbindenden Vorschriften, der Freiheit gewährte, sich stets den Verhältnissen anzupassen, hatte sich tatsächlich als ein Vorteil von unschätzbarem Werte erwiesen. Nunmehr war aber doch das „Kleid der Satzung" zu enge geworden; das, was durch Tradition und Übung zum unwidersprochen anerkannten Gewohnheitsrecht sich gestaltet hatte, auch in aller Form festzulegen, erschien ratsam, wenn auch nicht dringend nötig. Denn nur hinsichtlich eines Punktes war wirklich der Wunsch nach einer Änderung, als einem wahren Bedürfnis entsprechend, laut geworden, und dieser betraf die Amtsdauer der Vereinsleitung. Die Frage der Wahl, oder richtiger gesagt, der Wiederwahl, war allein es gewesen, die eine lebhaftere Bewegung im Verein hervorgerufen hatte; im übrigen hatten die Statuten und deren Handhabung niemals Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten gegeben. Daß jedoch, sobald man in einem Punkte die Satzung ändern wollte, man nicht umgehen könne, das Ganze einer gründlichen Durchsicht und einer den Verhältnissen entsprechenden Neugestaltung zu unterziehen, war allen klar. Diese große und schwierige Aufgabe harrte nun der Lösung durch den neuen Zentralausschuß. Man hatte sich wieder für die Wahl Münchens zum Vorort entschieden; hier war ja der Deutsche Alpenverein entstanden und viermal der Sitz der Vereinsleitung gewesen, jedesmal hatte sie mit bestem Erfolge gewirkt und das vollste Vertrauen erworben.

Dieses Vertrauen auf die glückliche Lösung einer für das ganze Leben und vor allem für die Zukunft des Vereins höchst bedeutungsvollen Frage brachte man dem Zentralausschuß München entgegen, zu dessen Präsidenten Otto v. Pfister erkoren war, der sich nun dieser Angelegenheit mit vollem Eifer widmete. Nachdem unter Zuziehung von Vertrauensmännern einige wichtige Grundsätze der neuen Satzung festgestellt und diese von der Generalversammlung Innsbruck 1907 genehmigt worden waren, arbeitete der Zentralausschuß einen Entwurf aus, der wieder der Prüfung durch Vertrauensmänner und dann jener der Sektionen unterzogen wurde. Die Generalversammlung München 1908 nahm die unter

Berücksichtigung der geäußerten Wünsche und Anregungen vom Zentralausschuß vorgeschlagene Fassung der Satzung und Geschäftsordnung einstimmig an und beschloß, daß diese neue Satzung mit dem Jahre 1910 in Kraft treten solle. Damit war auch dieses schwierige Werk in voller Einmütigkeit und zur allgemeinen Befriedigung vollendet.

Eine weitere wichtige Aufgabe wurde dem Zentralausschuß gestellt durch den auf Antrag der Sektion Hannover erfolgten Beschluß der Generalversammlung Innsbruck (1907), ein alpines Museum zu begründen. Der Vorschlag hatte nicht nur innerhalb des Vereins lebhafte Zustimmung gefunden, sondern auch das Interesse weiterer Kreise erweckt, das sich in dem Anerbieten der Stadtgemeinden Innsbruck und München kundgab, Gebäude für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen. Man entschied sich für München, wegen dessen besonders günstiger Lage und weil die Stadtverwaltung ein vorzüglich geeignetes Gebäude mit ausgedehntem Gartengrund im Werte von einer Million Mark dem Alpenverein zu widmen beschlossen hatte. Nachdem die vom Zentralausschuß aufgestellten Leitsätze für die Gestaltung des Museums die Zustimmung der Generalversammlung München erhalten hatten, wurde sofort mit den Vorarbeiten begonnen, wozu der Zentralausschuß aus den Überschüssen des Jahres 1907 den Betrag von M. 20000.— bereit stellte. Voraussichtlich wird es möglich sein, das Museum im Jahre 1911 der Öffentlichkeit zu übergeben in einer Gestaltung, die es als Krönung und würdiges Denkmal der Tätigkeit des Alpenvereins erscheinen läßt, damit diese auch im Gedächtnis späterer Geschlechter fortlebe.

Otto v. Pfister

Neben neuen Aufgaben, die sich aus der fortschreitenden Entwicklung ergeben, erwächst jeder Vereinsleitung auch die Pflicht, das früher Begonnene weiterzuführen, auszubauen und zu vervollkommnen. Es zeugt am besten für den nie rastenden und kräftigen Lebensdrang des Vereins, daß keine seiner Einrichtungen erstarrte, sondern jede stets eine organische Fortbildung erfuhr. In dieser stetigen, wenn auch oft nicht augenfälligen Anpassung an die Zeit-Verhältnisse und -Bedürfnisse liegt die Erklärung, weshalb es niemals zu „Umsturz"-Bestrebungen kam, die ja nur dann eintreten, wenn das Leben in einer toten Einrichtung ein Hindernis findet.

Im Sinne dieser Pflicht war auch der Zentralausschuß München auf allen Gebieten bestrebt, notwendig gewordene Änderungen und Verbesserungen vorzunehmen, insbesondere aber die von seinem Vorgänger eingeleiteten Arbeiten weiterzuführen. Die Neuordnung der Studentenherbergen, sowie auch eine zweckmäßige Umgestaltung der Laternbilder-Sammlung sind in dieser Hinsicht zu erwähnen. Mehrfach geäußerten Wünschen entsprechend, wurde die Schrift „Anleitung zum Kartenlesen im Hochgebirge" (verfaßt von Dr. J. Moriggl) herausgegeben, ferner auch Ehrenzeichen für 25jährige Mitgliedschaft hergestellt, um

den Sektionen die Beschaffung solcher zu erleichtern. Entschieden trat auch der Zentralausschuß für eine Beschränkung der kostspieligen Festlichkeiten bei den Generalversammlungen ein, sowohl im Interesse der Sektionen, denen diese Veranstaltungen große Opfer kosten, wie auch in jenem der geschäftlichen Beratung. Die erste „festlose" Generalversammlung war die zu München 1908.

Der Beschluß der Generalversammlung Klagenfurt 1897, der den Höchstbetrag der Subvention für einen Hüttenbau auf M. 4000 festsetzte, hatte sich praktisch als unhaltbar erwiesen und die Rückkehr zu dem früheren „Raten-System" zeigte sich durch die Verhältnisse geboten. Auch die Beschlüsse der Generalversammlung Bozen 1904 betreffend Erstellung der Führertarife durch die Führer-Kommission wurden aus praktischen Erwägungen aufgehoben. Es hatte sich auch das Bedürfnis gezeigt, die Satzung der Führerkasse umzugestalten. Nach den gemachten Erfahrungen war auf die Invalidenversorgung das Hauptgewicht zu legen, auch sollte die Witwenunterstützung eine Erweiterung erfahren. Den auf Schaffung einer Berufs-Organisation gerichteten Bestrebungen der Führerschaft gegenüber bewahrte der Zentralausschuß kluge und vorsichtige Zurückhaltung, da ein vorzeitiges Eingreifen, ehe sich die Sachlage geklärt hat, erfahrungsgemäß nur schadet. Zu erwähnen ist auch die Regelung der Verhältnisse der meteorologischen Station auf dem Sonnblick durch ein neues Abkommen mit der Gesellschaft für Meteorologie, das sowohl den Interessen der Wissenschaft wie jenen des Alpenvereins volle Rechnung trägt. Die Erhaltung der Station ist gesichert, durch den Umbau des Zittelhauses den Bedürfnissen der letzteren entsprochen, und der Verein durch Wegfall des jährlichen Beitrages von M. 1700 finanziell entlastet.

War in diesem Zeitraume auch die Zunahme des Vereins nicht so außerordentlich, wie in dem vorigen, so blieb sie immerhin bedeutend genug, ja sie war hinsichtlich der Mitgliederzahl stärker, als jemals vor 1900. Die Zahl der Sektionen vermehrte sich (bis Juli 1909) um 31 und jene der Mitglieder um 11163.

Der Zentralausschuß München ist der letzte, der nach den Vorschriften der alten Statuten gewählt war und die Geschäfte führte. Mit dem Jahre 1910 beginnt die Geltung der neuen Satzung, deren wichtigster Punkt eben die Vereinsleitung betrifft. Seinerzeit, bei der Gründung, hatte man beabsichtigt, alle Jahre den Vorort zu wechseln, um so, wenn nicht allen, doch möglichst vielen Sektionen die Beteiligung an der Leitung des Gesamtvereins zu ermöglichen. Bald sah man die großen Nachteile eines solchen steten Wechsels ein und setzte nun eine dreijährige Amtsdauer fest. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß für die Wahl zum Vorort immer nur eine beschränkte Zahl von Sektionen in Betracht kommen konnte, während gerade die Entwicklung des Vereins, seine Ausbreitung in weiten Kreisen und deren gesteigerte Teilnahme an seinen Arbeiten, darauf hinwies, auch an der Geschäftsführung die Anteilnahme zu erweitern, also auf den ursprünglichen Gedanken zurückzukommen. Zum Teile fand dies seine Verwirklichung durch die Einsetzung von ständigen Beiräten, — Weg- und Hüttenbau-Ausschuß, Wissenschaftlicher Beirat, Führer-Kommission —, deren Befugnis jedoch satzungsgemäß nur auf Begutachtung und Antragstellung beschränkt bleiben konnte, wenn sie auch tatsächlich einen bestimmenden Einfluß auf die Entschließungen des Zentralausschusses zu üben vermochten. Praktisch bildeten in letzter Zeit schon diese Beiräte im Verein mit dem Zentralausschuß eine Art verstärkter Vereinsleitung; die Gestaltung war da, es fehlte ihr nur die rechtliche Form. Diese gewährt nun die neue Satzung, indem sie die Leitung einem aus dem gesamten Mitgliederkreise gewählten Hauptausschusse überträgt und damit verwirklicht, was man im Anbeginn, als der Eigenart des Alpenvereins entsprechend,

angestrebt hatte. Während die Leitung diesem auf breiteste Grundlage gestellten Hauptausschusse zusteht, sind mit der Geschäftsführung jene Mitglieder betraut, die am Sitze des Vereins wohnen, und dieser Sitz soll nach je fünf Jahren wechseln. Damit ist nun in glücklicher Weise allen Bedürfnissen Rechnung getragen: jeder Sektion ist die Teilnahme an der Leitung ermöglicht, die Stetigkeit in der Geschäftsführung durch die verlängerte Amtsdauer des Verwaltungsausschusses gewährleistet, und einer Erstarrung derselben durch den Wechsel des Sitzes vorgebeugt. Unter Wahrung aller Vorteile des bisherigen Zustandes hat man nur dessen praktische Nachteile beseitigt und die Bahn für eine weitere gedeihliche Entwicklung frei gemacht. Daß der Anlaß hiezu nicht in irgend einer Unzufriedenheit mit der Art der bisherigen Vereinsleitungen lag, ist aus der ganzen Geschichte zu ersehen. Jene Art hatte sich stets glücklich bewährt und nie war eine Klage laut geworden, die eine Änderung als zwingende Notwendigkeit hätte erscheinen lassen müssen. Noch eins darf nicht unerwähnt bleiben: das ist die seltene Eintracht, die stets in allen Zentralausschüssen herrschte; einstimmige Beschlüsse waren die Regel, und wenn ausnahmsweise Meinungsverschiedenheiten zu Mehrheitsbeschlüssen nötigten, so führten sie niemals auch nur zu der geringsten Verstimmung. Daß dieser Geist der Eintracht auch künftighin im Hauptausschusse walte, ist der beste Wunsch, der ihn auf seinem Wege begleiten kann.

Die weiteren Änderungen, die durch die neue Satzung getroffen werden, sind von minderer Tragweite; zum Teil wurden nur bereits praktisch schon bestehende Zustände nun förmlich bestätigt, zum andern Teil Bestimmungen klarer und genauer gefaßt, sowie Lücken und Widersprüche beseitigt. So wurde festgestellt, daß der Verein „aus Sektionen besteht", nicht aus Einzelpersonen; über das Ausscheiden von Sektionen aus dem Verein wurden — bisher fehlende — Bestimmungen getroffen; die Pflichten der Sektionen klarer umschrieben; die Möglichkeit einer Änderung der Beiträge ohne Satzungsänderung gegeben; das Verhältnis solcher Mitglieder, die mehreren Sektionen angehören, geregelt; die Abstimmungsweise auf der Hauptversammlung vereinfacht und genauer bestimmt. Im Zusammenhang mit der Satzung wurde auch die Geschäftsordnung für den Verwaltungsausschuß festgestellt. Im übrigen war man bestrebt, den früher erwähnten Vorzug der alten Statuten beizubehalten: nicht durch zu viele einengende Vorschriften die Freiheit des Handelns zu unterbinden, sondern man begnügte sich, Grundsätze in klarer, einwandfreier Fassung aufzustellen, im Vertrauen darauf, daß wie bisher auch die künftigen Vereinsleitungen im Geiste der Satzung und nicht nach den Buchstaben waltend mit glücklichem Geschick stets das Rechte zu treffen wissen werden. So möge es geschehen, damit der Geschichtsschreiber, wenn der Verein seine fünfzigjährige Jubelfeier begeht, auch dann freudig feststellen kann: der Alpenverein gedeiht nach wie vor.

DIE VEREINSSCHRIFTEN Zu Ende des vorhergegangenen Zeitraums war die Frage einer „Reform" der Vereinsschriften aufgeworfen worden, mit der sich der Zentralausschuß Berlin während seiner ganzen Amtsdauer zu befassen hatte. Den Anlaß dazu gab keineswegs ein Bedürfnis, Art und Führung der Vereinsschriften umzugestalten, sondern ein rein finanzieller Grund, nämlich die Entlastung der Sektionen von der seit Umwandlung der Mitteilungen in eine halbmonatlich erscheinende Zeitung (1885) bestehenden Verpflichtung, die Hälfte der Versendungskosten an die Zentralkasse zu vergüten. Die hieraus sich ergebende Belastung betrug im Durchschnitt jährlich 47.4 Pfennig für jedes Mitglied, und wurde namentlich von den größeren Sektionen unangenehm empfunden. Es war eine Kommission

eingesetzt worden, die sich, dem Anlaß entsprechend, mit dieser Angelegenheit hauptsächlich in der Richtung befaßte, wie einerseits durch Verbilligung der Kosten, anderseits durch Steigerung des Anzeigen-Erträgnisses die Aufhebung jener Verpflichtung ohne wesentliche Beeinträchtigung der Zentralkasse zu ermöglichen sei. Nebstbei wurden auch noch einige andere Fragen zumeist formeller Natur behandelt. Nach langwierigen Beratungen wurde in den Generalversammlungen Zell a. See und München eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, von denen jedoch nur nachstehende praktische Bedeutung erlangten und zur Ausführung kamen: 1. die Schriftleitung der Zeitschrift und der Mitteilungen ist in einer Hand zu vereinigen, 2. das Format der Zeitschrift ist zu vergrößern, 3. der Sitz der Schriftleitung soll unabhängig sein vom Sitze des Zentralausschusses, 4. letzterer wird ermächtigt, Druckverträge auf längere Zeit, also auch über seine Amtsdauer hinaus, abzuschließen. Dem Anlaß der ganzen Reform wurde dadurch Rechnung getragen, daß die sogenannte „Porto-Vergütung" aufgehoben und dafür bestimmt wurde, die Sektionen haben für jedes Mitglied jährlich einen Beitrag von 30 Pfennig an die Führerkasse zu leisten. Dies bedeutete für alle Sektionen eine durchschnittliche Beitrags-Ermäßigung von etwa 17 Pfennig für jedes Mitglied, und für jene Sektionen, die bisher schon freiwillige Beiträge an die Führerkasse geleistet hatten, noch eine weitere erhebliche Entlastung. So betrug für die größte Sektion, München, die Ersparung damals etwa M. 800.

Mit der Ausführung dieser Beschlüsse begann der Zentralausschuß Graz 1895; Heinrich Heß in Wien übernahm nun auch die Schriftleitung der Zeitschrift zu jener der Mitteilungen, die er seit 1889 innehatte. Die Zeitschrift erscheint seither im sogenannten Lexikonformat, ferner wurden mit der Verlagsanstalt F. Bruckmann in München (für die Zeitschrift) und der Hofbuchdruckerei Adolf Holzhausen in Wien (für die Mitteilungen) Druckverträge auf neun Jahre abgeschlossen, die vom Zentralausschuß Innsbruck erneuert, bezw. bis Ende 1913 verlängert wurden. Die Generalversammlung Stuttgart 1897 nahm sodann noch den Antrag des Zentralausschusses an, daß bei dem Wechsel des Vororts von einer Neuwahl des Schriftleiters abzusehen sei.

Wie ersichtlich, hatten die Reformbeschlüsse für die Gestaltung der Zeitschrift selbst nur eine einzige Neuerung gebracht, die Vergrößerung des Formats, die allerdings für die bildliche Ausstattung von Vorteil war. Wertvoller war der mittelbare Einfluß, den die Bestimmungen über die Schriftleitung und der Abschluß langsichtiger Verträge ausübten. Die Bestrebungen der Zentralausschüsse, die Schönheit und Gediegenheit auch der äußeren Ausstattung der Vereinsschriften stetig zu erhöhen, fanden bei den beteiligten Firmen verständnisvolles Entgegenkommen und tatkräftige Unterstützung.

Eine weitere Neuerung war die 1895 erfolgte Einführung der „Einbände". Sie war veranlaßt durch einen von der Sektion Teplitz in der Generalversammlung München gestellten Antrag, daß die Zeitschrift allen Mitgliedern gebunden geliefert werden solle. Dieser weitgehende, auf „obligatorischen Bezug" abzielende Antrag wurde zwar abgelehnt, aber die Generalversammlung Stuttgart ermächtigte den Zentralausschuß, den Mitgliedern, die es wünschen würden, gegen entsprechende Vergütung die Zeitschriften in Einband zu liefern; der Bezug sollte also „fakultativ" sein. Diese Einrichtung fand Anklang. Schon 1895 wurden 3882 oder 11¾ Prozent der Zeitschriften gebunden bezogen, der Absatz stieg von Jahr zu Jahr und betrug 1908 bereits 67263 oder nahezu 86 Prozent der ausgegebenen Zeitschriften, so daß man jetzt tatsächlich eine Umkehrung des Verhältnisses in Betracht ziehen kann, nämlich den Bezug ungebundener Zeitschriften als einen „fakultativen" zu erklären.

Was den Inhalt der Zeitschrift anbelangt, so fand in diesem Zeitraume zwar keine augenfällige und grundsätzliche Umwandlung statt, immerhin aber vollzog sich unauffällig eine solche nach mehreren Richtungen hin. Für rein wissenschaftliche Arbeiten waren die „Wissenschaftlichen Ergänzungshefte" geschaffen worden; dafür war man bedacht, Aufsätze aus der Feder hervorragender Gelehrten zu bieten, die wissenschaftliche Fragen von allgemeinem Interesse für den großen Leserkreis der Laien in leicht verständlicher Darstellung behandelten. In dem turistischen Teile wurden nunmehr nicht nur die Westalpen, sondern auch die Hochgebirge anderer Gegenden in höherem Maße berücksichtigt, während hinsichtlich der Ostalpen insbesondere umfangreiche „Monographien", zusammenfassende kritische Schilderungen größerer oder kleinerer Gebiete, zur Aufnahme gelangten. Daß hiebei den sogenannten „hochturistischen" Anschauungen gebührend Rechnung getragen wurde, ist selbstverständlich.

Eine besondere Pflege erfuhr in diesem Zeitraume die bildliche Ausstattung, der sowohl das größere Format, wie vor allem die großen technischen Fortschritte in den Vervielfältigungs-Verfahren und insbesondere auch die Entwicklung der Lichtbildnerei zu statten kamen. Es war früher nicht so leicht gewesen, geeignete Vorlagen für die Bilder zu erhalten — noch bei dem Werke über die Erschließung der Ostalpen gab es in dieser Hinsicht ungeahnte Schwierigkeiten, — während jetzt bei der großen Zahl ausgezeichneter „Amateur-Photographen" eine Fülle von nicht nur gegenständlich interessanten, sondern auch künstlerischen Anforderungen entsprechenden Aufnahmen zu Gebot steht. Dieser „künstlerische Zug" in der Lichtbildnerei gestattet in weitgehendem Maße die unmittelbare Wiedergabe in mechanischen Vervielfältigungs-Verfahren anzuwenden, um Bilder von einer Schönheit zu liefern, wie man sie früher nur von Künstlerhand erhalten konnte. Damit ist auch eine Streitfrage gelöst, die seinerzeit die Gemüter bewegte: ob die Forderung vollster Wahrheit und Naturtreue oder die Befriedigung des Schönheitssinnes höher zu stellen sei. Wie der Lichtbildner den Zeichner, so hat auch die Autotypie den Holzschnitt, und zwar gänzlich, verdrängt. Im Grunde ist es zu bedauern, daß die Holzschneidekunst nahezu in Vergessenheit geraten ist, es wird ihr aber kaum so bald möglich werden, wieder zur Geltung zu gelangen, wenn man sieht, zu welcher Vollkommenheit die Ätzungs- und Lichtdruckverfahren gediehen sind. Ein Vergleich zwischen den Bildern der Jahrgänge 1888 und 1908 zeigt wohl am besten die gewaltigen Fortschritte der Technik. In der Schwarz-Weiß-Darstellung ist man den höchsten Zielen schon nahe gekommen, nun aber wird es gelten, auch dem neuzeitlichen Ruf nach „Farbe" zu entsprechen. Einige Versuche in farbiger Wiedergabe haben noch nicht befriedigt, man ist durch vollkommene Leistungen auf dem anderen Gebiete verwöhnt und stellt daher höhere Ansprüche. Es ist aber kein Zweifel, daß man bald auch diesen wird genügen können und die letzte Forderung: volle Naturwahrheit nicht nur in der Form, sondern auch in der Farbe, erfüllt wird. Vielleicht sehen wir in nicht zu ferner Zukunft, wie im Kreislauf sich die Entwicklung wieder den Farben-Bildern zuwendet, die im ersten Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins überwiegend vertreten waren; nur wird sie dann eine unvergleichlich höhere Stufe erreicht haben.

Einen wesentlichen Bestandteil der Zeitschrift haben von jeher die Karten gebildet; richtiger kann man eigentlich sagen, die Herausgabe von Karten sei eine der wichtigsten und erfolgreichsten Tätigkeiten des Alpenvereins gewesen, von nicht minderer Bedeutung wie jene im Weg- und Hüttenbau.

Auf diesem Gebiete hatte schon der Zentralausschuß Berlin den ersten entscheidenden Schritt zu einer völligen Umgestaltung des Kartenwesens getan, die eine gedeihliche Entwicklung verbürgte. Die Neuerung bestand hinsichtlich der

Form im wesentlichen darin, daß in der Geländedarstellung die Schraffen durch Höhenschichtenlinien ersetzt wurden, und anstatt der ausschließlich schwarzen Farbe noch Braun und Blau zur Verwendung kamen. Diese Darstellungsweise hatte den Vorteil, daß das Kartenbild aufgehellt, die Einzelheiten deutlicher ersichtlich und die Schrift leichter lesbar wurden, und daß sie auch zu einer sorgfältigeren Behandlung aller Gelände-Eigentümlichkeiten insbesondere aber der Felszeichnung nötigte. Diese Vorzüge mußten auch jene anerkennen, die an die alten Schraffenkarten gewohnt waren und die Neuerung mißtrauisch betrachteten. Ihr Haupteinwand war, daß die Höhenschichtenkarten nicht so „plastisch" seien, was in Wahrheit gar nicht zutrifft. Man hatte übrigens bei den ersten Karten, um den Eindruck der „Plastik" zu erhöhen, noch die Tönung angewendet, die später als entbehrlich fallen gelassen werden konnte. Welcher Entwicklung diese Darstellungsweise fähig war, ist wohl am besten aus den jüngsten Kartenwerken zu ersehen. Der geologische Aufbau, die landschaftliche Eigenart und die feinsten Einzelheiten des Geländes können in vollkommener Weise zum Ausdruck gebracht werden; trotz der reichlichen Schrift ist das Kartenbild nirgends beeinträchtigt.

Die neue Darstellungsweise bedingt auch eine Änderung des Verfahrens bei der Herstellung der Karten. Die ersten Karten des Alpenvereins (Glocknergruppe und Dolomiten von Wiedemann, Ortlergruppe von Haushofer) waren noch selbstständig entworfen und gezeichnet; nach dem Erscheinen der Aufnahmen des k. u. k. Militärgeographischen Instituts dienten letztere als Grundlage für die Herstellung, die einer kartographischen Anstalt übertragen wurde, und die Bearbeitung seitens des Alpenvereins beschränkte sich hauptsächlich auf die Richtigstellung von Namen und Höhenzahlen. Eine Ausnahme machte nur die Karte der Berchtesgadner Alpen, die eine völlig selbständige Arbeit Waltenbergers war und auf dessen eigenen Mappierungen beruhte. Nunmehr erschien es aber notwendig, sich nicht bloß auf die „literarische Redaktion" der staatlichen Aufnahmen zu beschränken, sondern letztere im Gelände selbst topographisch zu bearbeiten und durch eigene Messungen und Aufnahmen zu ergänzen. Dazu bedurfte es geschulter Fachmänner und man sah sich daher veranlaßt, Topographen zu bestellen, die auf Grund eigener Feldaufnahmen bearbeitete Kartenzeichnungen den Anstalten lieferten.

Die erste Karte der neuen Art war die Ötztaler-Karte von S. Simon, von der Blatt IV bereits 1893 erschien, die weiteren drei Blätter wurden 1895—97 herausgegeben. Dieser Karte folgten 1898 die gleichfalls von S. Simon bearbeitete der Rosengartengruppe, die in der Felszeichnung wesentliche Fortschritte zeigte, und 1899 jene der Ferwallgruppe von Prof. Becker. Der Beifall, den diese Karten insbesondere in den Kreisen der führerlosen Bergsteiger fanden, bewies, daß die neue Darstellungsweise nicht nur den praktischen Bedürfnissen entsprach, sondern auch den Schönheitssinn befriedigte und daß daher die betretene Bahn weiter zu verfolgen sei. Die Herstellung derartiger Karten erfordert jedoch längere Vorbereitungen und läßt sich nicht in so kurzer Zeit ermöglichen, wie dies früher bei den bloß „redigierten" der Fall war. Die Karte der Adamellogruppe, die der Zentralausschuß bereits 1899 in Auftrag gegeben hatte, konnte daher erst 1903 erscheinen. In den Jahren 1900—1902 mußte man sich daher damit behelfen, die Übersichtskarte der Ostalpen von L. Ravenstein und jene der Dolomiten von G. Freytag — jede in zwei Blättern — der Zeitschrift beizugeben, welche Kartenwerke, insbesondere die letztere, übrigens dem größten Teil der Mitglieder sehr willkommen waren.

Um nun eine geregelte kartographische Tätigkeit zu sichern, hielt der Zentralausschuß Innsbruck es für angezeigt, einen eigenen Topographen vertragsmäßig anzustellen. Die Wahl fiel auf Leo Aegerter, der unter Leitung von Prof. Becker

die Feldaufnahme und Geländezeichnung der Adamellokarte durchgeführt hatte. Schon die erste von ihm aufgenommene Karte, jene der Langkofel-Sellagruppe (1904), bewies, daß die Wahl eine glückliche war. Die Feinheit der Felszeichnung, die richtige Wiedergabe der geologischen Verhältnisse, die Genauigkeit in der Kennzeichnung aller Einzelheiten, die völlig künstlerische Auffassung des Landschaftsbildes fanden allseitig Anerkennung. Die nun folgenden Karten Marmolata (1905), Allgäuer Alpen in zwei Blättern (1906/7), Brentagruppe (1908) — zeigten stetige Fortschritte und Vervollkommnung; wozu auch der Umstand beitrug, daß die mit der Ausführung beauftragte Anstalt G. Freytag & Berndt einen auf die Absichten des Kartographen verständnisvoll eingehenden, vortrefflichen Stecher in H. Rohn gefunden hatte.

An die vorgenannten Karten werden sich anschließen jene der Ankogelgruppe (1909), die mit Rücksicht auf den voraussichtlich infolge der Tauernbahn steigenden Besuch dieses Gebietes in Auftrag gegeben wurde, und jene des Zuges der Lechtaler Alpen, die eine Fortsetzung der Allgäuer Karte darstellt.

Bei den älteren Karten betrug in der Regel der Maßstab 1:50000; die drei Gruppenkarten der Dolomiten (Rosengarten, Langkofel-Sella, Marmolata), sowie die Allgäuer- und Brentakarte sind nun im Maßstab 1:25000 erschienen, der eine weitaus größere und daher für die praktische Benützung wertvolle Genauigkeit in der Wiedergabe der Einzelheiten des Felsgeländes gestattet.

Was nun die weitere kartographische Tätigkeit anbelangt, so ist vorerst zu beachten, daß heute die Verhältnisse wesentlich anders liegen wie vor 30 Jahren, als der Alpenverein in großzügiger Weise mit seinen Arbeiten einsetzte. Es bestehen jetzt nicht nur Alpenvereinskarten für einen großen Teil der Hauptgruppen, sondern es sind auch für viele andere Gebiete von staatlicher oder privater Seite den Bedürfnissen völlig genügende Karten herausgegeben worden. Solche liegen vor für das Wettersteingebirge, die Dachsteingruppe, das Schneeberg- und Raxalpengebiet; in neuerer Zeit hat das k. u. k. Militärgeographische Institut auch mit der Herausgabe von Karten des südöstlichen Alpengebiets (Julische Alpen) begonnen; für die Silvrettagruppe sind die vorzüglichen Schweizer Karten vorhanden, die wohl kaum einer Verbesserung bedürfen. Es ist begreiflich, daß die Vorzüge und Schönheit der neuen Alpenvereinskarten in verschiedenen Gebieten den lebhaften Wunsch erregten, auch für diese solche Karten zu erhalten. Nun ist doch wohl zu beachten, daß schon mit Rücksicht auf die hohen Kosten der Karten, die Bedürfnisfrage ernstlich zu prüfen ist. Die Anschauung, daß schöne Karten als eine Art „Reklame" wirken und fremde Besucher anziehen, ist nicht zutreffend, jedenfalls kann sie nicht maßgebend sein, sondern es ist vor allem das „hochturistische Interesse" in Betracht zu ziehen. Für einen sehr großen Teil der Alpenbesucher genügen die Übersichtskarten vollständig; genaue Karten großen Maßstabes bedarf nur der eigentliche Bergsteiger, der die Hochregionen aufsucht und gegebenenfalls ohne Führer gehen will. Nicht minder unzweckmäßig wäre es, wenn schon völlig ausreichende gute Karten für ein Gebiet vorhanden sind, eine erhebliche Verbesserung materieller Natur also nicht erreicht werden könnte, bloß wegen der äußeren Schönheit neue Karten zu schaffen. Dies waren bisher die leitenden Gesichtspunkte bei der Wahl der aufzunehmenden Gebiete und sie werden wohl auch für die nächste Zeit in Geltung bleiben müssen. Da die meisten großen Gruppen bereits behandelt sind und möglichst vermieden werden soll, vom turistischen Standpunkt aus bedeutungsloses Gelände in die Karten aufzunehmen, so wird es sich, zumal bei Festhaltung des großen Maßstabes 1:25000, hauptsächlich darum handeln, zwar kleinere, aber für Hochalpinisten wichtige Gebiete zu bearbeiten. In dieser Richtung bieten die Dolomiten

ein auch für den Kartographen besonders dankbares Arbeitsfeld. Allerdings walten hier wegen der Grenzverhältnisse gewisse Schwierigkeiten, die jedoch nicht unüberwindlich sein dürften.

Die Entwicklung des Kartenwesens hat auch dazu beigetragen, daß das Verständnis der Karten, deutlicher gesagt, die Fähigkeit sie zu lesen, in erheblich weiteren Kreisen Verbreitung gefunden hat. Man darf es wohl aussprechen, daß früher das Kartenlesen gar vielen eine fremde Kunst war. Selbst von denen, die Karten benützten, wußte ein großer Teil nicht den ganzen Gehalt einer Karte zu deuten und den vollen Nutzen aus ihr zu ziehen. Bei den Schraffenkarten war dies auch schwieriger, — nur wenige kannten ja die Schraffenskala —; die größere Deutlichkeit und Einfachheit der neuen Höhenschichtenkarten erleichtert das Verständnis, und es wuchs daher auch das Interesse, das sich in den Wünschen nach einem Lehrbüchlein kundgab. Diesen wurde nun auch entsprochen durch Herausgabe einer „Anleitung zum Kartenlesen", die Dr. Moriggl verfaßte.

Wenn bei der Zeitschrift in dem Zeitraum der letzten fünfzehn Jahre sich hinsichtlich Vervollkommnung der bildlichen Ausstattung und der Karten bedeutsame Fortschritte vollziehen konnten, so boten die Mitteilungen ihrer ganzen Anlage nach zu solchen weniger Gelegenheit. Inhaltlich aber zeigen sie doch eine bemerkenswerte Veränderung: die Turen-Berichte, die früher einen großen Teil des Raumes beanspruchten, sind allmählich nahezu verschwunden. Im übrigen sind sie ihrer Aufgabe treu geblieben, einerseits die Zeitschrift zu ergänzen, indem sie kürzere Aufsätze aufnehmen, anderseits Nachrichten über Vorgänge im alpinen Leben zu bringen. Es scheint jedoch, als ob die Verhältnisse den Weg der weiteren Entwicklung auch hier nach der ursprünglichen Richtung hinweisen, daß nämlich in diesem „Organe" des Vereins dessen Angelegenheiten und die ihn berührenden Fragen eingehender behandelt werden.

Zu den, wenn auch nicht regelmäßig erscheinenden Vereinsschriften zählen noch die vorhin bereits erwähnten „Wissenschaftlichen Ergänzungshefte", die erst in diesem Zeitraum ins Leben gerufen wurden. Sie sollten zur Entlastung der Zeitschrift von den streng wissenschaftlichen Aufsätzen dienen, die mehr für den Kreis der Fachleute bestimmt, für die Laien weniger verständlich sind. Die Mittel hiezu bot der aus den Erträgnissen des Werkes „Erschließung der Ostalpen" gebildete Fonds. Bisher sind vier Hefte erschienen; sie enthalten die für die Gletscherforschung höchst bedeutsamen Abhandlungen über den „Vernagtferner" von Prof. Dr. Finsterwalder und über die „Untersuchungen am Hintereisferner" von Dr. Blümcke und Dr. Heß; ferner die Arbeit Dr. Eckerts über das „Gottesacker-Plateau im Allgäu," und jene von Prof. Dr. Frech „Über den Gebirgsbau der Tiroler Zentralalpen".

WEG- U. HÜTTENBAUTEN Dienen die Vereinsschriften dem einen Zweck des Alpenvereins: „die Kenntnis der Alpen zu erweitern und zu verbreiten", so wird der zweite: „die Erleichterung des Bereisens" hauptsächlich durch die Weg- und Hüttenbauten erreicht. Jene Aufgabe fällt vorwiegend der Vereinsleitung zu, die letztere in den Wirkungskreis der Sektionen. Die praktische Erschließungs-Tätigkeit war bereits im vorigen Zeitraume ungemein rege und erfolgreich gewesen, sie hatte sich auf alle Gruppen der Ostalpen erstreckt und diese mit guten Wegen und trefflich eingerichteten Hütten versehen. Es schien fast, als ob nicht viel mehr zu tun übrig sei und das Maß an Bequemlichkeit nicht mehr gesteigert werden könne.

Der um diese Zeit einsetzende Aufschwung der Alpenreisen, der von Jahr zu Jahr steigende Zustrom von Besuchern brachte jedoch auch neue Anforderungen

mit sich, und mit diesen hielt gleichen Schritt der wachsende Baueifer der Sektionen. Nicht nur manche der älteren, die früher sich auf die Pflege des Alpinismus im engeren Kreise beschränkt hatten, wandten sich nunmehr ebenfalls der praktischen Arbeit zu, auch die neuentstandenen wollten sofort an dieser sich beteiligen. Der Ehrgeiz, in den Bergen selbst sichtbare Zeugnisse des Bestehens und Wirkens aufweisen zu können, spornte den Wetteifer an, und die Vereinsleitung hatte weniger aufzumuntern, als vielmehr bedächtig zurückzuhalten, damit nicht die Kräfte überspannt würden. Bezeichnend für diesen Zeitraum ist das Bestreben, die möglichst höchste Bequemlichkeit für die große Menge der Alpenreisenden zu schaffen; der Alpinismus war ja volkstümlich geworden und in Schichten gedrungen, die früher den Bergen ferngeblieben waren. Im Jahre 1871 hatten 17, im Jahre 1881 schon 183 Personen den Ortler bestiegen, im Jahre 1907 übernachteten in der Payer-Hütte allein 2300 Besucher und öfter schon fanden über 100 Personen an einem Tage auf dem Gipfel sich ein. Dieses eine Beispiel gibt einen Maßstab, um die Wandlung der Verhältnisse beurteilen zu können. Was einstmals nur wenigen Erlesenen vorbehalten war, ist Gemeingut der Menge geworden. Es ist klar, daß von dieser ein großer Teil nicht gewillt und fähig wäre, jene Beschwerden auf sich zu nehmen, die früher mit der Besteigung von Hochgipfeln verbunden war. Die gebotene Erleichterung lockte, und der Andrang der Besucher hatte wieder zur Folge, daß man immer noch mehr „erleichterte".

Das obengenannte Bestreben gibt sich am deutlichsten kund in der gewaltigen Ausdehnung der Wegbauten und in der Zunahme der Hüttenbewirtschaftung, die dann wieder stetige Vergrößerungen der Hütten mit sich brachte. Für ausreichend gute Wege über die Pässe und zu den Hütten war schon im vorigen Zeitraum hinlänglich gesorgt worden; jetzt bestrebte man sich, nicht nur leichte sondern auch schwierigere Gipfel durch Wegbauten zugänglich zu machen, und zuletzt kamen die ausgedehnten „Höhenwege" auf, die stundenweit in der wilden Öde der Hochregion über Kämme und Gipfel sich hinziehen, als „alpine Spaziergänge" in Gegenden, die zur Zeit der Entstehung des Vereins noch als unzugänglich gelten mochten. Von den strammen Hochalpinisten werden sie oft scheel angesehen, und in der Tat scheinen manche gehegten Pläne über das Maß des Zulässigen hinauszugehen. Daß die Hütten- und Paßwege oft besser gestaltet sind als die Tal- und Almpfade, ja nicht selten als wahre „Promenadewege" erscheinen, daß an Versicherungen durch Seile, Klammern usw., das Möglichste geleistet wird, ist unter diesen Umständen selbstverständlich. Verdienstvoller noch ist die erhöhte Sorgfalt, die auf die Wegmarkierungen verwendet wird, denn diese kommen allen, dem Spaziergänger wie dem Hochalpinisten, zugute. Mit Recht hat daher der Zentralausschuß Innsbruck auf gewissenhafte Instandhaltung der Wegbezeichnungen gedrungen und durch Beistellung von Wegtafeln mit eingeprägter Schrift sie wesentlich gefördert. Von diesen allein wurden seit 1904 bereits 14 989 Stück den Sektionen geliefert; in dem ganzen Zeitraum betrugen die Ausgaben für Wegtafeln M. 27 520.

Eine weitere Erscheinung ist die Bevorzugung des Westens, was sich aus der Nähe der Einbruchsstationen erklärt, während der Osten des Alpengebietes weniger Beachtung findet. Dies hängt zum Teil damit zusammen, daß man auch in der Landschaft das Großartige, Aufregende sucht, für das Anmutig-Liebliche zeigt sich weniger Neigung; es liegt im Zuge der nervösen Zeit, daß man gepeitscht von der Unrast und Schärfe des Daseinskampfes auch in Erholung und Genuß starker Reizmittel begehrt.

Man baut zurzeit nicht für die Hochalpinisten sondern für den Massenbesuch,

trachtet daher auch schon aus wirtschaftlichen Gründen einen solchen zu erzielen, wählt, wenn irgendwie möglich, den Bauplatz so, daß die Hütte vom Tale aus schon sichtbar ist. Nicht ganz mit Unrecht klagen deshalb die Hochalpinisten, daß sie verdrängt werden. Die weitere Entwicklung dürfte vielleicht dahin führen, daß für die eigentlichen Bergsteiger wieder mehr gesorgt wird und hochalpine Schutzhütten entstehen. Auch der Wintersport, dessen Interessen vielfach mit jenen der Hochalpinisten übereinstimmen, heischt Berücksichtigung. In seinem Jahresberichte für 1906/7 hat der Zentralausschuß München auf diese Entwicklung hingewiesen und daran die Mahnung geknüpft, hinsichtlich der üppigen Ausstattung im Innern und Äußern nicht zu viel des Guten zu tun und über das Maß des durch den eigentlichen Zweck Bedingten nicht hinauszugehen.

Dieser Gedanke lag schon den Beschlüssen der Generalversammlung Klagenfurt zugrunde, die „strengste Prüfung der Bedürfnisfrage, Reduktion aller weitausgreifenden Projekte auf das Maß des Notwendigen, die Versagung von Subventionen für Hüttenbauten, die von vornherein den Charakter alpiner Wirtshäuser erkennen lassen", — forderten, und zu diesem Behufe den Höchstbetrag der Unterstützung für einen Hüttenbau mit M. 4000 festsetzten. Letztere Beschränkung ließ sich allerdings nicht aufrecht erhalten; man hielt zwar formell daran fest, daß *eine* Unterstützung jenen Betrag nicht übersteigen dürfe, bewilligte aber für dasselbe Unternehmen in den nächsten Jahren unter dem Titel „Nachtragsforderungen" wiederholt Unterstützungen, was natürlich dem Sinne der Klagenfurter Beschlüsse widersprach. Dabei ergab sich der Nachteil, daß man eigentlich nicht genau wissen konnte, wie viel Unterstützung für ein Unternehmen beansprucht werden würde; daher beschloß die Generalversammlung München, daß künftighin stets der ganze beanspruchte Betrag schon bei dem ersten Unterstützungsgesuch anzugeben sei, und behielt der Generalversammlung die Bewilligung in Raten vor. Hinsichtlich der Kosten der Wegbauten hatten die Klagenfurter Beschlüsse bestimmt, daß sie, wenn notwendig, vorwiegend aus Mitteln des Gesamtvereins bestritten werden können, und ein weiterer Beschluß der Generalversammlung Passau 1899 sprach sich dahin aus, daß überhaupt mehr Mittel für Wegbauten zu verwenden seien, womit man gleichfalls auf eine Einschränkung der Hüttenbaupläne hinwirken wollte.

Erwähnt wurde bereits, daß die Bewirtschaftung der Hütten immer mehr in Aufnahme kam, da die Besucher diese Bequemlichkeit nicht mehr entbehren wollten. Zurzeit sind von den 242 eingerichteten Hütten 202, also 83,4 % bewirtschaftet, während im Jahre 1894 dies nur bei 59 von 134 Hütten (44%) der Fall war. (Außerdem besitzt der Verein noch 20 offene Unterstandshütten.) Das im Jahre 1893 eingeführte System der Verproviantierung der Hütten genügte dem Bedürfnisse nicht mehr und fand immer weniger Anklang, wozu auch der Umstand beitrug, daß die Sektionen vielfach Schaden erlitten, weil es Besucher gab, die auf die Bezahlung vergaßen. Da in manchen Fällen die Bewirtschaftung doch nicht lohnend erschien, empfahl der Zentralausschuß Innsbruck als Mittelstufe die Bestellung von Hüttenwarten, die für Ordnung in den Hütten und Abgabe des Proviantes sorgen sollten; eine Einrichtung, die mehr Beachtung verdient, als sie tatsächlich fand.

Zu den vielfachen Bequemlichkeiten, die in einer neuzeitlich ausgestatteten Hütte beansprucht werden, zählt jetzt auch das „Telephon", damit der Mensch auch auf den Bergeshöhen ja nicht die Fühlung mit der großen Welt verliere. Eine nicht geringe Anzahl von Schutzhütten ist in der Tat bereits mit Fernsprechern versehen.

Weitere die Hütten betreffende Maßnahmen sind bereits an früherer Stelle

erwähnt worden, so die Einführung eines neuen Vereinsschlosses, die Regelung der Hüttenschlüssel-Angelegenheit, die Erzielung günstigerer Pachtverträge mit dem Ärar, die Ermäßigung der Hüttengebühren für Mitglieder und die Aufstellung von Grundsätzen für die Hüttenordnungen. Anläßlich der Einrichtung der Rettungsstellen wurde auch die Ausstattung der Hütten mit Rettungsmitteln — Verbandkasten und Tragbahren, Apotheken — vorgesehen.

Die Bautätigkeit ist das besondere Eigengebiet der Sektionen; der Gesamtverein und dessen Leitung können hier nur einen mittelbaren Einfluß ausüben, nicht aber Ziel und Richtung eines planmäßigen Vorgehens vorschreiben. Auf ein solches hinzuwirken, gestattet immerhin auch dieser beschränkte Einfluß, insoferne es sich um die Bewilligung von Mitteln des Gesamtvereins handelt, und es ist daher von nicht geringer Bedeutung, wie er gehandhabt wird. Daß dies in dem letzten Zeitraume in der glücklichsten Weise geschah, ist dem Zusammenwirken des Weg- und Hüttenbauausschusses und der Zentralausschüsse zu danken, nicht zum wenigsten aber den ausgezeichneten Referenten der letzteren: A. v. Schmid (Graz 1895—97), R. Rehlen (München 1898—1900 und 1907—9), Dr. Fr. Trnka (Innsbruck 1901—1906).

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Verlauf der praktischen Bautätigkeit erübrigt nur noch, in Kürze der wichtigsten Schöpfungen dieses Zeitraumes in den einzelnen Gruppen zu gedenken.

Allgäuer und Lechtaler Alpen. Schon im vorigen Zeitraume war diese Gruppe in mustergültiger Weise „erschlossen" worden, was zu der gewaltigen Zunahme des Besuches nicht wenig beitrug. Die alten Schutzhütten mußten jetzt natürlich bedeutend erweitert und umgebaut und in den meisten auch die Bewirtschaftung eingeführt werden; vorbildlich wurde aber die Anlage von großartigen Höhenwegen, die in ihrer Art geradezu vollkommen sind, auch den Sektionen Allgäu-Immenstadt und Allgäu-Kempten allgemeine Anerkennung und den Dank aller Bergwanderer sicherten. Am Außenrande der Allgäuer-Gruppe entstand das Staufner-Haus auf dem Hochgrat (S. Oberstaufen), im östlichen Zuge das Kaufbeurer Haus im Urbeleskar (S. Allgäu-Immenstadt), in der Tannheimergruppe (Reintal) die Otto-Mayr-Hütte (S. Augsburg).

Der Zug der Lechtaler Alpen entlang der Linie Arlberg-Imst fand nunmehr auch größere Beachtung, namentlich wurde das Parzingebiet bei den Bergsteigern beliebt, während das Gelände am Arlberge ein Hauptfeld des Wintersportes geworden ist, dem hier die Ulmer Hütte dient. Ferner entstanden die Simms-Hütte (S. Holzgau) an der Wetterspitze, die Ansbacher Hütte auf dem Flarschjoch und die Hanauer Hütte auf dem Parzinbühel; letztere beide sind bewirtschaftet. Zwischen der Ansbacher und Augsburger Hütte wird die Verbindung durch einen Höhenweg hergestellt werden.

Dem westlich an die Allgäuergruppe anstoßenden Bregenzerwald, der durch die neue Bahn dem Verkehr erschlossen wurde, wendet sich jetzt auch die Aufmerksamkeit zu und es sind hier verschiedene neue Unternehmungen geplant.

Rätikon. Eine außerordentlich rege Tätigkeit wurde im Rätikon entfaltet, dessen Zug wegen seiner günstigen Lage einer besonderen Vorliebe bei den Alpenreisenden sich erfreut. Auch hier wurde ein prächtiger, aussichtsreicher Höhenweg angelegt, der den ganzen Stock der Drei Schwestern durchzieht (S. Vorarlberg und Fürst Liechtenstein). An neuen Hütten sind hier zu verzeichnen: Straßburger und Oberzalim-Hütte (beide d. S. Straßburg) an der Scesaplana, die Sarotlahütte (S. Bludenz) und Heinrich-Hueter-Hütte (S. Vorarlberg) an der Zimbaspitze, die Lindauer Hütte im Gauertal und die Tübinger Hütte im Ganeratal. Alle bedeutenderen Täler sind somit derzeit mit bewirtschafteten Hütten versehen.

Wetterstein und Mieminger-Gruppe. Das Gebiet des höchsten Gipfels des Deutschen Reiches war schon in frühester Zeit mit Wegen und Hütten versorgt worden, so daß fast nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Nun wurde der Gipfel der Zugspitze selbst mit dem Münchner Haus (zugleich meteorologische Station) gekrönt; im nördlichen Seitenzuge, auf dem Kreuzeck, erstand das Adolf-Zoeppritz-Haus (S. Garmisch-Partenkirchen), das auch im Winter bewirtschaftet wird, und am Dreitorspitzgatterl die für Hochturisten bestimmte Meilerhütte (S. Bayerland). Die Sektion Garmisch-Partenkirchen vollführte auch den Wegbau durch die Höllentalklamm.

In der Miemingerkette, wo vorher nur das niedrig gelegene Alplhaus zur Verfügung stand, wurde durch die Coburger Hütte am Drachensee ein vorzüglicher Stützpunkt für die Gipfelbesteigungen geschaffen.

Karwendelgruppe. Im vorigen Zeitraume war der Besuch dieser für den Bergsteiger so reizvollen Gruppe noch erheblich erschwert, da die Jagdherren jeder Erschließungstätigkeit Schwierigkeiten bereiteten. Selbst die Wanderung durch die langen Täler war bei dem Mangel an Unterkunfsstätten mühsam. Nur auf der Südseite war damals der Sektion Innsbruck die Erstellung der Bettelwurfhütte gelungen; die Karwendelhütte der Sektion Mittenwald besaß keine Lagerstellen. Die Verhältnisse haben sich nun gründlich verbessert; auf der Südseite entstanden das Hallerangerhaus (S. Schwaben) als Stützpunkt für zahlreiche Hochturen und die Nördlinger Hütte unter der aussichtsreichen Reitherspitze; die Hauptketten aber sind jetzt erschlossen durch das Karwendelhaus auf der Hochalm (S. Männerturnverein München), die Hochlandhütte auf der Kälberalpe (S. Hochland) und die Lamsenjochhütte (S. Oberland), deren erster Bau durch eine Lawine zerstört wurde und durch einen Neubau ersetzt werden mußte. Wenn man die älteren Berichte über die Karwendelturen liest und dann der Tatsache gedenkt, daß nun auf die Birkkarspitze ein Weg gebaut ist, wird man die Wandlung der Verhältnisse am besten erkennen.

Rofangruppe. Auch diese hat nun eine stattliche Unterkunftshütte erhalten: die Erfurter Hütte, mit der ausgedehnte Weganlagen verbunden sind, so daß diese Gruppe derzeit eine der best zugänglichen ist.

Bayerische Voralpen. Hier wurde hauptsächlich die umfassende Wegbautätigkeit, die schon im früheren Zeitraum die Sektionen des Alpenvereins entwickelt hatten, rastlos und kräftig fortgeführt; für Unterkunftsstätten an und auf den Aussichtsbergen hatte vielfach privater Unternehmungsgeist gesorgt. Immerhin entstanden auch hier einige neue Hütten: die bewirtschaftete Tutzinger Hütte an der Benediktenwand, die Tegernseer Hütte auf dem Sattel zwischen Roßstein und Buchstein, und die Rosenheimer Hütte auf der Seitenalm.

Kaisergebirge. Wie Raxalpe und Schneeberg für die Wiener, so ist der Kaiser für die Münchner Hauptausflugsgebiet, alpine Schul- und Versuchsstätte. Das ganze Jahr hindurch, Sommer und Winter strömen Scharen von Besuchern dahin, wo auch die Rettungsstelle leider nur zu oft ihres Amtes zu walten hat. Aus der bescheidenen Alphütte, die 1883 die Sektion Kufstein für Unterkunft eingerichtet hatte, ist die weitläufige Hotelanlage des Anton-Karg-Hauses erwachsen, das ebenso wie das neuentstandene Vorderkaiserfelden-Haus der Sektion Oberland auch im Winter bewirtschaftet wird. Auf dem Stripsenjoch hat die Sektion Kufstein noch das Stripsenjochhaus erbaut und im Kübelkar bietet die Gaudeamus-Hütte der Akademischen Sektion Berlin den Hochturisten eine stillere Zufluchtsstätte.

Loferer und Leoganger Steinberge. Im Jahre 1888 hatte die Sektion Passau diese Gruppe in ihre Pflege genommen und seither zu ihrer ersten Passauer Hütte noch die Schmidt-Zabierow-Hütte in der Wehrgrube hinzugefügt, so daß

nun dieser prächtige Gebirgsstock, zumal auch treffliche Weganlagen bestehen, durchaus erschlossen ist. Beide Hütten sind natürlich bewirtschaftet.

Berchtesgadner Alpen. In dieser an malerischen Reizen überreichen Gruppe hatte der Alpenverein schon frühzeitig eine umfangreiche Tätigkeit entfaltet und den herrlichen Naturpark auch den anspruchvollsten Reisenden bequem zugänglich gemacht. Der gewaltige Verkehr erforderte nicht nur wiederholte Vergrößerung der bestehenden Schutzhütten, sondern ließ auch neue entstehen. Auf dem Untersberge erbaute die Sektion Berchtesgaden das Stöhr-Haus; der Göll erhielt im Purtscheller-Hause (S. Sonneberg) und die Reiteralm in der Traunsteiner Hütte behagliche Unterkunftsstätten, deren sie früher entbehrt hatten. Auf der Südseite der Übergoßnen Alm wurde die Erich-Hütte von der Sektion Lend-Dienten eingerichtet, die auch den interessanten Felsensteig durch das Birgkar auf den Hochkönig gebaut hatte, und unter dem Hochstaufen entstand die Reichenhaller Hütte. Sämtliche Stöcke dieser Gruppe mit Ausnahme des der Jagd vorbehaltenen Hagengebirges sind jetzt mit Schutzhütten versehen. Die Weganlagen wurden erheblich vermehrt und befinden sich in vorzüglichem Zustande.

Dachsteingruppe. Der mächtige Gebirgsstock des Dachsteins, das angestammte Arbeitsgebiet der Sektion Austria, war von dieser schon im vorigen Zeitraum sorgsam betreut worden, jetzt erhielt er noch ein weiteres stattliches Unterkunftshaus in der Adamek-Hütte; während für den westlichen Seitenzug der Bischofmütze die Sektion Linz die Hofpürglhütte erbaute, deren Erweiterung bereits notwendig wurde.

Totes Gebirge. Jagdrücksichten hatten früher die Erschließung dieses interessanten Felsgebietes verhindert, erst in neuerer Zeit gelang es der Sektion Linz, in der Elmgrube und an dem Steirersee zwei für die Bergwanderer willkommene Unterkunftsstätten zu schaffen. Auf der Roßhüttenalpe wurde von der Sektion Mitterndorf eine hauptsächlich dem Wintersport dienliche Hütte eingerichtet.

Salzkammergut. Niederösterreichisch-Steirische Kalkalpen. Die Voralpen-Landschaft des Salzkammergutes mit ihren schönen Seen und prächtigen Aussichtsbergen hatte zur Zeit, als der Österreichische Alpenverein entstand, noch „turistische Bedeutung" auch für Bergsteiger gehabt, späterhin wurde sie Tummelplatz der „Sommerfrischler", für deren Bedürfnisse, insoweit nicht schon die Kur- und Verschönerungs-Vereine sorgten, einige Weganlagen genügten, auf Schutzhütten konnte man verzichten. Neuester Zeit regt sich aber auch hier der Tatendrang der Sektionen; man will in bisher vernachlässigten Berggipfeln neue Anziehungskräfte für den Fremdenverkehr gewinnen, um welchen sich wahre Wettkämpfe entsponnen haben. Die von der Sektion St. Gilgen erbaute Hütte auf dem Zwölferhorn, einem Nachbar des Schafberges, ist die erste des Alpenvereins in diesem Gebiet, der noch andere folgen sollen.

In den Ennstaler und in den Eisenerzer Alpen sind in diesem Zeitraume Hütten des Alpenvereins entstanden, dort das Admonter Haus am Natterriegel (S. Ennstal-Admont), hier das Unterkunftshaus der Sektion Obersteier unter dem Gipfel des Vordernberger Reichensteins. Das östlichste Wahrzeichen der Alpenvereins-Tätigkeit, das Erzherzog-Otto-Schutzhaus auf der Raxalpe, das ohnehin schon groß angelegt war, mußte jüngst wieder erheblich erweitert werden.

Silvrettagruppe. Von der besonderen Beachtung und Bevorzugung des Rätikon wurde des Zusammenhanges wegen schon früher gesprochen, an Zahl der Alpenvereinshütten übertrifft er jetzt bereits die Silvrettagruppe, die von jeher ein Lieblingsgebiet der Hochturisten war und noch ist. Zu den alten Hütten, die natürlich vergrößert werden mußten, ist die Wiesbadener Hütte hinzugekommen,

nachdem die Sektion Wiesbaden auch das Madlener-Haus von der Sektion Vorarlberg übernommen hatte, und im Cromertal wird von der Sektion Saarbrücken eine Hütte erstellt. Auch an Weganlagen ist hier Bedeutendes geleistet worden.

Ferwallgruppe. Die Hauptgipfel dieser Gruppe waren bereits im vorigen Zeitraum durch Hütten zugänglich gemacht worden, die nur erweitert und bewirtschaftet zu werden brauchten. An dem westlichen Rande ist nun noch die Wormser Hütte auf dem Kapelljoch entstanden, und auf der Wildebene nächst den Pflunspitzen wurde von der Sektion Reutlingen eine Hütte gebaut.

Sesvennagruppe. Diese durch ihre kühnen und wilden Gipfel reizvolle Gruppe ist nun auch in das Arbeitsgebiet des Alpenvereins einbezogen worden durch die Erbauung der Pforzheimer Hütte auf dem Schlinigpaß, womit sie auch von der Tiroler Seite her leichter zugänglich gemacht wurde.

Ötztaler Alpen. Das mächtige Firngebiet der Ötztaler Alpen hatte von jeher die große Menge angelockt, ganze Scharen von Reisenden durchqueren es auf ihrem Wege nach Süden und füllen die Hütten, die, kaum daß sie vergrößert worden sind, schon wieder erweiterungsbedürftig erscheinen. Im vorigen Zeitraum hatte sich die Tätigkeit des Alpenvereins hauptsächlich in dem mittleren (Ventertal) und westlich der Heerstraße Sölden-Hochjoch-Niederjoch gelegenen Teil der Gruppe entfaltet; nunmehr wurde auch dem östlichen Zug zwischen Gurgler- und Passeiertal eingehende Pflege gewidmet und dieser eigentlich erst erschlossen. Den Anfang hiezu machte die Sektion Karlsruhe mit der Fidelitas-Hütte im Gurglertal, ihr folgten dann die Stettiner, Zwickauer und Essener Hütte entlang dem von der Hochwilde nordwärts streichenden Kamm. Diese drei Hütten sind durch Hochwege verbunden, denen sich der von der Essener Hütte zum Kaiserin-Elisabeth-Hause von der Sektion Hannover angelegte anschließt, so daß man vom Eisjöchl bis zum Becher in der Hochregion wandern kann, ohne in ein Tal absteigen zu müssen. Daß auch die Übergänge und Gipfel des Gurglerkammes mit Wegen bedacht wurden, ist wohl selbstverständlich.

Durch den Ankauf des früher in Privatbesitz gewesenen Hochjochhospizes und der Sammoar-Hütte durch die Sektion Innsbruck hat sich der Alpenverein die Herrschaft über die vorgenannte Heerstraße gesichert. Im Mittelpunkt des Firnmeeres auf dem Kesselwandjoch wurde das Schutzhaus der Sektion Mark Brandenburg — das höchstgelegene (3290 *m*) in der Gruppe — und auf den Hintergraseln die Vernagthütte (S. Würzburg) erbaut, so daß jetzt alle Punkte des Zentralstockes von turistischer Bedeutung mit bewirtschafteten Hütten besetzt sind. Der durch seine kühngeformten Felsgipfel ausgezeichnete Kamm zwischen Kauner- und Pitztal, erst in neuerer Zeit mehr beachtet und von den Hochalpinisten aufgesucht, erhielt gleichfalls zwei Hütten, die Kaunergrathütte der Akademischen Sektion Graz und die Verpeilhütte der Sektion Frankfurt a. M.

Stubaier-Gruppe. Noch dichter als in der Ötztaler- sind in der Stubaier-Gruppe derzeit die Schutzhütten des Alpenvereines zusammengedrängt; auf einen Raum von 300 □ *km* im Herzen der Gruppe zählt man allein 15. Auf der Ötztaler Seite ist in diesem Zeitraum die Hildesheimer Hütte entstanden, im Gschnitztale die Bremer Hütte und an der Pfaffennieder das Erzherzog-Karl-Franz-Josef-Schutzhaus (S. Teplitz). Auch der nördlich zum Sellraintale abdachende Teil der Gruppe, der früher wenig besucht war, erhielt zwei Hütten, jene am Winnebachsee der Sektion Frankfurt a. Oder und das Westfalen Haus (S. Münster). Auf dem Nordrande ober dem Inntal wurde die Neuburger Hütte und in den Kalkkögeln am Großen Burgstall die Starkenburger Hütte erbaut. Mehr noch als an Hüttenbauten wurde an Weganlagen geleistet, so daß in dieser Hinsicht die Gruppe zu den am besten bedachten zählt.

Sarntaler Gruppe. In diesem früher wenig beachteten Gebiete war nur der südliche Teil von den Sektionen Meran und Bozen mit einer Hütte und Weganlagen versehen worden, jetzt wendet sich die Aufmerksamkeit auch dem nordöstlichen Teile zu, wo vorerst die Sektion Klausen eine Hütte an der Kassianspitze einrichtete; eine weitere ist von der Sektion Marburg i. H. geplant.

Zillertaler Alpen. Eines der ältesten Arbeitsgebiete des Alpenvereins ist das Zillertal, das seine Zugkraft noch immer im vollsten Maße ausübt. Schon im vorigen Zeitraum besaß hier der Verein zehn Hütten, von denen die Berliner Hütte den größten Ruf genoß und den stärksten Besuch unter allen Tiroler Hütten der Zentralalpen aufzuweisen hatte. Diese hat sich natürlich jetzt zu einer großen Hotelanlage entwickelt, die auch dem Verwöhntesten alle denkbaren Bequemlichkeiten bietet. Die Sektion Berlin übernahm auch die beiden früher der Sektion Prag gehörigen Hütten am Olperer und Riffler. An Stelle der bescheidenen Nevesjoch-Hütte der Sektion Taufers erbaute die Sektion Chemnitz die große Chemnitzer Hütte, und für die in Privatbesitz übergegangene Daimerhütte schuf die Sektion Leipzig Ersatz durch die Schwarzensteinhütte auf dem Trippachsattel. Auch die Sonklar-Hütte (S. Taufers) auf dem Speikboden wurde vollständig umgebaut. Auf der Westseite, entlang der Brennerstraße, erstanden die Geraer und Landshuter Hütte, von letzterer führt ein Hochweg bis zum Pfitscherjoch. Der nördlichste Ausläufer des Tuxerkammes, das Kellerjoch, erhielt zu der alten noch eine neue Hütte (S. Schwaz) unter dem Gipfel.

Neu einbezogen in das Tätigkeitsgebiet des Alpenvereins wurde die Reichenspitzgruppe, die früher der Hütten entbehrt hatte und jetzt mit dreien bedacht ist: der Plauener, Zittauer und Neugersdorfer Hütte; letztere zwei von der Sektion Warnsdorf erbaut, deren Mitglied Anton Richter schon früher im Rainbachtale eine Schutzhütte erstellt hatte. Zahlreiche Weganlagen vermitteln die Verbindung dieser Hütten untereinander und mit der weiteren Umgebung, so führt u. a. auch ein Hochweg, der Lausitzer Weg, von der Neugersdorfer Hütte zur Birnlücke.

Rieserferner Gruppe. Der Aufschwung des Verkehrs und der Bautätigkeit erstreckte sich auch auf die Nachbarn der Zillertaler Alpen: die Rieserferner- und Rötspitz-Gruppe. In ersterer wurde namentlich auch an Wegbauten viel geleistet; die alte einfache Rieserfernerhütte der Sektion Taufers machte der ansehnlichen Kasseler Hütte Platz; auf dem Gänsebichljoch erstand die Fürther Hütte und auf der Ostseite unter dem Hochgall die Barmer Hütte, die den Zugang von Defereggen und Antholz her erschloß.

Hohe Tauern. Verhältnismäßig weniger umfaßend mag in diesem Zeitraum die Tätigkeit des Alpenvereins in dem langgestreckten Zuge der Hohen Tauern erscheinen, der in der Frühzeit die erste Rolle gespielt und auch die ersten Hütten (Rainer-, Stüdl-, Hofmanns-Hütte, 1868—70) erhalten hatte. Die von allen Seiten leichte Zugänglichkeit der in schmalen Kämmen angeordneten Hauptgipfel, das Bestehen hochgelegener Unterkunftsstätten in den alten Tauernhäusern, überhaupt die Wegsamkeit dieses Gebietes erklären es vollkommen, daß im Anfange das bergsteigerische und werktätige Interesse der Alpinisten sich vorwiegend dieser Kette zuwandte, zumal ja in ihr der dritthöchste Gipfel der Ostalpen, der Großglockner, steht. Die Hohen Tauern waren zu einer Zeit schon gründlich erforscht und erschlossen, als manche andere Gruppen noch in geheimnisvolles Dunkel gehüllt waren. Es blieb also der neueren Zeit nicht viel anders zu tun mehr übrig, als die alten Schöpfungen dem steigenden Verkehre anzupassen durch Ersatz- und Erweiterungsbauten und einige Lücken auszufüllen. Solche Ersatzbauten sind die neue Prager Hütte am Niederen Zaun (für die alte am Kesselkopf), das Heinrich-Schwaiger-Haus (S. München) am Wiesbachorn für die Kaindl-Hütte und die Mainzer

Hütte am Fuße der Hohen Dock für die Schwarzenberg-Hütte. An Neubauten entstanden in der Venedigergruppe die Habachhütte (S. Berlin) im gleichnamigen Tale; in der Glocknergruppe die Gleiwitzer Hütte im Hirzbachtale und die Krefelder Hütte am Schmiedingerkees, in der Ankogelgruppe die Osnabrücker und Gmünder Hütte, in der Reißeckgruppe die Gamper-Hütte (S. Gmünd). Dagegen wurden aufgelassen die Salm-Hütte, die Elend- und Gussenbauer-Hütte; das Erzherzogin-Marie-Valerie-Haus ging in Privatbesitz über. In neuester Zeit wendet sich die Aufmerksamkeit wieder mehr den Hohen Tauern zu, namentlich dem östlichen Flügel, für den man von der Tauernbahn eine starke Zunahme des Besuches erwartet. Der Neubau der Hannoverschen Hütte ist aus diesem Grunde begonnen. Einige andere Pläne harren noch der Ausführung; so eine Hütte der Sektion Baden im Froßnitztale, der Sektion Duisburg im Wurtentale, das Arthur v. Schmid-Haus der Sektion Graz u. a. — An Wegbauten wurde in diesem Zeitraum viel und Bedeutsames geleistet, namentlich in der Umgebung der Hütten. Erwähnt soll noch werden die Vollendung (1896) der Straße zum Moserboden im Kaprunertale (S. Zell a. S.) und der Bau einer Fahrstraße zum Glocknerhause, mit dem die Sektion Klagenfurt im Jahre 1900 begonnen hatte und für den bisher K. 389613 aufgewendet wurden.

Villgrattner Gebirge. Kreuzeckgruppe. Das zwischen dem Defereggen- und dem Drautale gelegene Gebiet wurde und wird auch jetzt noch wenig besucht; nur das Pfannhorn bei Toblach hatte schon von altersher als Aussichtsberg einen Ruf, und dies veranlaßte die Sektion Bonn, unter diesem Gipfel die Bonner Hütte und den „Bonner Weg" zu erbauen. Ein zweiter Aussichtspunkt, der Hochstein bei Lienz, wurde von der Sektion Lienz gleichfalls mit einer Hütte versehen.

Mehr Beachtung hatte schon früher die Kreuzeckgruppe gefunden, in der zwei Hütten entstanden waren, zu denen nun in letzter Zeit noch eine dritte, die Salzkofelhütte (S. Spittal a. D.) gekommen ist.

Niedere Tauern. Norische Alpen. Der große „Verkehrs-Strom" hat dieses Gebiet noch nicht überflutet. Die Linie Großarltal-Maltatal-Villach ist tatsächlich eine Art Grenzscheide zwischen dem Westen, wo sich die Turisten drängen, und dem stillen Osten, den nur wenige Naturfreunde zu schätzen wissen. In dem ganzen weiten Raum besaß im vorigen Zeitraum der Alpenverein nur zwei Hütten (Speiereck-Hütte und Koralpen-Haus); zu diesen sind nun noch drei neue hinzugekommen, die Grazer Hütte am Preber, die hauptsächlich nur dem Wintersport dienende Murauer Hütte (S. Murtal) auf der Frauenalpe und ein Schutzhaus der Sektion Köflach auf der Stubalpe.

Ortlergruppe. Nächst den Hohen Tauern wurde natürlich die Gruppe mit dem höchsten Gipfel der österreichischen Alpen schon in der allerersten Zeit vom Alpenverein als Arbeitsfeld erkoren. Die Erschließung war hier erleichtert durch die Gestaltung der Gruppe, in deren Mitte die Hauptgipfel dicht beieinander stehen; es genügte für den Anfang, die drei Haupttäler, Trafoier-, Suldner- und Marteltal mit Hütten und Wegen zu versehen. Die Payer-Hütte (S. Prag) war 1875 erbaut worden, ihr folgten 1882 die Zufall-Hütte (S. Dresden) und 1884 die Bergl-Hütte der Sektion Hamburg, die 1888 auch die Schaubach-Hütte erwarb. Damit war der mittlere Teil vorerst ausreichend versorgt; im Jahre 1892 erhielt dann auch der nordwärts streichende Zug zwischen Sulden- und Martelltal eine Unterkunftsstätte in der Düsseldorfer Hütte, zu der dann in diesem Zeitraum (1895) die Troppauer Hütte im Laasertal sich gesellte, die von einer Lawine zerstört wurde und jetzt durch einen Neubau ersetzt wird. Von großer Bedeutung für alle Turen im Mittelpunkt der Gruppe wurde sodann die 1897 erbaute Hallesche Hütte auf dem Eisseepaß, die alle Übergänge und Bergbesteigungen in dem Dreieck Königsspitze-

Cevedale-Schöntaufspitze wesentlich erleichtert. Die Tätigkeit des Alpenvereins wurde (1901) gekrönt durch die Erbauung der Ortler-Hochjoch-Hütte (S. Berlin), der höchstgelegenen in den Ostalpen (3536 *m*), die einen willkommenen Stützpunkt für die schwierigen Hochturen bietet. Den bisher vom großen Verkehr weniger berührten Seitenästen wendet sich jetzt auch regere Teilnahme zu; die Höchster-Hütte am Grünsee im Ultentale wird 1910 eröffnet und unter dem Monte Vioz baut die Sektion Halle eine neue Hütte für den südlichen Ausläufer der Gruppe. — Die alte Payer-Hütte mußte schon mehrmals vergrößert werden und erhielt jetzt ein großes Schlafhaus zugesellt.

Brentagruppe. In dieser Gruppe hat in neuester Zeit der Alpenverein auch festen Fuß gefaßt durch Erbauung der großen, behaglichen Tuckettpaß-Hütte (S. Berlin), der in Bälde noch eine zweite folgen wird.

Dolomiten. Ganz ungewöhnlich war der Aufschwung des Verkehrs und damit auch der Vereinstätigkeit in dem „Zauberland" der Dolomiten. Es hängt dies zusammen mit der erwachten und steigenden Vorliebe des jüngeren Geschlechts der Hochalpinisten für die Felsberge und der daraus sich ergebenden Entwicklung der „Klettertechnik"; nicht minder aber auch mit der liebevolleren Würdigung der *farbigen, malerischen Schönheit in der Natur gegenüber der kalten Pracht* der Firnwelt, und mit der Erfahrung, daß diese Schönheit infolge der Wegsamkeit des Gebietes hier mühelos zu genießen ist. Zwischen den einzelnen Stöcken, die den Hochturisten die kühnsten Probleme bieten, führen Straßen und bequeme Wege hindurch, und an leicht zugänglichen Aussichtsbergen ist wahrlich kein Mangel.

Verhältnismäßig spät erst hatte hier die Tätigkeit des Alpenvereins eingesetzt; er besaß schon mehr als 50 Hütten, ehe in den Dolomiten eine entstand (Dreizinnen-Hütte 1883), und zu Ausgang des vorigen Zeitraumes waren erst elf Hütten vorhanden. Es gab also noch Gelegenheit genug zu Arbeiten, die denn auch mit regstem Wetteifer in Angriff genommen wurden. Nicht weniger als fünfzehn neue Hütten sind seither hinzugekommen und insbesondere wurde auch ungemein viel an Weganlagen geleistet, die an Umfang und Bedeutung den Hüttenbauten nicht nachstehen.

In den Grödner Dolomiten entstanden die Franz-Schlüter-Hütte beim Kreuzkofeljoch (S. Dresden), das Raschötz-Haus (S. Gröden), das Sellajoch-Haus (S. Bozen) und die Pisciadusee-Hütte (S. Bamberg); in der Rosengartengruppe die Kölner Hütte am Tschagerjoch (S. Rheinland), die Ostertag-Hütte im Vajolontal (S. Welschnofen), die Vajolethütte im oberen Vajolettal (S. Leipzig) und die Antermojaseehütte (S. Fassa); in der Marmolatagruppe das Contrin-Haus (S. Nürnberg) und das Bamberger Haus auf dem Fedajapaß; in der Palagruppe die Canali- und die Pravitale-Hütte (beide S. Dresden); im westlichen Gebietsteil das Kronplatz-Haus (S. Bruneck), die Egerer Hütte am Seekofel und die Reichenberger Hütte an der Croda da Lago. Die meisten dieser neuen Hütten sind eigentlich stattliche Berggasthäuser; auch von den alten wurden fast alle umgebaut und erweitert, mit Ausnahme von dreien werden jetzt sämtliche bewirtschaftet.

Lienzer Dolomiten. Karnische Alpen. Karawanken. In den Lienzer Dolomiten ist die frühere Leitmeritzer Hütte in den Besitz der Sektion Karlsbad übergegangen und umgebaut worden; in den Karnischen Alpen erstand die Wolayerseehütte (derzeit im Besitz der Sektion Austria), in den Karawanken wurde vom Österr. Turistenklub die Valvasor-Hütte angekauft, und an Stelle der alten Stouhütte die Klagenfurter Hütte vom Gau Karawanken der Sektion Klagenfurt erbaut.

Julische und Steiner Alpen. In diesem Gebiete stößt die Tätigkeit des Alpenvereins auf Hindernisse, die ihren Grund in der gehässigen Bekämpfung des

Deutschtums finden. Man bereitet den dort arbeitenden Sektionen alle möglichen Schwierigkeiten, ja zerstört in rohester Weise ihre Weganlagen und Wegtafeln. Dennoch gelang es auch hier, den Besitzstand an Hütten zu vermehren. Die Sektion Villach, die auch die alte Wischberghütte durch die behagliche Findenegg-Hütte ersetzt hatte, erbaute die Seisserahütte; die Sektion Krain die Voß-Hütte auf dem Mojstrokapaß und die Zois-Hütte auf dem Kankersattel. Außerdem erwarb die Sektion Cilli das Logartal-Haus und vom Zentralausschuß wurden die Maria-Theresien-Hütte und die Triglavseen-Hütte (früher im Besitz des Österr. Turistenklubs) angekauft.

Die für Weg- und Hüttenbauten aufgewendeten Summen, soweit sie ausgewiesen sind, verteilen sich auf die einzelnen Länder wie folgt

	Subvention a. d. Zentralkasse		von den Landes-Sektionen		von anderen Sektionen		zusammen	
Bayern	240360	17.38 %	1137953	82.3 %	4431	0.32 %	1382744	17.42 %
Tirol	903475	22.71 „	662575	16.65 „	2412181	60.64 „	3978231	50.13 „
Vorarlberg	92454	25.81 „	77455	21.63 „	188164	52.56 „	358073	4.51 „
Salzburg	260207	32.72 „	137217	17.26 „	397712	50.02 „	795136	10.02 „
Kärnten	144160	21.72 „	426175	64.23 „	93169	14.04 „	663504	8.36 „
Steiermark	41179	22.04 „	90983	48.7 „	54638	29.25 „	186800	2.35 „
Oberösterreich	54453	24.68 „	59753	27.78 „	100598	47.3 „	214804	2.7 „
Niederösterreich	30706	26.92 „	83479	73.68 „	—	—	114185	1.44 „
Krain u. Küstenland	68100	31.76 „	142719	66.36 „	3518	1.68 „	214337	2.7 „
für Wegtafeln	28073	—	—	—	—	—	28073	—
Mark	1863167		2818309		3254411		7935887	

Die Prozent-Angaben beziehen sich darauf, wieviel von dem Gesamt-Aufwand auf das betreffende Land entfiel und wie viel hierzu jeweils die Zentralkasse, die Landes- und die fremden Sektionen beigetragen haben.

Von der Summe der Subventionen aus der Zentralkasse entfielen auf

Tirol 48.5 %	Kärnten 7.73 %	Oberösterreich 2.92 %	
Salzburg 13.96 „	Vorarlberg 4.92 „	Steiermark 2.21 „	
Bayern 12.9 „	Krain und Küstenland 3.65 „	Niederösterreich 1.65 „	

Von den österreichischen Sektionen wurden im Laufe der 40 Jahre an die Zentralkasse abgeführt M. 2046600. Hiervon sind in der Form von Subventionen wieder M. 1622807 oder 79.29 % zurückgeflossen.

Das Verhältnis des Aufwandes zu dem Umfange des alpinen Arbeitsgebietes in den einzelnen Ländern zeigt nachstehende Übersicht.

	Alpines Arbeitsgebiet		Gesamtaufwand	Subventionen
	km^2	%	a. d. km^2	in Mark
Bayern	8189	14.5	168	29
Tirol	23336	41.33	170	39
Vorarlberg	1804	3.19	198	51
Salzburg	6234	11.04	127	41
Kärnten	4962	8.75	133	29
Steiermark	5542	9.81	34	7.7
Oberösterreich	2741	4.85	78	20
Niederösterreich	771	1.38	149	39
Krain u. Küstenland	2893	5.12	74	23

Die nachstehende Übersicht, deren Ziffern natürlich keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit erheben können, gibt immerhin Anhaltspunkte, um beurteilen zu können, in welchem Maße der Turistenverkehr in den Alpen sich entwickelt hat, und wie er von den Schwankungen der Witterungsverhältnisse abhängt.

Jahr	Hütten	Gesamtbesuch	Auf eine Hütte treffen Besucher
1869	1	60	60
1870	2	108	54
1871	4	191	48
1872	6	508	85
1873	10	809	81
1874	14	1451	104
1875	22	2613	119
1876	26	3208	123
1877	28	3726	133
1878	29	3528	122
1879	33	4752	144
1880	39	5376	138
1881	43	6433	149
1882	49	6382	130
1883	57	8733	153
1884	58	10595	183
1885	68	14032	212
1886	73	16402	225
1887	86	20196	235
1888	94	20444	243
1889	105	26549	253
1890	110	29775	271
1891	115	35544	309
1892	123	40766	331
1893	128	53560	418
1894	134	56420	421
1895	143	71777	502
1896	149	53421	358
1897	157	68784	438
1898	161	82191	511
1899	169	94633	563
1900	172	104799	609
1901	186	127021	683
1902	190	139935	736
1903	199	156874	788
1904	206	165499	803
1905	209	181005	866
1906	216	195525	905
1907	224	213217	940
1908	232	232176	1000
		Summe: 2259018	

FÜHRERWESEN In dem vorigen Zeitraume — den ersten 25 Jahren seines Bestandes — hatte der Alpenverein im Führerwesen bereits eine feste Ordnung begründet, die nur mehr der weiteren Ausgestaltung und Anpassung an die sich entwickelnden Verhältnisse bedurfte. Zu grundlegenden Neuerungen ergab sich vorerst kein Anlaß.

Der Bergführerberuf war schon in den Neunziger Jahren ein „lohnender" Erwerbszweig geworden, so daß man sich nicht mehr zu sorgen brauchte, Leute für diesen Beruf zu finden. Hinsichtlich des Bedarfes trat allerdings eine Verschiebung ein, insoferne in den Voralpen die Führer, richtiger gesagt die Wegweiser, immer mehr entbehrlich geworden waren und nahezu ganz verschwanden, welche Erscheinung auch im Hochgebirge dort eintrat, wo durch die Markierungen, Wegbauten und Schutzhütten der Besuch der Gipfel und die Übergänge so erleichtert war, daß halbwegs Geübte eines Wegweisers nicht bedurften. Die gewaltige Zunahme der eigentlichen Hochturen brachte es dagegen mit sich, daß der Bedarf an Führern, sowie auch an Trägern für Gletscher- und Kletterturen stieg. War in der Frühzeit des Alpinismus die „Wegekenntnis" die Hauptsache, die man von einem Führer forderte, so handelte es sich jetzt vielmehr um die „technischen Fähigkeiten" zur Überwindung der Schwierigkeiten einer Hochtur. Man mußte an die Führer höhere Anforderungen stellen; es genügte nicht mehr, einen ihnen bekannten Weg zu zeigen und noch das Gepäck zu tragen, sondern sie sollten auch Wege finden können und sichere Hilfe in allen schwierigen und gefahrvollen Lagen gewährleisten. Es handelte sich also bei der Ergänzung des Führerstandes darum, nicht nur Leute überhaupt, sondern brauchbare, jenen höheren Anforderungen entsprechende für den eigentlichen Führerdienst zu gewinnen. Es trat nun auch eine schärfere Scheidung zwischen Führern und Trägern ein, die früher nicht so ausgeprägt war.

Diese Verhältnisse nötigten nun dazu, einerseits der Ausbildung der Führer erhöhte Sorgfalt zu widmen, anderseits eine Auslese unter dem Nachwuchs zu treffen. Letzterem Zwecke diente die Einrichtung einer Zwischenstufe zwischen Trägern und Führern, der „Aspiranten", nämlich solcher Träger, die zum Führerberuf die nötigen körperlichen und geistigen Fähigkeiten besitzen. Der Zentralausschuß

Innsbruck stellte den Grundsatz auf, daß zum Führerberuf nur Leute zugelassen werden sollen, die zuerst mindestens zwei Jahre als behördlich legitimierte Träger gedient und hierauf einen Führerkurs besucht haben. Solche in einem Kurs ausgebildete Träger sollten dann noch einige Zeit als „Aspiranten" sich erproben, ehe sie die Autorisation zum Führer erhielten. Bei der Durchführung jenes Grundsatzes fand der Zentralausschuß auch die Unterstützung der Behörden. So ordnete ein Erlaß der k. k. Statthalterei für Tirol an, daß die Autorisierung von dem Nachweis des Besuches eines Führerkurses abhängig zu machen sei. Diese Bestimmung war von großer Bedeutung, denn sie sicherte den maßgebenden Einfluß des Alpenvereins auf die Ergänzung des Führerstandes, da ja die Zulassung zu den Führerkursen allein von ihm abhing.

Daraus erwuchs aber auch die Pflicht, nicht nur sorgfältige Auslese zu treffen, sondern überhaupt für die Ausbildung der Führer in bester Weise zu sorgen. Die Grundlage war schon vorhanden, da ja seit 1881 bereits Lehrkurse abgehalten worden waren, allerdings ohne eine feste Organisation. Diese schuf der Zentralausschuß Graz durch die Einrichtung ständiger Führerkurse an vier Orten und durch Aufstellung eines Lehrplanes, der wiederholt vom Zentralausschuß Innsbruck und zuletzt vom Zentralausschuß München auf Grund der Erfahrungen durchgesehen und verbessert wurde. Ursprünglich war auf den Unterricht in den theoretischen Fächern das Hauptgewicht gelegt worden, bis man erkannte, daß die gründliche Ausbildung in den praktischen Fächern — Kartenlesen, Hilfeleistung bei Unfällen und Technik des Bergsteigens — wichtiger sei, und in diesem Sinne nun den Lehrplan gestaltete, der auch die Anerkennung der Schulbehörde gefunden hatte. Für die Ausstattung der Kurse mit Lehrmitteln wurde reichlich gesorgt; von dem Handbuche „Anleitung zur Ausübung des Führerberufes" erschienen zwei neue Ausgaben (1896 und 1906), die letztere in vollständig neuer Bearbeitung.

Der Ausbau dieser Einrichtung der Führerkurse ist unstreitig eines der verdienstvollsten Werke des Alpenvereins, der hierfür namhafte Opfer brachte, die aber auch durch Erfolge belohnt wurden. Er hat es erzielt, daß derzeit im Ostalpengebiete mit Ausnahme weniger alter Führer und einiger Wegweiser in den Voralpen fast alle Führer in Kursen ausgebildet sind. Seit 1895 fanden 53 Kurse statt, die 1171 Teilnehmer zählten.

Innsbruck	15 Kurse	451 Teilnehmer		Villach	7 Kurse	115 Teilnehmer	
Bozen	14 „	281 „		Graz	2 „	38 „	
Salzburg	14 „	252 „		Leoben	1 „	34 „	

Die Teilnehmer erhalten die Hin- und Rückfahrt zum Kurs-Orte vergütet, werden unentgeltlich untergebracht und verpflegt, erhalten alle erforderlichen Karten, die „Anleitung zur Ausübung des Führerberufes" und ein Handbüchlein über Hilfeleistung bei Unfällen, sowie auch Verbandzeug und Kompaß. Die Zeugnisse werden, um Mißbräuche zu verhüten, nicht den Teilnehmern selbst verabfolgt, sondern den Aufsichts-Sektionen zur Vorlage an die Behörde erst dann, wenn um die Autorisierung nachgesucht wird.

Eine Erweiterung erfuhr die Unterrichts-Tätigkeit des Alpenvereins durch die Einführung der Schi-Kurse im Jahre 1902, von denen die meisten Herr Willy Rickmer-Rickmers leitete. Die Zahl der Teilnehmer betrug insgesamt 187. Auch bei diesen Kursen erhielten die Teilnehmer Reisekosten, unentgeltliche Unterkunft und Verpflegung, sowie die Schneeschuhe auf Kosten des Vereins. Nachdem nun in allen für den Schneeschuhsport in Betracht kommenden Gebieten ausgebildete Führer sich befinden, ferner von den verschiedenen Schi-Vereinen allenthalben Kurse veranstaltet werden, entfällt die Notwendigkeit für den Alpenverein,

selbst solche abzuhalten; der Zentralausschuß München beschloß daher, sich darauf zu beschränken, Führern, die an einem der Kurse der Schi-Vereine teilnehmen, die Schneeschuhe beizustellen. Für die Kurse wurden in der Zeit 1895—1908 M. 105658, für die Ausrüstung der Führer M. 13814 ausgegeben.

Für eine gründliche Ausbildung der Führerschaft ist somit im Laufe dieses Zeitraumes in hinlänglicher Weise gesorgt worden; es blieb noch die Aufgabe, auch auf Einhaltung von Zucht und Ordnung zu sehen. Die Führeraufsicht war schon in den Jahren 1880—84 im allgemeinen geregelt worden, und so lange noch die „patriarchalischen Verhältnisse" bestanden, war sie nicht schwer zu handhaben. Die neuen Verhältnisse stellten aber auch hier höhere Anforderungen und es zeigte sich die Notwendigkeit, diese Einrichtung vollkommener zu gestalten. Der Zentralausschuß Innsbruck stellte in dieser Hinsicht eine Reihe von Grundsätzen auf, die von der Generalversammlung Meran 1902 genehmigt wurden. Der wichtigste war, daß die regelmäßige Abhaltung von Führertagen — mindestens eines, wenn irgend möglich zweier in jedem Jahre — den Aufsichtssektionen zur Pflicht gemacht wurde. Auf diesen Tagen ist vor allem die Ausrüstung der Führer zu untersuchen, ob sie in tadellosem Zustande sei, die Führer werden an ihre Pflichten erinnert, eingelaufene Klagen über Verfehlungen entsprechend erledigt und Wünsche entgegengenommen; wenn möglich findet ein kurzer Wiederholungsunterricht in der Hilfeleistung statt, auch wird der Gesundheitsstand geprüft. Zu diesen Tagen werden auch alle Träger einberufen, um jene, die zu den Führerkursen sich melden, auf ihre Eignung zum Führerberufe prüfen zu können. Über den Verlauf der Tage ist dem Zentralausschuß Bericht zu erstatten.

Diese Einrichtung der Führertage hat überall, wo sie strenge durchgeführt wurde, die besten Folgen gezeitigt. Sie stellte eine engere Fühlung zwischen Führerschaft und den Aufsichtssektionen her, und die stetige erziehliche Tätigkeit übte einen nachhaltigen Einfluß. Wertvoll erwies sich besonders die scharfe Kontrolle der Ausrüstung, die früher nicht selten mangelhaft war, was unter Umständen zur Gefährdung der Turisten führen konnte. Die Führer begannen dies auch einzusehen und fügten sich den erteilten Weisungen. Seitens des Zentralausschusses wurden alle Führer mit Verbandzeug versehen, und zum Schutze desselben gegen Verunreinigung stellte der Zentralausschuß Innsbruck Aluminiumhülsen bei, die durch den Zentralausschuß München durch Verbandtaschen ersetzt wurden.

Wenn der Alpenverein jetzt strengere Anforderungen an die Führer stellte, so steigerte er dafür auch seine Fürsorge, indem er nicht nur ihre Interessen gegenüber den unbefugten, „wilden" Führern wahrte, sondern auch die Leistungen der Führerkasse ausdehnte. Schon die Satzung vom Jahre 1900 brachte eine Erhöhung der Rentenbezüge, die neueste sieht eine erweiterte Witwenversorgung vor. Durch die Einrichtung der Kasse auf versicherungstechnischer Grundlage ist deren Leistungsfähigkeit wesentlich erhöht und gesichert worden.

In dem letzten Zeitraume betrugen die Widmungen der Zentralkasse M. 97500, die Beiträge der Sektionen M. 185372.40, zusammen M. 282872.70. An Renten und Unterstützungen wurden ausbezahlt M. 156145. Das Vermögen der Führerkasse erhöhte sich von M. 46284.84 im Jahre 1893 auf M. 261270.24 Ende 1908; die Zunahme in diesen 15 Jahren betrug somit M. 214985.

Für die Handhabung der Führeraufsicht erwies sich in manchen Fällen die Zersplitterung der Aufsichtsbezirke nicht günstig, namentlich dort, wo starke Führerschaften dicht nebeneinander wohnen, wie z. B. im Gebiete der Ötztal-Stubaier Alpen. Eine Zusammenfassung erschien zweckmäßig, und damit tauchte auch die Frage einer durchgreifenden Regelung der Aufsichtsbezirke auf, die

noch der endgültigen Lösung harrt. In Angriff genommen wurde sie vom Zentralausschuß Innsbruck, dem es auch gelang, in dem oben genannten Gebiet und im unteren Inntale die einheitliche Aufsicht herzustellen, die von der Sektion Innsbruck übernommen wurde. Diese Sektion führte auch mit Erfolg eine Neuerung ein, indem sie während der Reisezeit durch Mitglieder des Ausschusses die Führer auf den Turen kontrollieren läßt. Noch in einigen anderen Gebieten wurde eine Vereinigung der Aufsichtsbezirke erzielt, deren Vorteile wohl das Opfer rechtfertigen, das die Sektionen durch den Verzicht auf ihr bisheriges Recht zu bringen haben.

Eine Aufgabe von großer Schwierigkeit war die Regelung der Tarife, die notwendig geworden war, da viele derselben aus alter Zeit stammten und weder in formeller noch in sachlicher Hinsicht den neuzeitlichen Verhältnissen entsprachen. Der Hauptübelstand aber war, daß die Tarife aneinander grenzender Bezirke grobe Ungleichmäßigkeiten aufwiesen, was zu Streitigkeiten und Beschwerden Anlaß gab. Dies hatte seine Ursache darin, daß die Tarife von den Aufsichtssektionen selbständig erstellt wurden, ohne Rücksichtnahme auf die Nachbarn. Diesem Mißstande sollte durch die von der Generalversammlung Meran 1901 getroffene Bestimmung abgeholfen werden: alle Tarife seien der Führerkommission zur Prüfung und Begutachtung zu überweisen und ohne Genehmigung des Zentralausschusses dürfe kein Tarif der Behörde zur Genehmigung vorgelegt werden. Eine weitere Ergänzung erfuhr dieser Beschluß in der Generalversammlung Bozen 1904 dahin, daß auch die Ausarbeitung neuer Tarife für größere Gebirgsgruppen der Führerkommission übertragen wurde. Auf diese Weise hoffte man eine gewisse Einheitlichkeit im Tarifwesen zu erzielen. Die Kommission war zum ersten Male im Jahre 1901 zusammengetreten und hatte zunächst die „Allgemeinen Bestimmungen" für alle Tarife behandelt. Die ersten nach den neuen Grundsätzen bearbeiteten Tarife erschienen 1903 für Brixen, Defereggen, Hochpustertal und Mals; diesen folgten 1904 jene für Bozen, Kufstein, Lechtal, Mittenwald, Taufers, Zillertal, im Jahre 1905 für Bruneck, Dachsteingebiet, Gmunden, Kaisergebirge, Karwendel, Kochel, Mieminger und Wettersteingruppe, Tuxer Alpen; im Jahre 1906 Buchenstein und Enneberg, Julische Alpen, Ötztal und Stubai; im Jahre 1907 Hohe Tauern, Karawanken (Südseite); im Jahre 1908 für Ampezzo, Fassatal, St. Gilgen und Ortlergruppe.

Für die Ortlergruppe war nach langen, mühseligen Verhandlungen bereits im Jahre 1906 ein Tarif behördlich genehmigt worden, der jedoch auf Berufung der Führer in letzter Instanz vom Ministerium entgegen den Entscheidungen der Bezirkshauptmannschaft und Statthalterei aufgehoben wurde. Der zweite Tarif trat dann 1908 in Kraft. Auch gegen den Zillertalertarif war seinerzeit von den Führern Widerspruch erhoben worden, an der Festigkeit der Behörde und der Aufsichtssektion aber gescheitert. Ein Versuch der Zillertaler Führer, einen allgemeinen Streik herbeizuführen, blieb gänzlich erfolglos. Ebenso wurde im Dachsteingebiet der anfängliche Widerstand eines Teiles der Führerschaft nach kurzer Zeit aufgegeben.

Schwieriger gestalteten sich die Verhältnisse im Ötztal-Stubaiergebiet und in den Hohen Tauern. Im ersteren gelang es der Sektion Innsbruck, die Bewegung in der Führerschaft zu beruhigen, da der Zentralausschuß verschiedene Abänderungen des Tarifs, die in der Tat sachlich begründet waren, bewilligte. Was den umfassenden Tarif für die Hohen Tauern anbelangt, so wurde für verschiedene Teile derselben die von den Behörden erteilte Genehmigung wieder zurückgezogen, so daß eine neuerliche Durchsicht und Bearbeitung notwendig wird. Die gemachten Erfahrungen bewogen die Generalversammlung München 1908, den Beschluß der Generalversammlung Bozen wieder aufzuheben und nur die Bestim-

mung zu belassen, daß ohne Genehmigung des Zentralausschusses kein Tarif der Behörde zur Genehmigung vorgelegt werden dürfe, im übrigen aber dem künftigen Hauptausschusse die Feststellung der Grundsätze für Form und Einteilung der Tarife zu übertragen.

Die Tariffrage hatte, wie schon vorhin erwähnt, Bewegungen in der Führerschaft hervorgerufen und hauptsächlich den Anlaß zu jenen Bestrebungen gegeben, die auf Schaffung einer Berufsorganisation der Führer abzielten. Daß der Alpenverein einer solchen nicht grundsätzlich ablehnend gegenüberstehe, hat der Zentralausschuß offen erklärt. Noch herrscht aber in der ganzen Bewegung viel Unklarheit, und man muß erst abwarten, welche deutlichen Ziele und greifbaren Vorschläge sich ergeben werden. Die teilnahmsvolle und wohlmeinende Haltung, die der Alpenverein seit Anbeginn der Führerschaft gegenüber eingenommen hat, bürgt dafür, daß man leicht zu einer Verständigung gelangen kann, da ja auch die Führer ihre Anhänglichkeit an den Verein klüglich betont haben. Der künftige Hauptausschuß findet in der Lösung dieser Frage eine dankbare Aufgabe.

WISSENSCHAFTLICHES Im Jahrgange 1894 der Zeitschrift hatte im Anschluß an die Geschichte des Vereins Eduard Richter eine fesselnde Übersicht über „die wissenschaftliche Erforschung der Ostalpen seit Gründung des D. u. Ö. A.-V." veröffentlicht. In jenem Zeitraum stand in der Tat die wissenschaftliche Forschertätigkeit in ungemein engen Beziehungen zum Alpenverein und überhaupt zum Alpinismus, durch den vielfach erst die Aufmerksamkeit auf die in den Alpen sich ergebenden Probleme gelenkt wurde. Diese Beziehungen waren nicht nur persönlicher Art, insoferne die meisten der in den Alpen tätigen Gelehrten dem Vereine angehörten und an dessen Arbeiten sich beteiligten, sondern bestanden auch darin, daß die Zeitschrift damals ein wichtiges Organ für die Behandlung alpin-wissenschaftlicher Fragen bildete. Nicht wenige derselben waren erst aufgetaucht, was wohl begreiflich ist, denn man mußte doch zunächst die Alpenwelt genauer und näher kennen, ehe man auf die Probleme stieß, die ihre Eigenart bot. So fiel tatsächlich in den vorigen Zeitraum, wenn auch nicht der Beginn, so doch die Hauptentwicklung der Alpenforschung. Seither handelte es sich nur mehr um die Weiterführung und den Ausbau der damals gewonnenen grundlegenden Anschauungen; die Ergebnisse der neueren Forschung betreffen meist Einzelheiten, die für den Gelehrten von hohem Interesse sind, die der Laie aber weniger zu würdigen weiß. Es kann daher diesmal von einer Fortsetzung der vortrefflichen Arbeit Richters abgesehen werden; nach einem weiteren Jahrzehnt wird es vielleicht an der Zeit sein, alle die Fortschritte und Ergebnisse der wissenschaftlichen Alpenforschung in einem zusammenfaßenden Gesamtbilde wieder darzustellen.

War damals der Alpinismus Pionier und Begleiter der Alpenforschung, so trennten sich jetzt auch die Wege, da beide ihren besonderen Aufgaben für sich nachzugehen hatten. Gelöst wurden deshalb die Beziehungen nicht, nur nahmen sie teilweise eine andere Gestalt an, in mancher Hinsicht wurden sie sogar noch fester geknüpft. Der von der Generalversammlung Mainz 1890 eingesetzte Wissenschaftliche Beirat vermittelte die Verbindung mit der Gelehrten-Forschung, zu deren Unterstützung der Alpenverein nunmehr auch erheblichere Mittel aufwenden konnte. In den Voranschlag für 1895 waren hiefür nur M. 3000 eingestellt worden, jetzt werden jährlich M. 8000 für diesen Zweck gewidmet. In der Zeit von 1895 bis 1908 betrugen die Ausgaben für Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen M. 103028; für die meteorologische Station Zugspitze M. 8469; für Alpenpflanzengärten M. 9000 und für wissenschaftliche Ergänzungshefte M. 14405; zusammen somit M. 134903.

Von den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft erfreute sich von jeher die Gletscherforschung der Teilnahme und besonderen Förderung seitens des Alpenvereins. Es liegt dies in der Natur der Sache; die Gletscher sind die hervorragendste Eigentümlichkeit des Hochgebirgs, und wer sich mit ihnen beschäftigt, muß auch Alpinist sein. Die bedeutendsten Erfolge auf diesem Gebiete wurden unter Leitung Dr. S. Finsterwalders von Dr. Blümcke und Dr. Heß erzielt, die von ihnen ausgeführten Tiefbohrungen auf dem Hintereisferner haben in Fachkreisen berechtigtes Aufsehen erregt. Die zahlreichen Vermessungen und die Einrichtung ständiger Beobachtung bestimmter Gletscher wurden durch die Unterstützung des Alpenvereins ermöglicht, und wenn die Fortschritte der Gletscherforschung in den Ostalpen auf internationalen Kongressen Anerkennung gefunden haben, so darf der Alpenverein auch einen Teil derselben in Anspruch nehmen.

Förderung und Unterstützung fanden daneben noch besonders volkskundliche und Dialekt-Forschung, hydrologische Untersuchungen und Vermessung der Hochseen. Der Meteorologie hatte der Alpenverein schon früher einen wichtigen Dienst geleistet durch die Errichtung der Beobachtungsstation auf dem Sonnblick, zu dieser ist nun eine zweite Hochwarte auf der Zugspitze gekommen, deren Entstehung gleichfalls dem Alpenverein zu danken ist.

Der Alpenverein sorgte aber auch für die Veröffentlichung der Ergebnisse der Forschertätigkeit durch die bereits besprochene Einführung der Wissenschaftlichen Ergänzungshefte, die weitaus reicher mit Karten und Bildern ausgestattet werden konnten, als es früher in der Zeitschrift möglich war.

Die Zeitschrift selbst blieb deshalb wissenschaftlichen Aufsätzen keineswegs verschlossen. Man bedurfte ihrer aber jetzt nicht mehr zur Erörterung schwebender Fragen, die anderen inzwischen entstandenen Fachzeitschriften überlassen werden konnte, sondern bot übersichtliche Darstellungen gewonnener Ergebnisse, die auch für weitere Kreise anregende Belehrung gewährten.

FINANZEN Aus der Übersicht Seite 50/51 ist zu entnehmen, daß seit Bestehen des Vereins bei der Zentralkassa betrugen die

Einnahmen	M.	7304387.67
Ausgaben	„	7076940.69
somit erübrigt worden sind	M.	227446.98

Von dieser Summe wurden zugewiesen für

Betriebsfonds	M.	70000.—	Konto Alpenflora . .	„	30627.24
Darlehensfonds . . .	„	30000.—	Alpines Museum . .	„	20000.—
Pensionsfonds . . .	„	25000.—	Vorträge für 1909 u. 10	„	51819.74

Zu Ende 1893 betrugen der Betriebsfonds nur M. 20000.— und die Vorträge M. 31436.75; in den letzten fünfzehn Jahren hat sich also das Vermögen um M. 176010.— vermehrt.

Von den Ausgaben entfielen in Prozenten auf

	1869—1893	1894—1908	1869—1908
Vereinsschriften	58.83	53.42	54.91
Weg- und Hüttenbau	23.34	27.52	26.32
Besondere Ausgaben	9.01	10.85	10.32
Verwaltung	9.01	8.19	8.43

Eine vollständige Übersicht, welche Mittel der Gesamtverein für die einzelnen Zweige seiner Tätigkeit aufwandte, läßt sich leider nicht geben, da ein erheblicher Teil der Sektionen (116!) die wiederholt erbetenen Nachweise nicht lieferte. Die nachstehenden Ziffern der Sektions-Ausgaben sind daher unvollständig, in

Wirklichkeit waren diese weitaus höher. Immerhin gibt die Zusammenstellung ein Bild der Leistungen des Alpenvereins.

Veröffentlichungen.

Ausgaben der Zentralkasse für Zeitschrift, Mitteilungen und andere Schriften			M. 3410074.—

Weg- und Hüttenbau.

Ausgaben der Zentralkasse	M. 1863167.—		
„ „ Sektionen	„ 6072420.—		„ 7935587.—

Führerwesen.

Ausgaben der Zentralkasse zur Führerkasse	M. 119000.—		
„ „ Sektionen „ „	„ 220833.—		
	M. 339833.—		
„ „ Zentralkasse für Sonstiges	„ 173933.—		
„ „ Sektionen „ „	„ 48553.—		
	M. 222486.—		„ 562319.—

Wissenschaftliches.

Ausgaben der Zentralkasse	M. 163680.—		
„ „ Sektionen	„ 36590.—		„ 200270.—

Unterstützungen.

Ausgaben der Zentralkasse und des Kaiser-Franz-Josef-Fonds	M. 52133.—		
Ausgaben der Sektionen und aus Sammlungen	„ 581293.—		„ 633426.—

Sonstige gemeinnützige Zwecke.

Ausgaben der Zentralkasse	M. 200616.—		
„ „ Sektionen	„ 130949.—		„ 331565.—
			M. 13073241.—

Wenn mit einer Reihe nüchterner Ziffern diese kurze Geschichte abschließt, so entspricht dies nur der Eigenart einer Zeit, in der jegliche Bedeutung und jeglicher Wert in Ziffern bemessen und ausgedrückt zu werden pflegt. Welchen geistigen und Kulturgehalt sie jeweils darstellen, das zu entziffern überläßt man gewöhnlich dem Scharfsinn des Lesers. Hier ist die Erläuterung vorweg gegeben worden und aus dieser dürfte wohl zu ersehen sein, daß der Alpenverein die Macht, die er sich selbst schuf, auch im Dienste der Menschheit so gebrauchte, wie es einem Mächtigen geziemt, und er daher ein Recht hat, daß die Geschichte der Alpenländer seiner in Ehren gedenke.

ANLAGEN

I. ZENTRAL-AUSSCHUSS

Vorort	Präsidenten	Schriftführer	Kassier	Redakteur	Beisitzer
München 1869—70	**G. v. Bezold** E. Kleinschrod	J. Eilles Karl Hofmann	H. Waitzenbauer	Th. Trautwein	K. A. Decrignis, Dr. K. Haushofer, Th. Sendtner
Wien 1871	**Dr. F. v. Hochstetter,** Dr. Barth	Dr. M. Neumayr Dr. Sääf	J. Zulehner	Dr. E. v. Mojsisovics	Franz Gröger, P. Grohmann, Dr. Homann
Wien 1872—73.	**Dr. Barth** Fr. Gröger	Dr. C. Sääf (1872) Gustav Kleinstück Dr. Hermann v. Fünkh	Dr. Freih. v. Sommaruga	Dr. K. Haushofer	P. Grohmann, Dr. M. Neumayr (1872), Dr. v. Mojsisovics, Dr. Eduard Homann (1872), Dr. Moritz v. Stetzer, Dr. Karl Gussenbauer (1873), Dr. F. Grassauer
Frankfurt a. M. 1874—76.	**Dr. Th. Petersen** Dr. K. v. Fritsch (1874) L. v. Heyden	Dr. Häberlin v. Heyden (1874) Dr. J. Ziegler	Fr. Scharff	Dr. K. Haushofer	O. Engelhard, A. Mahlau, F. Wirth, A. v. Reinach
München 1877—79.	**Th. Sendtner** C. Arnold	L. Schuster H. Pfaff (1872) H. Riederer	M. Krieger	Th. Trautwein	C. Brandmiller, Dr. Buchner, J. Eilles, F. Wiedemann
Wien 1880—82.	**Dr. B. J. Barth** C. Adamek	Aug. Böhm C. Göttmann	A. Leonhard	Th. Trautwein	Dr. Wr. Fickeis, Dr. A. Klob, Arthur Oelwein, Dr. Jul. Pia (1881), A. R. v. Guttenberg
Salzburg 1883—85.	**Eduard Richter** H. Stöckl	Dr. M. Zeppezauer A. Posselt-Czorich (1883) Dr. Aug. Prinzinger	F. Gugenbichler	Th. Trautwein	Karl Petter, Dr. August Prinzinger jr. (1883), Ludwig Purtscheller, Ed. Sacher (1883), Heinrich Prinzinger, Hans Schmidt
München 1886—88.	**Dr. A. K. v. Zittel** Fr. v. Raesfeldt (1886), H. Pfaff	Ludwig Schuster Fr. Haas (1887) Dr. Max Lossen	L. Steub (1887) Fr. Haas	Th. Trautwein	Dr. Kleinfeller, O. v. Pfister, Dr. Rothpletz, Heinrich Schwaiger
Wien 1889—91.	**Carl R. v. Adamek** Dr. Albrecht Penck	Johannes Emmer Otto Fischer (1890) Dr. R. Grienberger	A. Leonhard (1890) Otto Friese	H. Heß	Dr. B. J. v. Barth, Freiherr de Ben-Wolsheim, Karl Göttmann, Arthur Oelwein
Berlin 1892—94.	**Dr. J. Scholz** Dr. Freiherr v. Richthofen	Dr. Werner L. G.-D. Germershausen	Paul Dielitz	J. Emmer	C. Landmann, Fr. Bramigk, O. Raif, J. Habel
Graz 1895—97.	**Dr. Alexander Rigler** Dr. Ed. Richter	Dr. Franz Streinz Dr. Rud. Schüßler	A. Fortner	H. Heß	C. Edler v. Prybila, Artur v. Schmid, Rudolf Wagner, Dr. H. von Zwiedineck-Südenhorst
München 1898—1900.	**W. v. Burkhard** Dr. E. Oberhummer	Heinrich Steinitzer Robert Rehlen	Friedr. Haas	H. Heß	Josef Maendler, Hermann v. Pfaff, Ernst Platz, Ludwig Schuster
Innsbruck 1901—6.	**Dr. Karl Ipsen** A. v. Schumacher	Dr. Adolf Hueber Dr. Franz Trnka	Jos. v. Posch	H. Heß	Dr. Josef Blaas, R. Czelechowsky, Anton Posselt-Czorich, Julius Zambra
München 1907—9.	**Otto v. Pfister** Ludwig Schuster	Karl Müller Josef Rockenstein	Friedr. Haas	H. Heß	Dr. Max Ahles, Dr. Giesenhagen, Robert Rehlen, Dr. Karl Uhl

II. WEG- UND HÜTTENBAU-AUSSCHUSS 1890—1908

Die eingeklammerten Zahlen hinter den Namen geben an, wie oft das Mitglied gewählt wurde. Die mit * bezeichneten Mitglieder bekleideten die Obmannsstelle.

Beiräte: C. v. Adamek-Wien, J. Aichinger-Villach, F. E. Berger-Warnsdorf (2), Dr. Bindel-Bamberg, A. Braun-Leipzig, Dr. Buchheister-Hamburg, Dr. Christomannos-Meran, Dr. v. Dalla Torre-Innsbruck, Dr. Donabaum-Wien, H. Forcher-Mayr-Bozen, C. Grelle-Hannover, Dr. Heinze-Leipzig, Kaebitzsch-Dresden, Kellerhauer, Chemnitz, C. Landmann-Berlin (Augsburg), Dr. H. Lorenz-Wien, Dr. Mayr-Rosenheim, R. Mitscher-Berlin, O. Nafe-Wien, Dr. E. Niepmann-Düsseldorf (Bonn), P. A. Pazze-Triest, Dr. Petersen-Frankfurt a. M., A. v. Posselt-Czorich-Innsbruck, R. Rehlen-München, J. Reichl-Steyer, P. Reisner-Wien, E. v. Renner-Stuttgart (3), Dr. A.

Rigler-Graz, Dr. Roschnik-Laibach, A. v. Schmid-Graz, Dr. J. Scholz-Berlin, *L. Schuster-München (3), H. Schwager-Würzburg, H. Seyfferth-Nürnberg, A. Steckner-Halle a. S., H. Stöckl-Salzburg (2), *Dr. Strauß-Konstanz, *J. Stüdl-Prag (4), *R. Sydow-Berlin (2), Dr. F. Trnka-Innsbruck.

Ersatzmänner: Dr. Arnold-Hannover, G. Becker-Karlsruhe (2), H. Cranz-Stuttgart, R. Czermak-Teplitz, H. Findenegg-Villach, M. Förderreuther-Kempten, Dr. Gaertner-Dresden, Dr. Grabendörfer-Pforzheim, A. v. Guttenberg-Wien, C. Hinterhuber-Salzburg, H. Hueter-Bregenz, Th. Jaenicke-Gera, Dr. C. Ipsen-Innsbruck, A. Karg-Kufstein, Fr. Kordon-Gmünd, O. Mayr-Augsburg, Dr. Paulcke-Freiburg, O. v. Pfister-München, A. Pfreimbtner-Pola, M. Platter-Bruneck, E. Probst-Immenstadt (2), J. Pock-Innsbruck, L. Purtscheller-Salzburg, A. Reitzenstein-Breslau, H. Rocholl-Magdeburg, v. Schmidt, Zabierow-Passau, M. Schneider-Coburg, R. Schucht-Braunschweig, Dr. Schultze-Stettin, Dr. R. Schüßler-Graz, H. Seippel-Hamburg, Dr. Sieger-Wien, V. Sohm-Bregenz, Veesenmeyer-Wiesbaden, A. Wachtler-Bozen, L. Walter-Villach, Dr. Wessely-Linz, G. G. Winkel-Kassel, Dr. O. Winckelmann-Straßburg, Dr. Zott-Landshut.

III. WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT (1900—1908)

*Dr. E. Brückner-Wien, Dr. S. Finsterwalder-München (4), Dr. Th. Fischer-Marburg, Dr. G. Geyer-Wien, Dr. J. Hann-Wien (2), Dr. Partsch-Leipzig (2), *Dr. A. Penck-Berlin (3), Dr. Fr. Ratzel-Leipzig, *Dr. E. Richter-Graz (2), Dr. F. v. Richthofen-Berlin (2), Dr. A. Schönbach-Graz, F. Seeland-Klagenfurt, Dr. J. Seemüller-Wien, E. Graf Zeppelin-Konstanz, Dr. v. Zittel-München.

IV. FÜHRER-KOMMISSION (1901—1908)

Beiräte: *F. E. Berger-Warnsdorf, Dr. Bindel-Bamberg, Dr. Bröckelmann-Berlin, W. v. Burkhard-München, Dr. Christomannos-Meran, Fr. Eyth-Bregenz, Forcher-Mayr-Bozen, *Dr. Grosser-Berlin (München), Dr. A. Rigler-Graz, Dr. R. Schüßler-Graz, *H. Stöckl-Salzburg, J. Stüdl-Prag.

Ersatzmänner: Dr. Buchheister-Hamburg, L. Kastner-München, Klaiber-Stuttgart, Fr. Kordon-Gmünd, Dr. Mayr-Kempten (Würzburg), Dr. Petersen-Frankfurt a. M., Dr. Roschnik-Laibach, Dr. K. Schulz-Leipzig, L. Walter-Villach, Dr. Zeppezauer-Salzburg.

V. GENERALVERSAMMLUNGEN

XXV. (XXI.) 1894. München. 10. August.

Vertreten 157 Sektionen mit 2360 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Das Reinerträgnis des Werkes: „Erschließung der Ostalpen" wird zu einem besonderen Fonds bestimmt für die Herausgabe wissenschaftlicher Werke (Ergänzungshefte).

2. Das Statut des Weg- und Hüttenbauausschusses wird endgültig genehmigt.

3. Die neuen Satzungen der Führerversorgungs- und Unterstützungskasse werden genehmigt. — Der von der G.-V. Zell a. See beschlossene feste Beitrag der Sektionen von 30 Pfennig für jedes Mitglied wird ganz der Führerkasse überwiesen. — Der Zuschuß aus der Zentralkasse an die Führerkasse wird auf M. 4000 erhöht. — Die Verwaltung der Führerkasse wird für die Zeit von zehn Jahren (1895—1904) der Sektion Hamburg übertragen.

4. Der Zentralausschuß wird ermächtigt, Verträge über Druck und Versendung der Publikationen auf längere Zeit abzuschließen.

5. Der jeweilige Zentralausschuß soll im vorletzten Jahre seiner Geschäftsführung bei der Generalversammlung eine vertrauliche Versammlung einberufen, welche die Wahl des nächsten Vorortes zu besprechen hat.

XXVI. (XXII.) 1895. Salzburg. 8. September.

Vertreten 132 Sektionen mit 2150 Stimmen.

1. Der Zentralausschuss wird ermächtigt, die Zeitschrift gebunden zu liefern; der Bezug ist jedoch fakultativ.

2. Der Zentralausschuß wird beauftragt, mit dem Generalsekretär einen Vertrag abzuschließen.

XXVII. (XXIII.) 1896. Stuttgart. 29. August.

Vertreten 153 Sektionen mit 2628 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Zur Erinnerung an das Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Josef I. wird ein Fonds begründet mit der Bestimmung zur schnellen Linderung der durch Elementarereignisse hervorgerufenen Not im Arbeitsgebiete des D. u. Ö. Alpenvereins. — Hiezu werden aus der Zentralkasse M. 10000 bewilligt.

XXVIII. (XXIV.) 1897. Klagenfurt. 7. August.

Vertreten 162 Sektionen mit 2831 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Betreffend Subventionierung von Weg- und Hüttenbauten werden folgende Grundsätze festgestellt: a) Strengste Prüfung der Bedürfnisfrage insbesondere bei Hüttenbauten; b) Reduktion aller weitausgreifenden Projekte auf das Maß des Notwendigen;

c) Subventionen für Hüttenbauten werden nur bis zu 50% der Kosten bezw. nur bis zur Höhe von M. 4000 gewährt; d) Sektionen, die bereits Hütten besitzen, erhalten für neue Unternehmungen erst in zweiter Linie eine Subvention; e) für Hüttenbauten, die den Charakter alpiner Wirtshäuser tragen, wird keine Subvention gewährt.

2. Der Zentralausschuß wird ermächtigt, den Umfang der Zeitschrift auf 25 Bogen zu erhöhen.

3. Das Statut des Kaiser-Franz-Josef-Jubiläums-Fonds wird genehmigt.

XXIX. (XXV.) 1898. Nürnberg. 13. August.

Vertreten 165 Sektionen mit 2671 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Das Übereinkommen mit der Kgl. Bayerischen Staatsregierung betreffend Erbauung einer meteorologischen Station auf der Zugspitze wird genehmigt.

2. Gründung der Laternbilder-Tauschstelle.

XXX. (XXVI.) 1899. Passau. 12. August.

Vertreten 163 Sektionen mit 2943 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Die Einstellung von M. 1000 in den Voranschlag für Subventionierung von Alpenpflanzengärten wird genehmigt.

2. Die neuen Satzungen für die Führerkasse werden angenommen.

3. Die Einsetzung einer Kommission für Führerangelegenheiten wird beschlossen; ferner werden Grundsätze für Führeraufsicht, Führertarife und Führeraspiranten aufgestellt.

XXXI. (XXVII.) 1900. Straßburg. 28. Juli.

Vertreten 148 Sektionen mit 2792 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Der Zentralausschuß wird beauftragt, über die Organisierung des Vortragswesens Erhebungen zu pflegen.

2. Für die Jahresberichte und Festschriften der Sektionen wird ein einheitliches Format empfohlen.

XXXII. (XXVIII.) 1901. Meran. 2. September.

Vertreten 167 Sektionen mit 3019 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Begründung der Zentralbibliothek.

2. Die vom Zentralausschuß aufgestellten ausführlichen Grundsätze betreffend Aspiranten, Führeraufsicht und Führertarife werden genehmigt.

3. Der Zentralausschuß wird ermächtigt, Schikurse für Führer einzurichten.

4. Der Zentralausschuß wird beauftragt, das Rettungswesen zu organisieren.

XXXIII. (XXIX.) 1902. Wiesbaden. 6. Sepember.

Vertreten 164 Sektionen mit 3247 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Der Organisationsplan für das Rettungswesen wird genehmigt.

2. Die Bibliotheksordnung wird genehmigt.

3. In Erläuterung der Statuten (§ 10 und 14) erklärt die Generalversammlung, daß Vorort und Zentralausschuß nach Ablauf der dreijährigen Amtsdauer mit einfacher Stimmenmehrheit wiedergewählt werden können.

XXXIV. (XXX.) 1903. Bregenz. 26. Juli.

Vertreten 176 Sektionen mit 3368 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Der Zentralausschuß wird beauftragt, ein Statut für die Führerkommission auszuarbeiten.

2. Die Einführung des neuen Vereinsschlosses und die Hüttenschlüsselordnung werden genehmigt.

XXXV. (XXXI.) 1904. Bozen. 4. September.

Vertreten 174 Sektionen mit 3119 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Zur Deckung der durch Hütteneinbrüche verursachten Schäden kann aus der Zentralkasse ein Zuschuß von 50% des nachgewiesenen Schadens, jedoch nur bis zum Höchstbetrage von M. 300 gewährt werden.

2. Führertarife sind in der Regel für ganze Gebirgsgruppen von der Führerkommission auszuarbeiten. — Ohne Zustimmung des Zentralausschusses darf kein Führertarif der Behörde zur Genehmigung vorgelegt werden.

3. Das Statut der Führerkommission wird genehmigt.

XXXVI. (XXXII.) 1905. Bamberg. 25. Juli.

Vertreten 159 Sektionen mit 3298 Stimmen.

Beschlüsse: 1. In den Voranschlag sind für wissenschaftliche Unternehmungen jährlich M. 2000 als „Eduard-Richter-Stipendium" einzustellen.

2. Der bisherige Beitrag der Sektionen (30 Pfg. für jedes Mitglied) zu der Führerkasse hat künftighin zu entfallen.

3. Die neue Bibliotheksordnung wird genehmigt.

4. Mitglieder des D. u. Ö. Alpenvereins sowie deren Ehefrauen sollen auf den Schutzhütten eine Ermäßigung der Hüttengebühren von 50% genießen.

XXXVII. (XXXIII.) 1906. Leipzig. 9. September.

Vertreten 181 Sektionen mit 3804 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Die Hüttenapotheken sollen einheitlich ausgestattet werden.

2. Die Hüttengebühren sollen grundsätzlich dahin geregelt werden, daß Nichtmitglieder das Doppelte des für die Mitglieder des D. u. Ö. Alpenvereins festgesetzten Betrages entrichten. — Die wesentlichsten Grundsätze für die Hüttenordnung werden festgestellt.

XXXVIII. (XXXIV.) 1907. Innsbruck. 14. Juli.

Vertreten 240 Sektionen mit 4668 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Während der Amtsdauer eines Zentralausschusses dürfen mit der Generalversammlung in der Regel nur einmal Festveranstaltungen verbunden werden.

2. Der Zentralausschuß wird beauftragt, neue Statuten auszuarbeiten.

3. Der Zentralausschuß wird beauftragt, über die Gründung eines Alpinen Museums Erhebungen zu pflegen.

4. Jede Alpenvereinshütte soll mindestens einen für Winterbesucher zugänglichen, heizbaren Raum enthalten.

XXXIX. (XXXV.) 1908. München. 18. Juli.

Vertreten 236 Sektionen mit 4817 Stimmen.

Beschlüsse: 1. Die neue Satzung des Gesamtvereins wird angenommen.

2. Die Errichtung eines Alpinen Museums in München wird beschlossen.

3. Bei Subventionen, welche als Ratenunterstützungen geplant sind, ist bereits mit dem ersten Bewilligungsbeschlusse die Zahl der in Aussicht genommenen Raten anzugeben.

4. Der Beschluß der Generalversammung Bozen betreffend Herstellung der Führertarife durch die Führerkommission wird aufgehoben und dem künftigen Hauptausschusse es überlassen, die Grundsätze für die von den Sektionen zu erstellenden Tarife aufzustellen.

VI. DIE SEKTIONEN DES D. U. Ö. ALPENVEREINS

Nachstehend sind die Sektionen nach der zeitlichen Reihenfolge — mit Angabe der Gründungstage, soweit sich diese ermitteln ließen — verzeichnet. Die erste Ziffer nach der laufenden Nummer bedeutet den Tag, die zweite den Monat. Die eingeklammerten Namen waren die ursprünglichen, welche die Sektionen früher führten. Die aufgelösten (†) Sektionen sind in liegender Schrift gedruckt.

1869.

1	9.	5.	München.
2	31.	5.	Leipzig.
3	15.	6.	(Wien) Austria. *Lienz* († 1878).
4	8.	7.	Augsburg.
5	3.	8.	Salzburg.
6	3.	9.	Frankfurt a. M.
7		9.	Heidelberg.
8	8.	10.	Memmingen.
9	28.	10.	Schwaben.
10	1.	11.	Innsbruck.
11	3.	11.	Bozen.
12		11.	Berlin.
13	1.	12.	Vorarlberg.
14	9.	12.	Traunstein.
15	14.	12.	Nürnberg. *Niederdorf* († 1874).

1870.

16	31.	1.	Karlsruhe.
17		2.	Graz.
18	3.	3.	Regensburg. *Bruneck* († 1873).
19	1.	5.	Darmstadt.
20	19.	5.	Prag.
21		5.	Villach.
22	2.	11.	Meran.

1871.

23	7.	9.	Allgäu-Kempten.
24			(Pinzgau) Zell a. See.
25			(Zell a.Z.) Zillertal.

1872.

26	9.	2.	Imst.
27	27.	2.	Klagenfurt. *Baden b. Wien* († 1878).

1873.

28	9.	4.	Dresden.
29	21.	4.	Trostberg.
30	19.	4.	Küstenland.
31		8.	Taufers. *Möllthal* († 1876).

1874.

Krain († 1878).
32 3. Mittenwald.
33 20. 3. Linz.
34 21. 3. Konstanz.
35 18. 4. Steyr.
36 17. 5. (Erzgeb.-Vogtland) Zwickau.
37 21. 5. Allgäu-Immenstadt
38 2. 7. Innerötztal.
39 20. 8. (Salzkammergut) Ischl.
40 13. 9. Mondsee.
41 31. 10. Aussee.

1875.

42 7. 1. Passau.
Ehrenberg in Reutte († 1879).
43 Landshut.
44 17. 5. Berchtesgaden.
45 18. 5. Waidhofen a. Y.
46 12. 6. Reichenhall.
47 9. Wolfsberg.
48 8. 10. Hamburg.
49 Brixen.

1876.

50 19. 2. Rheinland.
51 11. 4. Marburg a. Drau.
52 21. 5. Pongau.
Mürztal († 1878).
53 1. 7. Miesbach.
54 23. 10. Würzburg.
55 26. 10. Landeck.

1877.

56 26. 1. Kitzbühel.
57 15. 4. Kufstein.
Frankenwald († 1892).
58 2. 9. Hochpustertal.
59 19. 10. Rosenheim.
60 30. 12. Breslau.

1878.

Fichtelgebirge († 1888).
Iseltal († 1898).
61 28. 6. Asch.
62 18. 12. Lindau.

1879.

63 19. 4. Ulm.
64 15. 6. Coburg.
65 19. 9. Gera.

1880.

66 17. 1. Siegerland.
67 16. 5. Bruneck.
68 1. 12. Golling.

1881.

69 8. 1. Schwarzer Grat.
70 17. 1. Freiburg i. B.
71 6. 2. Weilheim-Murn.
72 12. Krain.
73 15. 12. Chemnitz.
74 12. Moravia.
75 12. Tölz.
76 23. 12. Möll tal.

1882.

77 1. 1. Greiz.
78 31. 1. Jena.
79 1. 2. Ampezzo.
80 4. 2. Wels.
81 28. 3. Wiesbaden.
82 16. 5. Fürth.
83 14. 11. (Vogtland) Plauen.
84 13, 12. Ingolstadt.
85 16. 12. Erfurt.
86 12. Mainz.

1883.

87 6. 1. Lausitz.
Lichtenfels († 1890).
88 5. Bad Gastein.
89 31. 5. Tegernsee.
90 23. 10. Amberg.
91 24. 11. Magdeburg.
92 12. 12. Braunschweig.

1884.

93 17. 2. Bonn.
94 17. 2. (Vinschgau) Mals.
95 18. 2. Minden.
96 1. 3. Hall i. T.
97 9. 3. (Oberes Ennstal) Radstadt.
98 3. 4. Wipptal.
99 20. 4. Fieberbrunn.
100 24. 4. Cilli.
Telfs († 1906).
101 8. 8. Gailtal.
102 2. 12. Starkenburg.
103 8. 12. Hallein.
104 8. 12. Weimar.
105 28. 12. Schwaz.

1885.

106 30. 1. Frankfurt a. Oder.
107 23. 3. Straßburg i. E.
108 18. 4. Hannover.
109 13. 5. Lienz.
110 16. 6. Burghausen.
111 27. 6. Mülhausen.
112 2. 7. Gröden.
113 11. Neuötting.
114 16. 12. (Falkenstein) Pfronten.
115 12. (Elmen) Lechtal.
116 12. Lungau.

1886.

117 1. 1. (Rote Erde) Essen.
Fränkische Schweiz († 1889).
118 1. 2. Obersteier.
119 4. 2. Mittl. Unterinntal.
120 14 2. Hallstatt.
121 21. 2. Teplitz-Nordböhmen.
122 19. 4. Reichenau.
Rauris († 1888).
123 14. 5. Halle a. S.
124 15. 5. Silesia.
125 18. 7. Eisacktal.
126 7. Sterzing.
127 1. 8. Gießen.
128 13. 9. Defereggen.
129 12. 10. Bamberg.
130 14. 10. Ladinia.
131 29. 10. Bremen.
132 17. 11. Fulda.
133 29. 11. Stettin.
134 20. 12. Saalfelden.
135 23. 12. Kitzingen.

1887.

136 15. 1. (Reutte) Füssen.
137 18. 1. Braunau-Simbach
138 20. 1. Ansbach.
139 28. 2. Warnsdorf.
140 16. 3. Schärding.
141 19. 3. (Semmering) Mürzzuschlag.
142 24. 3. Freising.
143 28. 3. Wartburg.
144 1. 4. Cassel.
Gröbming († 1891).
Nonsberg († 1900).
145 27. 5. Annaberg.
Castelruth († 1902).
Kremstal († 1892).
146 24. 9. Garmisch-Partenkirchen.
147 15. 11. Haida.
148 7. 12. Akad. S. Wien.
149 18. 12. Trient.

1888.

Görz († 1901).
Liezen († 1890).
150 13. 4. (Lothringen) Metz
151 3. 5. Ravensburg.
152 9. 9. Höchst a. M.
153 12. 10. Pfalzgau.
154 10. Oberpinzgau.
155 29. 10. Düsseldorf.
156 21. 11. Osnabrück.
157 12. 12. Pfalz.
158 14. 12. Bayreuth.
159 17. 12. Danzig.
Ammergau († 1892)

1889.

160 1. Sillian.
161 16. 4. Prutz-Kaunsertal.
162 11. 5. Hildesheim.
Pößneck († 1899).
163 16. 11. Thüringen - Saalfeld.
164 22. 11. Göttingen.
165 11. Landsberg a. L.
166 11. Meiningen.
167 28. 11. Baden-Baden.
168 11. 12. Erlangen.

1890.

169 7. 6. Schwerin.
170 8. 7. Königsberg.
171 8. 11. Neuburg a. D.
172 15. 11. Sonneberg.
173 11. Mittweida.
174 22. 12. Goslar.

1891.

175 15. 1. Bergisches Land.
176 1. Fassa.
Liburnia († 1897).
177 19. 2. Tübingen.
178 12. 4. Straubing.
179 31. 10. Schwabach.
180 10. 11. Akad. S. Graz.
181 15. 12. Heilbronn.
182 20. 12. Marburg i. Hessen
183 28. 12. Pforzheim.

1892.

184 Akad. S. Berlin (als Akad. Alpenverein im Juni 1889 gegr.).
185 2. 6. Lübeck.
186 24. 10. Neunkirchen.
187 5. 11. Prien.
188 11. 11. Meißen.
189 26. 11. Ölsnitz.
190 20. 12. Ennstal-Admont.
191 20. 12. Naumburg a. S.

1893.

192 18. 1. Kaiserslautern.
193 6. 4. Reichenberg.
194 29. 9. Bielefeld.
195 28. 11. Wolfenbüttel.
196 30. 11. Liegnitz.
197 8. 12. Kiel.
198 9. 12. Murtal.
199 14. 12. Hanau.
Oberwölz († 1903).

1894.

200 20. 3. Lend-Dienten.
Gottschee († 1899).
201 17. 4. Aachen.
202 17. 4. Krefeld.
203 5. 5. Kulmbach.
204 6. 5. Obergailtal.
205 13. 6. Eger.
206 3. 5. Schladming.
207 12. 9. St. Pölten.
208 25. 9. Hildburghausen.
209 9. 11. Gleiwitz
210 4. 12. Nördlingen.
211 12. 12. Guben.

1895.

212 17. 2. Anhalt.
213 14. 11. Krems.
214 17. 11. Gotha.
215 3. 12. Dillingen.
216 20. 12. Bludenz.
217 27. 12. Bayerland.
218 29. 12. Biberach.
Klausen († 1899).

1896.

219 1. 1. Fusch.
220 18. 1. Donauwörth.
221 2. Tecklenburg.
222 29. 6. Neukirchen i. P.
223 26. 8. Rauris.
224 15. 11. Gmünd.
225 25. 11. Barmen.
226 16. 12. Aschaffenburg.
227 16. 12. Hof.
228 21. 12. Dortmund.
229 21. 12. Oberhessen.
230 23. 12. Kreuzburg.
Lurnfeld-Mölltal († 1898).

1897.

231 1. 1. Neustadt a. H.
232 2. 1. Zeitz.
233 1. 2. Pirmasens.
234 3. 3. Lengenfeld.
235 1. 4. Wasserburg.
236 8. 7. Oberstaufen.
237 3. 11. Haag.
238 11. Forchheim.

1898.

239 1. 1. Aichach.
240 5. 1. Schweinfurt.
241 3. 2. Welschnofen.
242 11. 3. Landau.
243 3. 4. (Oberdrautal) Spittal a. Drau.
244 19. 11. Posen.
245 10. 12. Schrobenhausen.
246 11. 12. Stollberg.
247 12. 12. Düren.
248 28. 12. Oberland.

1899.

249 1. 1. Speyer.
250 10. 2. Rostock.
251 13. 4. Worms.
252 31. 5. Mark Brandenburg.
253 18. 12. Eichstätt.

1900.

254 8. 3. Deggendorf.
255 4. Mindelheim.
256 25. 4. Windischmatrei.
257 17. 10. Waldenburg.
258 18. 11. Goisern.
259 4. 12. Pfunds.
260 10. 12. Aibling.
Hopfgarten († 1905).

1901.

261 11. 2. Cottbus.
262 2. Bromberg.
263 3. 3. Apolda.
264 15. 3. Weiden.
265 13. 7. Akad. S. Dresden.
266 25. 10. Neu-Ulm.
267 1. 12. Duisburg.
268 2. 12. Schwelm.
269 16. 12. Hohenstaufen.

1902.

270 16. 2. Karlsbad.
271 20. 2. Schliersee.
272 10. 3 Gmunden.
273 14. 3. Starnberg.
274 19. 3. Mittelfranken.
275 10. 6. Akad. S. Innsbruck.
276 11. 6. St. Gilgen.
277 23. 8. Mallnitz.
278 23. 10. Bautzen.
279 8. 12. Pößneck.
280 23. 12. Hochland.
281 23. 12. Männer-Turnverein München.

1903.

282 18. 2. Rothenburg.
283 24. 2. Matrei.
284 20. 3. Tutzing.
285 2. 4. Bruck a. M.
286 18. 5. Döbeln.
287 20. 5. Saarbrücken.
288 27. 5. Hagen.
289 1. 7. Gablonz.
290 8. 7. Abtenau.
291 27. 10. Detmold.
292 10. 11. Adorf.
293 28. 11. Gelsenkirchen.
294 5. 12. Münster - Westfalen.
295 9. 12. Freiberg.
296 9. 12. Schmalkalden.
297 16. 12. Frankenthal.
298 29. 12. Buchenstein.

1904.

299 5. 1. Markneukirchen.
300 14. 1. Aussig.
301 19. 3. Zweibrücken.
302 21. 4. Turnverein Nürnberg.
303 18. 7. Arco-Riva.
304 7. Mitterndorf.
305 13. 10. Noris.
306 14. 10. Deutsch-Fersental.
307 20. 10. Offenbach.
308 12. 11. Weyer.
309 18. 11. Liesing.
310 19. 11. Mödling.
311 21. 11. Coblenz.
312 13. 12. (M.-T.-V.) Stuttgart.
313 28. 12. Offenburg. *Schwarzach* († 1906).

1905.

314 19. 1. Wien.
315 3. 2. Baden b. Wien.
316 13. 2. Schwarzwald.
317 19. 3. Kärntner Oberld.
318 12. 8. Spittal a. Pyhrn.
319 26. 9. Rudolstadt.
320 29. 9. Reichenbach.
321 22. 11. Reutlingen.
322 6. 12. Hohenzollern.
323 16. 12. Recklinghausen.

1906.

324 22. 1. Weinheim.
325 30. 1. Wiener Neustadt.
326 3. 2. Windischgarsten.
327 9. 5. Auerbach.
328 12. 6. Griesbach.
329 7. 7. Reutte.
330 7. Holzgau.
331 5. 8. Lahr.
332 29. 9. Wettin.
333 9. 10. Meißner Hochland,
334 27. 11. Hofgastein.
335 7. 12. Kissingen.
336 8. 12. Alp.-V. Krefeld. *Windischgraz* († 1909).

1907.

337 1. 1. Köflach.
338 1. 1. Sauerland.
339 1. 1. Weiler i. A.
340 12. 2. Seiseralpe.
341 6. 3. Wilhelmshaven.
342 10. 3. Markt Redwitz.
343 22. 3. Vöcklabruck.
344 27. 3. Potsdam.
345 3. Achental.
346 16. 11. Jung-Leipzig.
347 8. 12. Aue.
348 23. 12. Sachs.-Altenburg.

1908.

349 24. 3. Klausen.
350 4. 4. Lindau-Land.
351 14. 4. Kronach.
352 7. Baar.
353 24. 11. Lambach.
354 6. 12. Passeier.
355 10. 12. Teisendorf.
356 11. 12. Wanderfreunde.

1909.

357 3. 1. Wolfratshausen.
358 5. 3. Liechtenstein.
359 30. 3. Halberstadt
360 4. 4. Lenggries.
361 19. 5. Mühldorf.
362 8. 6. Gutenstein.
363 29. 6. Lechrain.

VII. SCHUTZHÜTTEN

In der nachstehenden Übersicht sind die eingerichteten Schutzhütten (also mit Ausschluß der offenen Unterstandshütten) nach der Zeit ihrer Entstehung bezw. Erwerbung geordnet. Die mit * versehenen waren ursprünglich in fremdem Besitz und wurden erst später vom Alpenverein erworben. Die eingeklammerten sind entweder aufgelassen oder durch Neubauten ersetzt worden.

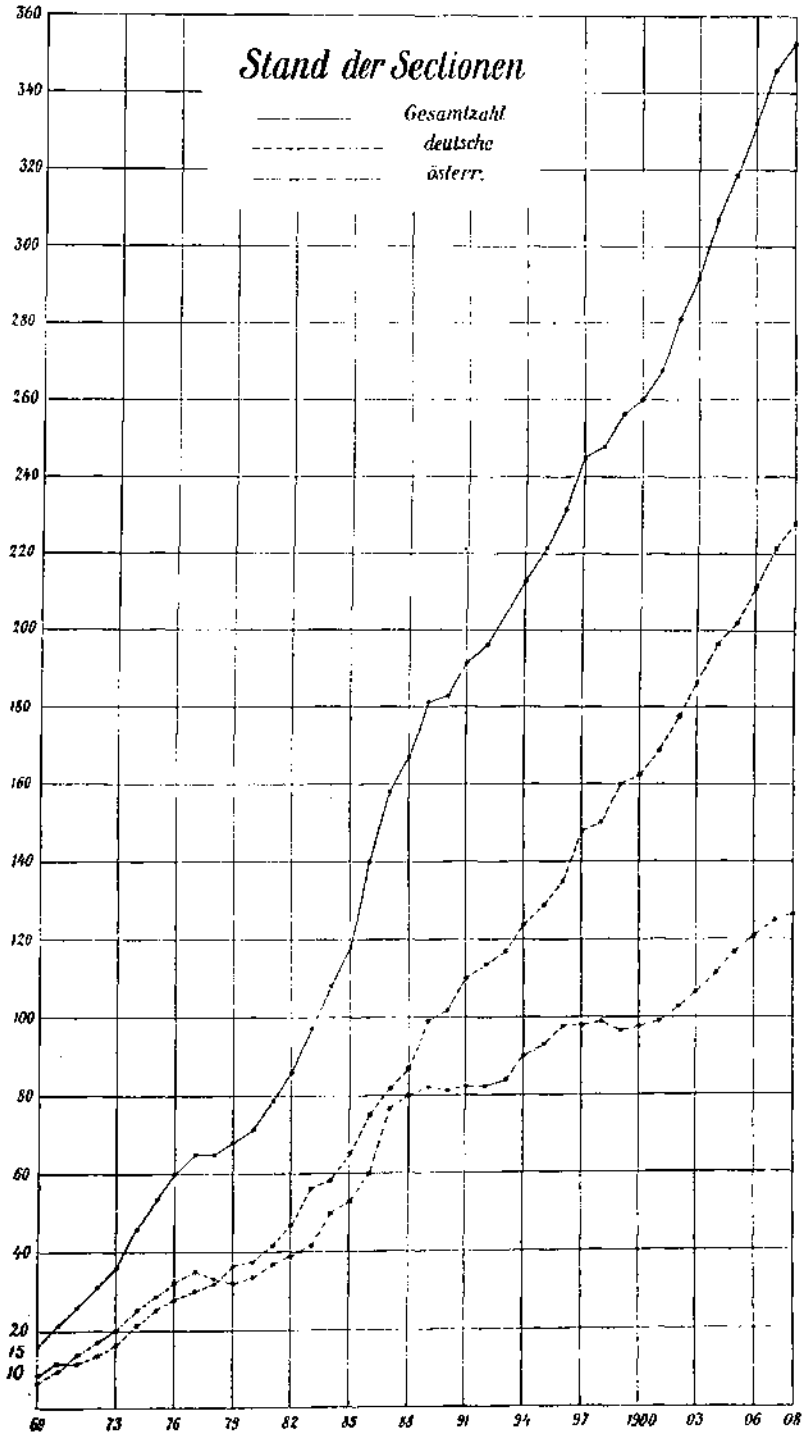
1868. Stüdl-Hütte.
1870. Douglass-, Hofmanns-Hütte.
1871. Johannis-Hütte.
1872. Clara-Hütte, *Villacher Alpenhäuser, (Kaindl-Hütte).
1873. Knorr-Hütte, Gepatsch-Haus, (Prager-Hütte).
1874. Muttekopf-, Taschach-, Hirzer-Hütte, Koralpen-Haus, Manhart-Hütte, (Schneeberg-Hütte).
1875. Freschen-Haus, Waltenberger-Haus, Dresdner-, Kürsinger-, Rudolfs-, Laugen-, Payer-Hütte.
1876. Sonklar-Hütte, Glockner-Haus.
1877. Simony-, Rieserferner-Hütte.
1878. (Steinbergalm-Hütte.)
1879. Tillauna-, Berliner-, Mandron-Hütte, (Grobgestein-Hütte).
1880. Fuatensee-, Austria-Hütte, (Nevesjoch-, Elend-, Wischberg-Hütte).
1881. Prinz-Luitpold-Haus, Anger-, Olperer-Hütte, Seebichl-Haus, Baumbach-Hütte.
1882. Loser, Jamtal-, Breslauer-, Villacher-, Zufall-Hütte, (Schwarzenberg-Hütte).
1883. Hinterbärenbad-Hütte, Untersberg-Haus, Karlsbader-, Dreizinnen-, Sachsendank-Hütte, (Salm-Hütte).
1884. Krottenkopf-Hütte, Madlener-Haus, *Okreseł-Hütte, *Villacher Alpenhäuser, (Dalmer-Hütte).
1885. Rappensee-, Augsburger Hütte, Riemann-Haus, Konstanzer-, Franz-Senn-, Feldner-Hütte, Schiern-Haus.
1886. Memminger-, Linzer-, Nürnberger Hütte, Zittel-Haus, Tofana-, *Bergl-, *Koroschitza-, Bertha-Hütte, (Orsini-Rosenberg-, Stou-Hütte).
1887. Willersalpe, Brünner-, Magdeburger-, Grohmann-, Kellerjoch-, Lenkjöchl-, Pollnik-, Plose-, Grasleiten-, Naßfeld-Hütte, Deschmann-Haus.
1888. Hochgründeck-, Watzmann-Haus, Prochenberg-, Rauhenkopf-, Amberger-, Riffler-, Hannoversche-, *Schaubach-, Regensburger-, Leitmeritzer Hütte, (Hocheder-Hütte).
1889. Aggenstein-, Darmstädter-, Heidelberger-, Edel-Hütte, Furtschagel-Haus, Puz-, Goldeck-Hütte, (Neue Teplitzer Hütte, Erzh.-Marie-Valerie-Haus.)
1890. Nebelhorn-Haus, Lienzer-, Spielereck-Hütte.
1891. Kemptner-Hütte, Alpel-Haus, Erzh.-Otto-Schutzhaus, Lodner-, *Müller-, Warnsdorfer-, Helm-, Pfalzgau-Hütte, (Gussenbauer-Hütte).
1892. Wildseeloder-Haus, Passauer-, Braunschweiger-, Tribulaun-, Düsseldorfer-, Golica-Hütte, (Kübelgrund-Hütte).
1893. Tannheimer-, Schönjöchl-, Weißkugel-, Greizer Hütte.
1894. Höllental-, Bettelwurf-Hütte, Brünstein-Haus, Freiburger Hütte, Kaiserin-Elisabeth-Haus, Schwarzenstein-, Grazer-, Bamberger-, Langkofel-, Canin-Hütte.
1895. Admonter-, Casseler-, Chemnitzer-, Erfurter-, Gerner-, Hochstein-, Troppauer Hütte, Kronplatz-Haus (8).
1896. Ascher-, Hildesheimer-, Karlsruher-, Seisera-, Wiesbadner Hütte, Logartal-Haus (6).
1897. Bonner-, Bremer-, Canali-, Halle'sche-, Hanauer-, Praviale-, Scheiben-, Stettiner-, Schlüter-, Mainzer-Wolayersee-, Zois-Hütte, Contrin-Haus, Münchner Haus (14).
1898. Habach-, Meller-, Nördlinger-, Reichenstein-, Vajolett-Hütte, Teplitzer Schutzhaus (6).
1899. Gaudeamus-, Landshuter-, Lindauer-, Osnabrücker-, Plauener-, Schmidt-Zabierow-, Zwickauer Hütte (7).
1900. Barmer-, Elmgruben-, Gleiwitzer-, Kölner-, Otto-Mayr-, Starkenburger-, Steirersee Hütte, Purtscheller-Haus (8).

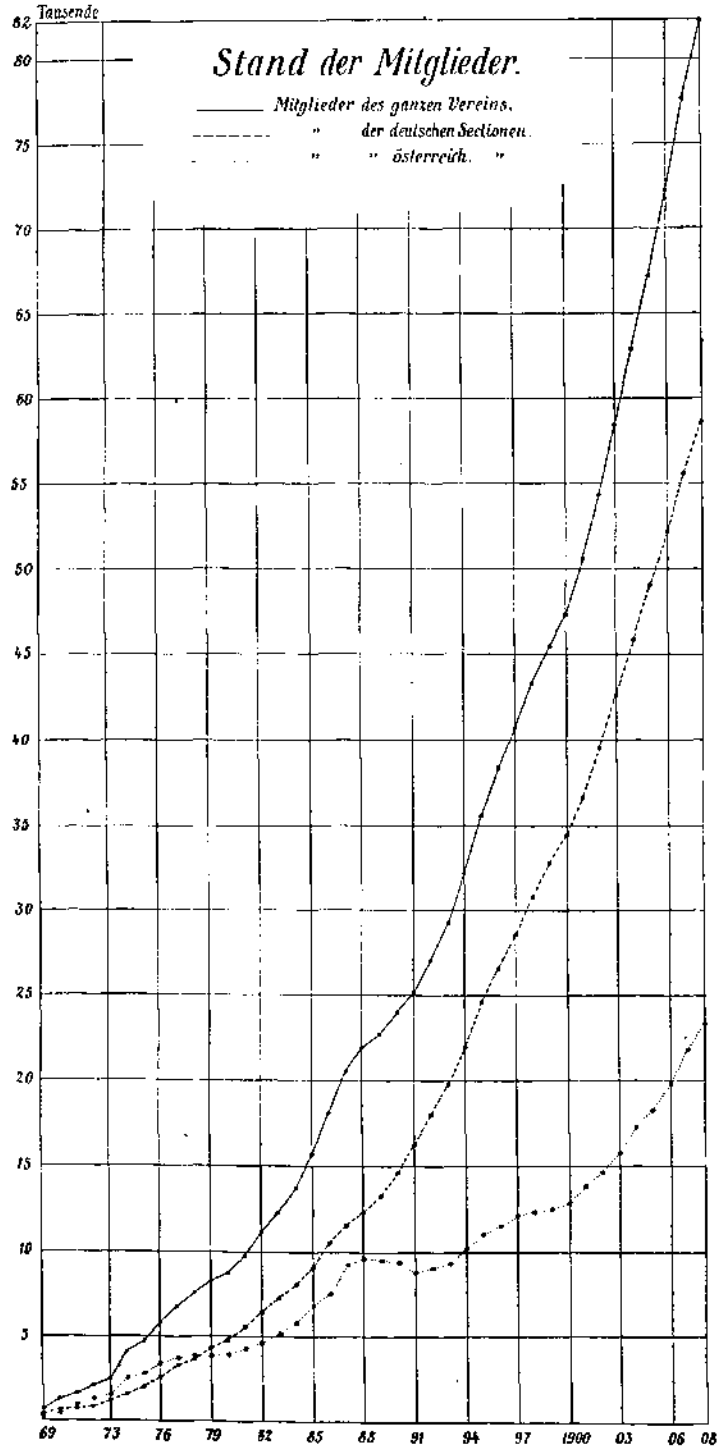
1901. Coburger-, Ortler Hochjoch-, Pforzheimer-, Traunsteiner-, Vernagt-, Voß-, Winnebachsee-, Zittauer-Hütte, Halleranger-, Stöhr-, Vorderkaiserfelden-Haus (11).
1902. Findenegg-, Hofpürgl-, Sarotla-, Stripsenjoch-Hütte, Heinrich-Schwaiger-Haus (4).
1903. Essener-, Fürther-, Kaunergrat-, *Maria-Theresien-, Pisciadusee-, Raschötz-, Rosenheimer-, *Triglavseen-, Ulmer-, *Valvasor-Hütte (10).
1904. Gmünder-, Neue Prager-, Tegernseer Hütte, Sellajoch-Haus (4).
1905. Kaufbeurer-Haus, Oberzalim-, Reichenberger-, Straßburger-Hütte (4).
1906. Adolf-Zoeppritz-Haus, Bamberger-Haus, Ansbacher-, Klagenfurter-, Lamsenjoch-, Murauer-, Neuburger-, Ostertag-, Salzkofel-, Tuxerjoch-, Verpeil-Hütte (11).
1907. Egerer-, Simms-, Neugersdorfer-, *Roßhüttenalpe-, *Sammoar-, Wormser Hütte, *Hochjoch-Hospiz (7).
1908. Adamek-, Neue Kellerjoch-, Reichenhaller-, Staufner-, Tübinger-, Tutzinger-, Zwölferhorn-Hütte, Erzh.-Karl-Franz-Josef-Haus, Karwendel-, Westfalen-Haus (10).
1909. Brandenburger Haus, Antermojasee-, *Brixner-, Erich-, Hochland-, Höchster-, H. Hueter-, *Klausener-, Krefelder-, Reutlinger Hütte, Stubaim-Haus (11).

VIII. STAND DER SEKTIONEN UND MITGLIEDER

In nachstehender Übersicht ist die Zahl der Sektionen angegeben, die in dem betreffenden Jahre »aktive« waren, d. h. Beiträge an die Zentralkasse abführten.

Jahr	Sektionen				Mitglieder					
	Zahl	deutsche	österr.	Zunahme	Zahl	Zunahme	deutsche	%	österr.	%
1869	16	9	7	—	702	—	497	70.8	205	29.2
70	22	12	10	9	1197	495	712	59.53	485	40.47
71	26	12	14	4	1584	387	721	45.52	863	54.48
72	31	14	17	5	2099	515	925	44.09	1174	55.91
73	36	16	20	5	2394	295	1052	43.93	1342	56.07
74	46	21	25	10	4074	1680	1516	37.21	2558	62.79
75	54	25	29	8	4844	770	1991	41.14	2853	58.86
76	60	28	32	6	5901	1057	2611	44.24	3290	55.76
77	65	30	35	5	6867	966	3209	46.75	3658	53.25
78	65	32	33	—	7588	721	3777	49.77	3811	50.23
79	68	36	32	3	8192	604	4378	53.43	3814	46.59
80	71	37	34	3	8753	561	4776	54.55	3977	45.45
81	79	42	37	8	9840	1087	5556	56.46	4284	43.54
82	86	47	39	7	11091	1151	6407	57.77	4684	42.23
83	97	56	41	11	12274	1183	7201	58.66	5073	41.34
84	108	58	50	11	13878	1604	8019	57.78	5859	42.22
85	118	65	53	10	15870	1992	9036	56.94	6834	43.06
86	140	75	65	22	18045	2175	10522	58.30	7523	41.70
87	158	82	76	18	20609	2564	11500	55.8	9109	44.2
88	167	87	80	9	21992	1383	12341	56.09	9651	43.91
89	181	99	82	14	22830	838	13255	58.06	9575	41.94
90	183	102	81	2	24068	1238	14722	61.17	9346	38.83
91	192	110	82	9	25136	1068	16266	64.72	8870	35.28
92	196	114	82	4	27092	1956	18067	66.69	9025	33.31
93	200	116	84	4	29286	2194	19887	67.9	9399	32.1
94	214	124	90	14	32163	2877	22040	68.06	10123	31.94
95	222	129	93	8	35767	3604	24758	69.22	11009	30.78
96	232	135	97	10	38442	2675	26758	69.61	11684	30.39
97	245	148	97	13	40828	2386	28746	70.41	12082	29.59
98	248	150	98	3	43228	2400	30941	71.58	12287	28.42
99	256	160	96	8	45429	2201	32954	72.54	12475	27.46
1900	260	163	97	4	47401	1972	34460	72.7	12941	27.3
01	268	169	99	8	50797	3396	36866	72.58	13931	27.42
02	281	178	103	13	54413	3616	39610	72.8	14803	27.2
03	292	186	106	11	58605	4192	42802	73.04	15803	26.96
04	307	196	111	15	63041	4436	45921	72.84	17120	27.16
05	319	202	117	12	67375	4334	49094	72.87	18281	27.13
06	332	211	121	13	72281	4906	52295	72.35	19986	27.65
07	346	221	125	14	77757	5476	55792	71.75	21965	28.25
08	353	227	126	7	82077	4320	58729	71.56	23348	28.44


Stand der Sectionen
Gesamtzahl
deutsche
österr.
360
340
320
300
280
260
240
220
200
180
160
140
120
100
80
60
40
20
15
10
69
73
76
79
82
85
88
91
94
97
1900
03
06
08


Tausende
Stand der Mitglieder.
Mitglieder des ganzen Vereins.
" der deutschen Sectionen.
" " österreich. "
82
80
75
70
65
60
55
50
45
40
35
30
25
20
15
10
5
69
73
76
79
82
85
88
91
94
97
1900
03
06
08

IX. EINNAHMEN

Jahr	Mitglieds-Beiträge	Gewinn aus Vereinsschriften	Gewinn aus Vereinszeichen	Verschiedene Einnahmen	Anzeigen *Porto-Vergütung*	Zinsen	Gesamt-Einnahmen
69/70	7182 —	— —	— —	— —	— —	43 92	7225 92
70/71	9504 —	206 16	17 25	— —	— —	27 77	9755 18
72	12594 —	916 —	4 01	147 —	— —	197 18	13858 19
73	14364 —	5075 50	33 78	— —	— —	540 20	20013 48
74	24444 —	976 48	57 58	— —	— —	507 47	25985 53
75	29064 —	1654 86	— 30	— —	148 —	655 75	31522 91
76	35406 —	2284 35	326 78	308 75	163 37	684 49	39173 74
77	41202 —	1056 60	239 69	— —	52 —	871 87	43422 16
78	45528 —	1548 —	381 15	15 —	73 10	1301 10	48846 35
79	49152 —	1644 35	410 90	37 —	168 10	1138 91	52551 26
80	52518 —	846 86	282 81	20 57	686 13	1132 10	55485 47
81	59040 —	1173 08	425 20	37 60	298 05	1110 95	62084 88
82	66546 —	1494 54	430 95	515 43	726 75	1053 98	70767 65
83	73644 —	2388 96	306 67	3592 40	1905 60	666 96	82504 59
84	83268 —	922 35	406 50	2889 42	1151 20	719 10	89356 57
85	95220 —	1378 93	664 —	623 —	6651 46 *6583 94*	1446 48	112567 81
86	108270 —	1043 72	785 88	402 02	5719 93 *8309 47*	684 30	125215 32
87	123654 —	1142 56	1129 44	2136 93	6100 18 *9589 69*	1196 47	144949 27
88	131952 —	1581 03	622 65	1914 79	6168 11 *10223 38*	724 21	153186 17
89	136980 —	998 52	1019 16	2235 35	10157 60 *10151 14*	400 14	161941 91
90	144408 —	1307 60	632 86	1049 —	9134 93 *10954 99*	892 06	168379 44
91	150816 —	441 44	913 88	488 77	8645 84 *11317 63*	1235 51	173859 07
92	162552 —	775 29	1074 14	1422 56	9955 05 *12433 20*	1428 70	189640 94
93	175716 —	1317 92	900 21	833 98	14382 50 *13388 34*	1798 90	208338 35
94	192978 —	1754 64	1267 60	1089 33	14850 05 *14570 07*	1241 68	227751 37
95	214602 —	1337 —	1469 74	2222 15	9243 38	2178 45	231052 72
96	230652 —	1949 15	1292 01	1549 36	8904 85	2886 20	247233 57
97	244968 —	2906 56	1302 77	971 70	9802 63	2237 02	262188 68
98	259368 —	2747 —	1445 74	1315 97	9570 70	2796 60	277244 01
99	272574 —	2814 04	1370 05	819 37	9775 92	2220 90	289574 28
1900	284406 —	253 79	1344 15	509 49	9891 49	3875 60	300280 52
01	304782 —	2819 75	1773 24	1171 98	9299 70	5428 32	325274 99
02	326478 —	1531 12	1349 79	2145 43	9996 03	6302 58	347802 95
03	351630 —	1018 93	1383 04	1355 70	9778 98	7584 61	372751 26
04	378246 —	1378 25	1303 07	855 93	11633 12	6545 02	399961 39
05	404250 —	1460 15	1290 78	419 21	20618 72	6783 19	434822 05
06	433686 —	1874 54	1743 26	2267 90	21663 88	7837 72	468973 30
07	466542 —	2231 64	1460 30	264 56	23896 71	8591 57	502986 78
08	492462 —	2905 04	1260 40	84 06	21576 42	7569 72	525857 64
	6·690648 —	61155 70	32121 73	35711 71	282690 48 *107522 35*	94537 70	7·304387 67

X. AUSGABEN

Jahr	Zeitschrift *Rückkauf derselben*	Mitteilungen	Weg- und Hüttenbau	Besondere Ausgaben	Verwaltung	Gesamt-Ausgaben	+ Überschuß oder − Mehrausgabe
69/70	4915 92	— —	— —	— —	571 —	5486 92	+ 1739 —
71	8019 64	— —	1065 14	— —	191 73	9276 51	+ 478 67
72	5242 84	— —	1300 80	363 36	1290 10	8197 10	+ 5661 09
73	12901 14	— —	3421 28	814 36	1655 53	18792 26	+ 1221 22
74	18838 40	— —	4297 12	554 15	3528 53	22218 20	+ 3767 33
75	16057 95	5292 60	6625 82	2005 27	4300 68	34282 32	− 2759 41
76	17316 07	6728 49	5911 20	— —	5769 32	35725 08	+ 3448 66
77	15756 46	5670 83	8748 89	642 80	4267 61	35086 59	+ 8335 57
78	24747 62	5615 16	9921 33	15406 41	2271 32	57961 84	− 9115 49
79	24104 34	5230 87	12623 05	3542 80	3224 25	48725 31	+ 3825 95
80	23654 80	5054 20	13179 42	2422 80	4208 86	48520 08	+ 6965 39
81	28416 37	8439 36	13396 90	14546 86	3678 11	68477 60	− 6392 72
82	30006 74	11482 65	15501 75	13214 88	6859 85	77065 87	− 6298 22
83	34652 77	11850 18	12528 10	5045 66	5372 76	69449 47	+ 13055 12
84	35695 12	13579 20	20177 05	6939 70	7631 06	84022 13	+ 5334 44
85	29634 12	31837 40	24787 27	7967 12	7870 35	102096 26	+ 10471 55
86	35463 15 *794* —	36869 63	30563 53	12312 30	8712 63	124715 24	+ 500 08
87	45572 54 *1532* —	40467 22	40950 92	12175 90	10822 09	151520 67	− 6571 40
88	40360 89 *2018* —	44482 37	39802 05	11248 96	11063 25	148975 52	+ 4210 65
89	41596 57 *1944* —	43515 40	40368 95	10307 29	15699 26	153431 47	+ 8510 44
90	51662 35 *2326* —	45501 82	43653 91	11719 42	16818 79	171682 29	− 3302 85
91	55542 18 *2287* —	48103 93	42436 77	19180 24	18822 41	186372 53	− 12513 46
92	53218 01 *2363* —	45959 16	35097 98	12611 21	18016 47	167265 83	+ 22375 11
93	56628 44 *2438* —	54122 97	47511 92	20036 21	20465 45	201202 99	+ 7135 36
94	72761 41 *2725* —	58800 72	60582 70	33333 41	21336 88	249540 12	− 21788 75
95	68530 53 *2700* —	51870 22	56114 91	20223 33	20793 99	220232 98	+ 10819 74
96	73524 43 *3060* —	58185 62	58187 12	22200 95	23661 66	238819 78	+ 8413 79
97	76968 43 *3344* —	61689 79	66272 72	28922 92	23680 45	260878 31	+ 1310 37
98	89992 36 *3470* —	68354 71	66693 —	16792 36	24393 80	269700 23	+ 7543 78
99	84084 35 *3454* —	70587 04	66917 49	21925 33	23615 92	270089 24	+ 19485 04
1900	90186 34 *3590* —	66690 02	66917 49	24620 73	28084 64	280099 22	+ 20181 30
01	93737 94 *4852* —	54159 99	85507 26	34491 74	25575 70	308324 63	+ 16950 36
02	106198 12 *4413* —	69779 90	75286 11	52416 18	26932 16	335075 47	+ 12727 48
03	122417 29 *4781* —	73683 29	101365 53	33635 47	29490 44	365323 02	+ 7428 24
04	109527 02 *5473* —	79901 14	99599 54	41816 70	28302 64	364620 04	+ 35341 35
05	123098 27 *5926* —	83959 11	132142 26	47075 77	31032 —	423233 41	+ 11588 64
06	131028 12 *6469* —	90098 26	150651 58	49052 73	35211 91	462511 60	+ 6461 70
07	138321 29 *7502* —	96435 32	155432 86	61924 72	34574 33	494190 52	+ 8796 26
08	148047 37 *8609* —	103500 70	148118 59	59315 53	36760 85	503752 04	+ 22105 60
	2·233437 70 *85468* —	1·567449 27	1·863167 37	730805 57	596612 78	7·076940 69	+227446 98

KARTE DER ANKOGEL-HOCHALMSPITZGRUPPE

Maßstab 1:50000

E DER ANKOGEL - HOCHALMSPITZGRUPPE

Maßstab 1:50000

Herausgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen Verein

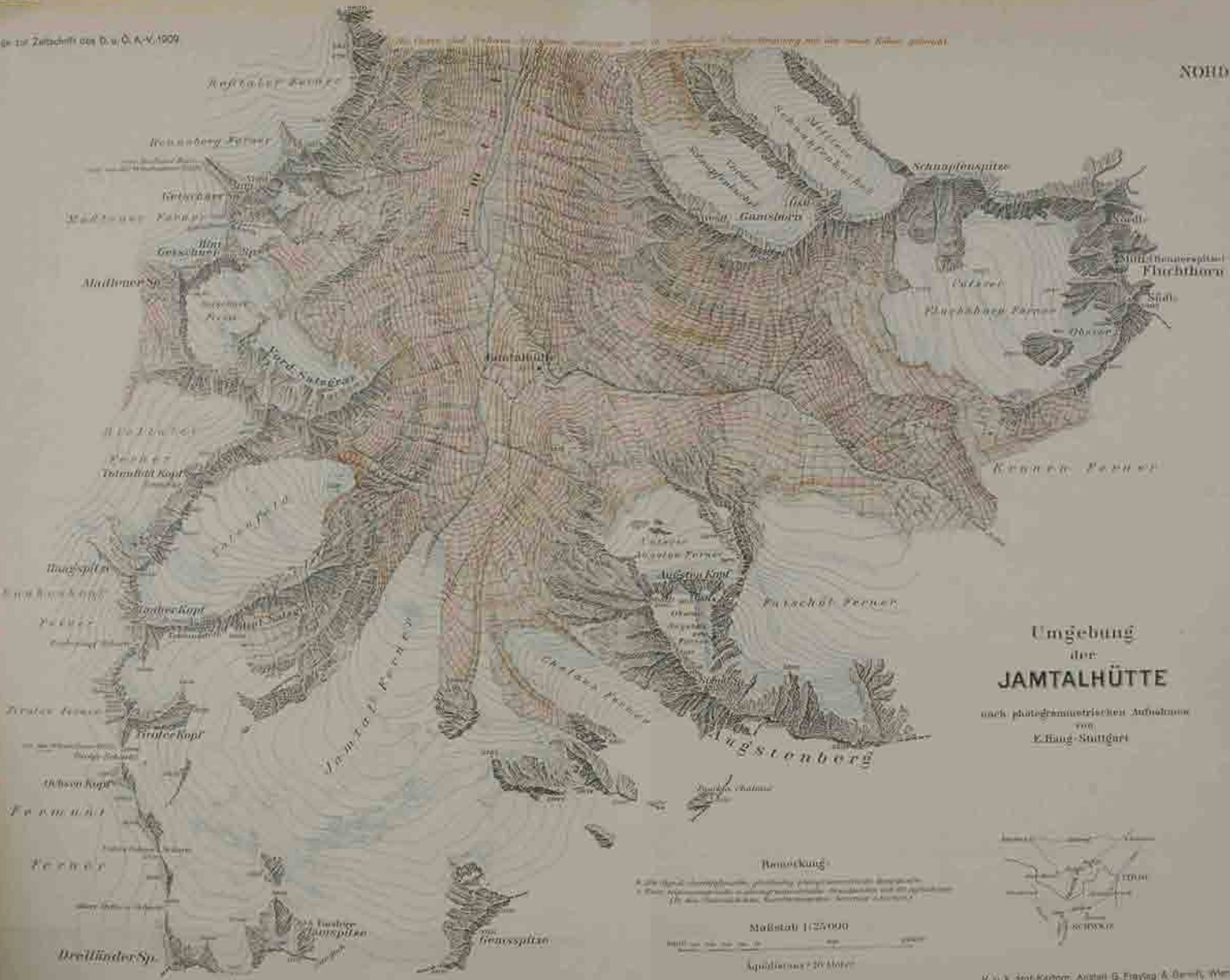
1909

Kartogr. Anst. G. Freytag & Berndt, Wien

Nach den Originalaufnahmen der k.u.k. Militärgeographischen Institutes in Wien
bearbeitet von Ludwig Ratzel

Herausgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen Verein

1909

Kartogr. Inst. G. Freytag & Berndt Wien

Beilage zur Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1909